BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36611206600017
<36611206600017
Bayer. Staatsbibliothek

Oec. 1032. -92

~~Oecon. Lex~~

14

Oec. gen. № 21.

R

S. Halle sc.

D. Johann Georg Krünitz's
ökonomiſch-technologiſche
Encyklopädie,
oder
allgemeines Syſtem
der
Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthſchaft,
und der Kunſt-Geſchichte,
in alphabetiſcher Ordnung:

Zuerſt fortgeſetzt
von
Friedrich Jakob Floerken,
nunmehr von
Heinrich Guſtav Flörke,
der philomatiſchen Geſellſchaft zu Berlin Mitgliede, der naturforſchenden Geſellſchaften zu Jena, Göttingen und Roſtock, ſo wie der botaniſchen Geſellſchaft zu Regensburg Ehrenmitgliede.

Zwey und neunzigſter Theil,
von Miſtbeller bis Mohur.

Nebſt 1 Kupfertafel auf ½ Bogen und 1 Bogen Tabellen.

Mit Königl. Preußiſchen und Churfürſtl. Sächſiſchen Privilegien.

Berlin, 1803.
In der Buchhandl. des Königl. Preuß. Geh. Commercien-Raths Joachim Pauli.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

M. M.

Miſtbeller, in einigen Gegenden ein Nahme des Murmelthiers. Auch ein Bauerhund, welcher immer auf ſeinem Miſte bellet, führet zuweilen dieſen Nahmen.

Miſtberg, zu Hervorbringung der Champignons, ſ. unter **Champignon**, Th. 8, S. 16 ff.

Miſtbier, in einigen Gegenden Niederſachſens ein Schmaus in Bier, welchen jemand den Nachbaren eines Dorfes giebt, wofür ihm jeder ein oder mehrere Fuder Miſt zur Düngung ſeines Ackers bringt; Niederſ. **Meßbeer.**

Miſtblätterſchwamm, eine Art Blätterſchwämme mit einem hohlen Stiele, und glockenförmigem zerriſſenen Hute, deſſen Blätter ſchwarz ſind, und welcher gern auf den Miſthaufen zu wachſen pflegt; Agaricus fimetarius, **Miſtbilz**, **Milzſchwamm**.

Miſtbreiten, heißt in der Landwirthſchaft den in Haufen zeilenweiſe auf die Ackerbeete geführten und geſchlagenen Miſt mit der Miſtgabel zerſtreuen und von einander werfen. Dieſe Arbeit muß kurz vor dem Pflügen geſchehen, denn die Luft ziehet ſonſt den Miſt ſehr aus, daß faſt nichts als das Stroh daran bleibt. In dem einzigen Falle iſt es gut, wenn ein gelinder Regen auf das Breiten folgt; alsdann können die fruchtbar machenden Theile einziehen. Sonſt iſt es aber allemahl eine ſchlechte Wirthſchaft, den Miſt lange vorher zu breiten. Es taugt auch nicht im Herbſte, den Miſt über die junge Saat zu ſtreuen. Der Froſt zieht die beſten Kräfte im Winter aus, das Stroh bleibt ohne ſonderliche Kraft liegen, und Arbeit und Dünger iſt verloren.

An einigen Orten, ſonderlich bey großen Vorwerken, wird der Miſt in große Haufen auf dem Felde geſchlagen, damit er den Winter durch verfaule, auch die Kräfte nicht ſo ſehr ausgezogen werden. Wenn alsdenn gelindere Witterung anfängt, ſo wird er fuderweiſe auf das Feld vertheilt, abgehackt, und kurz vor dem Pflügen gebreitet; auf welche Weiſe ihm die Winterwitterung weniger Nachtheil bringt. Beſſer iſt es aber, wenn der Miſt in zweckmäßig eingerichteten Miſtgruben aufbehalten wird, wo er den gehörigen Grad der Gährung erlangen kann. — Wo der Zehentſchnitt im Gebrauche iſt, müſſen diejenigen, die künftig um den Zehenten ſchneiden wollen, den Miſt vorher auf ſolchen Feldern unentgeltlich breiten, und nachmahls, wie es an einigen Orten üblich iſt, auch über dieſes den darauf gewachſenen Hafer oder die Gerſte umſonſt harken.

Ein Hauswirth kann nicht genug Acht geben, daß der Miſt gleichförmig, oder gleich dick gebrei-

tet werde, worin die Arbeiter gemeiniglich ſehr nachläſſig ſind, und vorgeben, der Pflug arbeite alles durch einander. Man ſieht aber nachgehends die Magerflecke, wo nichts hingekommen iſt, und die Lagerflecke, welche zu viel erhalten haben, ſehr deutlich. Wenn der Miſt ſehr lang iſt, ſchiebt er ſich vor den Pflug, und manche Stellen bekommen zu viel.

Miſtbret, in der Landwirthſchaft, Breter, womit man den Miſtwagen, wenn Miſt darauf geführet wird, unten und an der Seite zu belegen pflegt. Jngleichen eine mit Bretern beſchlagene Wagenleiter auf dem Miſtwagen.

Miſtel, *) die, eine Pflanze, welche nach dem Linné zu den Gewächſen mit ganz getrennten Geſchlechtern und vier Staubfäden (Dioecia Tetrandia) gehört, und bloß auf den Zweigen anderer Bäume wächſt, aus welchen ſie ihre Nahrung ziehet; Viſcum album Linn. Da es mehrere Arten der Miſteln gibt, ſo wird dieſes Wort hier

 als

*) Jm Dän. und Norweg. gleichfalls Miſtel, im Engl. Miſſeltoe, Miſtletoe, im Lat. Viſcum, im Griech ἰξος; entweder wegen des zähen, leimigen, in den Beeren befindlichen Saftes, als ein Geſchlechtsverwandter von Matz, Matte, (beyde in der 4ten Bedeutung) Maſſe ꝛc. oder auch wegen der ſchon ſehr alten Meinung, daß die Samenkörner der Miſtelbeeren von den Droſſeln, denen ſie eine ſehr angenehme Speiſe ſind, mit ihrem Kothe auf die Bäume getragen würden, folglich von dem Zeitworte miſten. Jn beyden Fällen bedeutet das Suffixum el, ein Ding, ein Subject, von welchem etwas geſagt wird. Jn einigen Gegenden wird unſere europäiſche oder weiße Miſtel Kinſter, Kenſter, Afholder, Affolter, Offolter, und wegen ihrer verworrenen Zweige auch Mahrentacken genannt. Jn vielen Gegenden iſt das Wort Miſtel männliches Geſchlechts, der Miſtel, im Plur. die Miſtel.

als Nahme der ganzen Gattung genommen, wovon folgendes zu bemerken iſt.

Die männliche Blüthe hat eine vierſpaltige Blumendecke, keine Blumenkrone, und vier mit der Blumendecke verwachſene Staubbeutel ohne Staubfäden. Die Blumendecke der weiblichen Blüthe ſitzt über dem Fruchtknoten, und iſt vierblättrig; die Blumenkrone fehlt; der Fruchtknoten iſt dreykantig, mit einem vierſpaltigen Rande gekrönt, und ohne Staubweg mit einer ſtumpfen Narbe verſehen. Die einfächerige Beere enthält einen herzförmigen Samen.

Von den jetzt bekannten zwölf Arten iſt vorzüglich die in Europa wachſende für uns intereſſant, weshalb auch dieſe nur eine genauere Beſchreibung verdient. Dieſe heißt

die **weiße Miſtel, gemeine Miſtel, auch Eichenmiſtel, Lindenmiſtel, Weidenmiſtel, Tannenmiſtel, Haſelmiſtel, Aeſchenmiſtel** :c. Viscum *album*, foliis lanceolatis, obtuſis; caule dichotomo, ſpicis axillaribus. Linn. Syſt. Nat. ed. Gmelin. Tom. II. p. 273. Miller Jlluſtr. Tab. 87. Gaertner de fruct. et ſem. plant. I. p. 131. Tab. 27. fig. 1. Reitter und Abel Abbild. Tab. 85. Kerner Abbild. T. 80. Die Blätter ſind länglich zugeſpitzt und ſtumpf, der Stängel zweytheilig, die Blumen ſitzen in den Winkeln der Stängel und Blätter.

Dieſe niedrige immergrüne Staude wächſt in ganz Europa, desgleichen in Aſien und vermuthlich auch in andern Welttheilen auf mancherley Bäumen; und wird wie geſagt im deutſchen insgemein **Miſtel**, an einigen Orten auch **Renſter** oder **Affelter**, im Griechiſchen Ixos, und noch heutzutag von den Bauern in Griechenland Oxo, im Lateiniſchen Viscum, von den Italiänern

Viſchio

Viſchio oder Pania, von den Spaniern Viſco, oder Liga Mordago, von den Franzoſen Gui oder Guy, von den Holländern Marentakken, von den Engländern Miſſeltoe oder Miſſeltree, und von den Schweden Miſtel oder Wiſpelten genannt. Man findet ſie auf Haſelſtauden, Linden, Eichen, Birken, Fichten, Tannen, Eſchen, Eſpen, Nuß-, Caſtanien-, Aepfel- und Birnbäumen, und andern; und theils Beobachtungen, theils Verſuche haben gelehret, daß ſie beynahe auf allen Gattungen von Bäumen und Geſträuchen fortkommen könne; man findet ſie aber in einigen Ländern häufiger auf dieſer, und in andern häufiger auf einer andern Baumart. In Griechenland und einigen Theilen von Deutſchland findet man viele Miſtelſtauden auf den Eichen; in England hingegen ſind ſie häufiger auf Obſtbäumen, auf Linden, Weiden, Ulmen, Weißdorn und Maßholder, wie auch Haſelſtauden; in Oeſterreich auf Caſtanien-, Buchen-, Pappel- und Fichtenbäumen; und in der Provence auf Mandelbäumen.

Sie ſitzt ohne ſichtbare Wurzeln auf den Aeſten der Bäume, ſchlägt aber viele feine Faſern in die Rinde derſelben, welche bis in die holzige Subſtanz hineinlaufen; und da ſie ſolchergeſtalt ihre Nahrung gänzlich aus dem Baum ziehet, ſo erhellet daraus leichtlich, daß viele Miſtelſtauden dem Wachsthum und der Geſundheit eines Baums ſehr nachtheilig ſeyn müſſen. Sie treibt aus einem kurzen geraden Stämmchen viele gerade kurze Zweige nach allen Seiten, die ſich gabelförmig unter ſehr ſtumpfen Winkeln in kleinere zertheilen; die Zweige haben eine grüne oder gelblichte den Blättern gleichfarbige Rinde, und ſind an ihrem Urſprung und an den Abtheilungen dick und kno-

knoticht. Die Blätter befinden ſich nur an den Enden der Zweige, und zwar an der Spitze eines jeden Zweiges nur ein Paar gerade gegen einander über; ſie ſind ungefähr einen Zoll lang oder drüber, ganz ungezähnt und ſtumpf, und gegen die Baſis zu verſchmälert, von einer dicken, aber trockenen und mürben Subſtanz, und auf beyden Flächen gleichfarbig ohne Adern und glatt. Die Blüthzeit iſt im März; die männlichen Pflanzen tragen längere Aehren, und zwar nur am Ende der Zweige in den Winkeln der Blätter; an den weiblichen aber ſitzen je drey bis vier Blumen beyſammen, ſowohl am Ende der Zweige, als auch in den Winkeln derſelben. Die Blumen ſind klein, und mit den Blättern gleichfarbig. Die Beeren werden im September oder October reif; und ſind ungefähr von der Größe der Erbſen, ganz weiß, und enthalten unter einem dicken ſehr zähen Schleim einen flachen, mit einem ſilberweiſſen Häutlein bekleideten Samen.

Die Beſchaffenheit ihrer Wurzeln macht, daß die Miſtel nicht in der Erde, und nirgends, als auf den Bäumen wachſen kann, wie ſchon die Alten angemerket haben; es iſt daher zu ihrer Fortpflanzung nöthig, daß ihr Same durch die Vögel von einem Baume auf den andern gebracht werde. Viele ſind der Meynung, daß die Krammetsvögel, denen die Miſtelbeeren im Winter zur Nahrung dienen, die Samen derſelben mit ihrem Koth unverdaut von ſich geben, welche alsdann an den Baumrinden hangen bleiben, und aufkeimen. Miller aber ſagt in ſeinem Gärtnerlexicon, es ſeye nicht wahrſcheinlich, daß die Miſtel auf dieſe Weiſe allein fortgepflanzt werde, weil man ſonſt die Miſtel niemals unten an den Baumäſten, ſondern nur oben und an den Seiten derſelben,

ſelben, wo der Miſt der Vögel allein hangen bleibe, antreffen würde; und überdies ſey es kaum zu glauben, daß die Samen der Verdauungskraft der gedachten Vögel ſo unverändert entgehen können. Er erklärt daher die Sache folgendergeſtalt: „Der Schleim der Beeren, welcher den Samen unmittelbar umgiebt, macht, daß dieſer öfters außen an dem Schnabel des Vogels hangen bleibt, um nun deſſen los zu werden, wetzt er ſeinen Schnabel an den Aeſten der benachbarten Bäume, und läßt auf dieſe Weiſe den Samen ſammt ſeinem Schleim an der Rinde hangen, wo derſelbe hernach folgenden Winter treibt und zu einer neuen Pflanze wächſt.“ Eben auf dieſe Weiſe, ſetzt er hinzu, kann man auch die Miſtel durch die Kunſt fortpflanzen; wenn man nähmlich eine reife Beere an die glatte Rinde eines Baums andrückt, daß ihr Same vermittelſt des Schleims feſt hangen bleibt, ſo wird ſolcher, wenn er nicht beſchädigt wird, im folgenden Winter ausſchlagen. Auf Eichen und andern Bäumen, deren Rinde rauh und dicht iſt, geht der Verſuch nicht ſo wohl von ſtatten, wie auf Apfelbäumen, Eſchen und einigen andern von glatter Rinde.

Unter den neueren hat übrigens Duhamel über die Fortpflanzung der Miſtel ſchöne und merkwürdige Verſuche gemacht.

Die Miſtel iſt ſchon von uralten Zeiten her in der Arzneykunſt berühmt, und inſonderheit für ein ſehr großes Mittel gegen die fallende Sucht und andere gichteriſche Krankheiten gehalten worden, ſo daß ehemahls die Druiden ſie wegen ihrer hochgeprieſenen Arzneykräfte als ein Heiligthum verehret haben. Auch hat ſie ihr Anſehen in gedachten Krankheiten bis auf unſere Zeiten, ſelbſt bey vernünftigen und geſchickten Aerzten, noch erhal-

ten, ob ſie ſchon einige ebenfalls berühmte Männer der Unwirkſamkeit beſchuldigen und verwerfen; welches um ſo weniger zu verwundern iſt, da die Urſachen dieſer Krankheiten ſo mannigfaltig und öfters ſo verborgen ſind, daß es ſehr ſchwer iſt, ſowohl durch Vernunft als Erfahrung etwas gewiſſes von einer vorzüglichen Wirkſamkeit dieſer oder jener Arzney in denſelben feſtzuſetzen.

Die Beeren, welche weiß und durchſcheinend ſind, enthalten einen klebrigen Saft, welcher, nach Herrn Tielebein's Verſuchen, ähnliche Eigenſchaften mit dem Federharze beſitzt, und vielleicht durch weitere Behandlungen zu gleichem Gebrauche vervollkommnet werden könnte. Mit Seifenſiederlauge giebt dieſer Saft eine gute, in Waſſer und Weingeiſt auflösliche Seife. An manchen Orten wird er durch Kochen in Waſſer und Vermiſchung mit Oehlen und Terpenthin zum Vogelleim gebraucht. Ob inzwiſchen aller käuflicher Vogelleim daraus bereitet werde, iſt nicht ſo gewiß, vielmehr behaupten einige, daß man ihn häufiger aus der Rinde von Ilex Aquifolium mache, wovon im Art. **Vogelleim** das weitere nachzuſehen iſt. Für die Färberey ſcheinen die Zweige der Miſtel von keinem vorzüglichen Gebrauche zu ſeyn.

Uebrigens ſind noch zwey Varietäten dieſer Art zu erwähnen: Die erſte iſt die **vielbeerige Miſtel**, welche in der Schweitz gefunden wird, und deren Fruchtähren aus viel mehreren Beeren beſtehen, als bey der gemeinen Sorte; die zweyte Sorte iſt die **Miſtel mit rothen Beeren**, welche Cluſius in Spanien und Bellonius in der Gegend von Jeruſalem auf Oehlbäumen angetroffen haben.

Eine

Eine ſehr genaue und ausführliche, ſowohl natürliche, als ökonomiſche und mediciniſche Geſchichte der europäiſchen Miſtel giebt Gleditſch in ſeiner vollſtändigen Geſchichte der Pflanzen. Th. I. S. 254 —335.

Sonſt gehören hierher auch noch folgende Schriften:

Gleditſch vermiſchte Abhandl. I. S. 219.

Deſſen Forſtwiſſenſchaft. II. S. 132.

Dü Hamel II. S. 266.

Allgemeines ökonomiſches Forſtmagazin, herausgegeben von J. F. Stahl. I. Frankf. und Leipz. 1783. S. 177.

Ehrhardt's Beyträge zur Naturkunde. III. S. 28.

Tielebein in Crell's neueſten Entdeckungen in der Chymie. VII. S. 58.

Dambourney Recueil p. 218.

Die übrigen Arten der Miſtel werden vorzüglich in Amerika auf den Bäumen angetroffen; da von ihnen indeſſen nichts beſonderes bekannt iſt, ſo können ſie hier übergangen werden.

Miſteldroſſel, die, oder der Miſtler, einer der anſehnlichſten Vögel aus der Gattung der Droſſeln, Turdus Linn.

Die Kennzeichen, wodurch man die Droſſeln überhaupt von andern Vögeln unterſcheidet, ſind folgende *): Der Schnabel iſt rundmeſſerförmig, die obere Kinnlade an der Spitze niedergebogen, und gewöhnlich ausgeſchnitten. Die Naſenlöcher ſind bloß, oben mit einer dünnen Haut halb bedeckt und eyrund. Die Zunge iſt faſerig ausgeſchnitten. Die Kehle iſt mit kleinen ſteifen Haaren bedeckt. Die mittlere Zehe iſt bis ans erſte Gelenk mit der äußern verbunden. — Was ſonſt von

*) Da dieſe Kennzeichen im Artikel Droſſel, Th. 9, S. 641 fl. und im Art. Krammetsvogel, Th. 46, S. 758 fl. nicht genügend angegeben worden ſind: ſo iſt es nöthig, ſie hier nachzuhohlen.

von den einheimiſchen Droſſeln im Allgemeinen etwa zu bemerken iſt, findet man im Art. Krammetsvogel, Th. 46, S. 758—765.

Die Miſteldroſſel iſt in den verſchiedenen Gegenden Deutſchlands noch unter allerley andern Nahmen bekannt, als Schnarre, Schnarrdroſſel, Schnaar, Schnerre, Scharre, Zaritzer, Zarer, Zerrer, Zeher, Zehrer, Miſtelfink, Miſtelziemer, Schnerrer, Ziering, Brachvogel, Brackvogel, Schnarrziemer, großer Krammetsvogel, große Droſſel, Ziemer. Bey den ornithologiſchen Schriftſtellern führet ſie folgende Nahmen: Turdus *viſcivorus*, dorſo fuſco, collo maculis albis, roſtro flaveſcente Linn. Syſt. Nat. ed. Gmel. T. I. P. II. p. 806. Turdus viſcivorus. Gesner. av. 759. t. 760. Aldrov. orn. 2. p. 593. t 582. Turdus viſcivorus major. Raj. av. p. 64. n. 1. Turdus major. Briſſ. av. I. p. 200. n. 1. Tordo. Olin. ucc. t. 25. Draine. Buff. hiſt. nat. des oiſ. III. p 295 t. 19 f. 1. Pl. enl. n. 489. Miſſel Bird or Shrite. Will. orn. p. 187. Alb. av. I. t. 33. Miſſel Thruſh. Brit. zool. I. n. 105. Arct. zool. II. p. 341. B. Lath. ſyn. II. 1. p. 16. n. 1. Große Miſteldroſſel. Friſch. Vögel. t. 25. Miſtler. Günth. Neſt. u. Eyer ꝛc. t. 42.

Dieſe Art unterſcheidet ſich von den übrigen Droſſeln dadurch, daß der Rücken olivenbraun, die Backen und Seiten des Halſes weißgefleckt, und der ganze Leib groß gefleckt iſt.

Nach der muſterhaften Beſchreibung des Hrn. Bechſtein's *) iſt ſie der größte Vogel dieſer Gat=

*) S. Bechſtein's gemeinnützige Naturgeſchichte Deutſchlands nach allen drey Reichen. IV. B Leipzig 1795. S. 1.[illegible] ff.

Gattung. Ihre Länge beträgt zwölf und einen halben Zoll, der Schwanz vier Zoll und die Flügelbreite einen Fuß und achthalb Zoll. Sie wiegt faſt fünf Unzen. Die Flügel bedecken zuſammengelegt zwey Drittel des Schwanzes.

Der Schnabel iſt einen Zoll lang, hornfarbig braun, an der Spitze ſchwarz und an der Wurzel gelb. Der Rachen und die Zunge gelb; der Augenſtern dunkelkaſtanienbraun, die geſchilderten Beine einen Zoll vier Linien hoch, und ſo wie die Zehen ſchmutzig hellgelb oder vielmehr wie blaß geräuchertes Fleiſch; die Fußſohlen gelb; die Mittelzehe einen Zoll lang, die hintere neun Linien; die Nägel dunkelbraun, und an der Hinterzehe, wie bey allen Droſſeln, ſtark.

Der Kopf, Oberhals, Rücken, die Schulterfedern, die obern Deckfedern des Schwanzes und die kleinern der Flügel olivenbraun, am Kopfe ins Aſchgraue, auf dem Steiß ins goldgelbe ſchimmernd; die Backen und Seiten des Halſes gelblichweiß, ſchwarzgrau gefleckt; von den Naſenlöchern durch die Augen ein weißlicher Streifen; die Augenlieder weiß eingefaßt; um die Wangen herum ein Anſatz von weißer Einfaſſung; der Unterleib weißlichgelb, (bey ſehr alten auch hellgelb) an der Kehle und am After am ſchwächſten, an der Bruſt und an den Seiten aber am ſtärkſten gelb; von der Kehle bis zur Bruſt mit dreyeckigen, von da an mit eyrunden, gleichförmig zerſtreuten ſchwärzlichen Flecken geziert, die an der Kehle und am Bauche am kleinſten, an der Bruſt und an den Seiten aber am größten ſind; die mittelmäßigen Afterfedern haben große eyrunde graue Flecken; die mittelmäßigen Steißfedern ſind grau mit weißlichen Spitzen; die Schenkel gelblichweiß; die Schwungfedern dunkelbraun mit ei-

olivengrauen ſchmahlen äußern Kanten, und die vier letztern mit weißen Spitzen, und von der vierten an die innere Fahne an der Wurzelhälfte weiß; die Deckfedern der Flügel dunkelbraun, die kleinern mit olivengrauen Kanten, und die zwey großen Reihen mit röthlich weißen Kanten und weißen Spitzen; der Schwanz iſt faſt gerade, dunkelgrau, die Federn ſchief zugeſpitzt, die drey äußern etwas heller und mit weißen Spitzen, die übrigen ſchmahl olivengrau geſäumt, und alle mit einem perlgrauen Seitenglanze überzogen; die untern Deckfedern der Flügel hellweiß, welches den Vogel mit den hellweißen innern Fahnen der Schwungfedern im Fluge vor andern Droſſelarten ſehr auszeichnet.

Das Weibchen iſt dadurch vom Männchen verſchieden, daß die Schnabelwurzel nicht ſo gelb und der Unterleib heller, ſtatt weißlichgelb, gelblichweiß iſt.

Die Vogelſteller ſagen, das Männchen kennt man daran, daß es unter den Achſeln drey graue Flecken oder Federn hat.

Die Miſteldroſſel iſt übrigens ein friedfertiger, ſchwerfälliger, obgleich ſcheuer Vogel. Niemals ſieht man ihn mit ſeinen Kammeraden ſtreiten, ausgenommen im Herbſte, wenn ſie ſich nach der Nahrung drängen, aber dagegen den Jäger und jeden vermeinten Feind von weitem fliehen. Sein Flug iſt, wie der Flug aller Droſſeln, mittelmäßig geſchwind, ungleich ſchief, hüpfend oder bogenförmig; dabey ſchlägt er, wie alle ſeine Gattungsverwandten, die Flügel ſo weit in die Höhe, daß man bey jeder Schwingung bis tief unter die Achſeln ſehen kann. Er hat einen ſehr lauten, aus fünf bis ſechs abgebrochenen Strophen beſtehenden, melancholiſchen Geſang, den er, ſo-

bald der Schnee ſchmilzt oder einige ſonnige Tage einfallen, im März, ja oft im Februar ſchon, auf dem oberſten Gipfel einer Fichte oder eines andern Baums, beſonders des Abends und Morgens, hören läßt. Er ſingt aber nicht länger als acht bis zehn Wochen im Frühjahr; doch wird er dadurch um deſto ſchätzbarer, weil er einer der erſten Vögel iſt, die durch ihre Stimme den kommenden Frühling verkündigen. Seine Lockſtimme, wodurch ſich beyde Geſchlechter einander ihre Bedürfniſſe zu erkennen geben, und wodurch ſie auch den Affect des Zorns und der Furcht ausdrücken, iſt ein ziſchend ſchnarrendes Jis — Krr! Im Vogelbauer lebt es zehn bis zwölf Jahre und erſetzt dem Liebhaber und Jäger durch ſeinen angenehmen Geſang im Frühjahr, und als Lockvogel auf dem Heerde den üblen Geruch und die Unreinlichkeiten, die durch ſeine Exkremente entſtehen, wenn ſein Behältniß nicht alle zwey Tage gereinigt wird, reichlich.

Dieſe Droſſel bewohnt Europa, die nördlichen Gegenden, bis in die Mitte von Norwegen hinauf, häufiger, als die ſüdlichen. In Deutſchland iſt ſie ſehr gemein und im Thüringerwalde in großer Menge.

Die Miſteldroſſeln ſind Strich- und Zugvögel, je nachdem die Witterung ausfällt. In England bleiben ſie das ganze Jahr hindurch. In Deutſchland aber nur, wenn wir gelinde Witterung haben, wo ſie alsdann in kleinen Flügen ihrer Nahrung halber bald hier bald dorthin ſchwärmen. Als Zugvögel verlaſſen ſie ſpät ihr Vaterland (wenigſtens Thüringen) und kommen auch ſehr früh wieder an. Gewöhnlich ſind ſie in der letzten Hälfte des Novembers, und zu Anfange des Decembers, wenn keine anhaltende Kälte und

hoher

hoher Schnee einfällt, noch da, und wenn das Wetter im Februar aufbricht, und ſchöne Tage eintreten, erſreuen ſie uns auch ſchon wieder mit ihrem Geſange. Wenn ſie von uns aus den Wachholderbüſchen wegziehen, ſo nehmen gewöhnlich die Wachholderdroſſeln ihre Stelle ein. Nur einzelne bleiben auch in harten Wintern in ihrer Heymath und fliegen und nähren ſich mit den Wacholderdroſſeln. Sie lieben die Geſellſchaft ihres Gleichen ſo ſehr, daß man nur ſelten einen oder ein Pärchen einzeln antrifft, ob man ſie gleich nicht in großen Zügen, wie die andern Droſſeln ziehen ſieht, weil ihre Wanderungen des Nachts geſchehen. Dieſe Geſellſchaftlichkeit iſt ihnen ſo eigen, daß man im Thüringerwalde im Sommer auf den Wieſen beſtändig große Heerden antrifft, daß ſie ſich zuweilen ſchon im Julius, wenn kalte Witterung einfällt, in großen Schwärmen zuſammen rotten, nach den Gärten ziehen, und die Kirſchbäume ableeren, vom September an bis zu ihrer Abreiſe auf der Sommerſeite derjenigen Berge in Menge liegen, wo Wacholderſtauden wachſen, und ſich im Frühjahr, wenn ſie nach ihrer Rückkehr anhaltende Kälte und Schnee in den Geſchäften ihrer Fortpflanzung hindert, wieder in Heerden zuſammen ſchlagen. Sie bewohnen die gebirgigen mit Holz bewachſenen Gegenden, am liebſten die Schwarzwälder, und werden in Thüringen da, wo Wieſen ſind, durch welche ſich Bäche ſchlängeln, in großer Menge angetroffen.

Ihre Hauptnahrung beſteht in Regenwürmern, die ſie eben in den feuchten Bergwieſen, wenn ſiea us der Erde kriechen, um entweder ihren Unrath von ſich zu geben, oder ſich zu begatten, wegfangen; ſonſt freſſen ſie auch Schnecken, Rau

pen, Heuſchrecken, Maykäfer und andere Inſecten, und im Herbſt Vogelbeeren, Wachholder=, Taxus=, Kreuzdorn=, Stechpalm=, Epheu= und Miſtelbeeren *). Von letztern und dem Gewürme, das an warmen Quellen zu finden iſt, nähren ſich auch diejenigen einzelnen, die ſich bey ihrer Auswanderung verſpäten, und den Winter über bey uns bleiben.

Wenn im Winter oder Frühjahr der Schnee aufthauet, ſo ſieht man ſie, ſo wie die Wachholderdroſſeln, ſogleich auf die Wieſen fallen. Hier finden ſie eine Menge Regenwürmer, die ſich entweder aus Furcht vor den verfolgenden Maulwürfen oder von ſelbſt aus der unter dem Schnee ungefrornen Erde heraus begeben haben, und alsdann in dem Schnee erſtarrt liegen geblieben ſind. Dieß iſt auch die Hauptnahrung der meiſten Vögel aus dieſer Gattung, wenn ſie auf ihren Rückzügen ſind, daher trifft man im März oft ganze Schaaren Wachholder=, Sing= und Rothdroſſeln auf den Wieſen und Haiden an.

Die gezähmten Miſteldroſſeln werden mit Gerſtenſchrot oder bloßer Weitzenkleye, das beydes mit Milch oder Waſſer angefeuchtet wird, erhalten, freſſen aber auch Semmeln, Brod, Fleiſch, und manche andere Koſt, die der Menſch genießet. Sie baden ſich im Waſſer.

Schon im März findet man ihr Neſt mehr auf Tannen, Kiefern und Fichten, als auf Eichen, Buchen und Aespen. Sie ſetzen es bald hoch bald

*) Da aus den Beeren der Miſtel der beſte Vogelleim gemacht wird, und ſie dieſe Pflanze nach der alten Meinung durch die unverdauten Kerne, die ſich in ihren Exkrementen befinden, fortpflanzen, ſo hat man das lateiniſche Sprichwort; Turdus ſibi ipſe malum cacat.

bald tief auf einen Zweig *), und ſeine Unterlage iſt grobes Baummos, die äußere Lage dürre Reiſer mit kleinerm Baummos umwunden, die mittlere Erdmos mit ſammt der Erde, die Oeffnung mit einem Ringe von dünnen Wurzeln oder Zweigen von Heidelbeerſträuchern umgeben, und die inwendige Aushöhlung mit klaren dürren Grashalmen ausgefüttert; alles gut und feſt in einander gewirkt. Sie legen zweymal des Jahrs drey bis fünf recht ovalrunde Eyer, die im Grunde grünlichweiß und mit einzelnen großen violetten und rothbraunen Punkten, die am ſtumpfen Ende zu größeren Flecken werden, bezeichnet ſind. Beyde Geſchlechter brüten wechſelsweiſe funfzehn Tage. Die Jungen werden mit Inſecten und Regenwürmern gefüttert, ſehen in der Jugend am Oberleibe grau, und am Unterleibe ſehr ſchmutzig gelbweiß, rein weiß und dunkelbraun geſprengt aus, und laſſen ſich gern zahm machen, ſind aber ungelehrig, und lernen auſſer ihrem natürlichen Geſange ſelten mehr als einzelne Töne, die ſie wenn ſie ſie von andern Vögeln hören, oder ihnen vorgepfiffen werden, nachpfeifen.

Die Krankheiten, welchen dieſe Art unterworfen iſt, hat ſie mit allen Droſſelarten gemein, und die gewöhnlichſten ſind Verſtopfung der Fettdrüſen, der Eingeweide, und die Dürrſucht oder Auszehrung. Sie werden wie bey andern Vögeln behandelt. Sie leben zehn bis vierzehn Jahre in der Stube.

Ihre Feinde ſind die wilden Katzen, Baummärder und Haſelmäuſe welche ihre Brut aufreiben; die Falken und Sperber verfolgen die Alten. Dieſe

*) In England, ſagt Latham, bauen ſie in Büſche und niedrige Bäume.

Dieſe ſcheuen Vögel gehören zur niedern Jagd. Wenn man im Herbſte und im Winter an ſolchen Orten, wo ſie ſich aufhalten, Sprenkel, Dohnen oder Schlingen mit Vogelbeeren aufſtellt, ſo fängt man ihrer viel, und ſie fallen auch einzeln auf die Heerde, die nahe am Walde liegen, und mit ihrem Gelocke verſehen ſind. Wer ihre ſchnarrende Stimme mit dem Munde oder einer Pfeife nachahmen kann, kann ſie im Herbſt und Frühjahr ſehr leicht an ſich locken, und aus einem Hinterhalte mit Schießgewehr erlegen.

Im Sommer wird die Miſteldroſſel auch mit dem Käutzchen auf den Feld- oder Plattbäumen gefangen. Im Herbſte iſt noch eine beſondere Art des Fanges üblich. Die Vogelſteller ſetzen nähmlich eine zahme Miſteldroſſel in einen Käfich und hängen dieſen an einen Baum, auf welchem Miſteln wachſen. Oben über dem Bauer wird ein Netz oder eine Anzahl von Leimſpindeln angebracht. Wenn nun eine herumfliegende Miſteldroſſel die eingeſperrte zahme erblickt, ſo fliegt ſie auf dieſelbe zu, oder ſticht ſie, wie die Vogelſteller ſagen, und wird gefangen. Das heißt man den **Miſtlerſtich**, welcher den Vogelfängern auf einem gewiſſen Bezirk in Pacht gelaſſen wird, dafür ſie ein gewiſſes Geld oder etliche Mandel Vögel geben müſſen. Dieſer ſogenannte Miſtlerſtich geht von Allerheiligen an, und dauert den ganzen November hindurch, denn weil die Erde um dieſe Zeit zu frieren anfängt, und die Miſteldroſſeln das Gewürm nicht mehr aus der Erde kratzen können, ſo wählt ſich von denen, die nicht im Striche mit weggegangen, ſondern im Winter da bleiben, eine jede einen oder auch mehrere Bäume aus, auf welchen Miſteln wachſen, und leidet auf denſelben, oder auf den nächſten Bäumen ihres Glei-

chen nicht, weshalb die wilde Miſteldroſſel ſogleich auf die zahme ſchießt, und ſich das aufgeſtellte Garn über den Kopf zuſchläget, oder an den Leimſpindeln hangen bleibt. Auf dieſe Art kann man in einem Tage 20 und mehr Stück fangen, ſonderlich bey kaltem Wetter, wenn es reift oder wenn Schnee fällt; man muß aber die Lockvögel auswechſeln, daß ſie nicht matt werden.

Wenn von andern Vögeln ihrer Gattung vier zu einem Club gerechnet werden, (ſo werden dieſe Art Küchenvögel gekauft), ſo rechnen die Vogelſteller von dieſen größern Vögeln nur zwey dazu, und halten ſie alſo am Werthe zwey andern gleich. Zugerichtet werden ſie in der Küche auf eben die Art, wie es bey den Krammtsvögeln, im Art. **Krammtsvogel**, Th. 46, S. 780 fl gezeigt worden iſt. Daſelbſt iſt auch die Art angegeben, wie ſie gemäſtet werden können. Das Fleiſch dieſer Droſſel iſt übrigens weniger ſchmackhaft, als das der übrigen Arten dieſer Gattung. Sie iſt zwar am fleiſchigſten, aber ihr Fleiſch iſt zugleich ſehr zähe und unverdaulich. In Italien indeſſen, wo dieſer Vogel mehrentheils Oliven genießt, iſt das Fleiſch ſo wohlſchmeckend, daß Rajus ſie ſogar allen übrigen Arten vorzieht.

Durch ihren Geſang vergnügen ſie den Menſchen, und durch ihren lebendigen Fraß verhüten ſie ihm manchen Schaden.

Der Schaden, welchen dieſe Vögel verurſachen, beſteht beſonders darin, daß ſie die Kirſchen, Cornelkirſchen, Weinbeeren, Oliven und andere Früchte angehen, wenn es ihnen an anderer Nahrung fehlt. Auch iſt es bekannt, daß ſie die Miſtel, welche den Bäumen in manchen Gegenden durch ihre Menge ſo nachtheilig wird, auf

die im Art. Miſtel angegebene Art fortpflanzen helfen. Wenn daher ein ſchlechter Wirth erſt einen Buſch von dieſer Schmarotzerpflanze auf einem Obſtbaume hat und ſorglos ſtehen läßt, ſo wird man bald durch dieſe Art der Fortpflanzung alle Bäume damit angefüllt ſehen.

Es giebt übrigens noch zwey Spielarten. 1. Die weiße Miſteldroſſel, Turdus viſcivorus candidus. Sie iſt entweder ganz weiß, oder hat braune Flecken an den untern Theilen.

2. Die graue Miſteldroſſel, Turdus viſcivorus cinereus. Sie iſt entweder aſchgrau, mit bräunlich gefleckter Bruſt und weißlichen Flügeln und Schwanz; oder röthlich graublau, unten am hellſten, am Bauch weiß mit einigen lichtbläulichen Flecken.

Miſtelfink, ein Nahme der Miſteldroſſel.

Miſtelharz, ein elaſtiſches Harz, welches Tielebein aus dem klebrigen Schleime der Miſtelbeeren bereitet hat. S. im Art. Miſtel, oben, S. 8 und Crell's chem. Annalen, 1787. II. B. VIII. St. S. 164, ſo wie Crell's neueſte Entdeckungen, VII. S. 58.

Miſten, verb. regul., welches von dem Hauptworte Miſt abſtammet, und in doppelter Geſtalt üblich iſt.

1. Als ein Neutrum mit dem Hülfsworte haben, ſeinen Koth von ſich geben, wo es in der anſtändigen Sprechart des gemeinen Lebens beſonders von größeren Thieren gebraucht wird. Das Pferd miſtet. Schon bey dem Notker miſton.

2. Als ein Activum,

1) von Miſt, Koth, in Geſtalt des Kothes, oder mit dem Kothe von ſich geben, am häufigſten von größeren Thieren. Z. B. Blut miſten.

2) Von **Miſt**, ſo fern es die mit Thierkoth vermiſchten vegetabiliſchen Theile bedeutet. a) Dieſen Miſt aus dem Stalle ſchaffen, doch nur in dem zuſammen geſetzten **ausmiſten**. b) **Mit** dieſem Miſte düngen. **Den alten Acker miſten**. Niederſ. meſſen.

Miſtfink, eigentlich ein Nahme des Bergfinken, Fringilla Montifringilla Linn. Figürlich iſt es im gemeinen Leben auch eine Benennung einer unreinlichen, ſchmutzigen Perſon beyderley Geſchlechts, welche man wohl auch einen Miſthammel zu nennen pflegt.

Miſtfliege, eine Art Fliegen, welche ſich gern auf den Miſthaufen aufhalten; Muſca fimetaria Linn.

Miſtforke, ſ. **Miſtgabel**.

Miſtfuhre, in der Landwirthſchaft eine Fuhre, ſo fern damit der Miſt auf die Aecker geſchafft wird. Zuweilen auch von der Zeit, zu welcher der Miſt auf die Aecker geführet wird. **Die erſte Miſtfuhre** fällt in den Junius, **die zweyte** in den Auguſt ꝛc.

Die Miſtfuhren werden bey der noch in vielen Gegenden beſtehenden Verfaſſung der Landwirthſchaft, wenn keine richtige Ladung beſtimmt iſt, von den auf Dienſttage geſetzten Bauern gewöhnlich dergeſtalt ſchlecht und elend verrichtet, daß es faſt nicht werth iſt, ſich ihrer dazu zu bedienen. In der That thut man, wenn man außer den vorhandenen Bauerdienſten annoch tüchtiges eigenes Geſpann halten muß, am beſten, daß man ſolches lediglich zu den vorbenannten Fuhren gebraucht, und dagegen die Bauern zu andern Geſchäften, wobey ſie mehr überſehen und in Ordnung gehalten werden können, beſtimmt.

Inzwiſchen iſt ein Landwirth und Gutsbeſitzer, dieſes nach ſeinem Willen und auf die vortheilhafteſte Art einzurichten, nicht allemahl im Stande, ſondern öfters die Bauern bey dieſen Arbeiten mit anzuwenden, genöthiget.

In ſolchen Fällen nun haben die Bauern ganz vorzüglich eine ſtrenge und genaue Aufſicht nöthig, wenn nicht ihr ganzer Dienſt vereitelt, und öfters lächerlich werden ſoll.

Iſt auch gleich bey den Miſtfuhren der Bauern weder durch die Geſetze, noch auch durch ihre Annehmungsbriefe etwas Gewiſſes beſtimmt, ſo bleibt es doch eine unſtreitige Wahrheit, daß die Bauern dabey nicht allein mit den Kräften ihrer Pferde in Verhältniß ſtehende Ladungen thun, ſondern auch ſo oft, als es die verſchiedene Länge der Tage und Weite des Orts verſtattet, dergleichen Fuhren in den Dienſttagen wiederhohlen müſſen.

Die Mißbräuche, die ſich hierbey durch die Bosheit der Unterthanen auf vielen Landgütern eingeſchlichen haben, gehen bis zum Erſtaunen, und es iſt bekannt, daß es vielen Herrſchaften, die dieſes ſehr wohl einſehen, und es daher auch gern abändern wollten, an der nöthigen Anleitung, wie ſie es hierbey anzufangen, und was für eine Beſtimmung ſie dieſen Fuhren zu geben haben, mangele, weshalb nachfolgende Bemerkungen nicht überflüſſig ſeyn werden.

Aus der Natur dieſer Fuhren ergiebt ſich von ſelbſt, daß es dabey theils auf die Zeit, die den Bauern zu dieſen Fuhren zu verſtatten, theils aber auch auf die Ladung ankomme.

Die gemeinen auf Tage geſetzten Dienſtbauern geben nicht ſelten durch die zum Miſtfahren mitgebrachten Wagen den Vorſatz, die Herrſchaft

bey dieſer Arbeit betrügen zu wollen, ſchon hinlänglich zu erkennen. Dieſe Wagen ſind nicht allein dergeſtalt kurz eingerichtet, daß die Hinter- und Vorderräder beynahe zuſammen ſtoßen, ſondern auch die Rungen dermaßen enge zuſammen gezogen, daß die aufgeſetzten Miſtleitern nur einen ſehr engen Raum bilden können. Die Leitern ſelbſt ſind ungewöhnlich niedrig, und das Verſetzbret auf der einen Seite ſo ſchmahl, daß, wenn der Miſt nur etwas kurz iſt, davon wenig oder gar nichts, wenn er nicht unter dem Fahren wieder abfallen ſoll, aufgeladen werden kann.

Daß dieſe Beſchreibung der Dienſtbauermiſtwagen der Wahrheit vollkommen gemäß ſey, wird ein jeder ſelbſt finden, der ſich die Mühe geben will, ſolche etwas näher zu unterſuchen.

Wird auch gleich ein dergleichen Wagen bis zum Haufen voll geladen, ſo kann er doch niemahls eine Ladung, die den Kräften auch der ſchlechteſten Bauerpferde gemäß wäre, in ſich faſſen, ſondern es wird damit nur immer eine nichts bedeutende Kleinigkeit von Miſt, die beynahe des Anſpannens nicht werth iſt, zu Felde gebracht.

Eine Herrſchaft, die hierin eine Aenderung treffen, und die Miſtladungen der Bauern mit ihrem Geſpann verhältnißmäßig machen will, muß daher vor allen Dingen mit den Wagen, die die Bauern zum Miſtfahren auf den Dienſt mitzubringen gewohnt ſind, eine Aenderung vornehmen, indem von ſelbſt einleuchtet, daß ſie ſonſt zu ihrem Endzweck nicht gelangen kann.

Mit einem Worte, die Bauern müſſen ihre Miſtwagen dergeſtalt einrichten, daß diejenige Quantität von Miſt, die das Bauergeſpann nach der Verſchiedenheit, ob die Bauern zwey- oder vierſpännig zu Hofe zu dienen ſchuldig ſind, ohne dem-

demſelben Ueberlaſt zu thun, ganz bequem zu Felde gebracht werden kann, darauf zu laden möglich iſt.

Um dieſes zu bewerkſtelligen, wird es auf folgende zwey Punkte ankommen.

1) Muß ausgemittelt werden, wie viel Laſt einem jeden Bauerpferde bey dergleichen Arbeiten, ohne daß es dadurch allzu ſehr entkräftet und zu Grunde gerichtet werden darf, zuzumuthen ſey? und

2) wie die Miſtwagen dergeſtalt einzurichten ſind, daß die Herrſchaft verſichert ſeyn könne, daß der Bauer jederzeit die feſtgeſetzte Quantität von Miſt wirklich aufgeladen habe?

Sich des Gewichts bey dem Miſtfahren zu bedienen, iſt zwar bisher ungewöhnlich geweſen, und es würde allerdings lächerlich ſeyn, wenn den Bauern ein jedes Fuder Miſt, das ſie laden und zu Felde bringen, zugewogen werden ſollte. Allein dazu kann man ſich des Gewichts auch bey dem Miſtladen bedienen, um das Maß eines Wagens, der ſo viel Miſt, als das Bauergeſpann nach ſeinen Kräften bequem zu Felde zu bringen im Stande iſt, in ſich faſſen kann, zu beſtimmen.

Iſt aber nur erſt die Länge, Breite und Höhe eines Miſtwagens, der, wenn er vollgeladen iſt, die gehörige Quantität von Miſt enthalten muß, ausgemittelt worden, ſo wird es alsdenn, ſich mit dem Wägen des Miſtes abzugeben, ferner nicht nöthig, ſondern man ſchon von ſelbſt gegen die bisherigen unverantwortlichen Betrügereyen der Bauern gedeckt ſeyn.

Um inzwiſchen das Maß eines ſolchen Miſtwagens nach ſeiner Länge, Breite und Höhe richtig beſtimmen zu können, iſt der vorhin bemerkte erſte Punkt, wie viel nähmlich einem Bauerpferde

bey dieſer Arbeit dem Gewichte nach an Ladung zuzutheilen ſey, näher zu beſtimmen.

Die Laſt, die ein jedes mäßiges gehörig gefuttertes und bey Kräften unterhaltenes Pferd ziehen kann, wird auf ſechs Centner geſchätzt, und daß die Fuhrleute auf ihre Pferde noch weit mehr laden, iſt bekannt. Selbſt in den Mittelgegenden iſt ein zweyſpänniger Bauer zwölf Scheffel Erbſen, oder Weitzen auf ſechs bis acht Meilen weit zu verfahren ſchuldig, und es wird ſolches daſelbſt niemahls als ein unerträglicher, oder unverhältnißmäßiger Dienſt angeſehen. Zwölf Scheffel Erbſen oder Weitzen aber betragen, den Scheffel zu 95 Pfund gerechnet, zehn Centner vier Pfund; und es ſind folglich die Bauerpferde in den dortigen Gegenden ſchon über fünf Centner Laſt fortzuſchaffen gewohnt.

Nichts Uebermäßiges würde es daher ſeyn, wenn man auch in Anſehung der Miſtfuhren eine gleiche Ladung feſtſetzte, zumahl dieſelben nur auf einem ganz kurzen Wege geſchehen, auf welchem aber eine weit größere Laſt, als auf einem weiten und entfernten, fortgeſchafft werden kann.

Um inzwiſchen den Bauern allen Vorwand, daß die zur Abfahrung einer ſolchen Laſt von Miſt einzurichtenden Wagen allzu groß und zu ſchwer würden ſeyn müſſen, zu benehmen, wollen wir bey dieſer Arbeit nur auf jedes Pferd vier Centner rechnen, dergeſtalt, daß ein zweyſpänniger Bauer bey jedesmahligem Fahren eine Laſt von 8 Centnern Miſt aufs Feld ſchaffen müſſe. Durch dieſe Mäßigung der Laſt wird auf einer Seite dem Bauer alle Gelegenheit, dagegen eine gegründete Einwendung zu machen, beſchnitten; andern Theils aber können auch die Herrſchaften in dieſen Gegenden vollkommen damit zufrieden ſeyn, weil

es

es gewiß iſt, daß bisher die Bauern nicht ein Drittel davon zu Felde gebracht haben.

Um nun überzeugt ſeyn zu können, daß ein jedes Fuder Miſt, welches der Bauer im herrſchaftlichen Dienſt fähret, vorſtehendes Gewicht in ſich halte: ſo müſſen die dazu beſtimmten Wagen in ihrer Länge, Breite und Höhe die zur Faſſung einer ſolchen Miſtmaſſe erforderliche Größe haben. Mit leichter Mühe kann hierzu ein Wagen gewählet werden, von welchem dem Augenſchein nach zu vermuthen ſtehet, daß die benannte Menge von Miſt, wenn er voll geladen wird, Platz darauf habe.

Hat man denſelben mit 8 Centnern Miſt, die allerdings zur Probe ordentlich abgewogen werden müſſen, beladen, und man findet, daß derſelbe nicht allein gehörigen Platz darauf hat, ſondern er auch gehörig davon angefüllet worden, ſo iſt man dadurch zu einem Probewagen gelanget, nach welchem künftig alle andere Miſtwagen der Bauern, die ſie auf den herrſchaftlichen Dienſt bringen müſſen, einzurichten ſind.

Zu bemerken iſt hierbey aber, daß nicht alle Miſtarten gleich ſchwer ſind. Nicht allein der Unterſcheid des Viehes, wovon derſelbe gefallen iſt, ſondern auch die Verſchiedenheit ſeiner Zubereitung, nachdem derſelbe kurz oder lang iſt, verurſachet es, daß eine Art vor der andern mehr oder weniger in das Gewicht fällt. Ein trockener Schaf- und langer Pferdemiſt wird allemal weit leichter befunden werden, als ein fetter und kurz gefaulter Kuh- und Ochſenmiſt; und ein bloßer Hofmiſt, der im Freyen vor den Ställen gemacht worden, wird, da er nur wenige Vieh-Excremente bey ſich führet, ſondern hauptſächlich aus verfaul-

tem Stroh beſtehet, noch weniger ins Gewicht fallen.

Daß bey der Ladung ein leichter Miſt, wenn er mit dem ſchweren ein gleiches Gewicht betragen ſoll, einen weit größern Raum, als ein ſchwerer, erfordere, verſteht ſich. Von ſelbſt folget hieraus, daß bey dem Schaf- und langen Pferdemiſt, wenn die Ladung jederzeit einerley Gewicht haben ſoll, die Miſtwagen größer und geraumer, als bey dem fetten und kurzgefaulten Kuh- und Ochſenmiſt ſeyn müſſen. Dem Bauer zuzumuthen, daß er ſich ſo viele verſchiedene Miſtwagen, als es Arten von Miſt gibt, halten ſolle, würde lächerlich ſeyn, und einem vernünftigen Gutsbeſitzer wohl nie einfallen. Es brauchet auch ſolches nicht; ſondern mit einem und demſelben Wagen wird allemal, ſowohl von leichtem, als ſchwerem Miſt, eine dem Gewicht nach gleiche Menge davon zu Felde geſchaffet werden können. Nur muß einem ſolchen Wagen bey einer jeden Miſtart eine beſondere Richtung, um entweder mehrern Platz zu verſchaffen, oder denſelben verhältnißmäßig einzuſchränken, gegeben werden.

Die hierzu nöthigen Veränderungen des Wagens ſind einem jeden Bauer von ſelbſt bekannt, und er bedienet ſich derſelben faſt jederzeit nach dem Unterſchiede, ob er ſolchen zu den herrſchaftlichen, oder ſeinen eigenen Geſchäften brauchet. Der mechaniſche Bau eines dergleichen Bauerwagens macht auch dieſe Veränderungen, beſonders vermittelſt des daran befindlichen ſogenannten Langwagens, ſehr leicht und begreiflich.

Daß nun ein jeder Wagen, wenn den Pferden die ihren Kräften gemäße Laſt gegeben werden ſoll, die gehörige Länge, Höhe und Breite haben müſſe, iſt ſchon oben erinnert worden. In den

beyden

beyden letzten Stücken bedarf ein Miſtwagen bey den leichtern Miſtarten keiner beſondern Abänderung, welches auch wegen der verſchiedenen Miſtleitern, die der Bauer dazu halten müſte, mancherley Schwierigkeiten verurſachen würde. Dieſe Schwierigkeiten wären zwar immer nur ſehr wenig bedeutend, inzwiſchen könnten ſie doch den faſt allemal unvergnügten Bauern zum Murren und Klagen eine Gelegenheit geben, und auch dieſes muß eine Herrſchaft, die bey ihrer Wirthſchaft glücklich leben will, auf alle mögliche Weiſe zu vermeiden ſuchen, wenigſtens nicht ſelbſt Anlaß dazu geben.

Aber nur blos die Länge der Miſtwagen darf geändert werden, wenn eine leichte Miſtart, die bey gleichem Gewichte mehrern Raum erfordert, geladen werden ſoll. Blos durch die mehrere Auslaſſung des Langwagens kann ſolches ohne die geringſte Mühe bewirket, und ein ſolcher Bauerwagen ſo lang und ſo kurz, als nöthig befunden wird, gemacht werden.

Daß bey gleicher Höhe und Breite eine mehrere Länge, von einem halben, ganzen, oder auch wohl 1½ Rheinländiſchen Fuß ſchon einen anſehnlich größern Raum auf einem zu beladenden Wagen verſchaffe, iſt von ſelbſt einleuchtend, und es wird daher, blos durch dieſe ungekünſtelte abgeänderte Länge des Wagens, allemal auf demſelben ein gleiches Gewicht von Miſt, er mag lang, oder kurz, ſchwer oder leicht ſeyn, zu bringen, möglich werden.

Um nun in einem jeden Fall, nach der mehrern, oder wenigern Schwere des Miſtes die Länge des Wagens beſtimmen zu können, ſo würde bey einem ſolchen Probewagen von einer jeden

Miſtart

Miſtart ein beſonderer Verſuch gemacht werden müſſen.

Daß dergleichen Proben in Gegenwart der Bauern, oder doch wenigſtens des Schulzen und der Gerichte angeſtellet werden, wird aus einem doppelten Grunde allemahl rathſam ſeyn. Einmahl können die Bauern dabey durch den eignen Augenſchein, daß ihren Pferden bey einer ſolchen beſtimmten Miſtladung keine unerträgliche Laſt zugemuthet werde, überzeuget werden. Demnächſt aber iſt ihnen auch bey dieſer Gelegenheit das nach dieſem Probewagen eingerichtete Maß ihrer künftigen Miſtwagen zuzuſtellen, und ihnen die Urſachen von allen demjenigen, was dabey zu beobachten vorfällt, zu erklären, und deutlich zu machen.

Mit keinen andern Wagen müſſen alsdenn die Bauern, wenn ſie zum Miſtfahren beſtellet worden ſind, auf den herrſchaftlichen Dienſt erſcheinen, und eine Herrſchaft thut nicht unrecht, wenn ſie gegen die Contravenienten eine beſtimmte gemäßigte Strafe feſtſetzet.

Sonſt aber können ſie deſſen ungeachtet bey dieſem Geſchäfte nicht ohne die genaueſte Aufſicht, beſonders im Anfange, ehe ſie dieſer neuen Einrichtung gewohnt worden, gelaſſen werden. Wolte man die Bauern, nachdem man ihnen dieſe neue Einrichtung bekannt gemacht, und anbefohlen hat, dennoch ferner bey ihrer Willkühr darunter belaſſen, ſo iſt nichts gewiſſers, als daß die Sache in kurzer Zeit wieder in Vergeſſenheit gerathen, ſie mit ihren vorigen untauglichen Miſtwagen auf den Dienſt erſcheinen und die ganze Sache wieder vereitelt werden würde. Der Wirthſchafter, der zur Aufſicht der Frohndienſte beſtellet iſt, muß daher das beſtimmte Maß zu den Miſtwagen beſtändig bey der Hand haben, um diejenigen, die

ihm

ihm verdächtig vorkommen, darnach unterſuchen zu können.

Die Abänderung ſolcher Wagen, wenn kurzer Miſt gefahren werden ſoll, kann allemal mit leichter Mühe auf dem Dienſte ſelbſt geſchehen, und es iſt daher am beſten, daß die Bauern mit Wagen, die zum langen Miſt, weil derſelbe gemeiniglich in der Wirthſchaft am häufigſten zu ſeyn pfleget, eingerichtet ſind, zum Dienſte kommen.

Der zweyte Punkt, der bey dem Miſtfahren dieſer Art von Bauern näher zu beſtimmen iſt, beſtehet in der Feſtſetzung, wie viel Fuder von der im vorigen benannten Größe ſie täglich, ohne ihren Pferden Ueberlaſt thun zu dürfen, zu Felde fahren können. Wer ihre bisherige hierbey eingeführte Gewohnheit mit angeſehen hat, der wird über die unverantwortlichen Betrügereyen, welche die Bauern bey allen Gelegenheiten gegen die Herrſchaft auszuüben ſuchen, nicht genug erſtaunen können. Sie kriechen mit ihren Pferden ſowohl bey dem Heraus- als Hereinfahren mehr, als daß man es ein ordentliches Fahren nennen könnte, und ſehr ſelten laſſen ſie die Pferde, wenn ſie auch gleich ledig wieder zurück kommen, einen ordentlichen Schritt gehen. Ueberdem gehet es bey dem Auf- und Abladen ſo langſam und ſchläfrig zu, daß man in der Ferne kaum bemerken kann, daß Menſchen, die ſich bewegen, bey dem Wagen gegenwärtig ſind. Kein Wunder iſt es daher, wenn bey dieſer Arbeit wenig oder nichts geſchiehet, ſondern der ganze Tag recht muthwillig verſchleudert wird. In der That kommt dem Bauer ſelbſt dabey nichts zu Nutzen, ſondern nur blos ſein auf den Dienſt geſchicktes Geſinde pfleget dabey ſeiner Faulheit auf eine unverantwortche Weiſe.

An

An den Orten, wo außer den Bauerdienſten, annoch eigenes herrſchaftliches Geſpann gehalten werden muß, kann dieſe Zeitverſäumniß dadurch gar füglich vermieden werden, daß man eines von ſeinen eigenen Geſpannen vorfahren läſſet, da alsdenn die Bauerknechte eben ſo oft, als dieſes, nachfolgen, und mit die Reihe halten müſſen. Bey einer zahlreichen Menge von Dienſtbauern muß man aber dieſelben in zwey Colonnen, theilen, und bey einer jeden einen beſondern Herrenwagen vorfahren laſſen, weil ſonſt dieſes Geſchäft ſehr leicht in Verwirrung geräth, und es auch bey dem Aufladen, weil nicht alle Wagen zu gleicher Zeit an den Miſthaufen kommen können, langſam hergehet.

Ueberhaupt iſt das Laden bey dem Miſtfahren jederzeit ein Geſchäft, wozu, wenn daſſelbe beſchleuniget werden ſoll, eine hinlängliche Anzahl von Leuten erfordert wird. An vielen, und faſt den meiſten Orten ſind die Bauern ſchuldig, bey dem Miſtfahren einen eigenen Lader mitzubringen. Wo dieſes gewöhnlich iſt, da wird durch die Vertheilung der Bauern in zwey Claſſen oder Colonnen, das Miſtfahren ſehr beſchleuniget, weil alsdenn, außer dem Knecht, noch bey einem jeden Wagen zwey Lader vorhanden ſind; da hingegen, wenn die Bauern insgeſammt nur eine Reihe halten, auch ein jeder Wagen nur einen Lader hat, folglich dieſe Arbeit natürlicherweiſe dadurch ſehr verzögert und aufgehalten werden muß. Sind die Bauern, ihre eigenen Lader mitzubringen, nicht verbunden, ſo muß eine Herrſchaft andre Dienſtleute dazu beſtellen, wenn ſie dieſe Arbeit gehörig beſchleuniget wiſſen will. Sonſt kann ſolche auch durch die bekannten Wechſelwagen ſehr befördert werden. Solches gehet aber nur bey einer kleinen

Anzahl von Miſtfuhren an. So bald ſchon mehr als drey bis vier zuſammen ſind, ſo findet dieſes Beſchleunigungsmittel fűglich weiter nicht ſtatt, weil die leeren Wagen den Ladern zu geſchwinde kommen, und ſie folglich dennoch warten, und die Zeit műßig zubringen műſſen.

Hat man ſo viele Dienſtbauern, daß man ſeine ſämmtlichen Wirthſchaftsgeſchäfte damit zu beſtreiten Hoffnung haben kann, und folglich eigenes Geſpann zu halten nicht nőthig hat, ſo fällt von ſelbſt in die Augen, daß ſich eine Herrſchaft alsdenn der vorbenannten Vortheile nicht bedienen kőnne, ſondern das Miſtfahren den Bauern allein űberlaſſen műſſe. Dieſes iſt denn der Fall, in welchem eine nähere Beſtimmung der Fuderzahl, die ſie täglich aufs Feld zu ſchaffen im Stande ſind, nőthig wird.

Nicht allein die verſchiedene Länge der Tage, ſondern auch die Entfernung des Orts, wohin der Miſt gefahren werden ſoll, iſt hierbey zum Grunde zu legen.

Die langen Tage nehmen bekanntermaßen von Oſtern, oder mit Eintritt des Aprils, ihren Anfang, und gehen wieder auf Michaelis, oder mit Ausgang des Septembers, zu Ende. Die kurzen Tage fangen hingegen mit Michael an, und endigen ſich auf Oſtern.

In Anſehung der Nähe oder Entfernung des zu bemiſtenden Ortes iſt zu bemerken, daß ein jeder vernűnftiger Wirth wohl vorzűglich die dem Dorfe am nächſten belegenen Aecker in Miſt und Dűngung zu unterhalten ſuchet, beſonders wenn ſein Stallmiſt nicht fűr das ganze Feld hinreichend ſein will. Die weit entlegenen Aecker werden gemeiniglich durch den Hordenſchlag, oder

auch

auch wohl allerhand künſtliche Düngungsarten, in tragbarem Stande erhalten.

Hierin allenthalben eine gemeine Weite und Entfernung zu beſtimmen, hält ſchwer, weil es dabey gar ſehr auf die Lage des Dorfs und der Aecker ankommt, und es einen großen Unterſchied machet, ob die letztern um das Dorf in einer gleichen Entfernung rund herum liegen, oder nur der Länge nach auf ein oder zwey Seiten herauf ſchießen.

Bey der erſten Lage werden die Miſtfuhren niemahls ſo weit, als bey der zweyten fallen. Inzwiſchen muß es ſchon ein großes Ackerwerk ſeyn, wenn man den Miſt über zwey tauſend Schritt vom Dorf, um damit auf den zur Bedüngung beſtimmten Ort zu kommen, zu fahren genöthiget iſt. Iſt ein Landwirth in die Nothwendigkeit, ſeinen Miſt weiter, als zweytauſend Schritt zu fahren, geſetzet, ſo wird alsdenn, auf den entlegenen Aecker ein eigenes Vorwerk anzulegen allemahl rathſam ſeyn.

Inzwiſchen wollen wir, um hierin einen gewiſſen allgemeinen Satz ausfindig zu machen, die größeſte Weite der von den Bauern zu verrichtenden Miſtfuhren auf zweytauſend, die von den nahen aber auf tauſend Schritt annehmen. Beydes die verſchiedene Länge der Tage, und die verſchiedene Weite der Fuhren gegen einander gehalten, würde nun folgendes billiges Dienſtmiſtfuhrenreglement zum Vorſchein kommen:

1) Zwiſchen Oſtern und Michael, folglich in derjenigen Jahreszeit, wo die längſten Tage einfallen, kann ein Dienſtbauer, wenn der zu bemiſtende Acker nicht über tauſend Schritt entfernt iſt, den ganzen Tag hindurch ganz füglich zehn Fuder Miſt, und zwar Vormittags ſechs, und Nach-

Nachmittags vier, weil derſelbe wegen der Ausſpannungsſtunden allemahl etwas kürzer, als der Vormittag fällt, zu Felde ſchaffen.

2) Iſt aber der zu bemiſtende Ort über tauſend bis zwey tauſend Schritt entfernt, ſo können alsdenn füglich nicht mehr, als täglich ſieben Fuder nähmlich vier Vor- und drey Nachmittags, von ihm verlangt werden.

3) Von Michael bis Oſtern iſt ein Dienſtbauer, wenn der zu bemiſtende Ort nicht über tauſend Schritt vom Dorfe ablieget, ohne alle Beſchwerde fünf Fuder, nähmlich drey Vor- und zwey Nachmittags, zu Felde zu bringen, im Stande; da ihm hingegen

4) in dieſer Jahreszeit, wenn der zum bemiſten beſtimmte Platz über tauſend, bis gegen zwey tauſend Schritt entlegen iſt, füglich nicht mehr, als auf den ganzen Tag drey Fuder zugemuthet werden können.

Oefters ſind die mit Miſt zu befahrenden Plätze kaum zwey hundert bis drey hundert Schritt von dem Dorfe entfernet, und alsdenn iſt freylich das hierin für die Bauern feſtgeſetzte Tagewerk zu geringe. Allein bey allgemeinen Beſtimmungen kann man ſich unmöglich in alle beſondre Fälle und Umſtände einlaſſen, ſondern es muß dabey nur blos das gewöhnlichſte zum Grunde geleget, auch überhaupt die Sache dergeſtalt eingerichtet werden, daß der Bauer niemahls ſich darüber mit Recht zu beſchweren, oder wohl gar die Unmöglichkeit vorzuſchützen, Urſache haben möge.

S. Berliner Beyträge zur Landwirthſchaftswiſſenſchaft. VII. S. 134 fl.

Miſtgabel, in der Landwirthſchaft, eine große drey-zackige Gabel mit einem hölzernen Stiele, den Miſt oder Dünger damit aufzufaſſen, aufzuladen ꝛc. In Niederſachſen die **Miſtforke**, **Grepe**. Schon in dem Schwabenſpiegel Miſtgabel.

Miſtgauche, auch wohl **Miſtiauge**, die Gauche von dem Miſte, d. i. das von dem Miſte zuſammen gelaufene Waſſer; das **Miſtwaſſer**, in einigen Gegenden die **Miſtgalle**, die **Miſtgälle**. Von deren Anwendung zum Düngen ſehe man im Art. **Miſt**, Th. 91, S. 547. 565. 568 und anderwärts.

Miſtgräber, Podura fimetaria Linn., ein kleines Inſect, welches zu den Pflanzenflöhen gerechnet wird, und ſich vorzüglich im Miſte und in fetter Erde aufhält. Es iſt weiß und kommt im erſten Frühlinge, wenn die Erde feucht iſt, zum Vorſchein. Dieſe Art ſpringt nicht.

Schrank Beyträge zur Naturgeſchichte. S. 47. §. 4. Taf. 2. F. 1.

Miſtgrube, in der Landwirthſchaft, eine Grube, in welcher der Miſt geſammelt wird, damit er faule und zur Düngung geſchickt werde. Von der rechten Anlage ſolcher Miſtgruben oder Düngerſtätten ſ. im Art. **Miſt**, Th. 91, S. 545. 570. 576 und anderwärts.

Miſthaken, in der Landwirthſchaft, ein zweyzackiger Haken an einem hölzernen Stiele, den Miſt damit auf dem Felde von dem Wagen abzuziehen.

Miſthammel, ſ. unter **Miſtfink**, oben, S. 20.

Miſthaufen, in Geſtalt eines Haufens auf einander gelegter Miſt; Niederſ. **Neßhoope**, **Neßfaal**, von **Faal**, ein Haufe. Wie ſolche Haufen am zweckmäßigſten einzurichten ſind, damit der Miſt gehörig gähren könne, ſehe man im Art. **Miſt**, Th. 91, S. 545. 570. 576 ff.

Miſt-

Miſthof, ein Hof neben den Stallgebäuden, welcher vorzüglich zur Aufbewahrung des Miſtes beſtimmt iſt. S. Miſtſtätte, im Art. Miſt, Th. 91, S. 545. 570. 576.

Miſtjauche, ſ. Miſtgauche.

Miſtichanza, Meſſanza, ein muſikaliſches Quodlibet, wenn aus vielen Motetten und Madrigalen, weltlichen und poſſirlichen Liedern, eine ganze oder halbe Zeile Text herausgenommen, und aus ſolchen Bruchſtücken ein ganzes Lied gemacht wird.

Miſtio, mit dieſem Nahmen werden einige Marmorarten belegt, welche mit verſchiedenen Farben durchzogen oder durchfloſſen ſind. S. im Art. Marmor, Th. 84, S. 659 fl.

Miſtkäfer, ſ. unter Käfer, Th. 32, S. 79.

Miſtkarre, eine große Radeberge oder Schubkarre, womit der kurze Miſt aus den Ställen auf die Miſtſtätte gekarret wird, wenn man ſich keiner Trage oder Bahre dazu bedient.

Miſtkarren, ein einſpänniger Karren, welcher an manchen Orten zum Verfahren des Düngers gebraucht wird. Man hält einen ſolchen Karren für vortheilhafter als einen gewöhnlichen Miſtwagen. Jedoch iſt hierbey zu bedenken, daß bey der Beſchaffenheit der gewöhnlichen Bauerpferde ein Karren nur klein ſeyn, und man alſo nur wenig Miſt aufladen könne. Da nun gleichwohl bey jedem Karren ein Menſch ſeyn muß, ſo würde man vielleicht noch einmahl ſo viele Menſchen zum Miſtfahren gebrauchen, als man bey vierſpännigen Wagen nöthig hat. S. übrigens Schreber's neue Sammlungen, VIII, S. 650.

Miſtkaſten, ſ. Miſtbad, Th. 91, S. 681.

Miſtkorb, ein länglicht runder, auf einer Schleife befeſtigter Korb, welcher in manchen Gegenden die Stelle einer Miſtkarre vertreten muß. Solche Miſtkörbe werden von den Landleuten dazu ge-

braucht, den Miſt von den Wegen und Straßen aufzuſammeln, und ihn nach der Düngerſtätte zu tragen; beſonders aber um den Dünger nach hochliegenden Aeckern und Bergwieſen zu tragen, wohin man mit keinem Fuhrwerke kommen kann.

Miſtlache, eine Lache, d. i. Pfütze, von zuſammen gelaufener Miſtgauche; die **Miſtpfütze**, der **Miſtpfuhl**, im Oberdeutſchen die **Miſtgälle**, der **Miſtſudel**, in Schleſien, die **Miſtluſche**, im Niederſächſ. **Meßaal**, **Meßlake**, **Adelpool**, **Adel**, **Eddel**, von **Aal**, **Adel**, Pfütze, ſtinkende Feuchtigkeit.

Die faulen Ausdünſtungen von den Miſtlachen, die ſo gewöhnlich in den Dörfern vor den Wohnungen der Bauersleute ſtehen, und entweder gar nicht, oder in die gemeine Straße abfließen, da man ſie doch ſo vortheilhaft zur Düngung der Aecker und Wieſen gebrauchen könnte, wenn man ſie gehörig benutzte, wie es im Art. **Miſt** gezeigt worden, ſind ihrer Geſundheit nicht wenig nachtheilig. Sie können verurſachen, daß ſich ſchlimme Faulfieber in dergleichen Orten erzeugen, und daß andere Krankheiten bösartig werden. In offnen hochliegenden Orten, wo die Luft die aufſteigenden ſchädlichen Dünſte bald verwehen kann, da können ſie zwar nicht ſo viel ſchaden. Es iſt aber doch immer eine kluge Vorſicht von einem Landwirth, wenn er um ſeine Wohnung her nichts leidet, was die Luft verunreinigen kann, und lieber die Dunglacke auf ſeine Güter bringt. Die gefüllten Düngerplätze ſind nicht ſo ſchädlich wie die, welche nicht ganz voll ſind; da aber doch immer flüchtige, und übel riechende Theilchen von denſelben aufſteigen: ſo iſt es allemahl am räthlichſten, daß man ſie, ſo wie auch die Viehplätze,

weniger

wenigſtens nicht zu nahe an den Wohnſtuben anlege.

Miſtlauge, ſ. **Miſtgauche**, oben, S. 34.

Miſtleiter, eine Leiter auf einem Miſtwagen.

Miſtler, ſ. **Miſteldroſſel**, oben, S. 9.

Miſtlerſtich, bey den Vogelſtellern, der Fang der Miſteldroſſeln im Herbſte vermittelſt einer im Bauer an einen Baum gehängten zahmen Miſteldroſſel, weil die wilden ſehr begierig auf dieſe zuſtoßen oder **ſtechen**, wobey ſie ſich auf den in der Nähe befindlichen Leimruthen, oder in den aufgeſtellten Netzen fangen. S. im Art. **Miſteldroſſel**, Th. 5, S. 320.

Miſtmelde, ein Nahme der gemeinen Melde oder Waldmelde, Atriplex patula Linn., vielleicht weil ſie gern in Gärten und an gedüngten Orten wächſt. Auch des **Bingelkrautes**, Th. 5, S. 320, aus eben der Urſache.

Miſtpfuhl, **Miſtpfütze**, ſ. **Miſtlache**.

Miſtral, ſo hieß der Gerichtsverwalter auf den Gütern in der ehemahligen Dauphinée.

Miſtranze, die geſammten Unterofficiere und andere, welche über die gemeinen Bootsknechte einer Galeere geſetzt ſind.

Miſtrede, nennen die Bauern eine Leichenrede, weil der Verſtorbene in Höfen, wo es am Platz fehlt, gewöhnlich auf der Miſtſtätte in Parade liegt.

Miſtſchoppen, ein Schoppen, d. i. ein leichtes Gebäude mit einem Dache, worunter der Miſt trocken und bedeckt liegen kann. S. im Art. **Miſt**, Th. 91, S. 593, und Figur 5377. S. auch Sandhof Anweiſung zur Holzerſparniß, Leipzig, 1792. 8. S. 45. 66.

Miſtſchwamm, ſ. **Miſtblätterſchwamm**, oben, S. 1.

Miſtſtatt, die, im Plur. die **Miſtſtätte**, oder die

Miſtſtätte, im Plur. die **Miſtſtätten**, in der Landwirthſchaft diejenige Statt oder Stätte, d. i. derjenige Platz, auf welchem man den Miſt aus den Ställen zum künftigen Gebrauche aufbewahrt. S. im Art. **Miſt**, Th. 91, S. 545. 570. 576 fl.

Miſtſudel, ſ. **Miſtlache**.

Miſttrage, ſ. **Miſtbahre**, Th. 91, S. 681.

Miſtura, ſ. **Mixtur**.

Miſtvermiſchung, ſ. **Düngergemenge**, im Art. **Miſt**, Th. 91, S. 563 fl.

Miſtwagen, ſ. im Art. **Miſtfuhre**, oben, S. 20 fl. und im Art. **Wagen**.

Miſtwaſſer, ſ. **Miſtgauche**.

Miſtwürmer, mit dieſem Nahmen werden von einigen Landleuten die Larven der **Darmbremſe**, Oeſtrus haemorrhoidalis Linn. belegt, welche mit dem Kothe ausgeworfen werden *); oder ſie verſtehen darunter auch die ſogenannten **Spulwürmer**, die ſich in den dicken Därmen aufhalten.

Miſum, ein Saft, welchen die Chineſer aus dem Kohl bereiten, und welchen ſie ſehr viel bey ihren Speiſen gebrauchen. S. im Art. **Kohl**, Th. 42, S. 669.

Miſur, heißt in der Fechtkunſt eine Bewegung mit dem Fuße, vermittelſt welcher man ſeinem Feinde deſto beſſer zu Leibe gehen, und ihn überwältigen kann. Man hat deren zwey, nähmlich die weite und die enge.

*) Dieſes Inſect legt ſeine Eyer in die Falten des Maſtdarms des Viehes, wenn daſſelbe miſtet. Die kleinen Maden kriechen darauf, ſobald ſie aus den Eyern gekrochen ſind, weiter in den Maſtdarm hinauf, und halten ſich daſelbſt ſo lange auf, bis ihre Verwandlungszeit herannahet. Alsdann begeben ſie ſich nach dem After, und fallen mit dem Miſte auf die Erde, wo ſie ſich einſcharren und verwandeln.

Miſy, ſo heißt bey einigen ältern Schriftſtellern ein Erz, welches ſich am Chalcitis oder Atrament-Stein erzeugt, und von goldgelber Farbe iſt.

Mitaines, ſ. **Klapphandſchuhe**, im Art. **Handſchuh**, Th. 21, S. 462.

Mitauiſche Rechnungsmünzen. Man rechnet daſelbſt nach Albertsthalern zu 4 Fl. oder 90 Alb. gr. oder 120 gr. Courant. 1 Fl. hat $22\frac{1}{2}$ Alb. gr. oder 30 gr. Cour.; 1 Alb. gr. $2\frac{2}{3}$ gr. Cour. 100 Albertsthalern ſind 138 Thal. 23 gr. 6 pf. Convent. Münze, oder 145 Thlr. 22 gr. 3 pf. Preuß. Cour.

Mitbehandigte, ſagt man in Oberdeutſchland für **Mitbelehnte.**

Mitbelehnſchaft, iſt in dem Lehnrechte der Zuſtand, das Verhältniß, da jemand mit einem andern über eine und eben dieſelbe Sache die Lehen empfangen hat, deſſen Mitbelehnter iſt. S. **Geſammtlehen**, im Art. **Lehen**, Th. 69, S. 215 fl.

Mitbewerbung, ſ. **Concurrenz**, Th. 8, S. 304.

Mite, **Miethe**, ſ. **Milbe**, Th. 90, S. 329.

Mite, iſt ein engliſches Gewicht, von welchem nach engliſchem Troys-Gewicht 20 auf ein Grain gehen. Nach dem cölniſchen Markgewichte iſt eine Mite $\frac{687}{800}$ eines Richtpfennigtheiles.

Miteſſer, Crinones, Comedones, Fr. Crinons, auch **Dürrmaden** und **Heimchen** genannt, ſind kleine, einer Linie ungefähr lange, madenähnliche, braune oder etwas dunklere, oben an ihrer Spitze ſchwärzliche Fäden, welche aus der Haut ausgedrückt werden können. Mit dieſen werden unreinlich gehaltene Kinder wie mit einem Ausſchlag, gemeiniglich in den erſten Tagen ihres Lebens oder auch nach einem halben Jahr, und bisweilen, aber ſelten, erſt nach dem zweyten Jahr befallen. Die Bruſt, die obern Theile der Schultern, die Stirn,

die Schläfe und der Oberſchenkel ſind dieſem Uebel ausgeſetzt. Die Haut dieſer Theile fühlt ſich dabey etwas rauh an, und iſt wie mit unzähligen dunkeln oder gelben Punkten, oder ganz kleinen Erhabenheiten, ganz dicht beſäet; da hingegen die übrige Haut weißer und zarter als gewöhnlich ausſieht.

Um ein Kind von dieſem Uebel zu befreyen, muß man es in ein warmes Bad bringen, und wenn dadurch die Haut erſchlafft iſt, eine in möglichſt ſtarke Gährung geſetzte Miſchung aus zwey Löffeln voll Weitzenmehl, eben ſo viel guten Bierhefen, und einem Löffel voll Honig, und zuvor warm gemacht, in die Haut gelinde einreiben; nach 3 oder 4 Minuten wird dieſe gährende Miſchung wieder von der Haut abgewaſchen, worauf ſich die ſogenannten Miteſſer oft in ungeheurer Menge auf der Haut zeigen werden, die man alsdenn vermittelſt eines wollenen Lappens mit Seife von der Haut ſorgfältig abreibt. Wenigſtens die Woche zweymahl muß dieſes warme Bad, Salbung und Abreibung wiederhohlt werden, und man wird bald das Kind von dem Uebel befreyt haben. Während dieſer Behandlung, und auch noch einige Wochen nachher, giebt man dem Kinde täglich nach und nach folgendes Mittel: Pulv. rad. rub. tinctor. in zwey Caffeetaſſen voll Waſſer, ſeiht es durch, und verſüßt die Abkochung mit etwas Honig. Das Kind muß außerdem ſtets reinlich gehalten, gewaſchen, und oft mit andern allemahl recht trocknen Kleidungsſtücken verſehen werden.

Mitfaſten, ſ. **Mittfaſten**.

Mitgabe, die, dasjenige, was einem andern mitgegeben wird. Am häufigſten in engerer Bedeutung, derjenige Theil der Güter, welchen die Aeltern

tern ihren Töchtern bey ihrer Verheyrathung mitgeben; die Mitgift, das Heyrathsgut. S. Brautſchatz, Th. 6, S. 574 ff. und Leibgedinge, Th. 70, S. 688 ff.

Mitgenoſſen=Conto, ſ. **Compagnie=Conto**, Th. 8, S. 270.

Mitgift, ſ. **Mitgabe**.

Mithras, eine Gottheit, welche die Römer aus Perſien erhielten, und in derſelben die Sonne oder das Feuer verehrten. Sie wird entweder als ein Jüngling abgebildet, welcher in morgenländiſcher Kleidung auf einem niedergeworfenen Ochſen kniet, und ihm einen Dolch in den Hals ſtößt, oder auch als ein Menſch mit einem Löwenkopfe und vier Adlersflügeln. Dieſe Figur, die entweder ganz nackend oder nur leicht bekleidet iſt, und um welche ſich von oben herab eine Schlange windet, ſteht bald auf einer Kugel, die von der Sonne beleuchtete Erde anzuzeigen, bald vor einem Altare, auf welchem Feuer brennt.

Mithridat, **der**, eine ſehr alte, aus vielen Kräutern und andern Mitteln zuſammen geſetzte Arzeney wider das Gift, ſowohl bey Menſchen als Thieren; und in weiterer Bedeutung oft eine jede wider das Gift kräftige Arzeney. Von dem vom Pompejus beſiegten Könige von Pontus, Mithridates, welcher ſich mit der Kenntniß der einfachen Arzneymittel, beſonders aber der Gifte und Gegengifte beſchäfftigte, und durch eine häufige Genießung einer ſolchen Arzeney alle Arten des Giftes ohne Schaden ſoll haben ertragen können. Quintus Serenus, ein Arzt des 4ten Jahrhunderts, ſetzt die aufgefundene Original=Compoſition ſehr herunter; Galen, Aetius, Scribon und andere haben die Vorſchrift aufbehalten; und die Formeln der neueren ſind aus ſo unzäh-

ligen und öfters ganz widerſinnigen Dingen zuſammen geſetzt, daß der klügere Arzt dieſes Opiat gar nicht mehr braucht.

Um das vorſtehende noch mehr zu beſtätigen und zugleich den Glauben an die heilſame Wirkung dieſes Opiates zu untergraben, füge ich hier noch eine Stelle aus Unzer's Arzt hinzu *).

Unter den gemeinen Hausarzneyen, die ſeit uralten Zeiten in jedermanns Händen ſind, kann wohl der Theriak und Mithridat oben an ſtehn, und um deswillen halte ich es für nützlich, meinen Leſern einmal zu ſagen, was ſie von dieſer Arzney zu hoffen haben. Unter den neueſten Schriftſtellern hat Herr D. Heberdeen dieſelbe wohl am ausführlichſten beurtheilt, und ich werde mich hier ſeiner Gelehrſamkeit bedienen.

Der König Mithridates hielt ſich ſelbſt für den vollkommenſten Kenner der Kräfte aller einfachen Arzneyen. Seine Schmeichler beſtärkten ihn in ſeinem Wahne, und die Geſchichtſchreiber rühmen ihn als einen zweyten Salomon. Allein der Begriff von ſeiner Weisheit verringert ſich ſehr, wenn man bedenkt, wie wenig Gelegenheit und Hülfsmittel er zu dergleichen Unterſuchungen haben konnte. Pompejus, der durch das Gerücht einen hohen Begriff von ſeinen Geheimniſſen erhalten hatte, bemächtigte ſich, nach erfochtenem Siege, der Schriften dieſes Prinzen, mußte aber ſelbſt über ſeine Leichtgläubigkeit lachen, als er, ſtatt der Geheimniſſe, nur ein paar ſchlechte Recepte fand. Wahrſcheinlicher Weiſe ſuchten ſchon damals gewiſſe Leute von den Vorurtheilen der Menſchen zu profitiren, und ſich durch einen verſteckten Betrug zu bereichern. Man machte alſobald zu Rom unter dem Titel eines Gegengifts vom Mithridates, das unter ſeinen Papieren gefunden worden wäre, eine prächtige Zuſammenſetzung bekannt, dergleichen noch heut zu Tage gemein ſind, woran aber wohl Mithridates den wenigſten Antheil gehabt hatte. Plutarch, der ſonſt alle Kleinigkeiten von Schriften dieſes Königs angemerkt hat, gedenkt zwar

*) Der Arzt. Neueſte Ausgabe, IV. B. Leipzig, 1778. S. 358 ff.

zwar in der That dieſes Mittels nicht, vermuthlich weil es ihm an gehörigen Zeugniſſen gemangelt. Allein dagegen lehrt uns doch Q. Serenus Sammonicus, daß, ungeachtet der verſchiedenen Zubereitungen des Mithridats, die einzige im Kabinette des Königs gefundene Waare diejenige gemeine Compoſition ſey, die aus zwanzig Rautenblättern, ein wenig Salze, zweyen Nüſſen und ſo viel getrockneten Feigen beſtanden. Dies war nun das Mittel, das allen Giften vorbeugen ſollte; und wenn man des Morgens eine Doſin davon einnahm, ſo entkräftete dieſes die Gewalt aller Gifte am folgenden Tage, wie Galenus anführt. Das Beyſpiel des erſten Erfinders ward zum Beweiſe gegeben. Er hatte ſich deſſen ſo häufig bedient, daß er kein giftiges Kraut mehr finden konnte, das ihm im Nothfalle das Leben nehmen wollte.

Hierdurch erlangte dieſes Mittel einen ſolchen Ruhm, daß römiſche Kaiſer es mit eignen Händen zubereiteten, die Aerzte des Alterthums es zu verbeſſern ſuchten, und eine Menge von Büchern und nachgeahmten Compoſitionen daraus entſtanden. Andromachus, Nerons Arzt, nahm große Veränderungen damit vor. Er ließ den Scink heraus, that die Vipern hinzu, und verminderte das Opium. Das Kind mußte einen neuen Namen haben. Er nennte es Γαλήνη bis es zu Trajans Zeiten, entweder wegen der Vipern, die darin waren, oder wegen ſeiner Tugend wider ihre Biſſe, Theriak genannt wurde. Unter dieſem Namen iſt es noch bekannt, und gleichwohl machen unſre Apotheker noch den urſprünglichen Mithridat nach einem Recepte des Damocrates in Jambiſchen Verſen, welches man im Galen findet.

Es liegt nichts daran, ob Mithridates der wahre Erfinder dieſer Zuſammenſetzung ſey, da man nunmehr weiß, daß es kein ſo herrliches Gegengift iſt, als man zu einer Zeit glaubte, da man die Gifte ſchlecht, und alſo die Gegengifte nothwendig noch ſchlechter kannte. Was die Unwiſſenheit und große Liebe zum Leben angefangen hatte, trieb der hitzige Geſchmack des Volks an allem, was wunderbar iſt, noch höher. Wenn ein vornehmer Mann an ſeltnen Zufällen ſtarb, ſo war gewiß eine Stiefmutter, ein Nachfolger, oder ſonſt jemand Schuld daran. Die Liſt bekräftigte dieſe Fabeln, und ſchrieb den Tod umgebrachter Perſonen einem Gifte zu, das der Erblaßte

blaßte immer bey ſich getragen und heimlich genommen haben mußte. Hierdurch wurden die nähern Unterſuchungen der Sache und der Haß des Volks hintertrieben. Vermuthlich iſt der Redner Demoſthenes auf dieſe Weiſe umgekommen; denn die Umſtände von ſeiner Vergiftung werden ſo verſchiedentlich, und ihre Wirkung mit der Wirkung damals bekannter Gifte ſo wenig übereinſtimmig erzählt, daß man nichts anders glauben kann. Dem Hannibal und andern mag es wohl nicht beſſer ergangen ſeyn. Dergeſtalt häuften ſich die Gifte immer mehr an, und vermehrten alſo auch die Gegengifte. Starb jemand von einem unkräftigen Gifte nicht, ſo mußte ihn nothwendig ein andres erhalten haben.

Der Mithridat iſt die allerſeltſamſte Vereinigung von Gegengiften, die man ſich nur vorſtellen kann. Ohne hier Vorwürfe zu wiederhohlen, welche ſchon tauſendmal aus vernünftigen Gründen dagegen gemacht worden ſind, kann bloß die Erfahrung allein dieſer Panacee, welche ſogar allein zukünftigen Uebeln vorbeugen ſollte, alle ihre Ehre benehmen, indem ſie ſie mit zu dem gemeinen Haufen der ſchweißtreibenden Arzneyen hinunter ſetzt, welchen Namen viele führen, die wenig oder gar keine Tugenden haben. Seit faſt zwey tauſend Jahren, da er gebraucht worden, weiß man dem Mithridat keine beſſere Wirkung zuzuſchreiben. Der Kaiſer Antonin fiel davon in eine gefährliche Schlafſucht, und Mithridates ſelbſt hätte gewiß ſeines Todes wegen nicht in Verlegenheit kommen ſollen, wenn nur ſein Gift kräftig genug geweſen wäre, jeden andern, der keinen Mithridat gegeſſen hätte, hinzuopfern. Allen Giften, deren wir heut zu Tage ſo viel mehrere kennen, widerſteht der Mithridat nicht beſſer, als das Opium; und wer es darauf wagen wollte, würde mit jenem Charlatan einerley Schickſal haben, der, nach Wepfers Berichte, ungeachtet des geprieſenen Gegengifts, ſo er zu ſich nahm, dennoch an dem eingenommenen Arſenik ſterben mußte, wieder das es nicht helfen konnte.

Fällt nun aber dieſe dem Mithridate urſprünglich zuerkannte Tugend ganz und gar weg, ſo wäre es wohl was Sonderbares, wenn er von ungefähr doch noch zu ſonſt was auf der Welt nützen ſollte. Die vielen damit vorgenommenen Veränderungen

machen

machen ihn beſonders als ein unnützes Ding verdächtig, und laſſen uns faſt nicht mehr unterſcheiden, welches eigentlich der wahre ſeyn ſoll. Nach des Celſus Beſchreibung beſtand er aus acht und dreyßig einfachen Mitteln. Gegen die Zeiten des Nero nahm man fünfe davon, und that zwanzig andre hinzu. Andromachus that bald hernach wieder ſechſe davon, und ſetzte acht und zwanzig andre an die Stelle, ſo daß er nunmehr aus fünf und ſiebenzig Ingredienzien beſtand. Aetius, ein Schriftſteller des fünften, und Myrepſus, einer des zwölften Jahrhunderts, beſchrieben den Mithridat ſehr verſchieden, und nach der Zeit iſt er noch immer mehr geändert worden. Viele einfache Arzneyen, die ſonſt hinein gekommen, ſind uns heut zu Tage ganz unbekannt, andre ungewiß, und verſchiedne ſind, beſonders ſeit den Zeiten des Plinius, ſehr unbeſtimmt beſchrieben worden. Man hat alſo nachher nach Belieben andre hinzu geſetzt, und unter den Beſchreibungen des Andromachus, Damocrates, Critons, Magnus, Xenocrates und Demetrius, weiß man eben ſo wenig zu wählen, als unter den verſchiedenen Compoſitionen, die faſt in jeder Apotheke anders ſind.

Doch dieſes möchte alles ſeyn, wie es wollte, wenn nur nicht der Mithridat ein ſo ſchädliches Ding zugleich wäre, worin das Opium unter eine ſolche Menge andrer Arzneyen verſteckt iſt, daß gar leicht ein Irrthum, der tödtlich für Kranke ſeyn kann, daher entſteht. Galen will deshalb, daß man es eine Zeitlang aufbewahren ſoll, um die Kraft des Opiums dadurch zu ſchwächen, welches aber ein ſchlechtes Mittel dawider iſt, ob man gleich noch jetzt, um eben dieſer Urſache willen, den Mithridat dreyßig bis vierzig Jahr aufbehält. Hierzu kommt, daß durch dieſe weitläuftige Vermiſchung leicht eine Gährung hervorgebracht wird, die die Wirkung des Opiums um drey bis viermal ſtärker machen kann, als man vermuthen oder denken ſollte. Jedoch man ſieht zu unſern Zeiten, dem Himmel ſey Dank! dieſes elende Arzneymittel immer mehr und mehr in Verfall kommen; und wie ſchon ehedem Plinius, und, in den neuern Zeiten, Junker, daſſelbe für eine Strafe Gottes erkannt haben, womit er die Menſchen heimſucht, ſo werden auch alle treue Aerzte

darauf

darauf bedacht ſeyn, dieſe alte Landplage endlich einmal mit vereinigten Kräften auszurotten.

Man ſehe übrigens auch

Baldinger's Neues Magazin. XIV B. 6 St. S. 454.

Pyl's Aufſätze und Beobachtungen VIII. S. 92 (Leichenöffnung eines nach einer kleinen Doſis vom ſogenannten Kinder-Mithridat (Requies Nicolai) plötzlich verſtorbenen zarten Kindes).

Deſſelb. Repertorium 3 B. 1 St. S. 145.

Mitigiren, heißt lindern, mildern.

Mitis, in der Schifffahrt, ein **Leguan** um die Maſten, ſ. Th. 69, S. 47.

Mitkal, ſ. **Metecal**, Th. 89, S. 699.

Mitlaut, der, in der Sprachkunſt, ein Laut, welcher nicht allein für ſich, ſondern nur in Geſellſchaft eines Selbſtlautes hervor gebracht und gehöret werden kann; ein **Conſonant**, im Gegenſatze dieſes **Selbſtlautes**, oder des **Vocales**. **Der Mitlauter** iſt das Zeichen eines Mitlautes, oder derjenige Buchſtabe, welcher den Mitlaut auch den Augen merklich macht.

Mitleiden, das, ſ. im Art. **Leidenſchaft**, Th. 75, S. 346.

Mitlein, ein Getreidemaß, welches in **Ulm** 2896 und 1459 Par. Cub. Zoll hält.

Mitonniren, franz. mitonner, heißt Brot in heißer Suppe einweichen und es mit der Suppe anrichten. Wenn man nähmlich eine Suppe verfertigt hat, und bald anrichten will, ſo legt man Brot in die Schüſſel, wo die Suppe hinein ſoll, entweder geröſtete Semmelſcheiben oder Kruſten von geraſpeltem Brote, oder nach Beſchaffenheit ein ganz geraſpeltes Brot. Wenn man ein ganzes Brot einlegt, ſo muß man erſtlich unten ein kleines Loch machen, und etwas von den Broſame heraus nehmen, alsdann gießet man gute klare Fleiſchbrühe ganz heiß kochend darauf, und ſetzt

es

es mit einem niedrigen Dreyfuß auf Kohlen oder eine Glutpfanne, mit einer andern Schüſſel zugedeckt, und läſſet es ein wenig langſam einkochen, und gießt hernach die Suppe darüber, und ſolches heißt, das Brot vorher mitonniren. Wenn man aber die Suppe in einer Porcellan-Schüſſel anrichten will, welche man nicht auf das Feuer ſetzen kann, ſo legt man das Brot darein, und gießt die klare Fleiſchbrühe kochend heiß darauf, denn gleich zugedeckt und gegen das Feuer geſetzt, und läßt es alſo mitonniren oder einziehen.

Mitpfleger, ſo heißen in Frankfurt am Mayn 12 Deputirte der Bürgerſchaft, welche mit 6 Raths-Deputirten die Einkünfte des Armenhauſes verwalten.

Mitra, eine Mütze, ein Biſchofshut. In der Naturgeſchichte iſt es der Beynahme einiger Schnecken, welche eine mützenförmige Geſtalt haben.

Mitra Hippocratis, oder **Mütze des Hippocrates**, eine chirurgiſche Bandage um den Kopf.

Mitraille, Stücke altes Eiſens, welche in die Kanonen geladen werden, um eine größere zerſtörende Wirkung hervor zu bringen, als es mit einer Kugel allein möglich iſt. Das Schießen damit heißt **Kartätſchenfeuer** oder Mitraillade, welchen letzten Nahmen auch eine Art von Hinrichtungen während der Schreckensregierung in Frankreich bekommen haben. Zu einer Zeit, wo die Guillotine, ſo geſchwind ſie auch arbeitete, um die Schlachtopfer abzuthun, doch noch zu langſam ging, trieb man eine Anzahl derſelben zuſammen, und feuerte mit Kartätſchen unter ſie, bis ſie niedergeſtürzt waren. Dieſes ſchreckliche Mordſpiel wurde zuerſt gegen die unglücklichen Bewohner von Lyon angewendet, und der Erfinder deſſelben, der abſcheu-

ſcheuliche Collot=d'Herbois führte in der Folge den Nahmen Mitrailleur davon.

Von den Kartätſchen ſehe man übrigens im Art. **Kanone**, Th. 34, S. 381 fl. das weitere.

Im franzöſiſchen Handel bedeutet Mitraille eigentlich allerley Kupfer und Meſſing, welches zum Verſchmelzen dient. Auch pflegen die Kaufleute das in Fäſſer verpackte Geld unter dieſem Nahmen zu verbergen, damit es die Räuber nicht ſo ſehr reitze.

Mitricol, ſ. **Metricol**, Th. 90, S. 26.

Mitrheder, auch ein **Schiffsfreund**, franz. Co-Bourgois oder Com-Bourgois, ein bey dem Seeweſen und bey der Handlung zur See gebräuchliches Wort. Es bedeutet denjenigen, welchem ein Schiff nebſt noch einem oder mehreren Eigenthümern gemeinſchaftlich zugehört, der alſo nebſt ihnen der Rheder davon iſt. S. **Rheder**.

Mitſchelinsholz, ein Nahme des gemeinen **Spindelbaums**, Evonymus europaeus Linn.

Mittag *), 1. eigentlich die Mitte des Tages, d. i. diejenige Zeit, zu welcher die Sonne am höchſten über dem Horizonte geſehen wird, oder in welcher der Mittelpunkt derſelben in den **Mittagskreis** kommt, oder culminiret. **Es iſt Mittag.**

*) Dieſes Wort iſt aus dem alten Beyworte mitte und Tag, ſo wie Mitternacht aus eben demſelben und **Nacht** zuſammen geſetzt, daher die ältern Schriftſteller, wie Notker, Willeram, Strycker und die ſchwäbiſchen Dichter es noch getheilt ſchreiben, mitten Tag, im Theuerdanke noch Mittentag, woraus endlich unſer Mittag für Mitttag zuſammen gezogen worden, welches den Ton auf der erſten Sylbe behalten hat. Im Angelſ. Middaeg, im Holländ. und Niederſ. Middag, Lat. Meridies, Franz. Midi.

tag. **Zu Mittage eſſen.** Figürlich in der hö⸗hern Schreibart, das muntere männliche Alter.

2. Diejenige Gegend des Himmels, in wel⸗cher die Sonne zu Mittage geſehen wird, und welche Mitternacht gegen über liegt, oder welche Morgen zur rechten, Abend aber zur linken Hand hat, ohne Plural; **Süden. Gegen Mittag liegen, wohnen, reiſen. Der Wind kommt von Mittag.**

Die Aſtronomen fangen zu Mittage zu zäh⸗len an, und zählen in einem fort, bis zum Au⸗genblicke, da der nächſtfolgende Mittag wieder ein⸗tritt, 24 aſtronomiſche Stunden. Hingegen fängt man bey bürgerlichen Tagen 12 Stunden früher um Mitternacht an, und zählt bis zu Mittag 12 Stunden, und vom Mittage bis zur nächſtfolgen⸗den Mitternacht abermahls 12 Stunden; jene Stunden heißen daher auch **Morgenſtunden**, und dieſe **Nachmittagsſtunden**. Der Mittag ſelbſt fällt in die Mitte des Tages oder der Zeit, welche die Sonne über dem Horizonte zubringt, und hat davon auch den Nahmen.

Beyde, die aſtronomiſche und bürgerliche Zeit⸗rechnung richtet ſich nach dem **wahren** Mittage, welchen die Sonnenuhren, Gnomons und andere Beobachtungsmittel geben. Von dem wahren Mit⸗tage wird der **mittlere** unterſchieden, oder dieje⸗nige Zeit, in welcher der mit gleichförmiger Be⸗wegung gegen Oſten fortgehende mittlere Ort der Sonne im Meridiane anlangt. Der wahre Mit⸗tag erfolgt bald ſpäter, bald früher, als der mitt⸗lere, und viermahl des Jahres iſt er mit dem mittlern Mittage gleich. Die Zeitgleichung gibt den Unterſchied zwiſchen beyden Mittagshöhen an, wovon im Art. **Uhr** das weitere.

Mittagsblume, Meſembryanthemum, ſ. Zaſerblume.

Mittagscirkel, ſ. **Mittagskreis**.

Mittagseſſen, dasjenige Eſſen, welches man um Mittag zu ſich nimmt; ingleichen die Handlung, da man es zu ſich nimmt, im gemeinen Leben. Das Mittagseſſen verſäumen. In der anſtändigeren Sprechart die Mittagsmahlzeit.

Mittagsfernrohr, Durchgangsfernrohr, ein aſtronomiſches Fernrohr, welches ſo eingerichtet und befeſtiget iſt, daß deſſen Axen ſich nur in der Mittagsfläche bewegen, ſonſt aber keine Seitenbewegung zulaſſen. Wenn durch ein ſolches Fernrohr ein Stern in der verlängerten Axe geſehen wird, ſo iſt gerade die Culmination des Geſtirns da; und der Augenblick, da dieſes geſchiehet, an einer Uhr beobachtet, gibt die Zeit der Culmination an.

Mittagsfläche, lat. Planum meridiani, iſt 1. in der Aſtronomie und mathematiſchen Erdbeſchreibung eine Ebene, durch die Vertical-Linie und durch die Weltaxe. Weil dem Anſcheine nach die Himmelskugel ſich täglich einmahl um ihre Axe drehet, ſo muß auch dieſer Vorſtellung gemäß ein jeder Punkt derſelben dem Scheitelpunkte am nächſten kommen oder culminiren, wenn er ſich in gedachter Ebene befindet. Es muß alſo dieſe Ebene durch die Mittagsgegend gehen. Davon heißt ſie die Mittagsfläche, und ihr Durchſchnitt mit dem Horizonte beſtimmt daſelbſt den Mittelpunkt.

Die Mittagsfläche ſteht nicht allein auf der Ebene des Horizontes, ſondern auch auf der Ebene des Aequators ſenkrecht.

Im Augenblicke des wahren Mittags, oder wenn der Mittelpunkt der Sonne culminiret, befinden

finden ſich die Schatten lothrecht aufgerichteter Stäbe auch in der Mittagsfläche.

Mittagsgang, **ſtehender Gang**, heißt beym Berg- und Hüttenweſen ein Gang, welcher zwiſchen der 12ten und 3ten Stunde ſtreicht, weil er ſeine Richtung gegen Mittag nimmt.

Mittagshöhe, lat. Altitudo meridiana, franz. Altitude méridienne, heißt diejenige Höhe eines Sternes, da er in ſeiner täglichen Bewegung in den Mittagskreis gekommen iſt. In dieſer Höhe hat er gerade die Mitte ſeines Weges vom Aufgange bis zum Untergange erreicht. Solche Sterne, welche bey uns nicht untergehen, kommen täglich zweymahl in den Mittagskreis, und erreichen das eine Mahl ihre größte, und das andere Mahl ihre kleinſte Höhe. Iſt von der Mittagshöhe ſchlechthin die Rede, ſo verſteht man darunter gemeiniglich die größte Höhe.

Die Sonne hat alſo ihre Mittagshöhe zur Mittagszeit erreicht.

Mittagskind, ein Kind, welches Mittags zwiſchen 11 und 12 Uhr geboren iſt, und nach der Meinung der Sterndeuter zu großen Ehren gelangen, oder doch wenigſtens vor andern Perſonen ſeines Standes ſich auszeichnen ſoll.

Mittagskreis, **Mittagszirkel**, **Meridian**, lat. meridianus, franz. méridien, heißt derjenige größte Kreis an der ſcheinbaren Himmelskugel, welcher durch beyde Pole und den Scheitelkreis gehet, oder der Durchſchnitt der Mittagsfläche mit der Himmelskugel. Wenn die Sterne bey ihrer ſcheinbaren täglichen Bewegung in dieſen Kreis kommen, ſo haben ſie ihre größte Höhe erreicht, und der Mittelpunkt der Sonne in ſelbigem beſtimmt den wahren Mittag.

Der Mittagskreis theilet die Himmelskugel in zwey Halbkugeln ab, nähmlich in die **weſtliche** und **öſtliche**, hemiſphaerium occidentale et orientale. Der Beobachter, welcher ſich in unſern nördlichen Ländern mit dem Geſichte gegen Mittag kehret, hat die weſtliche Halbkugel zur Rechten, und die öſtliche zur Linken. Der Meridian ſchneidet den Horizont im wahren **Mittagspunkte** und **Mitternachtspunkte**; und die von dieſen um 90 Grade entfernten Punkte des Horizontes, oder der **Abendpunkt** und **Morgenpunkt** ſind die Pole des Mittagskreiſes.

Auf dieſem Kreiſe werden die Polhöhe eines Ortes, die Aequator-Höhe, Declination der Sterne, u. ſ. w. angegeben.

Mittagskreiſe der Erdkugel, Meridiane der Erde, meridiani terreſtres, ſ. terrae, méridiens de la terre, heißt ein jeder von den größten Kreiſen auf der Oberfläche der Erdkugel, welche durch beyde Pole derſelben gehen. Wird ein ſolcher Kreis durch irgend einen Ort auf der Erde gezogen, ſo iſt er alsdann dieſes Ortes Meridian, und ſeine erweiterte Ebene für denſelben Ort die Mittagsfläche, welche an der ſcheinbaren Himmelskugel den Mittagskreis abſchneidet.

Meiſtentheils aber verſteht man unter dem Meridian eines Ortes auf der Erde nur die Hälfte des größten Kreiſes, welcher von einem Pole zum andern durch den Ort ſelbſt gehet; in dieſem Sinne wird alsdann die andere Hälfte des Kreiſes der entgegengeſetzte Meridian des Ortes ſeyn. Es ſtehen daher auch alle Meridiane auf dem Erd-Aequator ſenkrecht, und diejenigen Orte, welche in einerley Meridian liegen, haben auch am Himmel einerley Mittagskreis, mithin zugleich Mittag und einerley Zeit; die Orte des entgegengeſetzten

ſetzten Meridians werden alsdann die entgegenge- ſetzte Hälfte des Mittagskreiſes am Himmel ſe- hen, und folglich in Anſehung ihrer Mittage und Zeitangaben von jenem Orte um 12 Stunden ver- ſchieden ſeyn.

Die Mittagskreiſe werden wie alle übrigen Kreiſe in 360 Grade getheilet. Die geographi- ſche Breite der Oerter wird in dergleichen Graden und Theilen davon angegeben. Nimmt man da- bey auf die gegen die Pole zu abgeplattete Ge- ſtalt der Erde Rückſicht, ſo können auch die Gra- de der Mittagskreiſe nicht von einerley Größe ſeyn, ſondern ſie ſind gegen die Pole zu größer als gegen den Aequator.

Alle Oerter, welche in einerley Meridiane liegen, haben einerley geographiſche Länge. Die- jenigen hingegen, welche nicht in einerley Mittags- kreiſe ſich befinden, haben auch verſchiedene Län- ge, und es wird der Unterſchied der Längen durch den Unterſchied der Meridiane, d. i. durch den Unterſchied der Zeit beſtimmt. M. ſ. **Länge und Breite, geographiſche**, Th. 64, S. 593 fl.

Mittagskreis, erſter, meridianus primus, prémier méridien, heißt derjenige Mittagskreis, welcher durch einen im Aequator willkührlich an- genommenen Punkt geleget, oder welcher als der erſte unter allen betrachtet wird. Wenn man durch verſchiedene Oerter auf der Erdoberfläche Meridiane leget, ſo geben die zwiſchen ihnen ge- legenen Bogen des Aequators die Unterſchiede der Längen dieſer Oerter an. Verlangt man aber ab- ſolute Größen der Längen dieſer Oerter, ſo müſ- ſen ſie alle von einerley Punkt des Aequators aus gerechnet werden, und eben der Mittagskreis durch dieſen Punkt gelegt, wird der erſte unter den übri- gen genannt. Weil aber die Lage dieſes Punk-

tes ganz willkührlich iſt, ſo hat man auch ſelbſt dem erſten Mittagskreiſe verſchiedene Lagen gegeben. Die Alten zogen ihn etwa durch die weſtlichen ihnen bekannten Länder; Ptolemäus durch die weſtwärts der afrikaniſchen Küſte gelegenen canariſchen Inſeln, von welchen man die Erdfläche zu rechnen anfing, weil man damahls weiter gegen Weſten hin kein Land mehr kannte. Selbſt jetzt iſt es noch gewöhnlich, den erſten Meridian in dieſe Gegend zu legen. Dadurch erlangt man wenigſtens auf den Landkarten den Vortheil, daß die alte Welt ganz in die öſtliche, und die neue größtentheils in die weſtliche Halbkugel der Erde fällt. Dies verſchafft beſonders bey Planigloben, welche die ganze Erdfläche auf zwey neben einander liegenden Halbkugeln vorſtellen, den Vortheil, daß man nicht nöthig hat, dieſelben durch die Ebene des erſten Mittagskreiſes zu zerſchneiden.

Gerhard Mercator auf ſeinen Karten, und nach ihm Riccioli legten den erſten Meridian durch die canariſche Inſel Palma, und zwar durch den Hafen St. Creutz, weil Colom aus ſelbigem zur Entdeckung der neuen Welt ausgeſegelt iſt. Weiter weſtwärts wurde er von Wilhelm Blaeu durch die azoriſchen Inſeln del Corvo und Flores gezogen, weil daſelbſt zu ſeiner Zeit die Magnetnadel keine Abweichung zeigte; nachher aber rückte er ihn ſelbſt auf die canariſche Inſel Teneriffa, worin ihm nachher faſt alle holländiſche Geographen gefolget ſind.

In Frankreich hingegen zog man dieſen Kreis durch den weſtlichſten Ort der canariſchen Inſeln, nähmlich durch die Inſel Ferro oder Ferri. Und ſelbſt Ludwig XIII. ſetzte durch einen Befehl vom 25. April 1634 feſt, daß die franzöſiſchen

Geographen und Seefahrer die Längen der Oerter nie anders, als von da aus rechnen ſollten. Die weſtliche Küſte dieſer Inſel liegt einige Minuten über 20 Grade vom Meridiane der pariſer Sternwarte gegen Abend, und man nimmt den erſten Meridian, um die Rechnung zu erleichtern, genau 20 Grade von dem pariſer Meridian an. Von dieſer Zeit fängt man von dieſem erſten Meridiane an die Grade des Aequators von Abend gegen Morgen um die ganze Erde herum fortzuzählen.

An ſich kommt wenig darauf an, wo man den erſten Meridian hinlegen will, weil in der Ausübung nicht abſolute Längen, ſondern nur Unterſchiede derſelben gebraucht werden, um die wahre Lage der Oerter auf der Oberfläche der Erde zu beſtimmen. (M. ſ. **Länge, geographiſche,** am oben angeführten Orte, S. 597 ſ.) Daher auch die Aſtronomen mehrentheils den Mittagskreis ihrer Sternwarten als den erſten annehmen, wie z. B. Tycho den von Uranienburg, Flamſtead den zu Greenwich, Manfredini den zu Bologna, u. ſ. w. *).

Mittagskreis, magnetiſcher, meridianus magneticus, méridien magnetique. Wenn ſich eine Magnetnadel ganz frey bewegen kann, ſo bleibt ſie zuletzt in einer Lage ſtehen, deren Richtung nicht ganz genau nach dem wahren Mittags- oder Mitternachspunkte geht, ſondern von ſelbiger mehr oder weniger abweicht. Legt man durch die Richtung der Magnetnadel eine auf den Horizont ſenkrechte Ebene, ſo wird dieſe gehörig er-

*) M. ſ. Lulof's Einleitung zur mathematiſchen und phyſikaliſchen Kenntniß der Erdkugel. A. d. Holl. durch Käſtner. Gött. und Leipz. 1755. 8. ſ. 619. 6[illegible]

weitert durch den Mittelpunkt der ſcheinbaren Himmelskugel gehen, und dieſe ſelbſt in dem größten Kreiſe ſchneiden, welcher der **magnetiſche Meridian** und ſeine Ebene die **magnetiſche Mittagsebene** genannt wird. Die Lage des magnetiſchen Mittagskreiſes iſt an jedem Orte der Erde eine andere, und ſelbſt für einerley Ort mit der Zeit veränderlich.

S. Fiſcher's phyſikaliſches Wörterbuch III. Th. S. 612 ff.

Sonſt ſehe man auch noch:

Rösler's Aſtronomie, S. 256.

Rittenhouſen's Methode, ein Abſehen in der Mittagsfläche zu ſtellen. In Lichtenberg's Magazin V. B. III. St. S. 170.

Gothaiſches Taſchenbuch 1790, S. 76. 1794, S. 94.

Wollaſton's Beſchreibung eines Durchgangskreiſes, zu Beſtimmung des Orts der Gegenſtände am Himmel, ſo wie ſie durch den Meridian gehen. S. Geißler's Inſtrumente und Kunſtwerke. V. Th. Zittau und Leipzig, 1796. S. 57 ff.

Mittagslinie, (linea meridiana, ligne méridienne) iſt die Durchſchnittslinie der Mittagsfläche mit der Horizontalfläche. Man kann einen kleinen Theil derſelben an einem Orte der Ebene als einen Theil des durch dieſen Ort gehenden Mittagskreiſes der Erde ſelbſt betrachten, welcher immer noch als gerade angenommen werden kann, ſo lange die Krümmung der Erde nicht merklich iſt. Werden hingegen mehrere ſolche Theile der Mittagslinie für verſchiedene Orte, die in einerley Mittagskreiſe liegen, mit einander verbunden, ſo machen ſie endlich einen Bogen des Mittagskreiſes ſelbſt aus. Wenn alſo die Mittagslinie eines Ortes ſehr weit verlängert wird, ſo krümmt ſie ſich in einen wahren Bogen des Meridians.

Zu aſtronomiſchen Beobachtungen iſt die Mittagslinie gar nicht zu entbehren, und im bür-

gerlichen Leben iſt ſie zu mehr als einer Abſicht nützlich. So dient ſie z. B. zur richtigen Beſtimmung der Zeit und gehöriger Stellung der Uhren, zur Verzeichnung der Sonnenuhren u. ſ. f. Es gibt viele Methoden, die Mittagslinie eines Ortes zu finden. So bedienen ſich die Aſtronomen folgender Methode, auf ihren Sternwarten die Mittagslinie zu ſuchen; in einer erhabenen gegen Süden liegenden Mauer oder in einem Fenſterladen macht man ein kleines Loch, durch welches die Sonne zu Mittage auf den Boden, oder eine beſonders dazu eingerichtete völlig horizontale Ebene, ſcheinen kann. Etwa 3 Stunden Vor- und Nachmittage ſucht man einige Mahl übereinſtimmende Sonnenhöhen mit einem genau eingetheilten Quadranten, und bemerket dabey die Zeit einer jeden Vor- und Nachmittag mit einander correſpondirenden Höhe, durch das Mittel davon erhält man die Zeit, welche die Pendeluhr im wahren Mittage zeigte. Im folgenden Tage bemerket man um dieſe Zeit den Punkt des Bodens, wo das Sonnenbild hintrifft, und zieht durch denſelben und den ſenkrecht unter der Oeffnung im Fenſterladen liegenden Punkt des Bodens eine Linie, welche die Mittagslinie ſeyn wird.

Die gemeinſte Art aber, ſelbige zu finden, beſteht im folgenden: auf einer wagrechten Ebene beſchreibet man aus einem Punkte Fig. 5381. c verſchiedene concentriſche Kreisbogen, und errichtet in den Mittelpunkte c dieſer concentriſchen Kreiſe einen Stift von etwa 6 bis 9 Zoll ſenkrecht auf; hiernächſt bemerket man vor Mittage zwiſchen 9 bis 11 Uhr und nach Mittage zwiſchen 1 bis 3 Uhr die Punkte, wo das Ende des Schattens dieſes Stiftes einen von den beſchriebenen Kreisbogen berühret, alsdann zieht man durch dieſe

Punkte gerade Linien wie bey ab, und theilet ſie in zwey gleiche Theile, ſo wird die durch c und die Theilungspunkte gezogene gerade Linie cd die Lage der Mittagslinie angeben. Durch dieſes Verfahren werden ebenfalls correſpondirende Sonnenhöhen beobachtet; denn weil die Punkte a und b in einerley Kreiſe um c liegen, ſo werden die Schatten Vormittags mit den des Nachmittags gleich lang, folglich ſtand die Sonne beyde Mahl gleich hoch. Da nun die Mittagsfläche zwiſchen den Gegenden, da die Geſtirne auf der Morgen- und Abendſeite gleiche Höhen erreichen, mitten inne ſtehet, ſo iſt auch eine zwiſchen a und b gezogene Linie durch c in der Mittagsfläche, und weil ſie zugleich horizontal iſt, die Mittagslinie. Man ſieht leicht, daß zu dieſer Beſtimmung nur ein Kreis um c hinreichend geweſen wäre, der Genauigkeit wegen aber werden mehrere beſchrieben.

Eine ähnliche Methode iſt im Art. **Markſcheidekunſt**, Th. 48, S. 491 fl. angegeben worden. In der monathlichen Correſpondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde, Apr. 1801. S. 419—434 beſchreibt der Herr von Zach eine neue leichte und bequeme Methode, ohne eigentliche Inſtrumente, ohne Loth und Sonnenſchein, bloß mit einer Uhr und einem, gleiche Höhe und Diſtanzen anzeigenden Reflexions-Werkzeuge, eine Mittagslinie von beliebiger Ausdehnung, auf viele Meilen, über Berg und Thal in einem Lande zu ziehen. Ich führe davon nur an, daß Seefahrer, die auf ihren Entdeckungsreiſen irgendwo landen, und eine Extemporan-Sternwarte aufſchlagen wollen, nach dieſer Methode ihren wahren Meridian in 6 Stunden ſehr genau beſtimmen können. Das übrige wird man am angeführten Orte nachſehen.

Bey den zuerſt angegebenen Methoden, die Mittagslinie eines Ortes zu finden, müſſen wegen der von Vor- bis Nachmittage veränderlichen Abweichung der Sonne eigentlich noch die gehörigen Berichtigungen gemacht werden, welche jedoch beym gewöhnlichen Gebrauche ganz weggelaſſen werden können, und auch überhaupt ganz wegfallen, wenn man zur Findung der Mittagslinie die Zeit der Sonnenwende wählet.

Außer dem Gebrauche der Mittagslinien zu aſtronomiſchen Beobachtungen ſind auch Mittagslinien zur Abmeſſung der Grade auf der Erdkugel und überhaupt zur Verbeſſerung der geographiſchen Ortsbeſtimmungen durch ganze Länder gezogen und verlängert worden. Die berühmteſte Unternehmung dieſer Art iſt die Verlängerung der Mittagslinie der pariſer Sternwarte, welche von Picard angefangen, von Johann Dominicus Caſſini in den Jahren 1700 und 1701 ſüdwärts bis Collioure an den Pyrenäen und von Jakob Caſſini, Maraldi und de la Hire 1718 nordwärts bis Dünkirchen, zuſammen durch einen Bogen von $8^\circ 31' 6\frac{1}{2}''$ des Mittagskreiſes der Erde fortgeſetzet worden *). Um dieſe Mittagslinie auf der Sternwarte ſelbſt kennbar zu machen, ſind Obeliſken aufgerichtet, welche von da aus am Geſichtskreiſe den wahren **Mittags- und Mitternachtspunkt** bezeichnen **).

Auch ſind verſchiedene zu aſtronomiſchen Beobachtungen beſtimmte Mittagslinien mit einem Gnomon, d. i. mit einer Veranſtaltung verſehen, durch

*) Jacques Caſſini traité de la figure et de la grandeur de la terre; in der Suite des mémoir. de l'Acad. des ſcienc. 1718.

**) Le Monnier; in den mémoir. de l'Acad. des ſcienc. 1743.

durch welche zur Zeit des Mittags ein Bild der Sonne auf die Mittagslinie fällt. Unter andern ließ der Kaiſer Auguſtus auf den Marsfeldern bey Rom, einen 116¼ römiſche Fuß hohen Obelisk zu einem Gnomen errichten, der größte bisher bekannte Gnomon wurde im 15ten Jahrhunderte von Toscanella zu Florenz errichtet, und ſeine Höhe ging auf 280 Fuß. Im Jahre 1575 wurde von Egnaz Dante zu Belogna ein Gnomon errichtet, und vom ältern Caſſini 1695 geprüfet. Dieſer Gnomon wurde beſonders durch das Werk des Manfredini *) berühmt. In der Sulpicius-Kirche zu Paris hat le Monnier einen ſchon von Sully 1727 aufgeſtellten Gnomon verbeſſert. Je höher der Gnomon, oder die Oeffnung, wodurch die Sonne zu Mittag ſcheinet, über dem Boden iſt, um deſto genauer wird der Augenblick des wahren Mittags gefunden, deſto genauere Veranſtaltungen ſind ſie daher auch für die praktiſche Aſtronomie.

Fiſcher's phyſikaliſches Wörterbuch III. S. 616 ff.

Mittagsluft, ſ. **Mittagswind**.

Mittagsmahl, in der höhern Schreibart und von hohen Perſonen, das Mahl, welches man zur Mittagszeit zu ſich nimmt. S. das folgende.

Mittagsmahlzeit, in der anſtändigen Sprechart, diejenige Mahlzeit, welche man zur Mittagszeit hält, und die Speiſen, welche man alsdenn zu ſich nimmt. Zur Mittagsmahlzeit gehen. Die Mittagsmahlzeit halten, bereiten. Im gemeinen Leben, das **Mittagseſſen**, in der höhern Schreibart, das **Mittagsmahl**. S. unter **Eſſen**, Th. 11, S. 595 und den Art. **Mahlzeit**, Th. 82, S. 738 ff.

Mit-

*) De gnomone Bononienſi. Bonon. 1736. 4.

Mittagspol, ſ. **Südpol**.

Mittagspunct, **Südpunkt** (meridies, auſter, midi, ſud) iſt der Durchſchnittspunkt des Mittagskreiſes mit dem Horizonte nach der Mittagsſeite hin. Von den Schiffern wird dieſer Punkt **Süden** genannt. Er iſt einer von den vier Haupt- oder Cardinal-Punkten, durch welchen die vier Hauptgegenden im Horizonte beſtimmt werden. Von dieſem Punkte wird die ganze umliegende Gegend des Himmels die **Mittagsgegend** genannt, und man ſagt von dem, was ſich daſelbſt ereignet, es geſchehe gegen Mittag. Von dieſem Punkte aus rechnet man die Grade auf dem Horizonte des Azimuthal-Winkels der Geſtirne.

Mittagsruhe, die Ruhe oder der Schlaf, welchen man nach der Mittagsmahlzeit hält; im gemeinen Leben der **Mittagsſchlaf**.

Mittagsſchlaf. Siehe das vorige, und den Artikel **Schlaf**. Uebrigens wird es hier nicht am unrechten Orte ſeyn, ſchon vorläufig mit einigen Worten die Zeichen zu bemerken, nach welchen der Mittagsſchlaf für heilſam oder für nachtheilig zu halten iſt. Denjenigen, die darauf ſich heiter, erquickt und geſtärkt fühlen iſt er allerdings empfehlungswerth; dagegen andre, welchen der Kopf darnach ſchwer, eingenommen, und das Geſicht roth iſt, mit Trägheit und Unluſt zu allem, ihn lieber vermeiden müſſen. Es kommt dabey übrigens viel auf die dermalige Diſpoſition des Körpers, auf die vorhergegangene Mahlzeit in quanto und quali, auf äußere und innere Ruhe u. d. gl. an, ſo daß dieſer Schlaf ſelbſt bey demſelben Menſchen nicht immer die gleiche Wirkung hat. Wenn er nicht bald gelingt, welches ſich leicht merken läßt, iſt es beſſer ſich davon zu enthalten für diesmahl, als ihn länger zu ſuchen. Auf

allen

allen Fall ſchlafe man im Sitzen, nach losgelöſeten oder abgelegten Halsbinden, Kniebinden und andern feſt anliegenden Kleidungsſtücken.

Mittagsſonne, der Schein oder der Glanz der Sonne um die Mittagszeit; zum Unterſchiede von der Morgen- und Abendſonne. Ein Zimmer hat die Mittagsſonne, wenn die Strahlen der Sonne um die Mittagszeit in daſſelbe fallen, d. i. wenn es gegen Mittag liegt.

Mittagsſpeiſen, ſolche Speiſen, welche vorzüglich bey der Mittagsmahlzeit aufgetragen zu werden pflegen.

Da in verſchiedenen Gegenden die Art zu ſpeiſen nach der Natur und Beſchaffenheit des Landes ſehr verſchieden iſt, und ſo gar ſchon jeder Ort ſeine Eigenthümlichkeiten, und was inſonderheit die Speiſung des Geſindes anlanget, jeder Stand und faſt jede Haushaltung beſondere Gewohnheiten hat: ſo läßt es ſich im allgemeinen nicht beſtimmen, welche Speiſen ſich zu Mittagsſpeiſen ſchicken oder nicht ſchicken. Um indeſſen einer angehenden Hausmutter die Führung ihrer Wirthſchaft in dieſem Stücke zu erleichtern, und ſie in den Stand zu ſetzen, das Eigenthümliche ihres Ortes deſto eher aufzufaſſen, um in Darreichung der Speiſen weder zu viel noch zu wenig zu thun: ſo hat der Herr Prediger Germershauſen in dem erſten Bande der Hausmutter*) eine beträchtliche Anzahl Fragen angegeben, die ſehr dazu geeignet ſind, das Urtheil einer Hausmutter bey Speiſung ihrer Dienſtleute und des Geſindes beſonders auf dem Lande richtig zu leiten.

Mittagsſpeiſen an Werkeltagen.

Was für Vorkoſten oder Gemüſe ſind an gemeinen Wochentagen am gebräuchlichſten?

Welche

*) Dritte Auflage, Leipzig 1791. 8. S. 237 ff.

Welche unter den gebräuchlichſten Vorkoſten werden für die beſten gehalten, oder von den Leuten am liebſten gegeſſen?

Da es mehr geachtete Vorkoſten giebt, welche ſind die weniger geachteten, und deshalb unter die ſchlechten des Orts zu zählen?

Sollten wohl nicht einige Vorkoſten nur dieſerwegen die weniger geachteten ſeyn, weil ihre Zubereitungsart nur immer ſo einförmig geweſen?

War die Zubereitungsart immer eine und eben dieſelbe, ſollte die Vorkoſt durch eine veränderte, aber nicht theurere, Zubereitungsart nicht in Achtung zu bringen ſeyn?

Wenn die Vorkoſten bisher nicht einförmig bereitet worden, auf wie mancherley Art iſt ſolches geſchehen?

Dafern nicht alle Werkeltage Fleiſchtage, das iſt, ſolche Tage ſind, an welchen Fleiſch geſpeiſet wird, welches ſind dieſelben?

Iſt es etwas willkührliches, wenn nicht alle Tage Fleiſchtage ſind, einen der Hausmutter beliebigen und bequemen Tag einem andern vorzuziehen?

Richtet man ſich etwa mit dem Fleiſchgeben an gewiſſen Tagen nach dieſer oder jenen ſchwerern Arbeit oder Fuhrwerke?

Was für eine Art des Fleiſches iſt die gebräuchlichſte, in dieſen oder jenen Umſtänden der Zeit und der Arbeiten, friſches, gepökeltes, oder geräuchertes?

Im Fall alle Tage Fleiſch, nach der Obſervanz des Landes, gegeſſen werden muß: welche Art des Fleiſches ſteht in der gröſten Achtung; Rindfleiſch, Schweinefleiſch, oder Schöpſenfleiſch?

Iſt die eine Art des Fleiſches verachteter als die andre, vielleicht weil mit den Fleiſcharten unter einander nicht oft genug abgewechſelt worden, oder die Zubereitungsart zu einförmig geweſen: ſollte ſie nicht, durch Abwechſelung, auch veränderte Zubereitungsart, in Achtung zu bringen ſeyn?

Wird geräucherter Speck, gekochet, oder ausgebraten, oder auch wohl roh, dem andern Fleiſche gleich geachtet?

Dafern auch Eyerkuchen ſtatt des Fleiſches gelten können: ſind ſie des Orts nur von der gemeinen Art, oder müſſen Knackwurſt, oder in größern Schei-

ben breit geſchnittener Speck oder Schinken, darunter gebacken ſeyn?

Wenn jeder Wochentag auch ein Fleiſchtag iſt, welche Vorkoſten werden gemeiniglich vor, oder mit dem Fleiſche zugleich gegeſſen?

Häring, Stockfiſch, und allerley Landfiſche, wenn ſie die Stelle des Fleiſches bey der Mittagsmahlzeit vertreten: welche Vorkoſt iſt alsdenn die vorhergehende, oder die begleitende?

Die mancherley Arten der Würſte, gelten ſie nicht anſtatt des Fleiſches?

In welchem Werthe ſind ſodann die verſchiedenen Arten der Würſte bey dem gemeinen Manne?

Wenn aus der einen Art der Würſte mehr gemachet wird, als aus der andern, was hat die Schuld davon: die erſte Zubereitung beym Schlachten, oder das falſche Räuchern derſelben bis zum Holzgeſchmack, oder die übertriebene Dauer derſelben, oder die Unwiſſenheit, ſelbige durch ein ſchickliches Aufkochen wieder zu erfriſchen?

Sind alle und jede Wochentage auch zugleich Fleiſchtage, wie wird es mit dem Zubrote gehalten?

Wird nach der Fleiſchſpeiſe einzig und allein Käſe, oder Butter, oder beydes zugleich, noch gegeben?

Was und welcherley iſt das Zubrot, wenn Fiſche, Wurſt und Eyerkuchen gegeſſen worden?

Wenn Käſe des Mittags auf den Tiſch kommen, und dieſes ſind ſo genannte Handkäſe, runde, viereckichte oder ſpitze: wie viel werden deren auf ſo und ſo viel Leute erfordert, im Falle keine Butter daneben gegeben wird?

Eben dieſe Käſe können alt, weniger alt und noch ganz jung ſeyn; iſt es gleichgültig, eine, oder die andere dieſer Arten zu geben?

Wenn mit alten und jungen Käſen ein Unterſchied zu halten, richtet ſich ſolcher nach gewiſſen Jahreszeiten und Arbeiten?

Im Fall Streichkäſe des Orts gebräuchlich iſt, kann derſelbe zu jeder Zeit, oder nur zu gewiſſen Jahreszeiten, gegeben werden?

Wenn Schweineſchmalz oder Leinöhl anſtatt der Butter gegeben werden können: findet ſolches alle Tage und zu allen Jahreszeiten, oder allein zu dieſer oder jener Zeit, ſtatt?

Iſt

Iſt das Pflaumenmus, Hollundermus auch Apfelmus, nicht ungewöhnlich?

Kann auch eine gewiſſe Art Kuchen zuweilen die Stelle des Zubrotes vertreten?

Mittagsſpeiſen an Sonn-, Feſt- und Aerntetagen.

Iſt des Sontags bereits eine gewiſſe Art der Vorkoſt, z. B. Erbſen und Fleiſch, zum Mittagseſſen eingeführt?

Dafern an Sonntagen eine Suppe, Vorkoſt und Fleiſchart von der Hausmutter beliebig erwählet werden kann, welche Arten derſelben ſind die gewöhnlichſten und geachtetſten?

Wird auch wohl des Sonntags nicht Braten, wo nicht immer, doch zuweilen, gegeben?

Wenn nicht immer Braten gegeben wird, ſondern ſelbiges der Willkühr der Hausmutter frey ſteht; kommt alsdenn die Jahrszeit mit in Anſchlag?

Werden daher im Frühjahre etwa nur einmahl junge Tauben, im Sommer junge Hühner, im Herbſte eine fette Gans oder Enten, im Winter eine Kalbskeule gebraten?

Da ſolche Braten nicht des Mittags die einzige Koſt ſind, die zur Sättigung hinreichet, welche Vorkoſt iſt gemeiniglich die vorhergehende oder die begleitende?

Wird des Sonntags Butter gegeben, oder kann an deren Statt auch Schweineſchmalz auf den Tiſch kommen?

Wenn des Sonntags beym Mittagseſſen Bier gegeben wird, iſt alsdenn für die Perſon ein Quart oder Maß, mehr oder weniger, eingeführt?

Hat jede trinkende Perſon ihr eigenes Gefäß, oder trinken ſie das Bier, Knechte und Mägde, aus einem einzigen gemeinſchaftlichen Kruge oder Kanne?

In guten Ländern ſind die Feſttage fürs Geſinde immer Bratentage; welche Braten ſind an jedem Feſte die gewöhnlichſten?

Iſt in den ſogenannten drey hohen Feſten, Weihnachten, Oſtern und Pfingſten, nur allein der erſte Tag ein Bratentag, oder ſind es auch die folgenden Tage?

Welche Suppe oder Vorkoſt pflegen dem Braten voranzugehen?

Iſt auch nicht außer der Suppe und Vorkoſt noch ein Gericht Fleiſch, vor dem Braten, gebräuchlich?

Wenn Weinbau des Orts iſt, wird auch wohl nicht, an hohen Feſttagen, dem Geſinde eine oder mehrere Kannen Wein gegeben?

Was ſind es für Feſtkuchen, die nach dem Braten, oder überhaupt an allen Feſttagen, zum Schluſſe der Mahlzeit auf den Tiſch kommen?

Iſt es genug, nur eine einzige Art Kuchen oder mehrere, und welche, vorzuſetzen?

Da auch in Weitzenländern, in Oſtern und Pfingſten hin und wieder ſtatt Rockenbrot Weitzenbrot die Feſttage hindurch gegeſſen wird, iſt ſolches auch hier üblich?

Wenn den Schnittern in der Kornärnte Braten gegeben werden muß; welche Art derſelben iſt die gemeinſte?

Sind des Orts gebratene Tauben und Hühner nicht ungewöhnlich, und werden ſelbige dem Braten von vierfüßigen Thieren gleich oder beſſer gehalten?

Im Fall vorgedachte Braten für gleichgültig paſſiren, wird ihnen ein Sauer- oder Eſſigbraten von Rindfleiſch, oder ein gebratener Schinken, der vorhin geräuchert geweſen, auch gleich gehalten?

Was für Suppen, Vorkoſten und Fleiſch ſind an den nähmlichen Bratentagen in der Aernte die gebräuchlichſten?

Wie werden Tauben, Hühner, Kalb- und anderes friſches Fleiſch, und wie wird das geräucherte oder gepöckelte Rind- oder Schweinefleiſch gekocht?

Welche Aerntetage ſind, in Anſehung der Speiſungsart, die feyerlichſten, die erſten oder die letzten?

Welche Aerntezeit erfordert des Orts die beſte Speiſung, die Weitzen-, Rocken- oder Gerſtenärnte?

Wird etwa nur an dem erſten Tage, oder dem Anfange der Weitzenärnte, Braten gegeſſen, oder muß damit die folgenden Tage hindurch fortgefahren werden?

Werden die Schnitter in der Rocken- und Gerſtenärnte nicht auf eben dem vorigen Fuße geſpeiſet: was findet denn für ein Abfall oder Veränderung der Speiſen ſtatt?

Werden die Schnitter des Graſes oder der Wieſen in der Heuärnte etwas ſchlechter, als beym Kornmähen geſpeiſet?

Was ſind es für Speiſen, die den Schnittern beym Gras- oder Wieſenmähen gereicht werden?

Wird den Schnittern in der Heuärnte etwa nur den erſten Tag, und denn nicht weiter, oder überhaupt gar kein Braten gereichet?

Dafern auch den Schnittern Kuchen gegeben wird, was iſt es für eine Art derſelben?

Empfangen die Schnitter nur ein- oder das anderemahl Kuchen, und dann nicht ferner?

Wenn immer Kuchen beym Abſchneiden oder Abmähen des Korns gegeben wird: iſt er ſich denn immer gleich, oder findet eine Abwechſelung eines guten und ſchlechtern Kuchens ſtatt?

Wird den Schnittern bey ihrem zweymahligen Frühſtücke des Morgens Kuchen gegeben: kann ſodann die nähmliche Art auch des Mittags auf den Tiſch kommen?

Muß den Schnittern allemahl Butter des Mittags, als Zubrot, gegeben werden?

Wie viel Bier wird ihnen im Felde und bey Tiſche gegeben, iſt darin was beſtimmtes oder unbeſtimmtes?

Wird bey allen Arten des Kornſchneidens, oder nur bey einigen, z. B. allein beym Wintergetreide, Bier, bey den übrigen und bey dem Grasmähen, nur allein Nachbier gereichet?

Iſt es auch gebräuchlich, daß den Schnittern bey einigen, oder bey allen Mittagsmahlzeiten, auch Branntwein vorgeſetzt werde?

Steht es in der Willkühr der Hausmutter, ſodann das Maß nach Gutdünken einzurichten, oder iſt eine gewiſſe Doſis für die Perſon gebräuchlich?

Was für Veſperbrot empfangen die Schnitter?

Wenn die Schnitter Kuchen zum Veſperbrot auch erhalten, was für eine Art iſt es?

Worin beſteht das Zubrot des Veſperbrotes?

Wenn es Butter und Käſe zugleich ſeyn müſſen, was für eine Art Käſe muß es ſeyn, ganz alter, oder nur noch mittelmäßiger alter Käſe?

Müſſen die Schnitter ihr Veſperbrot in einem Kober, nach der im Hauſe genoſſenen Mittagsmahl-

 zeit,

zeit, ſich ſelbſt mitnehmen, oder wird es ihnen, wie das zweyte Morgenbrot, ins Feld nachgeſendet?

Da die Harker und Korneinführer in der Aernte an den meiſten Orten geringer als die Schnitter geſpeiſet werden, hat es damit hier gleiche Beſchaffenheit?

Wenn dieſes an dem iſt, welches ſind die gebräuchlichſten Vorkoſten und Fleiſchſpeiſen für Harker und Korneinführer?

Was wird ihnen für Zubrot bey der Mittagsmahlzeit gereicht?

Da die Harker ihr Veſperbrot im Felde eſſen müſſen: worin beſteht es, und iſt eine Art Kuchen, wo nicht allemahl, doch zu Zeiten dabey?

Wenn den Korneinführern auch des Orts Veſperbrot gegeben wird: iſt dieſes etwa eine Bierkalteſchale, oder wird ihnen ſodann auch Kuchen, oder Brot und Zubrot, oder nur eines und das andere gereicht?

Iſt es der Gewohnheit gemäß, daß bey dem Heueinfahren dem Geſinde nur allein ein Butterbrot oder Stück Kuchen in die Hand gegeben werde, welches ſtehenden Fußes verzehrt werden muß?

Wenn nach vollendeter Aernte den Leuten ein ſogenannter Aernteſchmaus gegeben wird: welches ſind die Arten der Vorkoſt, des Fleiſches und des Bratens?

Wird beym Aernteſchmauſe auch Bier und Branntwein, oder ſtatt des letztern Landwein gegeben, in welchem Maße geſchieht ſolches?

Wenn der Herrſchaft ein ſogenannter Aerntekranz von den Aernteleuten überbracht wird: iſt ſodann gebräuchlich, daß der Aerntekranz mit baarem Gelde, Bier, oder einer kleinen Collation gelöſet werde?

Falls ſodann eine kleine Collation auf der Stelle gegeben wird, worin beſteht das Eſſen und Trinken?

Wenn in Flachsländern (bey dem Hanfbau geſchieht ein Gleiches) die Gewohnheit iſt, daß die Landleute ſich unter einander unentgeltlich den Flachs ausbaken helfen, und nur dafür ſich einander mit einer Mahlzeit tractiren, worin beſteht eine ſolche Mahlzeit, und welches ſind die gewöhnlichſten Hauptſpeiſen derſelben?

In eben dieſen Flachsländern iſt das Flachsſchwingen die allermühſamſte Arbeit, indem mehrentheils eine gewiſſe Zahl des Flachsgebindes ſchon feſtgeſetzt iſt, welches von jeder ſchwingenden Perſon täglich abſolvirt werden muß. Dieſerhalb müſſen die Flachsſchwingenden die Arbeit ſchon des Morgens um zwey Uhr im Herbſte anfangen, und damit bis auf den Abend anhalten. Die Billigkeit hat es daher eingeführt, daß bey dieſer Arbeit etwas beſſer geſpeiſet werde. Hierbey entſtehen nun die Fragen, worin beſteht das Morgenbrot, Mittagseſſen, Veſperbrot und Abendeſſen?

Was für Zubrot erhalten die Schwingenden; Butter, Pflaumen=, Hollunder= oder Apfelmus, oder etwa Streichkäſe?

Welche Vorkoſten ſind in der Schwingezeit die gewöhnlichſten?

Empfangen die Schwingenden alle Tage des Mittags, oder nur einen und den andern Tag in der Woche, Fleiſchſpeiſen?

Wird etwa auch eben dieſen Schwingenden zuletzt nicht, nach völlig geendigtem Flachsſchwingen, die beſte Mahlzeit erſt gegeben, und was gehöret dazu?

Iſt es bey der Wollſchur eingeführet, daß auch den Schafſcherern eine Mahlzeit gegeben werde, und wenn dieſes iſt, welches ſind die Vorkoſten, Fleiſchſpeiſen und das Zubrot?

Wenn der Hausvater kein Holz kaufen darf, ſondern das ſeinige auf ſeinen Holzplätzen, und, wie gewöhnlich hinter einander, des Winters abſchlagen läßt, was wird den Holzhauern zu ſolcher Zeit für Speiſe und Getränk gereichet?

Falls die Holzſchläger des Mittags, wegen der Entlegenheit der Heide und des Buſches, ihr Mittagsbrot mit dahin nehmen, und außerhalb des Hauſes eſſen müſſen: ſind alsdann geräucherte oder gepökelte Fleiſchſpeiſen und Würſte, und dieſe letztere welcher Art gebräuchlich?

Wenn aber die Holzhauer des Mittags im Walde nur kalte Speiſen eſſen können, und die Abendmahlzeit in warmen Speiſen, als die Hauptmahlzeit, gebräuchlich iſt; was empfangen ſie nach der Gewohnheit des Orts für Fleiſchſpeiſen und Getränke?

Wird dem Meyer oder Großknecht, welcher ſäen muß, während der Säezeit beſſere Speiſe und Getränk, als ſonſt, gegeben, und worin beſtehen dieſelben?

Wenn des Orts Veſperbrot überhaupt gebräuchlich iſt, wird ſolches zu allen Jahrszeiten, oder nur zuweilen in langen Tagen, als beym Miſtfahren und Miſtaufladen gegeben, und da es ſtehenden Fußes aus der Hand gegeſſen wird, worin beſteht daſſelbe?

Was für Speiſen ſich zu Mittagsmahlzeiten auf die herrſchaftlichen Tiſche ſchicken, läßt ſich eben ſo wenig im allgemeinen beſtimmen, und es findet hierin nach Verſchiedenheit des Landes, der herrſchenden Gewohnheiten, des Vermögens und des Standes eine eben ſo große Verſchiedenheit ſtatt. Die gewöhnlichen Kochbücher geben indeſſen hierzu eine Menge Ideen an, die jede Hausmutter, oder wer ihre Stelle vertritt, nach Belieben benutzen kann.

Wie ſich die Speiſen bey großen Gaſtmahlen anordnen laſſen, iſt in den Artikeln **Mahlzeit**, Th. 82, S. 755 ſl. und **Küchenzettel**, Th. 54, S. 516 ſl nachzuſehen.

Mittagsſtunde, die Stunde des Mittags oder um den Mittag, d. i. die Stunde von zwölf Uhr bis eins.

Mittagsthau, Thau, welcher um die Mittagszeit fällt; zum Unterſchiede von dem **Morgen-** und **Abendthaue**.

Mittagstiſch, die gewöhnliche Mittagsmahlzeit, doch nur in einigen Fällen. Den Mittagstiſch bey jemanden haben, d. i. gewöhnlich bey ihm ſpeiſen. Einen Mittagstiſch halten, d. i. andere zu Mittage für Geld ſpeiſen.

Mittagsuhr, in der Gnomonik, eine Sonnenuhr, welche auf einer gegen Mittag gerichteten Fläche beſchrieben wird; zum Unterſchiede von einer

Mor-

Morgen-, Abend- und Mitternachtsuhr. S. unter Sonnenuhr.

Mittagswind, 1. ein Wind, welcher um die Mittagszeit wehet. Noch häufiger, 2. ein Wind, der aus Mittag kommt; **der Südwind.** Ein ſchwacher, aus dieſer Gegend des Himmels kommender Zug der Luft heißt **die Mittagsluft.**

Mittagszirkel, ſ. **Mittagskreis,** oben S. 51.

Mitte, die, derjenige Theil, Punct oder Linie eines Körpers, welcher von deſſen Enden gleich weit entfernt iſt.

1. Eigentlich. Die Mitte des Zirkels, des Hauſes, des Gartens, des Feldes, der Leinwand ꝛc. **In der Mitte ſtehen, ſeyn. In die Mitte des Weges treten**

2. Figürlich. 1) Derjenige Grad der Beſchaffenheit, welcher von zweyen äußerſten Graden gleich weit entfernt iſt. **In der Mitte zwiſchen Furcht und Hoffnung ſtehen.** 2) **Einer aus unſerer Mitte,** einer von uns, aus unſerer Geſellſchaft.

Im Niederſ. **Midde,** bey dem Notker Mitti, bey dem Ulphilas Midja, im Schwed. Midt.

Mittel, das, I. Zunächſt von **Maſſe, Materie** und andern Wörtern dieſer Art, welche eine Verbindung bezeichnen, wo es doch nur noch in einigen beſondern Fällen üblich iſt.

1) In der Naturlehre heißt Mittel, Lat. Medium, Franz. Milieu, überhaupt diejenige Materie, welche andere Körper umgibt, und in welcher ſie ſich bewegen, oder worin ſonſt Bewegungen fortgepflanzet werden. So heißt die Luft das Mittel, in welchem wir uns befinden, worin der Schall ſich fortpflanzet, das Licht ſich fortbeweget u. ſ. f. Glas, Waſſer, Cryſtall u. ſ. ſolche durchſichtige Mittel, durch welche das Licht

hindurch gehet; Waſſer das Mittel, worin ſich die Fiſche und andere Thiere bewegen. Geht das Licht aus der Luft ins Glas oder Waſſer, und von da wieder in die Luft, ſo ſagt man, es gehe aus einem Mittel in das andere u. ſ. f. Selbſt der Widerſtand, welcher ein in Bewegung verſetzter Körper von der umgebenden Materie erleidet, wird unter dem Nahmen des **Widerſtandes der Mittel** (reſiſtentia mediorum) betrachtet.

2) **Taube Bergmittel**, ſind im Bergbaue, taube Bergarten, ſo wie **ſchwebende Mittel** ſolche Erz- und Steinmaſſen, wo oben und unten ſchon die Erze oder Steine weggebrochen ſind, welche alſo gleichſam in der Mitte ſchweben.

3) Eine Geſellſchaft, Zunft, Verbindung mehrerer Perſonen; nur noch in einigen Gegenden und Fällen: ſo iſt z. B. zu Aſchersleben der Stadtrath in drey **Mittel**, d. i. Claſſen oder Ordnungen eingetheilt. An einigen Orten werden die Handwerkszünfte noch **Mittel** genannt, ſo wie auch die Bergleute ihre Zunft oder Innung noch ein **Mittel** zu nennen pflegen. Auch im Hochdeutſchen ſagt man noch zuweilen, **einer aus unſerm Mittel**, d. i. von uns, aus unſerer Geſellſchaft, wofür aber das Hauptwort **Mitte** üblicher iſt.

II. Zunächſt von dem Beyworte **mittel**, dasjenige, was in der Mitte iſt.

1) Eigentlich, derjenige Theil, Punct oder Linie eines Körpers, welcher gleich weit von den Enden entfernt iſt, Niederſ. **Middel**, Angelſ. Middel, Engl. Middle, Schwed. Medel, Franz. Milieu. **Das Mittel des Landes.** In der edlen Schreibart der Hochdeutſchen iſt dafür das Abſtractum **die Mitte** üblicher

2) In weiterer Bedeutung.

a) Was zwiſchen andern Dingen in der Mitte iſt, ſo wohl dem Orte nach, als auch der Würde, der Intenſion ꝛc. nach, was von zweyen Dingen, von zweyen Extremis, von dem Erſten und Letzten, von dem Höchſten und Niedrigſten, von dem Beſten und Schlechteſten u. ſ. f. gleich weit, oder doch beynahe gleich weit entfernt iſt; ohne Plural.

b) **Ins Mittel**, für das Nebenwort **unter**, ein im Hochdeutſchen veralterter Gebrauch.

3) Figürlich.

a) **Sich in das Mittel ſchlagen** oder **legen, in das Mittel treten**, eine ſtreitige Sache zwiſchen zwey oder mehreren Perſonen beyzulegen, zu vergleichen ſuchen. S. **Mittelsperſon, Mittler** und **Vermitteln.**

b) Eine wirkende Urſache, ſo fern man ſich ihrer zur Erreichung einer Abſicht bedient.

aa) Ueberhaupt. **Alle Mittel und Wege verſuchen. Sich durch unerlaubte Mittel bereichern.** So fern die wirkende Urſache, deren man ſich bedient, eine Perſon iſt, wird ſie die **Mittelsperſon** genannt.

bb) In engerer Bedeutung.

α) Ein Arzeneymittel, ein Mittel, die verlorne Geſundheit wieder herzuſtellen. **Ein Hausmittel, Brechmittel, Laxier-Mittel** u. ſ. f. **Ein kräftiges Mittel wider das Fieber.**

β) Vermögen, Reichthum, welcher auch im Spaniſchen Medios heißt; nur allein im Plural, und am häufigſten im gemeinen Leben. **Gute Mittel haben,** ein gutes Vermögen. In noch engerer Bedeutuug, gutes, hinreichendes zeitliches Vermögen. **Bey Mitteln ſeyn. Zu Mitteln gelangen.**

Dieſes Wort iſt mit dem Lat. Medium genau verwandt, von welchem es nur im Suffixo verſchieden iſt. Es iſt aus mit, unter, Menge, Verbindung, oder mitten, und dem Suffixo — el zuſammen geſetzt. In den meiſten der folgenden Zuſammenſetzungen iſt die erſte Hälfte nicht ſo wohl dieſes Hauptwort, als vielmehr das Beywort mittel, welches überhaupt, was in der Mitte iſt, ſich in der Mitte befindet, bedeutet.

Die nähere Erklärung und Beſchreibung der vielen unter beſonderen Nahmen bekannten Mittel, in mediciniſcher Hinſicht, iſt in denjenigen Artikeln aufzuſuchen, die von der Sache handeln, worauf ſie ſich beziehen.

Mittelacker, ſ. **Mittelboden**.

Mittelader, bey einigen Zergliederern, diejenige Ader, welche unter dem halb Latein. Nahmen **Median-Ader** am bekannteſten iſt. S. unter **Median**, Th. 86, S. 517.

Mittelalter, das mittlere Alter, welches zwiſchen der Jugend und dem hohen Alter in der Mitte iſt, das männliche Alter. In der neueren Geſchichte iſt es der Zeitraum von dem 6ten Jahrhunderte, nach andern von dem 8ten, oder von Karl dem Großen bis auf Karl den V, oder bis in den Anfang des 16ten Jahrhunderts.

Mittelänte, der Nahme einiger Aenten, als der Schnatteränte, Anas ſtrepera Linn. und der Tafelänte, Anas ferina Linn.

Mittelart, eine Art, welche zwiſchen zweyen anderen Arten in der Mitte iſt, von beyden gleich weit entfernt iſt, aber doch von beyden etwas merkliches an ſich hat; eine Baſtardart. So ſind die Mauleſel eine Mittelart zwiſchen den Pferden und Eſeln.

Mittelband, ein in der Mitte befindliches Band. An den Dreſchflegeln iſt das **Mittelband** ein ledernes Band, vermittelſt deſſen die an dem Flegel

gel und der Ruthe befindlichen Kappen verbunden werden. Oft nimmt man dazu auch eine Aalshaut. — An dem groben Geſchütze iſt es ein Band oder Gürtel zwiſchen dem hintern Frieſe und dem Stabe des Mundſtücks, welches auch der **Mittelgürtel** heißt.

Mittelbar, 1. Was durch Mittel, d. i. durch gebrauchte wirkende Urſachen, iſt oder geſchiehet, die wirkende Urſache ſey nun eine Perſon oder Sache. 2. In weiterer Bedeutung **Mittelbare Reichsſtände**, welche höhern Reichsſtänden unterworfen ſind, im Gegenſatze der **unmittelbaren**, welche niemanden als dem Kaiſer und Reiche unterworfen ſind.

Mittelbauch, oder **Oberſchmeerbauch**, Epigaſtrium, diejenige Gegend des Unterleibes, die ſich ungefähr 2 Querfinger über dem Nabel endigt, und worin die Leber, Milz, Gekrösdrüſen und der Magen liegen.

Mittelbauholz, ſolches, welches 36 — 40 Fuß lang iſt.

Mittelbaum, 1. ein Baum von mittler Größe. Im Forſtweſen ſtehet der **Mittelbaum** zwiſchen einem angehenden Baume und zwiſchen einem Hauptbaume in der Mitte. 2. Ein in der Mitte befindlicher Baum.

Mittelbein, ein zwiſchen zweyen andern in der Mitte befindliches Bein. So werden bey den Bienen das zweyte Paar Beine die **Mittelbeine** genannt.

Mittelberge, im Bergbaue, in der Mitte zwiſchen zweyen andern liegende Berge, d. i. Erd- oder Steinarten. In dem hohenſteiniſchen Flötzgebirge ſind die **Mittelberge** ein ſchwarzer, mehrentheils thoniger und am Gehalte armer Schiefer, welcher zwiſchen der **Raminſchale** und dem Dache liegt.

Mit-

Mittelbier, ein Bier von mittler Güte und Stärke, welches ſtärker als Kofent, und ſchwächer als ſtarkes Bier iſt.

Mittelblau, bey den Färbern, eine weniger dunkle blaue Farbe, die das Mittel vom rechten Dunkel und rechten Blau hat, und in einer mehr oder weniger ſtarken Blauküpe gefärbt wird, wobey es auf des Färbers Geſchicklichkeit und Erfahrung ankommt, die verlangte Schattirung hervor zu bringen.

Mittelboden, von Boden, in ſo fern man darunter die Oberfläche der Erde in Anſehung ihrer natürlichen Beſchaffenheit verſteht, ein Boden oder Acker von mittler oder mittelmäßiger Güte. Daß man ſich die Beſchaffenheit eines ſolchen Bodens nicht allenthalben gleich vorſtellen müſſe, iſt ſchon Th. 1, S. 290 fl. im Art. Acker bemerkt worden, und man findet daher an dem angeführten Orte mancherley Beſtandtheile und Miſchungsverhältniſſe angegeben, welche man zu dem Mittelboden zu rechnen pflegt. Eben ſo verſchieden iſt gewiſſermaßen auch die Beſtellungs- und Benutzungsart deſſelben, wobey die Landesweiſe, und die herrſchenden Ackerbau-Syſteme in Betrachtung kommen. Da ſich in den mehrſten Gegenden hierin noch ſehr große Verbeſſerungen anbringen ließen, worin die Engländer den Deutſchen zum Theil ſchon voran gegangen ſind: ſo halte ich es für nützlich, hier zu zeigen, wie man in England etwa einen Mittelboden zu behandeln pflegt, um von ihm ſo viele Früchte zu gewinnen, als es die Umſtände nur zulaſſen.

Man wendet daſelbſt ſehr häufig eine ſechsfeldrige Wirthſchaft nach dem anliegenden Plane an.

Die erſte Frucht (ſagt der deutſche Landwirth, von welchem dieſe Bemerkungen herrühren*)) oder das Wintergetreide, es ſey Rocken oder Weitzen, wird im Herbſte einfährig in die geſtürzte Klee- und Grasſtoppel geſäet, die zwey Jahr zur Weide gelegen hat, und im erſten Jahre eingeärntet. Bey dieſer Beſtellung wird vorzüglich darauf geſehen, daß ſo gut wie möglich, und nicht zu flach gepflügt wird, ſo daß jede Fahre auf die andere ungefähr 1 bis $1\frac{1}{2}$ Zoll überſchlägt, damit der Same beym Eineggen die gehörige Krume bekommt. Wenn der Weitzen gegen das Frühjahr ſehr zu wachſen anfängt, ſo werden die Schafe darauf gelaſſen, aber nur auf eine kurze Zeit, ungefähr bis Anfang Aprils, je nachdem die Umſtände ſind; denn wenn die Schafe zu lange darauf gehen, ſo wächſt der Weitzen hernach zu ſchnell, der Halm wird zu weich, um nicht von ſtarkem Gewitterregen ganz niedergedrückt zu werden. Wenn ſich nach dieſer Zeit viel Unkraut in dem Weitzen findet, ſo wird derſelbe in vielen Provinzen Englands mit der Handhacke gereinigt, und dieſe koſtbare Arbeit morgenweiſe verdungen; in andern Provinzen, wo viel Getreide mit Drellmaſchinen geſäet wird, gebraucht man hierzu eigene Maſchinen, die unter dem Nahmen von Pferdehaken (Horſehoes) und Reinigern (Scarificators) bekannt ſind. In denjenigen aber, wo ich gedient habe, bediente man ſich dazu des bey uns viel leichtern Eggens, was man ſelbſt dann anwendet, wenn der Boden zwar rein, aber hart iſt. Es geſchieht einzinkig und lang gezogen, wenn der Weitzen auch bereits einen Fuß hoch iſt, und nimmt nicht allein das Unkraut heraus, ſondern giebt zugleich den Getreidepflanzen lockere Erde; daher man behauptet, daß der Weitzen nach dem Eggen ſchneller wächſt, als ohne ſolches geſchehen würde. Finden ſich viele Diſteln im Wintergetreide, ſo werden ſolche ſehr frühzeitig heraus geſtochen; gewöhnlich läßt man aber ein Land, wo dieſe ſich finden, überliegen, und braachet

*) Die nachfolgenden Bemerkungen haben wir einem deutſchen Landwirthe zu danken, welcher ſie in England ſelbſt niedergeſchrieben hat. Man ſehe Albr. Thaer's Einleitung zur Kenntniß der engliſchen Landwirthſchaft ꝛc. II. B. 1 Th. Hannover 1800. S. 272 fl.

braachet es ordentlich, da kein Mittel ſicherer die Diſteln tödten ſoll, als gehöriges Pflügen im Monat July und Auguſt.

Im zweyten Jahre folgt nach dem Wintergetreide Hafer. Man wird dies unrecht finden; allein es wird behauptet, daß, nach der ganzen Anordnung dieſer Wirthſchaft, es zweckmäßig ſey, und daß, wenn man bereits eine völlige Ueberſicht derſelben erhalten hat, man weniger geneigt ſeyn werde, dies Urtheil zu fällen *). Die Weitzenſtoppel bleibt den Herbſt und Winter über liegen, wird im Frühjahre, ſobald man des Froſtes wegen in die Erde kommen kann, gepflügt, und ſo früh wie möglich mit Hafer, Erbſen und Wicken einfährig beſäet. Zu den Wicken nimmt man die zäheſten und ſtrengſten Stellen des Ackers, weil man es als eine alte Regel anſieht, daß dergleichen Boden, ſo viel wie möglich, in Schollen gehalten werden muß, indeſſen man leichten davon frey hält, und daher mit Hafer beſäet. Sobald dies geſchehen iſt, wird derſelbe mit einer hinreichend ſchweren Walze bey feuchtem Wetter gewalzt, damit die kleinen Fahren der Egge zu-, und die Erde feſtgedrückt werde. Denn man hält es für entſchieden, daß leichter und loſer Boden dies durchaus bedürfe, um fruchtbar zu werden. Man ſieht dies Walzen nicht als Nebenwerk an, um etwa zum beſſern Anſehen des Ackers die von der Egge nicht bezwungenen Stücke zu brechen. Man hält es vielmehr um deſto nothwendiger, je loſer und ſandiger der Boden iſt, damit der ſcharfe Wind die Erde von den Wurzeln nicht wegnehmen, und die Sonnenhitze die Pflanzen nicht überwältigen könne. Wenn der Hafer grün iſt, wird dies Walzen wiederhohlt, und geſchieht dann, auf etwas ſtärkerem Boden, zum erſten Mahl; bey den Erbſen aber mit vieler Sorgfalt. Wenn die Erbſen und Wicken beym Aufgehen Würmer und Erdflöhe bekommen, ſo walzt man des Nachts, weil die mehreſten Inſekten des Nachts nur freſſen, und dann durch das Walzen zum Theil getödtet werden. Wenn die Walze nicht die gehörige Wirkung thut, ſo bringt man die Schafe auf

*) Es wird nähmlich ſonſt in England als Regel angenommen, daß zwey halmtragende Getreidefrüchte nicht auf einander folgen dürfen.

auf den Schlag, und zwar auf zweyerley Art: entweder man hordet ſie in warmen Frühjahrsnächten auf den Erbſen, oder bey kalter Witterung theilt man mit den Horden ſo viel Land ab, als man glaubt, daß die Schafe bey anhaltendem Hin- und Hertreiben, gleich einer Trift, feſttreten werden, und treibt ſie nur, nachdem ſie ſich ſatt gefreſſen, darauf, damit ſie nicht zu viel abbeißen, und vielen Dünger und Urin zurücklaſſen, was als das beſte Mittel gegen die Inſecten angeſehen wird. Man ſollte glauben, daß dies Betreiben mit den Schafen die Erbſen tödten müßte; da aber eine Erbſe nicht ſo leicht zurückbleiben ſoll, und zwey- bis dreymahl abgebiſſen werden kann, ſo behauptet man, daß ſie nach dieſem Verfahren einen ſtärkern und kraftvollern Stamm erhalte.

Wenn ſich in dieſem Haferſchlage Stellen finden, die voller Quecken ſind, ſo iſt der Frühling die Zeit, welche man am liebſten zum Reinigen anwendet, weil in dieſer Jahrszeit die Hitze noch nicht ſo groß iſt. Man pflügt und egget dann ſo oft, als es zum völligen Reinigen des Ackers nothwendig iſt; aber jederzeit ſchnell hinter einander, damit der Acker nicht ſo ſehr austrocknet. Es iſt aber ſehr ſelten, daß bey dieſer ſechsfeldrigen Wirthſchaft Stellen von irgend einer beträchtlichen Größe verquecken. Sobald der Hafer und die Erbſen eingeärntet ſind, pflüget man dieſen Schlag wieder auf, und ſäet ſogleich einfährig Rapſamen und Winterwicken darein. Wenn ſich Stellen finden, welche man für zu mager oder zu unrein hält, um noch einmahl zu tragen, ſo läßt man dieſe liegen, und begnügt ſich, ſolche im Herbſt oder ganz im Anfange des Frühjahrs zu ſtürzen. So gut, wie der Winterraps in Deutſchland, erträgt die Winterwicke ſelbſt im nördlichen England, gleich Weitzen und Rocken, den Winter. Beyde Früchte werden im Frühjahre

des dritten Jahres abgehütet, oder die Wicken zu Heu gemacht, wodurch man im Ganzen die Menge des gemachten Futters vermehrt, und beſonders dem Futtermangel für die Schafe dann abhilft, wenn im Frühjahre das trockne Futter knapp wird, und kalte Nächte und trockene Winde das Wachſen des Graſes zurück halten, indem der junge, im Herbſt und erſten milden Tagen des Frühlings gewachſene

Raps ihnen ein reichliches, und beſonders in dieſer Jahrszeit, wo ſie ſchwächlich ſind, ſehr geſundes Futter darbietet. Iſt daher der Raps nicht für die ganze Schäferey hinreichend, ſo jagt der Engländer nur die ſchlechteſten und die Mutterſchafe darauf. Läßt es die Witterung zu, ſo werden die Schafe in dieſem Schlage gehordet; jederzeit aber gegen die Zeit, da er beynahe ausgefreſſen iſt, allein darauf gebracht, weil die Hauptabſicht des Engländers bey dieſer ganzen Behandlung die iſt, den leichten Boden feſt zu machen, da eine feſte Krume oben, auf die Wind und Sonne nicht ſo leicht wirkt, und eine lockere Krume unten, worin ſich die Pflanzen ausbreiten können, das iſt, was er erlangen will. Die Winterwicken werden in die ſtrengſten Stellen geſäet; ſie wachſen im Frühjahre ſehr ſchnell, werden entweder für Kühe und Pferde grün verfuttert, oder mit den Schafen abgehordet, kurz, jedem Viehe gegeben, dem Futter fehlt, oder zu Heu gemacht, oder reif eingeärntet. In letzterem Falle liegen ſie ſehr lange auf dem Schwade, bevor ſie trocknen, werden wie andere Wicken verbraucht, ihre Stoppel gedüngt, und entweder mit Rocken beſäet, in welchem künftiges Frühjahr der Kleeſame nachgeſäet wird, oder man ſäet darauf einfährig Winter-Turnips, die vor dem Frühjahre ſchon der Gerſte Platz machen.

Dieſe kleine Ausnahme abgerechnet, wird dieſer Schlag, ſobald er ausgehütet iſt, zu Kartoffeln, Kohl und Turnips bereitet. Dieſes geſchieht, indem man ihn ſo oft pflügt, egget und die Quecken abharkt, als nothwendig iſt, ihn recht zu reinigen. Dann wird er gedüngt, und zwar da, wo man am aufmerkſamſten wirthſchaftet, und mit dem von den Schafen den Winter über gemachten Miſt, welchen man vorher im Stalle mit dem Heukneif ganz durchſchneidet, und nachher gleich unterpflügt. Dieſe neue Beſtellung des Ackers muß allerſpäteſtens zu Ende Juny fertig ſeyn; je früher deſto beſſer, damit die Pflanzen ſchon den Erdboden beſchatten, wenn die große Hitze kommt.

Zu Kartoffeln wird der Miſt nicht untergepflügt, ſondern wenn das Land völlig zubereitet iſt, zieht man mit dem Pfluge die Fahren, wo die Kartoffeln ſtehen ſollen, drey Fuß aus einander, fährt ſehr

verrot-

verrotteten Miſt, in dem ſich alſo kein Unkrautſame mehr befindet, der aufgehen könnte, darauf, ſpreitet dieſen dick vom Wagen in die Fahren, legt die in ganz kleine Stücke zu drey bis vier Augen geſchnittenen Kartoffeln einzeln und ſechs Zoll aus einander auf den Miſt, und pflügt von beyden Seiten die Fahren zu, damit die Kartoffeln gehörig mit lockerer Erde bedeckt werden. So oft, wie es das dazwiſchen wachſende Unkraut nothwendig macht, (gewöhnlich dreymahl) werden die Kartoffeln mit dem Pfluge gereinigt, indem man zwiſchen den Reihen hinauf pflügt, wo man denn das erſtemahl zu den Pflanzen, das zweytemahl von denſelben, und das drittemahl wieder zu ihnen die Erde wirft. Im Herbſt ſchlägt man das Kolter aus dem Pfluge, und pflügt ſo mit der bloßen Schaar die Kartoffeln aus, die man dann leicht kann aufleſen laſſen; ſo daß man bey der Kartoffelcultur, die in einigen Provinzen von England ſehr im Großen betrieben wird, durch dieſes Reinigen und Herausbringen, vermittelſt eines Pfluges, ein anſehnliches Tagelohn erſpart.

Zu Kohl wird ebenfalls gut gedüngt, der Miſt untergepflügt, und in die alſo lockere Erde werden mit einem Stocke die Löcher geſtochen, worein man die vor Winter geſäeten Pflanzen ſogleich pflanzt. Man ſucht dazu die niedrigſten Stellen aus, bringt die Reihen der Pflanzen drey Fuß von einander ab, ſetzt die Pflanzen zwey Fuß weit aus einander, und zieht zwiſchen den Reihen ſo oft mit dem Pfluge ohne Räder hinauf, als es nöthig iſt, um die Pflanzen zu reinigen und von Unkraut frey zu halten.

Die Turnips werden auf völlig reinem Boden, der nur mäßig gedüngt, und nach dem letzten Pflügen ſogleich gewalzt wird, geſäet, mit der Buſchegge eingeegget, weil jede andere Egge zu viel Miſt obenauf bringen würde, oder auch wohl nur bloß überwalzt, oder mit den Schafen betrieben. Man hat Sommer-, Herbſt- und Winterturnips, welche daher auch vom Anfange des Juny bis Ende Auguſts zu verſchiedenen Zeiten geſäet werden. Wo man, wie in Kingſton geſchah, keinen Drill bey der Saat gebraucht, da werden diejenigen, welche natürlich zu dick aufgehen, herausgehackt, damit die Pflanzen ſo weit von einander abkommen, daß ſie nicht in die

Blätter, ſondern in die Wurzel treiben. Iſt der Anfang des Sommers ſehr trocken, ſo ſind Erdflöhe, Schnecken und andere Inſecten wüthende Feinde der Turnipsſaat, welche die Engländer durch Ueberſtreuen derſelben mit Kalk und durch nächtliches Walzen zu tödten ſuchen, aber nicht allezeit glücklich darin ſind. Vom Herbſt an bis zu Ende des Winters werden dieſe Wurzeln genutzt, indem man ſolche entweder mit einer zweyzackigen Miſtgabel, die die Richtung einer Hacke hat, heraushackt, und für das Rindvieh, wenn es im Stalle ſteht, ſtampft, oder wenn es auf der Weide geht, auf ſolcher ausſtreuet, damit es nach Gefallen davon freſſen kann; oder man läßt die Turnips in der Erde, und weidet die Schafe darauf, wobey nichts weiter nothwendig iſt, als daß, wenn dieſe Thiere den Keim tief heraus gebiſſen haben, man mit einem ſcharfen Meſſer oder Schaufel die Turnips in der Mitte durchſchneidet und umkehrt, damit die Thiere zwey neue Seiten zu befreſſen haben.

Durch dieſe Wurzel-Gartengewächſe hilft der Engländer im Herbſt und Winter jedem drückenden Futtermangel ab, und erlangt in dieſer Gegend, wo ich gelebt habe, die vortreffliche Hammelzucht und Fetttrift, welche unter dem Nahmen von Leiceſter in ganz England bekannt iſt.

Sollten dergleichen Mittel in Deutſchland weniger wirkſam ſeyn, da Kartoffeln bey uns ſo vortrefflich gerathen, die Cultur des Kohls äußerſt leicht iſt, und einige Turnipsarten auch unter ſchwediſchem Schnee und Eiſe gut bleiben; die andern Arten aber, wenn man ſie früh ſäet, im September auf erwähnte Art aushackt, und wenn das Kraut und die untere Wurzelſpitze abſchneidet, in Gruben, gleich den Kartoffeln, vergraben werden können? Dies Reinigen der Turnips erfordert zwar Arbeiter, geht aber ſchnell von ſtatten, und geſchieht in einer Jahrszeit, wo Handarbeiten nicht häufig ſind.

Wenn der Boden, wo man Kartoffeln gebauet hat, zu leicht zu ſeyn ſcheint, um Gerſte zu tragen, ſo ſäet man, nachdem ſolche ausgepflügt worden, Rocken darein. Sonſt aber folgt in dieſem Schlage nach den Feldfrüchten, im nächſten Frühjahre Gerſte, und ſtürzt man ſolchen in ſo weit, wie ſelbiger bereits leer iſt, im Herbſt.

Im

Im vierten Jahre alſo, ſobald wie man vor dem Froſt ſicher zu ſeyn glaubt, wird die Gerſte einfährig beſtellt. Denn einige Engländer halten es für ſchlechte Cultur und Zeitverſchwendung, im Frühjahre zu der Gerſte drey- bis viermahl zu pflügen, und behaupten, daß die vorjährige Cultur ihr Land genug gereinigt hätte, und daß, wenn die Winterfeuchtigkeit im Acker bliebe, und er nicht, wie beym oftmahligen Pflügen geſchieht, zu ſehr austrocknete, vielmehr Fruchtbarkeit darin wäre, und man ſicherer auf eine gute Gerſtenärnte rechnen könnte *). Wenn die Gerſte zwey bis drey Zoll lang iſt, oder wenn alles Unkraut aufgegangen iſt, walzt man ſolche, und ſäet Klee- oder Grasſamen darein. Dieſer Same fällt beym Säen ſehr gerade, nur muß man einen windſtillen Tag zum Säen wählen, weil ſonſt der feine Same auf Haufen fällt. Man rechnet 10 Pfund Klee, 5½ Metze Grasſamen auf einen dortigen Acre, oder 7⅗ Pfund und 8 Mtz. berliner Maß auf einen magdeburger Morgen, wenn der Boden ſehr leicht iſt, und behütet werden ſoll. Der Kleeſamen wird gleich nach dem Säen eineegget. Dies Eggen thut der Engländer, um das Unkraut zu vertilgen; denn wenn auch nicht alles damit heraus geriſſene vertrocknet, ſo wird es doch im Fortwachſen aufgehalten, und der Engländer behauptet, daß die Gerſte, nachdem ſie geegget worden, viel ſchneller wächſt, und mit Gewißheit Herr des Unkrautes wird, was bey uns ſo oft unterbleibt. Gleich nach dem Eggen wird gewalzt, damit das aufgeritzte Erdreich nicht austrocknet. —

Iſt im Herbſt Weitzen oder Rocken in dieſen Schlag geſäet, ſo wird nun der Klee- und Grasſamen nachgeſtreuet, geegget und gewalzt, wie bey der Gerſte. Nach geſchehener Gerſtenärnte kommen die Schafe gar nicht auf den friſchen Klee, und das Rindvieh nur bey recht trockener Witterung. Das Gras wird darum unter den Klee geſäet, damit die Kühe nicht unmäßig davon freſſen, noch anderer Schaden vom Abhüten des rothen Klee's

 beym

*) Allgemein iſt dies aber die Meinung der Engländer nicht. Vielmehr halten die Norfolker, als die anerkannten beſten Gerſtenbauer in England, ein mehrmaliges Pflügen zur Gerſte für unumgänglich erforderlich.

beym Viehe entſtehe. Weißer Klee wird nähmlich in England nur auf Wieſen und da geſäet, wo man, wie z. B. in Homtonſhire, auf drey, vier bis fünf Jahre das Land will dreeſch liegen laſſen. In allen andern Fällen, wo man nur ein oder zwey Jahr den Klee behütet, oder ihn wohl gar mähen will, ſäet man bloß rothen, weil dieſer in den erſten Jahren viel ſtärker wächſt. — Im erſten Herbſt wird dieſer neue Klee mit ſehr verrottetem Miſt gedüngt. Hierzu nimmt man den im vorigen Winter mit dem Rindvieh, Pferden und Schweinen gemachten Miſt. Dieſer wird durch einander, und an einigen Orten, wo es möglich iſt, auch oft mit Erdflaken und Kalkſchichten vermiſcht, in länglichten kubiſchen Haufen zuſammengebracht, und mit einer Decke von Lehm belegt, damit ihn die Sonne nicht ausbrennen könne. Iſt das Frühjahr nicht außerordentlich kalt, ſo wächſt der Klee ſehr bald, und wird nun

im fünften und

im ſechſten Jahre zu Weide für allerley Vieh genutzt, und wo der Boden für ſchwerer gehalten wird, als er auf Stock's Farm in Kingſton war, im fünften Jahre einmahl gemähet. Im Herbſt des ſechſten Jahres aber, wenn er noch einige Zoll lang iſt, geſtürzt, und darin einfährig die Weitzenſaat beſtellt. — Dieſe Methode, den Miſt zu behandeln, und den Acker zu düngen, wird jetzt in England für die zweckmäßigſte und beſte gehalten. Man verliert zwar bey erſterer an der Zahl der Fuder; ein ſolches vermiſchtes und verrottetes Fuder ſoll aber auch ſo gut ſeyn, als zwey Fuder Strohmiſt. Und letztere ſoll ſehr viele Vorzüge vor der gewöhnlichen Art zu düngen, und ſowohl zu Wintergetreide, als zur Gerſte und Braachfrüchten haben, weil man behauptet, daß dergleichen Miſt, auf dieſe Art behandelt, im Winter dem Froſte, und im Sommer dem ſchädlichen Brennen der Sonne widerſtehe; man auch von dem Klee, deſſen junge Pflanze davon Nutzen zieht, viel mehr erhalte, und der Weitzen oben eine durch den Dünger locker gewordene Krume, und unten eine gleichfalls nährende Kraft aus der verſtockenden Kleegruſe erhalte; da hingegen bey jener gewöhnlichen Methode die Wurzel deſſelben ihre Nahrung aus der Erde ziehen ſoll, die den ganzen Sommer über von der Sonne ausgebrannt worden.

Die

Die äußerſt beſchwerliche Beſtellung in den ſchwülſten Monathen, der Verluſt an Zugvieh und die Ausgabe für Eiſen nicht einmahl zu rechnen, welchem allem größtentheils abgeholfen wird, wenn man, wie in dieſer ſechsfeldrigen Wirthſchaft geſchieht, nur in den kühlern Frühlings-Monathen, wo der Erdboden nicht ſo hart iſt, zu Hafer und Feldfrüchten braachet, und den Acker ſtets in Würden und Kultur zu erhalten ſucht *).

Mittelbogen, bey den Spielkartenmachern, der mittelſte von den drey Bogen Papier, welche zuſammen geleimt werden, um den Karten gehörige Steifheit und Undurchſichtigkeit zu geben; zum Unterſchiede von dem **Vorderbogen**, auf welchem die Figuren und Steine der Karten zu ſteſten kommen, und dem **Hinterblatte**, welches mit der ſo genannten **Muſſirung**, d. i. mit einem Muſter von Sternchen oder andern Zeichen bedruckt wird, um theils das Schmutzen, theils die Durchſichtigkeit der Karten zu verhindern.

Mittelbohrer, beym Berg- und Hüttenweſen, der zweyte Bohrer in einem Satz- oder zweymännigen Bohrer, womit in ein Geſtein, nach dem Anfangsbohrer, gebohret, und Löcher zum Schießen gemacht werden. Er iſt 3 Fuß lang, entweder als ein Kolben- oder Meiſſelbohrer geſtaltet, und wird, ſo wie die andern Bohrer, mit dem Fäuſtel geſchlagen, oder hineingetrieben, nachdem man den Bohrer vorher allemahl $\frac{1}{8}$ herum gedrehet hat. Den Nahmen Mittelbohrer hat er davon, daß er unter den drey Bohrern, die zuſammen ein Satzbohrer heißen, der mittelſte iſt.

*) Es verſteht ſich jedoch, daß hier nur die Rede von loſem, ſandigem Mittelboden ſey. Auf bindendem thonigem Boden hält man dagegen in England das Unterbringen des ſtrohigern Miſtes, und die Bearbeitung in heiſſen Sommermonathen zuzeiten für ſehr zuträglich.

Mittelbollwerk, an den Feſtungen, ein ſolches, das ſich nicht auf den Ecken, ſondern zwiſchen denſelben befindet; auch **Plattbollwerk** genannt.

Mittelbruch, bey den Schlöſſern, ein tiefer Einſchnitt in die Mitte des Schlüſſelblattes oder Bartes eines franzöſiſchen Schloſſes; ingleichen derjenige Theil des Eingerichtes, um welchen ſich dieſer Mittelbruch drehet. Bey den Schlöſſern lautet der Plural dieſes Wortes gemeiniglich **Mittelbruche**.

Mittelbündchen, bey den Meſſerſchmieden, der mittlere Ring, welcher zuweilen auf feine Meſſerſchalen auf zwey Hälften in der Mitte aufgelöthet wird.

Mitteldeich, 1. in den niederdeutſchen Marſchländern, Deiche, welche zwiſchen den See- und **Haffdeichen** in der Mitte liegen. 2. Bedeutet es eben ſo viel als **Sommerdeich**.

Mittelding, ein Ding, welches zwiſchen zwey andern in der Mitte iſt. In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung, ein Ding, welches weder geboten noch verboten, folglich erlaubt, oder gleichgültig iſt, und erſt durch die Umſtände entweder gut oder böſe wird.

Mittelenke, der, ſ. im Art. **Enke**, Th. 11, S. 30.

Mittelerz, ſo wird im Hüttenweſen dasjenige zu verſchmelzende Erz genannt, welches ſchlechter iſt, als das Stuferz, und beſſer, als das gemeine.

Mittelfähig, bey den Bergleuten und an denjenigen Orten, wo **Mittel** noch für Zunft, Innung üblich iſt, fähig in das Mittel oder in die Zunft aufgenommen zu werden; **zunftfähig**.

Mittelfalke, ein Nahme des Geyerfalken, Falco Gyrfalco Linn.

Mittelfarbe, eine Farbe, welche zwiſchen zweyen Hauptfarben in der Mitte iſt. In der Mahlerey ſind

ſind in einer etwas andern Bedeutung **Mittel=farben** ſolche Farben, welche aus dem Uebergange zweyer Farben in einander entſtehen, und auch halbe **Farben**, **Halbfarben** und mit einem italienſchen Kunſtworte **Mezzetinte**, oder nur **Tinten** ſchlecht weg genannt werden. In Rückſicht auf die Farben durch deren Miſchung ſie entſtehen, heiſſen ſie auch **gebrochene Farben**.

Mittelfeder, in der Haushaltung, Federn von mittlerer Größe und Stärke, welche das Mittel zwiſchen den Schleißfedern und Flaumfedern halten. Auch wohl eine in der Mitte zwiſchen zwey andern befindliche Feder.

Mittelfell, in der Zergliederungskunſt, ein doppeltes Häutchen im Oberleibe, welches die Bruſthöhle und die Lunge der Länge nach in zwey gleiche Theile theilet, und nicht mit dem **Zwerchfelle** verwechſelt werden muß; Mediaſtinum, Engl. Midriff.

Mittelfinger, der mittelſte Finger an der Hand, welcher zugleich der längſte iſt, daher er im Niederſ. **Langeley** heißt.

Mittelfiſch, ſo nennt man die Kabeljaue von mittler Größe, wenn ſie etwa 6 Pfund wiegen. S. im Art. **Kabeljau**, Th. 32, S. 31.

Mittelflaſche, eine Flaſche, welche bey dem Luftauffangungs=Apparate zum Auffangen der dabey vorkommenden tropfbaren Flüſſigkeiten dient. S. Th. 81, S. 364.

Mittelfleiſch, Lat. Perinaeum, iſt derjenige Theil des menſchlichen Körpers, welcher ſich zwiſchen dem After und den Schamtheilen befindet.

Unter den Schäden und Zufällen, welche am Mittelfleiſche vorzukommen pflegen, ſind beſonders die **Fiſtel** und die **Brüche** am beſchwerlichſten, weshalb ich hier von beyden etwas zu ſagen nö-

thig erachte, wiewohl die Behandlnng derſelben den Wundärzten überlaſſen bleiben muß.

Die **Fiſtel des Mittelfleiſches, Dammfiſtel**, Lat. Fiſtula perinaei, iſt ein Hohlgeſchwür im Mittelfleiſche, welches am häufigſten bloß mit der Harnröhre, zuweilen aber gerade mit der Harnblaſe in Verbindung ſteht. Dergleichen Geſchwüre öffnen ſich auch zuweilen in den Hodenſack, die Bedeckungen der männlichen Ruthe, ja ſogar zuweilen an dem Bauch, und an den Schenkeln. Die verſchiednen Urſachen, auf welche man bey der Kur mit Rückſicht nehmen muß, geben zu der Entſtehung dieſer Krankheit bloß durch zwey allgemeine Wirkungen Gelegenheit. Erſtlich durch die Bildung eines Weges gerade in die Harnröhre oder Blaſe, der entweder durch äußerliche Gewalt, oder durch die Zerſtörung eines Theils der Harnröhre von Geſchwüren in dem beſagten Kanal, oder durch Anſammlung des Eiters in Abſceſſen, welcher den Harngang angegriffen hat, entſtanden iſt. Nicht ſelten iſt dergleichen Fiſtel eine Folge vernachläſſigter Tripper. Zweitens entſtehen ſie durch die bloße Wirkung von Verſtopfungen in der Harnröhre. Auf eine von dieſen beyden Wirkungen muß man bey der Behandlung dieſer Fiſteln genau Acht haben, ſo wie auch vorzüglich darauf zu ſehen iſt, ob ſie bloß von einem örtlichen Uebel entſtanden, oder ob ſie mit einer allgemeinen fehlerhaften, als veneriſchen, ſkrophulöſen, oder ſkorbutiſchen Beſchaffenheit des Körpers verbunden ſind, ohne welche Verbeſſerung keine gründliche Heilung zu erwarten iſt.

Iſt die Fiſtel bloß örtlich, oder doch die allgemeine Krankheit ſo viel als möglich gehoben, und iſt blos eine Verſtopfung in der Harnröhre die Urſache, ſo wird der Gebrauch der Bougies erfor=

erfordert, wenn man ſie anders durch die verengerte Stelle hindurch bringen kann, denn zuweilen iſt alle Mühe, dieſes zu erlangen, vergebens. Im letztern Falle ereignet ſich zuweilen der glückliche Umſtand, daß der Harn, wenn er durch die ſtarke Verengerung an ſeinem natürlichen Ausfluſſe gehindert wird, ſich durch Vereiterung und Zerſtörung der Theile neue Wege bahnt, zugleich die verengerte Stelle mit in Eiterung zieht, ſo daß nach geſchehenem Aufbruch nun ſehr leicht eine Kerze in die Blaſe gebracht werden kann.

Durch den in das Zellgewebe ausgetretnen Harn, wird in dem Zellgewebe und in der Haut ein mehr oder weniger großer Grad von Entzündung unterhalten, wodurch Anhäufung, Stockung der Säfte, und Calloſität hervorgebracht wird, ſo daß der an ſeinem Ausfluß gehinderte Harn, neue Entzündungen, neuen Aufbruch der Haut, und neue Schwielen in den umliegenden Theilen erregt. Nie iſt aber die Entzündung, welche den Fiſteln vorangeht, eine reine, ſondern ſie bringt die Theile bald mehr bald weniger zum Abſterben, daher die Theile in größerem oder geringerem Umfange und Grade zerſtöret angetroffen werden. Am ſtärkſten iſt dieſe Zerſtörung, wenn der Harn urſprünglich ſeinen Ausweg in das lockere Zellgewebe des Hodenſacks findet, in welchem Falle der Hodenſack und die Bedeckungen der Ruthe ungeheuer ausgedehnt, und durch den Brand ſo zerſtöret werden, daß Ruthe und Hoden ganz entblößet von ihren Bedeckungen hangen.

Wenn ſich der Harn urſprünglich in das Mittelfleiſch ergießet, ſo ſammelt ſich der Harn leicht in dem lockern Zellgewebe um den Maſtdarm herum, erzeuget Gänge, entblößet den Maſtdarm, bringt ihn zur Entzündung und Eiterung,

verurſacht alſo Maſtdarmfiſteln, welche urſprünglich wahre Harnfiſteln waren. Bey fernerer Fortdauer des Uebels erzeugen ſich ſteinige Anſammlungen in den Fiſtelgängen, wodurch die Eiterung und die Menge der Fiſtelgänge ſehr vermehret werden. Die Theile verlieren nach und nach ihr natürliches Anſehen, die Geburtstheile ſtellen endlich einen unförmlichen Klumpen vor, durch die eitrige Ausleerung, Schlafloſigkeit u. ſ. w. wird der Kranke immer mehr geſchwächt, magert ab, bekommt ein ſchleichendes Fieber, und ſtirbt endlich an Entleerung.

Die Hauptabſicht bey der Kur muß man auf die Hebung der Hinderniſſe in der Harnröhre richten, und zugleich verhindern, daß der Harn nicht ferner in dem Zellgewebe ſtockt, daher man ſelbigem einen freyen Ausgang durch die Fiſtelgänge verſchaffen muß. Vor allen Dingen ſuche man daher die Harnröhre durch Darmſaiten und Bougies ſo zu erweitern, daß man einen biegſamen Catheter einbringen kann, denn es kömmt hauptſächlich darauf an, eher auf die Harnröhre, als auf die Fiſtelgänge zu wirken, indem, ſo bald der biegſame Catheter einige Tage ruhig liegen kann, der Reiz des Harns von den friſch aufgeſchnittenen Fiſtelgängen abgewendet, und eben deswegen auch die Heilung beſchleuniget wird.

Sobald durch den Gebrauch der Bougies die Verengerung gehoben iſt, ſo muß man die Fiſtelgänge gehörig erweitern. Zu dieſem Ende bringt man den Kranken in die Lage des Steinſchnitts, hierauf eine gefurchte Blaſenſonde von angemeſſener Dicke in die Harnröhre und in die Blaſe, unterſucht mit einer kleinen runden Sonde, welcher Fiſtelgang am geradeſten gegen die Harnröhre hinläuft, und öffnet dieſen mit einem tiefen

und langen bis auf die Harnröhre hinlaufenden Schnitte, ſchneidet die Harnröhre über und unter der Oeffnung durch, um die Verbindung der Fiſtelöffnung in der Harnröhre mit dem umliegenden Zellgewebe zu erleichtern, und um dadurch die Heilung zu befördern. Wenn durch dieſen Haupt-Einſchnitt nicht alle Nebengänge mit geöffnet werden können, ſo müſſen ſie noch beſonders aufgeſchnitten werden.

Nach gemachten hinreichenden Einſchnitten kann man nun auch auf die durch den Harn veränderten Theile wirken, welche allemahl mehr oder weniger hart, unnachgiebig und callös ſind, und dieſes ſind ſie auf eine zweifache Art. Entweder findet man die Theile, außerdem daß ſie hart ſind, ſchmerzhaft, heiß entzündet, oder die Theile ſind durch die Länge der Zeit unempfindlich, hart, blaß, ſchmutzig geworden, ſo daß hier Stockung ohne Entzündung iſt. Im erſtern Fall muß man krampfſtillende erweichende Bähungen ſo lange anwenden, bis der Schmerz gehoben iſt, und die Theile anfangen weicher und nachgiebiger zu werden, worauf man ſie mit gewürzhaften weinigen Umſchlägen verwechſelt, um die Theile durch einen ihnen angemeſſenen Reiz zu ſtärken, und die Calloſitäten zu zertheilen. Im zweyten Falle, wenn die Theile hart, blaß und unempfindlich ſind, erfordern ſie zugleich mit den erweichenden Mitteln gelinde reizende, wozu die Kampferſalbe, Balſ. arcaei oder Unguent. baſiliconis mit etwas Merc. praecip. rubr. mit erweichenden und reizenden Breyumſchlägen dienlich ſind. Zuletzt kann man ſtärkende Mittel mit großem Vortheil anwenden.

Damit ſich die Hautwunde nicht eher verengere, als bis ſich der Grund der Wunde geſchloſſen hat, füllet man dieſelbe ſehr gelinde mit Char-

p:e

pie aus, deren Menge man immer mehr vermindert, ſo wie ſich der Grund immer mehr ausfüllet, ſo daß das Geſchwür endlich bloß oberflächlich verbunden wird. Zuweilen bleibt nach einiger Zeit die Heilung der Fiſtel ſtille ſtehen, das Geſchwür verkleinert ſich nur bis auf einen gewiſſen Punkt, oder auch der Eiter wird dünn, wäſſerig, und das Geſchwür ſcheint ſich wieder erweitern zu wollen. Außer den bekannten Urſachen, den Diätfehlern, Anhäufungen in dem Unterleibe, tragen beſonders Schwäche des Kranken und die Gegenwart des Catheters hierzu bey. Wenn in dieſem Falle durch nahrhafte und ſtärkende Diät ſich das Geſchwür nicht verkleinert, ſo verſuche man, da eine dicke Kerze den ſich immer mehr zuſammenziehenden Theilen läſtig wird, eine dünnere, und wenn auch dieſes nicht hilft, ſo laſſe man die Kerze ganz hinweg, da dann das Geſchwür gemeiniglich bald heilet.

Bey der Anwendung des biegſamen Catheters darf man aber den Harn nicht immerfort abfließen laſſen, weil ſonſt die Blaſe leicht ihr Zuſammenziehungs-Vermögen verliert, den Harn auch in einer geringen Menge aufbewahren zu können, wodurch leicht ein Harntröpfeln entſteht; man verſchließt ihn daher mit einem Stöpſel, und lüftet dieſen nur von Zeit zu Zeit. Sollte dieſer Vorſicht ungeachtet nach der Heilung ein unwillkührliches Harntröpfeln zurück bleiben, ſo hebt ſich dieſes leicht von ſelbſt, ſobald der Sphinkter der Harnblaſe ſeine vorige Stärke wieder bekommt.

Wenn die Fiſteln geheilt ſind, ſo muß man immer noch fortfahren, ſeine Aufmerkſamkeit auf die Verengerung zu richten, beſonders wenn die verengerte Stelle mit in der Vereiterung begriffen war. Man muß daher den Gebrauch der Kerzen,

zen, beſonders in dem letztern Falle, noch eine Zeitlang fortſetzen, weil ſich die Verengerung leicht wieder von neuem erzeugen kann.

Sollte die Verengerung durch den Gebrauch der Kerzen nicht erweitert werden können, ſo muß ſie durch das Meſſer bis an die Fiſtelöffnung der Harnröhre hin zertheilet werden. Man bringt eine gefurchte Sonde in die Harnröhre bis an die verengerte Stelle, öffnet die Harnröhre an dem geſunden Theile durch einen kleinen Einſchnitt, bringt in dieſen gemachten Einſchnitt eine lange und dünne gefurchte Sonde durch die Verengerung hindurch, und erweitert den angefangenen Einſchnitt in der Harnröhre bis jenſeits der Fiſtelöffnung. Die übrige nachfolgende Behandlung geſchieht auf die angezeigte Art.

Von der ſchlimmſten Art iſt der Fall, wo bey der Verengerung der Harn ſich einen Weg durch eine Oeffnung in der Blaſe ſelbſt macht und Fiſtelgänge erzeugt. Man kann dieſen Fall von andern dadurch leicht unterſcheiden, daß bey ſolchem der Harn ohne Wiſſen des Kranken zu allen Zeiten herauströpfelt, ſo daß er, wenn die Fiſtelöffnung nicht ſehr klein iſt, ſelten zum Harnen genöthiget wird. So leicht dieſe Art Fiſtel von der andern unterſchieden wird, ſo ſchwer iſt ihre Heilung, ja bisweilen unheilbar, weil das Beſpühlen der Theile durch den Harn nicht gehindert werden kann. Indeſſen ſuche man, außer der angegebenen Behandlungsart, durch einen ununterbrochen fortgeſetzten Gebrauch der biegſamen Catheter in der Blaſe, den freyen Abfluß des Harns immer zu erhalten, und bemerkt man, daß die Fiſtel in dem Grunde heilet, ſo läßt man nach und nach den Harn in der Blaſe ſich anſammeln.

S. Joh. Gottl. Bernſtein's praktiſches Handbuch für Wundärzte. Neue Ausgabe. II. Th. Leipzig bey Schwickert, 1799. S. 63 ff.

Der Mittelfleiſchbruch, Hernia perinaei, iſt derjenige Bruch, welcher bey Mannsperſonen zwiſchen dem Maſtdarme und der Blaſe, bey Weibsperſonen zwiſchen dem Maſtdarme und der Mutterſcheide herunter in die niedrigſte Beckengegend dringt, und im Mittelfleiſche nahe an der Oeffnung des Hintern, gemeiniglich rechter- oder linkerſeits, ſelten in der Mitte erſcheint.

Zuweilen erſcheint er äußerlich nicht, nähmlich der Darm ſteigt nicht ſo tief herunter, daß die äußere Haut in eine Geſchwulſt aufgehoben wird, wovon Herr Bromfield *) einen Fall beobachtete, als er einen Knaben, wegen eines Steins im Blaſenhalſe, operirte. Einen ſolchen unvollendeten und äußerlich nicht ſichtbaren Bruch kann man äußerſt ſchwer, ja zuweilen unmöglich erkennen. Wenn ein Kranker in der Gegend, wo ein ſolcher verborgener Mittelfleiſchbruch befindlich iſt, oft eine ungewohnte Empfindung, ein Drücken, Ziehen, Spannen, oder eine Schwere empfindet, wenn er dieſe Empfindungen zuerſt bey irgend einer Gelegenheit, z. B. bey einem Falle, verſpürte; wenn er öfters Colikſchmerzen hat, und dieſe jedesmahl in der unterſten Beckengegend ihren Anfang nehmen, und von da ſich über den ganzen Unterleib erſtrecken; wenn er dieſe Colikſchmerzen, und die übrigen Empfindungen vorzüglich häufig und heftig ſpürt, ſo oft er ſich in eine horizontale Lage begiebt, könnte man vermuthen, daß der Kranke einen verborgenen Mittelfleiſchbruch habe.

Auch

*) Chirurgiſche Wahrnehmungen. Leipzig, 1774. p. 427.

Auch bey Frauenzimmern hat man dergleichen Brüche beobachtet, und nicht allein bey ſolchen, die bereits Kinder geboren haben, ſondern ſogar auch bey Schwangern. Indeſſen iſt zu glauben, daß bey Weibsperſonen ein Mittelfleiſchbruch gemeiniglich mit einem Mutterſcheidenbruche vereinigt iſt; wenigſtens muß der Darm, der zwiſchen der Mutterſcheide und dem Maſtdarme liegt, immer mehr oder weniger eine Geſchwulſt auf der hintern Seite der Mutterſcheide erregen.

Der Mittelfleiſchbruch kann von dreyfacher Art, ein Darm-, Netz- oder Blaſenbruch ſeyn; gemeiniglich aber iſt er ein Darmbruch. — Auſſer den gewöhnlichen Urſachen der Brüche, und vorzüglich der Mutterſcheidenbrüche, müſſen vornehmlich ſtarke und öftere Ausdehnungen des Maſtdarms durch Koth und Winde, und der Blaſe durch Urin, wie auch der Vorfall der Mutterſcheide und des Maſtdarms, zu dieſen Brüchen Anlaß geben. Sie entſtehen gemeiniglich langſam und nach und nach, und auch in den Fällen, wo ein ſolcher Bruch äußerlich plötzlich erſcheint, hat er vermuthlich vorher bereits eine Zeitlang hinter der Haut gelegen. Die Geſchwulſt erſcheint gemeiniglich zur einen oder andern Seite, ſelten in der Mitte der Naht, und hat alle Eigenſchaften einer Bruchgeſchwulſt. Sie wird größer und geſpannt, wenn der Kranke ſteht, oder den Athem an ſich hält, kleiner und weich, und verliert ſich wohl gar, wenn der Kranke liegt; ſie läßt ſich zurück drücken; tritt mit einem Geräuſch zurück; erregt öftere Colikſchmerzen, anderer mit allen Brüchen gemeinen Zeichen zu geſchweigen. — Wegen der Schwappung des Urins in dem Blaſenbruche könnte man ſolchen vielleicht für einen Abſceß, oder irgend eine andere Flüſſigkeit enthalten-

de Geſchwulſt anſehen; aber der Mangel der Entzündung und Schmerzen, und die Gegenwart verſchiedener Urinbeſchwerden entdeckt bald die Natur der Geſchwulſt. — Bey Mannsperſonen muß der Darm-Mittelfleiſchbruch nothwendig allerhand Urinbeſchwerden, bey Weibsperſonen aber immer eine Geſchwulſt auf der hintern Seite der Mutterſcheide erregen.

Dieſe Brüche werden in der gewöhnlichen Lage durch einen Druck mit der Hand zurück gebracht, und auf folgende Art zurück gehalten. Weibsperſonen dürfen nur einen Mutterkranz von der Art, wie im Art. **Mutterſcheidenbruch** wird empfohlen werden, tragen, und demſelben muß man hinten und zu beyden Seiten eine ſtarke convexe, vorn aber eine ganz platte Geſtalt geben. Um nun aber den Bruch zurück zu bringen, iſt es nicht genug, daß man die Geſchwulſt im Mittelfleiſche mit den Fingern drückt, ſondern man muß zu gleicher Zeit ein Paar Finger in die Mutterſcheide bringen, und vermittelſt derſelben die hintere Seite der Mutterſcheide drücken, ſtreichen, und gleichſam den Bruch hinauf bis hinter die Gebärmutter, und in die Bauchhöhle ſchieben. — Bey Mannsperſonen beſteht alle Hülfe in einem Drucke aufs Mittelfleiſch, um den Bruch zurück zu bringen, und um ihn zurück zu halten, in dem Gebrauche eines Riemens, in der Geſtalt einer T Binde. An dem Beinriemen muß eine eyförmige Pelotte, die übrigens dem Kopfe eines Bruchbandes gleicht, befeſtigt ſeyn, die genau auf der Bruchſtelle liegt, und dieſelbe drückt. Dieſe Pelotte muß nicht zu klein ſeyn, damit ſie bey verſchiedenen Beugungen des Körpers nicht von der Bruchſtelle verrückt wird.

Die Mittelfleiſchbrüche können auch eingeklemmt werden, vorzüglich bey der Schwangerſchaft und Geburt. Einen eingeklemmten Bruch während der Geburt zu verhüten, brachte Herr Smellie, als bereits die Waſſerblaſe ſtark hervor drang, die Hand in die Mutterſcheide, drückte den Kopf zurück, zerſprengte die Waſſerblaſe, und in dem Augenblicke trat der Kopf des Kindes herunter in die Mutterſcheide, und verhinderte einen neuen Vorfall des Bruchs. — Die Einklemmung bey der Schwangerſchaft oder Geburt iſt völlig eben ſo beſchaffen, und erfordert dieſelbe Behandlung, als ein aus derſelben Urſache eingeklemmter Mutterſcheidenbruch.

Der Mittelfleiſchbruch kann aber auch aus andern Urſachen, vornehmlich durch Anhäufung des Koths, und Verengerung des Bruchſackhalſes eingeklemmt werden. Außer den gewöhnlichen Mitteln, dem Aderlaſſen, dem Drucke, den Klyſtiren, u. ſ. w. und im Falle der Kothanhäufung, den Purgirmitteln, werden im gegenwärtigen Falle die fleißige Anwendung erweichender Klyſtire, und bey Weibsperſonen erweichende Einſprützungen in die Mutterſcheide empfohlen. Da der Druck aufs Mittelfleiſch allein ſchwerlich den Bruch gänzlich bis in die Bauchhöhle zurück bringen wird, ſo kann man einen Finger in den Maſtdarm, und bey Weibsperſonen auch zugleich in die Mutterſcheide bringen, und vermittelſt dieſer den Bruch gänzlich zurückſchieben.

Wenn nun aber alle dieſe Mittel und Handgriffe die Einklemmung nicht heben ſollten, ſo iſt freylich alsdann die Operation das letzte und einzige Mittel. Die Eröffnung der Haut und des Bruchſacks wird, wie in jedem andern Falle, verrichtet; aber die Erweiterung des Bruchganges

kann nicht wohl durch einen Schnitt geſchehen. Wenn der Darm nach Eröffnung des Bruchſacks auf keine Art und Weiſe zurückgeſchoben werden kann, iſt wohl nichts weiter übrig, als den Bruchgang nach Le Blanc's Methode auszudehnen und zu erweitern.

S. Bernſtein, a. a. O. S. 402 ff.

Mittelfloſſe, iſt bey einigen Fiſchen ein unmittelbar über den Bauchfloſſen von der Haut abgeſonderter und ſpitz zulaufender Theil, der knorpelartig und zur Hälfte mit Schuppen bedeckt iſt. Wahrſcheinlich dient er der Bauchfloſſe zu einer beſondern Unterſtützung.

Mittelfloſſer, der Nahme eines fliegenden Fiſches, Exocoetus Meſogalton Linn.

Mitelfrey, dieſes Wort iſt nur in dem Deutſchen Staatsrechte üblich, für **mittelbar frey**. **Die Mittelfreyen**, ſolche Adelige, welche zwiſchen dem hohen und niedern Adel in der Mitte ſtanden, und höherer Reichsſtände Vaſallen waren; im Gegenſatze der **Reichsfreyen**. Von einer andern Bedeutung dieſes Wortes, wo man nähmlich die Freygelaſſenen im Gegenſatze der Freygebornen darunter verſtand, ſ. im Art. **Leibeigen**, Th. 70, S. 455.

Mittelfries, ein Fries, d. i. Verſtäbung an den Kanonen, welcher ſich in der Mitte zwiſchen dem Hinterfrieſe und Bodenfrieſe befindet.

Mittelfurche, in dem Feldbaue, eine Furche mitten in einem Stücke, zum Unterſchiede von den **Wechſelfurchen**.

Mittelfuß, ein zwiſchen mehreren in der Mitte befindlicher Fuß. Imgleichen der mittlere Theil des menſchlichen Fußes im engſten Verſtande, welcher aus den fünf Beinen beſtehet, ſo die Zehen tragen; Lat. Metatarſus.

Mittelgalopp, in der Reitkunſt, ein aus dem Trabe und Galoppe zuſammen geſetzter Gang des Pferdes, wobey das Pferd mit den Vorderfüßen trabt, und mit den Hinterfüßen galoppiert.

Mittelgattung, eine zwiſchen zwey andern in der Mitte befindliche Gattung, welche von beyden einige weſentliche Theile an ſich hat, aber auch in andern weſentlichen Theilen von beyden verſchieden iſt. Niederſ. **Middelſlag**.

Mittelgebirge, ſ. unter **Gebirge**, Th. 16, S. 548.

Mittelgedackt, heißt ein Orgelregiſter, wenn es nur zum Theil gedackt iſt.

Mittelgeige, eine Geige, welche zwiſchen der gewöhnlichen Geige oder Violine, und der tiefen Geige, oder dem Violon, in der Mitte ſteht, und am gewöhnlichſten mit dem italieniſchen Nahmen **Violoncello** genannt wird.

Mittelgeſchirr, ein Theil des Pferdegeſchirres. S. Th. 57, S. 429. im Art. **Kutſchpferd**.

Mittelgeſimſe, der Nahme eines Geſimſes an dem obern Theile eines gewöhnlichen Kachelofens, welches zwiſchen zweyen Leiſten befindlich iſt.

Mittelgras, der Nahme der Grasgattung Olyra Linn. Man kennt bisjetzt nur zwey Arten davon, welche in Weſtindien wachſen.

Mittelgrind, **Mittelſand**, ſo heißt in einigen Rheingegenden eine Inſel.

Mittelgroſchen, ſ. unter **Groſchen**, Th. 20, S. 122.

Mittelgurt, eine Art Sattelgurte, welche in der Mitte des Sattels angebracht wird; zum Unterſchiede von dem **Obergurte** und **Kreuzgurte**.

Mittelgürtel, ſ. unter **Mittelband**, oben, S. 59.

Mittelhaar, ein bey den Perrückenmachern übliches Collectivum, diejenigen Haare einer Perrücke zu bezeichnen, welche von der Decke bis zum Hinterkopfe hinabgehen, und kürzer als die Haare der Decke ſind.

Mittel halb geſchlagen, Goldblätter, welche mit weniger Kupfer als die hoch halb geſchlagenen verſetzt, und daher von einer hellern gelben Farbe ſind.

Mittelhand, der mittlere Theil der Hand, zwiſchen den Fingern und der Handwurzel, Metacarpus.

Mittelhartwerk, auf Kupferwerken, der Stein, welcher aus abgedörrtem Steine, mit Roh= oder Haldenſchlacken geſchmelzt, erhalten wird.

Mittelhaue, eine Art Hämmer, welche in den Schieferbrüchen gebraucht wird, um die Schieferbänke zu bearbeiten.

Mittelhecht, ſ. unter **Hecht**, Th. 22, S. 581.

Mittelhengſt, ſo nennt man auf den Blechhämmern eine Art Bleche, die zur dritten und 4ten Sorte der Bleche gehöret, und am Boden des Faſſes, worein ſie gepackt wird, mit F G. und I H G. bezeichnet iſt. Sie gehört zu den ſchwarzen Doppelblechen von mittlerer Dicke.

Mittelholz, im Forſtweſen ein Holz, d. i. Gehölz, oder Sammlung mehrerer Bäume, welche noch im beſten Wuchſe ſtehen, ein aus Mittelbäumen beſtehendes Gehölz. Auch das Holz der Mittelbäume, oder die Mitttelbäume in Anſehung ihres Holzes, wo der Plural, die **Mittelhölzer**, nur von mehreren Arten gebraucht werden kann. *Das Mittelholz ſtehet in dieſem Gehölze vortrefflich.* Da das Holz in dieſem Alter mehr Saft an ſich ziehen kann, als wenn es noch klein iſt, und es daher wegen der vollkommenen Wurzeln am Stamme und Aeſten in die Länge und Dicke in einem Jahre mehr, als ſonſt in 4, 6 bis 10 Jahren wächſt: ſo muß man es billig ſo lange, bis es vollwüchſig iſt, ſchonen und nicht eher hauen laſſen.

Mittelhorn, ſ. unter **Jagdhorn**, Th. 28, S. 400.

Mitteljagd, ſ. unter **Jagd**, Th. 28, S. 304.

Mittelknecht, ein Knecht, welcher zwiſchen dem Groß- und Kleinknechte in der Mitte ſtehet. Auch in den Schäfereyen gibt es ſolche Mittelknechte, welche alsdann die Mutterſchafe zu hüthen haben.

Mittelknorpel, ſ. unter Knorpel, Th. 41, S. 715.

Mittelkreis, ein wenig gebräuchliches Wort, welches von einigen verſucht worden, den Aequator der Erdbeſchreiber auszudrücken, dafür andere Mittellinie gebraucht haben.

Mittelländiſch, in der Mitte zwiſchen zwey oder mehr Ländern gelegen; ein Wort, welches faſt nur noch allein von demjenigen Theile des atlantiſchen Weltmeeres gebraucht wird, welcher als ein großer Meerbuſen zwiſchen Europa, Aſien und Afrika liegt. Das mittelländiſche Meer, Mare mediterraneum, bey dem Notker mittellandig Mere, ehedem auch das Wendelmeer, oder Endelmeer, weil es gegen Morgen keinen Ausgang hat, und jeßt von vielen abgekürzt das Mittelmeer genannt.

Mittelleinwand, in der Landwirthſchaft, eine Art Leinwand, welche zwiſchen der ganz hänfenen und ganz flächſenen das Mittel hält, und aus dem kurzen Werke verfertigt wird, daher ſie auch Werkleinwand heißt.

Mittellerche, ein Nahme der Baumlerche, Alauda arborea Linn. welche auch Waldlerche, Heidelerche ꝛc. genannt wird. S. unter Lerche, Th. 77, S. 187.

Mittellinie, ſ. Mittelkreis.

Mittelmagd, in der Landwirthſchaft auf großen Gütern, eine Viehmagd, welche zwiſchen der großen und kleinen Magd in der Mitte ſtehet.

Mittelmann, im gemeinen Leben mancher Gegen-

den, ein Mann von mittlerm Stande und mittlerm Vermögen.

Mittelmäßig, eigentlich ein mittleres Maß habend, weder groß noch klein, weder viel noch wenig, ſo wohl von der körperlichen Größe und Menge, als auch von allen Arten der Beſchaffenheit und Intenſion. *Mittelmäßig groß, reich, gelehrt* ꝛc. *Der Weg iſt mittelmäßig gut. Unſchuld ohne Verſtand iſt ein mittelmäßiger Schatz.* Dieſes Wort zeigt nur überhaupt etwas an, was weder groß noch klein, weder viel noch wenig, weder gut noch böſe u. ſ. f. genannt zu werden verdienet, dagegen ſich das Beywort *mittler* näher und beſtimmter auf die zwey Extreme beziehet, zwiſchen welchen das Ding von *mittlerer Beſchaffenheit* in der Mitte ſtehet. Niederſ. *middelfarig, midfarig.*

Mittelmaſt, auf den dreymaſtigen Schiffen, der mittelſte Maſt, welcher, weil er zugleich der ſtärkſte und höchſte iſt, auch der große Maſt genannt wird.

Mittelmauer, ſ. im Art. *Maurer*, Th. 85, S. 730.

Mittelmeer, ſ. unter **mittelländiſch**, oben, S. 101.

Mittelmehl, ſ. im Art. *Mehl*, Th. 87, S. 373. und anderwärts daſelbſt.

Mittelmünze, eine Rechenmünze in den halliſchen Salzwerken. 3 *Mittelpfennige* machen einen *Mittelgroſchen*, 60 der letztern ein *Mittelſchock*, 1 Mittelſchock 17 Silbergroſchen, 1 pf. 2½ *Mittelheller*, 3½ Mittelpfennige 4 pf. Silbergeld, 10½ Mittelpfennige 12 pf. oder 1 Silbergroſchen, 3½ Mittelgroſchen 1 Silbergroſchen.

Mittelnadel, bey den Nadlern, der Nahme der gebräuchlichſten Art der Stecknadeln, welche aus dem

Drahte

Drahte Nr. 12 gemacht wird und ungefähr 1 Zoll lang iſt.

Mittelpfennig, ſ. unter **Mittelmünze**.

Mittelpunct, der mittelſte Punct eines Körpers oder eines jeden Dinges, derjenige Punct oder Ort, durch welchen eine Größe in zwey gleiche Theile getheilet wird; lat. Centrum. Figürlich auch dasjenige, wo ſich mehrere Dinge einer Art vereinigen. **Paris iſt von je her für den Mittelpunct des guten Geſchmacks gehalten worden. Du lebſt hier im Mittelpuncte der Geſchäfte.**

In der Größenlehre heißt der Mittelpunct derjenige Punct im begränzten Raume, welcher von der Gränze deſſelben allenthalben gleich weit entfernet iſt, wie z. B. der Mittelpunct eines Kreiſes, einer Kugel. Der Mittelpunct einer regulairen Figur oder eines regulairen Körpers heißt derjenige, welcher nicht allein von allen Winkel- oder Eckpuncten, ſondern auch von allen Seitenlinien oder Seitenflächen gleich weit entfernet iſt. Auch nennt man überhaupt denjenigen Punct in einer Figur oder in einem Körper, durch welchen irgend eine gerade Linie oder Ebene ſo geleget werden kann, daß letztere die Figur oder den Körper in zwey gleichen und ähnlichen Hälften theilen, den **Mittelpunct** der ganzen Figur oder des ganzen Körpers. So läßt ſich alſo ſelbſt in manchen irregulairen Figuren und irregulairen Körpern ein Mittelpunct gedenken, wie z. B. in Parallelogrammen, Ellipſen, Cylindern, Prismen, Ellipſoiden u. ſ. Dieſer Punct heißt der **Mittelpunct der Größe** (centrum magnitudinis).

Der Nahme Mittelpunct wird außerdem noch bey mathematiſchen und vorzüglich bey phyſiſchen Unterſuchungen in verſchiedener anderer Be-

deutung genommen. Wenn z. B. auf einen Körper an verſchiedenen Stellen mehrere Kräfte wirken, ſo kann man ſich vorſtellen, als wenn alle dieſe Kräfte in einem einzigen Puncte des Körpers angebracht wären, und zuſammen in dieſem Puncte eben die Wirkung hervorbringen würden, welche ſie zuſammen an ihrer Stelle des Körpers bewirken würden. Dieſer Punct wird alsdann ebenfalls der Mittelpunkt, und in dieſem Beyſpiele beſonders der **Mittelpunct der Kräfte** genannt. Auf dieſe Art ſind größtentheils folgende Benennungen entſtanden.

Mittelpunct der Anziehung oder der Gravitation (centrum attractionis ſ. gravitationis, centre d'attraction ou de gravitation) heißt derjenige Punct des anziehenden Körpers, nach welchem die Richtung der ganzen Anziehung geht. Wenn z. B. ein Körper von allen Theilen einer Kugel angezogen würde, ſo könnte auch die Anziehung wegen der ungleichen Entfernungen des Körpers von den Theilen der Kugel allenthalben nicht gleich groß ſeyn. Kann man ſich aber die Vorſtellung machen, daß alle dieſe verſchiedenen Anziehungen gleichſam in der Mitte der Kugel vereint wären, ſo heißt alsdann dieſer Punct der **Mittelpunct der Anziehung.**

Newton hat im erſten Buche ſeiner Princip. die Mittelpuncte der Anziehung für verſchiedene Fälle berechnet. Iſt die Maſſe der Kugel, die gegen einen andern Körper Anziehung ausübet, in gleichen Entfernungen von dem Mittelpuncte gleichförmig dicht, ſo finden hier zwey Fälle ſtatt, in welchen der Mittelpunct der Kugel als der Mittelpunct der Anziehung gedacht werden kann, nähmlich 1) wenn ſich die Anziehungen der verſchiedenen Theile der Kugel gegen den Körper verhalten gerade wie die Entfernungen, und 2) wenn ſie ſich verkehrt wie die Quadrate dieſer Entfernungen verhalten. Wenn hingegen

gen die Stärke oder Anziehung nach andern Verhältniſſen der Entfernungen beſtimmt wird, ſo kann auch die Größe der Anziehung nicht mehr ſo berechnet werden, als ob die ganze anziehende Maſſe im Mittelpuncte vereinigt wäre.

Weil in der Natur alle Materie wirklich Gravitation gegen einander nach dem Geſetze Num. 2. ausübet, und die himmliſchen Körper als wirkliche Kugeln betrachtet werden können, welche von ihren Mittelpuncten aus in gleichen Entfernungen eine gleiche Dichtigkeit beſitzen, ſo kann man auch bey Berechnungen der Gravitation die ganze Maſſe der Himmelskörper als vereint in ihrem Mittelpuncte anſehen.

In Anſehung der Schwere der Körper auf unſerer Erde gegen ſelbige muß noch die abgeplattete Geſtalt derſelben in Betrachtung gezogen werden. Wenn ſie eine vollkommene Kugel wäre, welche vom Mittelpuncte aus in gleichen Entfernungen gleich dichte Materie beſäße, ſo würde auch hier ihr Mittelpunct der Größe mit dem Mittelpuncte der Schwere zuſammenfallen. Die abgeplattete Geſtalt aber verurſachet, daß Abweichungen hiervon ſtatt haben. Die Erfahrung lehret, daß die Richtungen der Schwere auf der Erdfläche in der Horizontal-Ebene ſenkrecht ſtehen, daher auch den Mittelpunkt des Erdſphäroids nur unter dem Aequator und unter den Polen treffen können, in allen übrigen Orten der Erde aber neben ihm vorbeygehen.

Mittelpunct der Bewegung (centrum motus, centre du mouvement) iſt derjenige Punkt, um welchen ſich ein oder mehrere Körper bewegen, und Kreiſe oder Kreisbogen beſchreiben, wie z. B. der Mittelpunkt der Axe eines Rades an der Welle, der Ruhepunkt eines Hebels, der Aufloſungspunkt eines Pendels, u. ſ. w.

Mittelpunct des Gleichgewichts (centrum aequilibrii ſ. aequilibrationis, centre d'équilibre) iſt derjenige Punct in einem Syſtem von Körpern, welche mit einander verbunden und von äußern Kräften getrieben werden, der unterſtützet werden muß, wenn das ganze

Syſtem im Gleichgewichte ſeyn ſoll. Es iſt hier nähmlich eben ſo viel, als ob alle wirkende Kräfte des Syſtems in dieſem Puncte beyſammen wären. Ein beſonderer Fall hiervon iſt dieſer, wenn die Körper, welche unter einander verbunden ſind, bloß als Gewichte wirken; in dieſem Falle wird der Punkt der **Mittelpunct der Schwere** genannt.

Mittelpunkt der Maſſe oder der Trägheit (centrum maſſae ſ. inertiae, centre de maſſe, ou d'inertie). Dieſen Nahmen gibt Euler dem Schwerpunkte einer Maſſe, wenn man nicht ſowohl auf die Schwere des Körpers, als vielmehr auf andere beſchleunigende Kräfte, welche auf die Maſſe wirken, Rückſicht zu nehmen hat. Wie z. B. wenn ein horizontaler Wind auf den Flügel einer Windmühle wirkt, ſo kann man ſich die ganze Wirkung im Schwerpuncte des Windflügels vereint vorſtellen. Einen ſolchen Punct will Euler lieber den Mittelpunct der Maſſe oder der Trägheit nennen.

Mittelpunct, phoniſcher (centrum phonicum, centre phonique) iſt die Stelle, wo ſich die rufende Perſon bey einem vielfachen Echo befinden muß.

Mittelpunct, phonokamptiſcher (centrum phonocampticum, centre phonocamptique) iſt der Ort, von welchem der Schall beym Echo reflectiret wird.

Mittelpunct der Schwere, ſ. **Schwerpunct**.

Mittelpunct des Schwunges, oder **Schwungspunct** (centrum oſcillationis, centre d'oſcillation) heißt derjenige Punkt eines zuſammen geſetzten Pendels, in welchem die ſchwere Maſſe des ganzen Pendels vereiniget um denſel-

ben

den Aufhängungspunct eben ſo ſchnelle Schwingungspuncte machen würde, als das zuſammen geſetzte Pendel ſelbſt ſchwingt. Es ſey Fig. 5382 aefg ein zuſammen geſetztes Pendel, d der Mittelpunct der Schwere deſſelben und a der Aufhängungspunct, um welchen daſſelbe freye Schwingungen machen kann, ſo kommt es nun darauf an, die Länge eines einfachen Pendels zu beſtimmen, deſſen Schwingungszeit einerley mit der Schwingungszeit des zuſammen geſetzten Pendels iſt. Man ſetze, die Länge des einfachen Pendels ſey ac, welches mit dem zuſammen geſetzten Pendel gleichzeitig ſchwingt, ſo muß der Punct c ganz allein als ſchwer betrachtet werden, wenn das zuſammen geſetzte Pendel auf das einfache reducirt ſeyn ſoll. Dieſe Länge des einfachen Pendels wäre alſo die Entfernung des ſchweren Punctes c von dem Auflöſungspuncte a. Wenn man daher nur dieſen Mittelpunct der Schwingung zu beſtimmen wüßte, ſo würde man das zuſammen geſetzte Pendel als ein einfaches anſehen können, deſſen Länge die Entfernung von dem Aufhängungspuncte bis zu dieſem Mittelpuncte wäre, und es ließe ſich die ganze Theorie des zuſammen geſetzten Pendels auf die Lehre vom einfachen Pendel zurück bringen. Huygens *) hat die Theorie vom Schwingungspuncte erfunden. Schon im Jahre 1646 hatte der P. Merſenne die Aufgabe von den Schwingungen zuſammen geſetzter Pendel von beſtimmter Figur den Mathematikern zur Auflöſung vorgelegt, und hierzu beſonders Descart, Robervaln und den damahls noch jungen Huygens aufgefordert. Obgleich zu dieſer Zeit die Mechanik noch nicht ſo weit entwickelt

*) Horologium oſcillatorium, Paris 1673. Fol. p. 93.

ckelt war, ſie allgemein aufzulöſen, ſo haben doch Decartes und Roberval Auflöſungen für einzelne Fälle angegeben, welche von einander verſchieden waren. Es entſtand darüber ein heftiger Streit, worin beyde Unrecht hatten. Sie fanden nähmlich eigentlich nur den Mittelpunct des Stoßes, welcher zufälliger Weiſe in dieſen Fällen mit dem Schwingungspuncte einerley iſt. Huygens hingegen betrachtete die Sache auf der rechten Seite, und fand zuerſt eine wichtige allgemeine Theorie, welche in folgendem Satze enthalten iſt:

Man dividire das Moment der Trägheit des Pendels für den Punct a durch das ſtatiſche Moment ſeines Gewichtes für eben den Punct, ſo gibt der Quotient den geſuchten Abſtand ae für den Mittelpunct des Schwunges.

Exemp. An der geraden, unbiegſamen, nicht ſchweren Linie Fig. 5383 ad ſchwingen um a die Maſſen b, e, d; man ſucht ac oder den Abſtand des Schwingungspunctes c. Die Momente der Trägheit um a ſind $ab^2.b$, $ae^2.e$, $ad^2.d$. M. ſ. Moment der Trägheit; die ſtatiſchen Momente um a ſind ab.b, ae.e, ad.d. M. ſ. Moment, ſtatiſches. Daher

$$ac = \frac{ab^2.b + ae^2.e + ad^2.d}{ab.b + ae.e + ad.d}.$$

Wenn die Linie ad in allen ihren Elementen ſchwer wäre, ſo muß man auch die Momente für alle dieſe ſchweren Elemente ſuchen, wozu die Integralrechnung die beſten Hülfsmittel an die Hand gibt. Wäre Fig. 5382. ag die geometriſche Axe einer prismatiſchen oder cylindriſchen Stange, welche man nach ihrer ganzen Länge durch darauf ſenkrechte Ebenen in unendlich kleine Schichten getheilt hätte, ſo würden die Schwerpunkte aller der Schichten in dieſer Axe liegen, und die Gewichte der Schichten allein könnten alsdann als Gewichte der dazu gehörigen Punkte in der Axe angeſehen werden. Eben ſo verhält man ſich, wenn an der Stange unten bey g noch eine ſchwere Kugel gef oder ſonſt ein Körper von gegebener Geſtalt und Größe hängt, welcher die Ei-

genſchaft

genſchaft hat, daß er durch wagrechte Ebenen in Schichten getheilt werden kann, die ihre Schwerpuncte in der verlängerten Axe ag haben.

Iſt der Halbmeſſer der Kugel $efg = \rho$, die Länge $ag = \alpha$, a der Aufhängungspunkt, das Gewicht der Kugel $= p$, und das Gewicht der Stange $= \pi$, ſo findet man

$$ac = \frac{p(\frac{7}{5}\rho^2 + 2\rho\alpha + \alpha^2) + \frac{1}{3}\pi\alpha^2}{p(\rho+\alpha) + \frac{1}{2}\pi\alpha}$$

Iſt ag ein zarter Faden, ſo daß man ſein Gewicht als unmerklich annehmen kann, ſo wird

$$ac = \frac{\frac{7}{5}\rho^2 + 2\rho\alpha + \alpha^2}{\rho+\alpha} = \rho + \alpha + \frac{\frac{2}{5}\rho^2}{\rho+\alpha}$$

wäre die Kugel ſelbſt in g aufgehangen, ſo wäre $\alpha = 0$, mithin $ac = \rho + \frac{2}{5}\rho$. Für die Stange ag allein ohne Kugel hat man $p = 0$, und

$$ac = \tfrac{2}{3}\alpha.$$

Huygens leitete ſeine Theorie aus der Vorausſetzung dieſes Satzes ab, daß einzelne mit einander verbundene Maſſen durch den Fall ſo viel Kraft erhalten, daß ihr gemeinſchaftlicher Schwerpunkt wieder eben ſo hoch ſteigen kann, ſo tief er gefallen iſt, welcher Satz gewöhnlich der Grundſatz der aufſteigenden Kräfte genannt wird. Weil aber dieſer Satz nicht allen evident genug zu ſeyn ſchien, ſo haben ſich einige die Mühe gegeben, die Theorie auf andere Gründe zu bauen. Hiermit machte Jacob Bernoulli *) den Anfang, und bewies die Theorie aus der Lehre vom Hebel durch ein ſtrenges mathematiſches Verfahren, welches aber für zuſammen geſetzte Fälle etwas weitläuftig wird. Leichter und allgemeiner hat dieſe Sache Johann Bernoulli **) vorgetragen, welchem auch größtentheils Herr Käſtner ***) gefolgt iſt. Aus der allgemeinen Theorie von der Umdrehung der feſten Körper um eine

*) Mémoir. de l'Acad. des ſcienc. 1703. opp. Jac. Bernoulli p. 98.

**) Acta erudit. Lipſ. 1714. und opp. Jac. Bernoulli Tom. II. n. 96. und Tom. IV. n. 177.

***) Anfangsgründe der höhern Mechanik, Abſch. III. §. 6 u. f.

eine unbewegliche Axe trägt Euler *) dieſe Lehre als eine beſondere Anwendung vor.

Mittelpunct des Stoßes (centrum percuſſionis, centre de percuſſion heißt derjenige Punct eines in Bewegung begriffenen Körpers, wo man ſich ſeinen völligen Stoß vereint vorſtellen kann, ſo daß das Hinderniß, auf welches dieſer Punct ſtößt, die ganze Wirkung des Stoßes empfängt, und ſeine weitere Bewegung, wenn es nicht ausweicht, gänzlich aufhält. Bewegen ſich alle materielle Puncte eines bewegten Körpers mit gleicher Geſchwindigkeit nach parallelen Linien, ſo iſt alsdann der Mittelpunct des Stoßes mit dem Mittelpuncte der Schwere einerley.

Wallis **) hat den Ausdruck, Mittelpunct des Stoßes, zuerſt gebraucht, und nennt ihn den Punct des größten Stoßes (punctum percuſſionis). Unter dieſem Ausdrucke kann auch derjenige Punct verſtanden werden, durch welchen die Richtung des Stoßes durchgehen muß, wenn ſie einem andern beweglichen Körper die größte Geſchwindigkeit mittheilen ſoll. Wenn aber die bewegte Maſſe des Körpers nicht nach paralleler Richtung fortgehet, ſondern ſich um eine feſte Axe drehet, ſo werden dieſe Puncte nicht alle Mahl einerley ſeyn. Wallis nahm den Ausdruck in dem zuerſt erwähnten Sinne. Er betrachtete die Produkte aus den Maſſen aller einzelnen körperlichen Puncte des ſich ſchwingenden Körpers in ihre Geſchwindigkeiten, als ſo viele einzelne Preſſungen in dem Augenblicke des Stoßes, und den Punct des unbeweglichen Widerſtandes, woran der Körper anſchlägt, als die Unterlage. Suchte er nun, wie weit dieſe Unterlage vom Bewegungspunct entfernet ſeyn müſſe, damit alles im Gleichgewichte bleibe, ſo fand er für dieſe Entfernung eben den Ausdruck, welchen Huygens für den Mittelpunct des Schwunges gefunden hatte. Daraus ſchloß Wallis, daß der Mittelpunct des Stoßes

*) Theoria motus corporum ſolid. cap. VI. VII.

**) Mechanic. cap. XI. prop. 15.

Stoßes vom Mittelpuncte des Schwunges nicht verſchieden ſey. Dadurch hat ſich Stone *) verleiten laſſen, beyde Ausdrücke als völlig gleichgültig anzuſehen, welches auch ſelbſt Jakob Bernoulli **) behauptet. Dagegen erinnert Johann Bernoulli ***) ſehr richtig, daß dieſe Uebereinſtimmung beyder Punkte nur zufällig ſey, und bloß für einige Fälle Statt finde.

Euler †) nimmt den Ausdruck des Mittelpunctes des Stoßes im andern angezeigten Sinne.

Ausführlicher findet man die Theorie von den Mittelpuncten des Stoßes beym Karſten ††).

Mittelpunct der Umdrehung (centrum rotationis, centre de rotation) heißt derjenige Punct, um welchen ein Körper ſich drehet. In den mehreſten Fällen iſt dieſer Punkt einerley mit dem Mittelpuncte der Bewegung, als z. B. der Aufhängungspunct, um welchen ſich ein Pendel drehet u. ſ. f.

In einer eigenen Bedeutung aber wird **freywilliger Mittelpunct der Umdrehung** (centrum rotationis ſpontaneum, centre ſpontané de rotation) derjenige Punct genannt, welcher unbewegt bleibt, und um welchen ſich der Körper zu drehen anfängt, wenn er einen eccentriſchen Stoß empfängt. Durch einen ſolchen Stoß nähmlich erhält der Körper nicht allein eine fortgehende Bewegung aller ſeiner Theile, ſondern auch eine Um-

*) Analyſe des infinement petits comprenant le calcul integral. Paris 1735. 4. ſect. VII. p. 131.

**) Demonſtration du principe de Mſr. Huygens touchant le centre du balancement, et de l'identité de ce centre avec celui de percuſſion; in opp. Tom. II. no. C. p. 951.

***) Remarques ſur le calcul integral de Mſr. Stone; in opp. Tom. IV. n. 170. p. 180. ſqq.

†) Robins erläuterte Artillerie. S. 182.

††) Lehrbegriff der geſammten Mathematik. Th. IV. Abſchnitt XVIII.

Umdrehung, welche für jeden Theil ſo ſtark iſt, als ſie bey eben dem Stoße ſeyn würde, wenn der Schwerpunct feſt gehalten würde. Hierbey iſt ein Punct in der Ebene, in welcher die Richtung des Stoßes und der Schwerpunct liegen, befindlich, welcher durch die fortgehende Bewegung eben ſo weit vorwärts, als durch die Umdrehung rückwärts geführet wird, welcher folglich ruhet, indem ſich wirklich die übrigen bewegen. Johann Bernoulli *) hat dieſem Punkte die angeführte Benennung beygeleget. Bey fortdauernder Bewegung ändert er ſich beſtändig, und alle Puncte der Ebene, welche vom Schwerpunct gleich weit entfernet ſind, werden der Reihe nach ſolche freywillige Mittelpuncte der Umdrehung.

S. Fiſcher's phyſikaliſches Wörterbuch. III Th. Göttingen, 1800. S. 620 fl.

Die Hauptwerke über dieſe Materie ſind:

Käſtner's höhere Mechanik. Abſch. III. und an verſchiedenen Stellen.

Karſten's Lehrbegriff der geſammten Mathematik Th. VI. Mechanik der feſten Körper. Abſchn. XI. und XVIII.

Mittelrabe, ein Nahme der **Rabenkrähe**, ſ. im Art. **Krähe**, Th. 46, S. 456.

Mittelrad, das mittelſte Rad unter dreyen oder mehreten. In den Uhren iſt es ein Rad mit 60 Zähnen, welches das Steigerad in Bewegung ſetzet.

Mittelraſt, die mittelſte Raſt oder Ruhe an dem Schloſſe eines Feuergewehrs, zum Unterſchiede von der **Vorderraſt** oder **Hinterraſt**.

Mittelreif, der mittelſte Reif unter dreyen oder mehreren. An den Kanonen iſt es ein Reif, oder Stab mit zwey Plättchen, womit das Stück unten bey dem Zündloche verziert wird.

Mittel-

*) Opp. Tom. IV. n. 177. p. 265. ſp.

Mittelriegel, ein in der Mitte befindlicher Riegel. An den Laffetten ſind es Zimmerſtücke, welche die Laffette in der Mitte zuſammen halten.

Mittelring, der mittelſte Ring unter dreyen oder mehreren, z. B. auf der Nabe eines Rades, der Ring neben dem Bocke.

Mittelröhrchen, das mittelſte meſſingene hohle Röhrchen, welches an dem Schafte eines Gewehrs in der Mitte der Ladeſtockrinne, vermittelſt zweyer Stifte durch ſeine beyden Zapfen befeſtigt, und wodurch der Ladeſtock in der Rinne gehalten wird, und durch welches er nach dem Spitzröhrchen gehet.

Mittel-Royal-Feſtungen, ein Ausdruck, welcher bey nach holländiſcher Manier angelegten Feſtungen vorkommt, welche man in Groß-, Klein- und **Mittel-Royal-Feſtungen** eintheilt. Dieſe letztern inſonderheit ſind ſolche, deren äußere Polygone 70 bis 80 Ruthen, die innere hingegen 50 bis 60 lang iſt, und woran man 6 bis 7 Bollwerke antrifft.

Mittelrücken, in der Landwirthſchaft, der mittlere erhabene Theil eines Ackerbeetes, welchen man deswegen mit dem Pflug etwas in die Höhe treibt, damit das Waſſer von beyden Seiten ab, und in die Furchen fließe. Das übrige ſehe man im Art. pflügen.

Mittelrunde, **Scharrunde**, welche unter einem Officiere von der Hauptwache um Mitternacht, mit klingendem Spiele, auf den Poſten herum gehet.

Mittelſalze, Lat. Salia media. In der Chemie und Naturgeſchichte bezeichnete man mit dieſem Nahmen ſonſt überhaupt alle zuſammengeſetzten Salze, welche aus Verbindung der Säuren mit Alkalien, oder mit abſorbirenden Erden, oder mit Metallen entſtehen, wenn die Alkalien oder Er-

den ꝛc. mit Säuren geſättiget ſind. Sie wurden eingetheilt in **vollkommene** und **unvollkommene**, unter jenen verſtand man diejenigen zuſammen geſetzten Salze, welche aus der Verbindung der Säuren mit Alkalien entſtehen, und nannte ſie auch **wahre Mittelſalze**; unter dieſen aber diejenigen, welche aus Verbindung der Säuren mit Erden entſpringen, welche auch **analogiſche** oder **erdige Mittelſalze**, Salia media terreſtria, genannt wurden. Die Ausdrücke **Neutral-Salze** und **Mittelſalze** waren einerley. Bergmann*) hingegen unterſchied die **Mittelſalze** von den **Neutral-Salzen**. Er nannte nähmlich die geſättigten Verbindungen der Säuren mit alkaliſchen Salzen, die weder im Geſchmacke noch auf gegenwirkende Mittel einen ihrer zwey Beſtandtheile verrathen, **Neutral-Salze**; die Verbindungen von Erden oder Metallen mit Säuren, Laugenſalzen oder Neutral-Salzen **Mittelſalze**, und zwar ſaure, laugenſalzige, oder Neutral-Mittelſalze. So iſt alſo z. B. der tartariſirte Weinſtein nach Bergmann's Benennungsart ein **Neutral-Salz**, der Selenit, Alaun, Vitriol u. ſ. f. ein **ſaures Mittelſalz**, das flüchtige alkaliſche Kupfer- oder Silberſalz ein **laugenſalziges Mittelſalz**, und das Alembrothſalz, die Eiſenſalmiakblumen, der ſpießglashaltige tartariſirte Weinſtein u. ſ. w. ein **Neutral-Mittelſalz**.

Dieſer, von Bergmann zuerſt angegebene Unterſchied iſt in der Folge auch von andern Chemiſten beybehalten worden, ausgenommen, daß man jetzt die Verbindung der Säuren mit Metallen

*) S. deſſen Ausgabe von Scheffer's chemiſchen Vorleſungen, überſ. von Weigel, Greifswald 1779. 8. S. 5 und 99. ingl. Sciagraphia regni mineralis.

tallen gewöhnlich **metalliſche Salze** nennt, um ſie ſogleich von den übrigen Salzen zu unterſcheiden.

Da nun von den Neutral=Salzen, oder von den Verbindungen der Säuren mit Alkalien ſchon im Art. **Laugenſalz**, Th. 66, S. 113 fl. gehandelt worden iſt, wiewohl ſie dort immer **Mittelſalze** genannt werden, und die metalliſchen Salze, oder die Verbindungen der Säuren mit Metallen im Art. **Metall**, Th. 89, S. 559 fl. vorkommen: ſo bleiben hier nur die nach dem neueren Sprachgebrauche der Chemiker eigentlich ſo genannten **Mittelſalze** übrig.

Dieſe Mittelſalze, im engeren Sinne ſind, wie geſagt, Verbindungen der Säuren mit Erden, und zwar vorzüglich nur mit der **Kalkerde**, der **Talkerde**, der **Thonerde** und der **Schwererde**, indem nur dieſe Erden ſich mit den Säuren auf eine ähnliche Art, wie die Alkalien, verbinden. Sie benehmen den Säuren nähmlich den ſauren Geſchmack und die übrigen Eigenſchaften, als Säuren zu wirken. Die Erdarten, welche dieſe Wirkung auf die Säuren äußern, nennt man deswegen auch **alkaliſche** oder **verſchluckende Erden**, terrae alcalinae, abſorbentes, und die Verbindungen, welche aus denſelben und einer Säure in einem ſolchen Verhältniſſe entſpringt, daß die Erde mit Säure ganz geſättigt iſt, ein **erdiges Mittelſalz**, ſal medium terreſtre, oder wie vorhin bemerkt, ein **Mittelſalz**, ſal medium, ſchlechtweg.

Die Mittelſalze kommen in Abſicht ihrer äußern Beſchaffenheit ſehr mit den Neutral=Salzen überein; ſonſt ſind ſie aber, wie dieſe, unter einander ſelbſt in ihrem Geſchmack, in ihrer Auflösbarkeit, Kryſtallengeſtalt, und der Fähigkeit,

ſich zu kryſtalliſiren, ſo wie in dem Verhalten an der Luft ſehr verſchieden. Einige ſind ſo ſchwer auflöslich, oder ganz unauflöslich, daß man ſie billig nicht unter die Salze, ſondern unter die Erden und Steine zählen muß. Ihre Anzahl läßt ſich aus der Anzahl der Säuren, mit der Anzahl der alkaliſchen Erden multiplicirt, beſtimmen. Jede Erde iſt für eigenthümlich zu halten, welche mit einer beſtimmten Säure ein eignes Mittelſalz hervor bringt, das von allen andern, mit eben dieſer Säure bereiteten, verſchieden iſt.

Der Sättigungspunct bey der Verbindung einer Säure mit einer alkaliſchen Erde zu einem Mittelſalze läßt ſich eben ſo finden, als bey den Neutral-Salzen. Man kann nähmlich die Erde zu der flüſſigen Säure nach und nach tragen, wo dann, wenn dieſe geſättiget iſt, die überflüſſige Erde unaufgelöſet niederfällt, welche man durchs Filtriren abſondern, und das aufgelöſete Mittelſalz durchs Kryſtalliſiren, oder ſonſt durchs Abrauchen ſcheiden kann.

Die Mittelſalze beſtehen alſo aus einem wahren Salze, der Säure, und einem Stoffe, der eigentlich nicht ſalzartig iſt, der Erde, die aber mehrentheils durch die Verbindung mit jener an der Natur ihres Auflöſungsmittels ſo Antheil nimmt, daß ſie jetzt in einem ſalzartigen Zuſtande erſcheint. Alle im Waſſer auflösbare Mittelſalze können daher einen Beweis von der aneignenden Eigenſchaft geben. Die im Waſſer wenig oder gar nicht auflösbaren mittelſalzigen Verbindungen können wir eben deswegen auch nicht kryſtalliſirt darſtellen, ſondern ſie ſchlagen ſich bey ihrer Entſtehung aus dem wäſſerigen Vehiculo ſogleich als ein unförmliches Pulver nieder; obgleich die Natur dergleichen Verbindungen von Erden und Säu-

ren oft in ſehr anſehnlichen kryſtalliniſchen Formen liefert.

Die Verwandtſchaft der alkaliſchen Erden und Säuren gegen einander iſt verſchieden. Gewöhnlich geht die Schwererde voran, dann folgt die Kalkerde, hierauf die Talkerde, und dann die Thonerde. Bey vielen Säuren ſtehen die feuerbeſtändigen Alkalien noch vor der Kalkerde in der Stufenfolge der Wahlverwandtſchaft, aber nicht bey allen Säuren; das Ammonik ſcheint bey mehreren Säuren mit der Talkerde einerley Verwandtſchaft zu haben, bey andern ſteht es ihr vor, bey andern nach. Die Thonerde weicht in der Verwandtſchaftsfolge der Säuren den übrigen Erden und Alkalien.

Die Mittelſalze erhalten ihren Nahmen, beſonders nach der neuern Nomenclatur, von den Säuren mit dem Beyſatze der dazu genommenen Erde, als z. B. **ſchwefelgeſäuerte Kalkerde** (Selenit, Gyps), **ſchwefelgeſäuerte Bittererde** (Epſom-Salz, Bitterſalz, engländiſches Salz), **ſchwefelgeſäuerte Alaunerde** (Alaun) u. ſ. f.

Nach dieſer Benennungsart will ich hier die bekannten Mittelſalze, die für die Geſchäfte und Gewerbe des gemeinen Lebens zum Theil von großem Nutzen ſind, zur leichtern Ueberſicht aufführen, wobey ich dem Grenſchen Handbuche der geſammten Chemie folge; die nähere Beſchreibung derſelben iſt mehrentheils aber in eigenen Artikeln, die beſonders von ihnen handeln, nachzuſehen.

1. Apfelſaure Mittelſalze.

Durch vollkommene Sättigung der Apfelſäure mit **Kalk** entſtehen kleine unförmliche Kryſtalle, die viel ſiedendes Waſſer zur Auflöſung erfordern; wenn die Säure aber hervor ſticht, ſo werden ſie leicht in kaltem Waſſer aufgelöſet. Dieſes Mittelſal-

telſalz heißt **apfelſaure Kalkerde**, lat. Calx malica, franz. Malate de chaux.

Die Schwererde verhält ſich gegen die Apfelſäure eben ſo, wie der Kalk; **apfelſaure Schwererde**, Barytes malicus, Malate de Baryte.

Die Alaunerde macht damit ein ſchwer auflösliches Mittelſalz; **apfelſaure Thonerde**, Argilla malica, Malate d'Alumine.

Die Talkerde hingegen ein zerfließendes; **apfelſaure Talkerde**, Magneſia malica, Malate de Magneſie.

Zur Kalkerde hat die Apfelſäure eine geringere Verwandtſchaft, als die Zitronenſäure, und das zitronenſaure Ammoniak zerſetzt die apfelſaure Kalkerde.

2. Arſenikſaure Mittelſalze.

Wenn man die Arſenikſäure in Kalkwaſſer tröpfelt, ſo wird ſie in Verbindung mit der Kalkerde niedergeſchlagen; aber bey mehrerer zugeſetzter Säure wieder aufgelöſet. Dieſe Auflöſung abgedampft ſchießt zu kleinen Kryſtallen an, welche die **arſenikſaure Kalkerde** (Calx arſenicica, Arſenias calcis, franz. Arſeniate de chaux), mit etwas überſchüſſiger Säure verſehen, ſind, und auch geradezu aus Kreide und Arſenikſäure erhalten werden können. Im Feuer läßt dieſes Salz die Säure nicht fahren; ſobald aber in der Glühehitze Kohlenſtoff hinzu kommt, ſo ſteigt der reducirte Arſenik davon auf.

Die kohlenſauren Alkalien ſchlagen aus der Auflöſung dieſes Salzes die Kalkerde freylich nieder; nicht aber die ätzenden. Das Kalkwaſſer macht vielmehr das Gewächs-Alkali aus der damit vereinigten Arſenikſäure frey. Es iſt alſo die Arſenikſäure mit der Kalkerde auf naſſem Wege näher verwandt, als mit den Alkalien.

Die Talkerde wird von der flüſſigen Arſenikſäure aufgelöſet; die Verbindung ſchlägt ſich, wenn ſie genau geſättigt iſt, zu einem im Waſſer höchſt ſchwer auflöslichen Salze nieder; löſet ſich aber bey einem Ueberſchuß von Säure wieder auf, und liefert dann durchs Abdampfen eine gallertartige Maſſe. Wenn man aber jenes ſchwer auflösliche Mittelſalz in Eſſig-, oder in Salpeterſäure auflöſet, und dann unmerklich abdunſten läßt; ſo ſchießt die **arſenikſaure Talkerde** (Magneſia arſenicica, Arſenias magneſiae, Arſeniate de magneſie) nach Bergman zu ſchönen, prismatiſchen, ſtrahlichten Kryſtallen an. Dieſe Kryſtalle verwittern allmählig in der Wärme und verlieren ihr Kryſtallenwaſſer. Durchs bloße Feuer wird dies Mittelſalz nicht zerſetzt, wohl aber beym Zuſatz kohliger Stoffe, wobey die Arſenikſäure reducirt wird und entweicht *).

Ob die ätzenden Alkalien und die Kalkerde dieſe arſenikſaure Talkerde auf naſſem Wege zerſetzen, iſt noch nicht durch Erfahrung geprüft. Bergman ſtellt in der Stufenfolge der Verwandtſchaft der Arſenikſäure wahrſcheinlicher Weiſe die Talkerde vor die feuerbeſtändigen Alkalien und nach der Kalkerde **).

Die Thonerde wird von der Arſenikſäure ebenfalls aufgelöſet, und liefert damit eine dickliche Maſſe (**arſenikſaure Thonerde**, Argilla arſenicica, Arſenias argillae, Arſeniate d'alumine). Im Feuer läßt dies Mittelſalz, ohne zugeſetztes Brennbares, ſeine Säure nicht fahren.

Die Alkalien, Kalkerde und Talkerde ſind, der Analogie nach mit andern Säuren zu ſchließen,

*) Bergman opuſc. phyſ. chem. Vol. I. S. 385.
**) Bergman opuſc. Vol. III. S. 362.

ßen, wahrſcheinlich der Arſenikſäure näher verwandt, als es die Thonerde iſt.

Die Schwererde wird von der Arſenikſäure zwar leicht aufgelöſet, aber gegen den Punkt der Sättigung als ein ſchwer auflösliches Mittelſalz (arſenikſaure Schwererde, Barytes arſenicicus, Arſenias barytis, Arſeniate de baryte) wieder gefällt. Im Feuer verhält ſich dies Salz wie die arſenikſaure Kalkerde. In der Stufenfolge der Verwandtſchaft der Arſenikſäure ſtellt Bergman die Schwererde zwiſchen die Talkerde und Kalkerde.

Auf die Kieſelerde hat die Arſenikſäure weder auf trocknem, noch auf naſſem Wege auflöſende Kräfte.

Die wechſelſeitigen Verwandtſchaften der Arſenikſäure und anderer Säuren gegen Alkalien und Erden müſſen hier übergangen werden, da ſie zu ſehr in das Gebiet der Chemie eingreifen. Das Grenſche Handbuch und andere unten nachzuweiſende Werke verbreiten ſich ausführlicher darüber. Eben dieſes iſt auch der Fall bey den wechſelſeitigen Verwandtſchaften der im folgenden noch zu nennenden Säuren und anderer Säuren gegen Alkalien und Erden, von welchen hier nur zuweilen etwas berührt werden kann.

3. Benzoeſaure Mittelſalze.

Wenn man gepulverte Kreide und Benzoe-Salz zuſammen miſcht und Waſſer darauf gießt, ſo entſteht ſogleich unter Aufbrauſen der Angriff des Salzes auf die Kalkerde, und beyde liefern nun ein Mittelſalz, von dem es nach Hrn. Lichtenſtein's Bemerkung allerdings merkwürdig iſt, daß es leichter im Waſſer auflöslich iſt, als ſeine Beſtandtheile einzeln es ſind. Es ſchießt nach dem Abrauchen in der Kälte zu anſehnlichen ſpießichten,

ſichten, federartigen Kryſtallen an, die von einem gemeinſchaftlichen Mittelpunct, wo ſie zuſammenhängen, auslaufen. Dieſe **benzoeſaure Kalkerde** (Calx benzoica, Benzoas calcis, Benzoate de chaux) iſt nicht ſo leicht auflöslich im Waſſer, als die benzoeſauren Neutral-Salze, und hat einen ſtumpfſüßlichen Geſchmack. Im Feuer wird es zerſtört, und die Benzoe-Säure verflüchtiget.

Nach Hrn. Lichtenſtein ſchlagen zwar die Alkalien die Kalkerde aus der Auflöſung der benzoeſauren Kalkerde im Waſſer nieder; allein es iſt wahrſcheinlich, daß er kohlenſaures Alkali angewendet habe, und da muß denn freylich wegen der doppelten Verwandtſchaft ein Niederſchlag erfolgen, der nach Bergman und Tromsdorff mit ätzendem nicht erfolgt, indem vielmehr das Kalkwaſſer alle benzoeſauren Neutral-Salze zerſetzt, und die Alkalien frey macht; daß alſo die Verwandtſchaft der Benzoe-Säure zur Kalkerde größer iſt, als zu den Alkalien *).

Die Auflöſung der Talkerde mit der Benzoe-Säure im Waſſer giebt nach der Sättigung und dem Abrauchen kurze federartige Kryſtalle, die ſich ziemlich leicht im Waſſer auflöſen laſſen, an der Luft etwas verwittern, bitterlich ſcharf ſchmecken, und auch im Feuer zerſtört werden. Das Kalkwaſſer ſchlägt nach Bergman aus der Auflöſung dieſer **benzoeſauren Talkerde** (Magneſia benzoica, Benzoas magneſiae, Benzoate de Magneſie) letztere nieder. Die ätzenden Alkalien thun es nach Tromsdorff ebenfalls.

*) Lichtenſtein's Beytrag zur Geſchichte des Benzoe-Salzes. In Crell's neueſten Entdeckungen, Th. IV. S. 22. Bergman de attract. elect. in ſeinen opuſc. Vol. III. S. 374. Tromsdorff Abhandlung von der Benzoe-Säure; in ſeinem Journal der Pharmazie, B. I.

Reine und noch etwas feuchte Thonerde wird vom Benzoe-Salz auf naſſem Wege ziemlich leicht aufgelöſt, und liefert nach dem Abrauchen ein Salz von geringem zuſammenziehenden Geſchmacke, **benzoeſaure Thonerde** (Argilla benzoica, Benzoas argillae, Benzoate d'alumine), das durchs Abdunſten keine eigentliche Kryſtalle, ſondern nur eine geronnene kryſtalliniſche Maſſe liefert, und ſich im Waſſer leicht auflöſt. Die Alkalien, die Kalkerde, und Talkerde zerlegen es. Im Feuer wird es zerſtört.

Die Schwererde giebt mit der Benzoe-Säure nach Bergman ein ſchwerauflösliches Salz, **benzoeſaure Schwererde** (Barytes benzoicus, Benzoas barytae, Benzoate de baryte), das ſich in zarten Nadeln kryſtalliſirt, die bitterlich ſtechend ſchmecken. Das Kalkwaſſer zerlegt dieſe Verbindung; nicht aber das feuerbeſtändige ätzende Alkali, auch die Talkerde nicht.

Die Stufenfolge der Wahlverwandtſchaft der Alkalien und Erden gegen Benzoe-Säure, wäre alſo folgende: Kalkerde, Schwererde, Gewächs-Alkali, Mineral-Alkali, Ammoniak, Talkerde, Thonerde *).

4. Bernſteinſaure Mittelſalze.

Die bernſteinſaure Kalkerde (Calx ſuccinica, ſuccinata, Succinas calcis, Succinate de chaux) giebt langſpießichte Kryſtalle, die an der Luft beſtändig ſind, und ſich ſelbſt im ſiedenden Waſſer nur ſehr ſchwer auflöſen laſſen. Im Feuer laſſen ſie nach Hrn. Wenzel ihre Säure gänzlich fahren **).

Die

*) Tromsdorff a. a. O.
**) Wenzel von der Verwandtſchaft S. 339.

Die kohlenſauren Alkalien zerſetzen zwar die bernſteinſaure Kalkerde; da aber Kalkwaſſer aus den bernſteinſauren Neutral-Salzen die Säure in ſich nimmt, und die Alkalien frey macht, ſo muß die Kalkerde in der Stufenfolge der Verwandtſchaft der Bernſteinſäure auch den feuerbeſtändigen Alkalien vorgeſetzt werden.

Die **bernſteinſaure Talkerde** (Magneſia ſuccinica, ſuccinata, Succinas Magneſiae, Succinate de Magneſie) läßt ſich nicht kryſtalliſiren, ſondern erſcheint in der Geſtalt einer gummichten Maſſe, die im ſtarken Glühefeuer ihre Säure nach Hrn. Wenzel ebenfalls fahren läßt. Kohlenſaure Alkalien zerſetzen freylich dies Mittelſalz; nach Hrn. Bergman aber entzieht die reine Talkerde den bernſteinſauren Neutral-Salzen die Säure, und er ſtellt daher in der Stufenfolge der Verwandtſchaft der Bernſteinſäure die Talkerde noch vor die feuerbeſtändigen Alkalien. Morveau hingegen ſtellt ſie allen Alkalien, auch dem Ammoniak, nach. — Kalkwaſſer zerſetzt die bernſteinſaure Talkerde, und die Kalkerde iſt daher der Bernſteinſäure näher verwandt, als die Talkerde *).

Die **bernſteinſaure Thonerde** (Argilla ſuccinica, ſuccinata, Succinas argillae, Succinate d'alumine) liefert nach Hrn. Wenzel priſmatiſche Kryſtalle, die im Feuer auch ihre Säure fahren laſſen. Die ätzenden Alkalien, ſowohl die feuerbeſtändigen als das Ammoniak, und Kalkwaſſer, ſchlagen die Thonerde aus der Auflöſung dieſes Salzes nieder **).

Die

*) Wenzel a. a. O. S. 339. Bergman opuſc. Vol. III. S. 375. Morveau ꝛc. Anfangsgründe der Chemie II. S. 67.

**) Wenzel a. a. O. S. 334. 339.

Die bernſteinſaure Schwererde (Barytes ſuccinicus, ſuccinatus, Succinas barytis, Succinate de baryte) iſt nach Bergman im Waſſer ſehr ſchwer auflöslich, und da die reine Schwererde die übrigen bernſteinſauren Neutral- und Mittelſalze zerſetzt, ſo gebührt ihr die erſte Stelle in der Verwandtſchaft der Bernſteinſäure *).

5. Blauſaure Mittelſalze.

Die reine Talkerde löſt ſich in der Blauſäure durch Digeriren in einem verſchloſſenen Gefäße auf, und liefert damit eine talkerdichte Blutlauge. Die Alkalien ſchlagen ſämmtlich die Talkerde daraus nieder, und alle Säuren ſondern das färbende Weſen daraus ab, ſelbſt die Kohlenſäure; und daher trübt ſich die Auflöſung, wenn ſie der atmoſphäriſchen Luft exponirt wird **).

Mit der Kalkerde giebt die Blauſäure auch eine Auflöſung, die ſich wie kalkerdichte Blutlauge verhält. Alle Alkalien ſondern die Kalkerde daraus ab; nicht die Talkerde, die durchs Kalkwaſſer vielmehr ſelbſt vom färbenden Weſen geſchieden wird. Die Säuren, und ſelbſt die Kohlenſäure zerſetzen dieſe kalkerdichte Blutlauge. Im Feuer wird ſie gänzlich zerſetzt ***).

Von der reinen Schwererde löſt nach Scheele das färbende Weſen nur ſehr wenig auf; von der Thonerde aber gar nichts †).

6. Boraxſaure Mittelſalze.

Die Borax-Säure vereiniget ſich mit der Kalkerde zu einem Salze, das ſich im Waſſer gar nicht auflöſt, und daher bey ſeiner Entſtehung auf

*) Bergman a. a. O. S. 375. Morveau a. a. O. S. 67.

**) Scheele Verſuche über die färbende Materie im Berlinerblau. §. XI. d.

***) Scheele a. a. O. §. XI. g.

†) Scheele a. a. O. §. XI. e. f.

auf naſſem Wege ſogleich aus dem Waſſer niederfällt, geſchmacklos iſt, und mehr zu den erdichten Verbindungen zu rechnen iſt. Es heißt **Kalk-Borax** oder **boraxſaure Kalkerde, Boracit** (calx boracica, boraxata, borax calcarea, Boras calcis, Borate de chaux), und kann bequem ſo verfertiget werden, daß man eine Auflöſung der Borax-Säure in heißem Waſſer zum Kalkwaſſer ſchüttet, da der Kalk-Borax in Pulvergeſtalt zu Boden fällt. Im Feuer iſt der Kalk-Borax leichtflüſſig, und liefert eine dem Glaſe ähnliche Maſſe, die aber nach dem Erkalten nur halbdurchſichtig bleibt.

Die boraxſaure Kalkerde iſt jetzt auch natürlich entdeckt worden, und zwar in dem ehedem ſogenannten cubiſchen Quarze des Lüneburger Gypſes. Dieſe Kryſtalle, deren Grundgeſtalt eigentlich ein Würfel iſt, woran aber entweder mehrere oder alle Kanten und Ecken abgeſtumpft ſind, fand Hr. Weſtrumb bey der Zergliederung derſelben, zuſammengeſetzt aus 0,68 Borax-Säure, 0,11 Kalkerde, 0,13 Talkerde, 0,02 Kieſelerde und 0,01 Thonerde. Dieſe Kryſtalle ſind mehr oder weniger durchſichtig, weiß, grau, auch wohl aquamarinfarben, und ſo hart, daß ſie mit dem Stahl Feuer ſchlagen. Sie ſchmelzen im ſtarken Feuer zu einem gelblichen Glaſe *).

Die ätzenden Alkalien zerſetzen die boraxſaure Kalkerde nicht, wohl aber wird der gemeine Borax zerlegt, wenn man ihn mit gebranntem Kalke kocht, und das ätzende Mineral-Alkali wird frey; daß

*) Joh. Fr. Weſtrumb chemiſche Unterſuchung des Sedativſpaths von Lüneburg; in ſeinen phyſik. chem. Abhandl. B. III. H. 1 S. 165. ff. Einige Verſuche mit dem kalkartigen Borax, von Hrn. Heyer; in Crell's chem. Annalen 1788. B. II. S. 21. ff.

daß man daher der Borax-Säure auf naſſem Wege eine nähere Verwandtſchaft gegen die Kalkerde, als gegen die Alkalien zueignen muß.

Die Talkerde löſt ſich nur langſam und in geringer Menge in dem boraxſauren Waſſer auf, und liefert nach dem Abrauchen unregelmäßig gebildete kryſtalliniſche Körner, die ſchwerauflöslich ſind, und die **boraxſaure Talkerde** oder den **talkerdigen Borax** (magneſia boracica ſ. boraxata, Boras Magneſiae, Borate de Magneſie) ausmachen. Das in die heiße Auflöſung dieſes Salzes getunkte Papier brennt nach dem Trockenwerden mit einer dunkelgrünen Flamme. Im Feuer fließt es zu einem weißen, ganz durchſichtig bleibenden Glaſe. Der Weingeiſt ſcheidet nach Bergman die Borax-Säure daraus ab, und nimmt ſie mit Zurücklaſſung der Talkerde in ſich.

Das Kalkwaſſer ſchlägt aus der Auflöſung dieſes Salzes einen Kalk-Borax nieder, und zerſetzt alſo daſſelbe; die Talkerde muß natürlicherweiſe zugleich mit niederfallen. Die Borax-Säure iſt alſo mit der Kalkerde näher verwandt, als mit der Talkerde. Bergman muthmaßt, daß die Alkalien entfernter damit verwandt ſind, als die Talkerde.

Auch mit der Thonerde verbindet ſich die Borax-Säure auf naſſem Wege, wenn man die durch ein Alkali aus dem Alaune niedergeſchlagene, ausgeſüßte und noch nicht getrocknete Erde mit Borax-Säure und vielem Waſſer kocht. Die durchgeſeihete Flüſſigkeit liefert nach dem Abdunſten keine Kryſtalle, ſondern eine gummiartige Maſſe von einem ſehr zuſammenziehenden Geſchmacke. Am beſten und leichteſten läßt ſich dieſe **boraxſaure Thonerde** (argilla boracica ſ. boraxata, Boras argillae, Borate d'alumine) dadurch verfertigen, daß man eine Auflöſung des Boraxes in

heißem

heißem Waſſer zu einer Auflöſung des Alauns ſchüttet und das Gemiſch aufkocht, das ſich durch eine doppelte trennende Verwandtſchaft die Schwefelſäure des Alauns mit dem Mineral-Alkali des Boraxes zu einem Glauberſalze vereinigt, und beym Erkalten zuerſt anſchießt, ein Theil der Thonerde niederfällt, und die übrige Lauge die Verbindung der Borax-Säure mit der Thonerde enthält. In Feuer fließt die boraxſaure Thonerde zu einer Art von Glas. Kalkerde, Talkerde und die Alkalien entziehen die Borax-Säure der Thonerde.

Mit der Schwererde liefert die Borax-Säure, wie mit der Kalkerde, ein erdichtes Salz, **boraxſaure Schwererde** (Barytes boracicus ſ. boraxatus, Boras barytis, Borate de barite), das noch nicht näher unterſucht iſt. Bergman vermuthet, daß die Borax-Säure mit der Schwererde nicht ſo nahe verwandt iſt, als mit der Kalkerde, und ſtellt jene in der Stufenfolge der Verwandtſchaft der Borax-Säure gleich nach dieſer vor der Talkerde und den Alkalien.

Die **Kieſelerde** wird von der Boraxſäure auf naſſem Wege, auch im Kochen, nicht angegriffen. Auf trocknem Wege löſt es dieſelbe im Schmelzfeuer zu einer glasähnlichen Maſſe auf, die ſich durch Alkalien mehr oder weniger leicht beym Kochen zerſetzen läßt, je nachdem mehr oder weniger Borax-Säure zu ſeiner Miſchung gekommen iſt *).

7. Eſſigſaure Mittelſalze.

Die Kalkerde wird von der reinen Eſſigſäure zwar langſam, aber doch vollkommen aufgelöſet. Die

*) Das Verhalten des Sedativſalzes mit den Erden im Feuer überhaupt, und bey verſchiedenen Verhältniſſen, findet man in Achard's Samml. phyſ. chemiſch. Abhandlungen, B. 1. S. 358. u. f.

Die Auflöſung hat einen bitterlich ſcharfen Geſchmack, und läßt ſich, wenn ſie keine überflüſſige Eſſigſäure enthält, durch gelindes Abdunſten und Abkühlen zu ſehr feinen, nadelförmigen, gewiſſermaßen ſeidenartigen Kryſtallen bringen, die an der Luft nicht zerfließen, ſondern vielmehr zerfallen. Der Weingeiſt löſet die **eſſigſaure Kalkerde** (Calx acetica, Sal ammoniacus fixus vegetabilis Schaef., Acetis calcis, Acetite de chaux) etwas ſchwer, das Waſſer aber ſehr leicht auf.

Hierher gehören: das **Kreidenſalz**, **Krebsaugenſalz**, **Korallenſalz**, **Perlenmutterſalz** der Alten.

Im Feuer wird die eſſigſaure Kalkerde wie die Blättererde oder eſſigſaures Gewächs-Alkali zerſetzt. Die kohlenſauren Alkalien ſchlagen ſämmtlich die Kalkerde roh daraus nieder; wenn ſie aber luftleer oder ätzend ſind, ſo fällen nur die beyden feuerbeſtändigen, nicht das flüchtige, die ätzende Kalkerde. Die gebrannte Kalkerde zerſetzt auch ſogleich das eſſigſaure Ammoniak, und entbindet das Ammoniak. Folglich iſt die Eſſigſäure zwar mit den feuerbeſtändigen Alkalien näher, als mit der Kalkerde, aber mit dieſer doch näher, als mit dem Ammoniak verwandt.

Die Talkerde wird von der Eſſigſäure ſehr leicht aufgelöſet. Die Auflöſung ſchmeckt bitterlich, und läßt ſich nicht kryſtalliſiren, ſondern gibt beym Eindicken eine ſchmierige, zerfließbare Maſſe, die ſich auch im Weingeiſt leicht auflöſen läßt. Die **eſſigſaure Talkerde** oder **Bitterſalzerde** (Magneſia acetica, Acetis magneſiae, Acetite de magnéſie) wird, wie die Blättererde, im Feuer zerſtört. Die kohlenſauren ſowohl, als die ätzenden Alkalien, auch das Ammoniak und die gebrannte

brannte Kalkerde zerlegen dies Salz und fällen die Talkerde.

Die Thonerde wird von der Eſſigſäure in nicht ſehr beträchtlicher Menge aufgelöſet. Dieſe eſſigſaure Thonerde (Argilla acetica, Acetis argillae, Acetite d'alumine) läßt ſich nicht kryſtalliſiren. Nach dem gänzlichen Austrocknen bleibt eine weißlichte, an der Luft nicht zerfließende Salzmaſſe übrig, die im Feuer ihre Säure, wie die Blättererde, fahren läßt. Die Alkalien und die gebrannte Kalkerde ſondern die Thonerde auf naſſem Wege daraus ab.

Die Auflöſung der Schwererde in reiner Eſſigſäure läßt ſich nach Hrn. Buchholz allerdings kryſtalliſiren, wenn man die hinlänglich abgedunſtete Lauge der freywilligen Verdunſtung durch die Sonnenwärme überläßt. Dies Salz oder eſſigſaure Schwererde (Barytes aceticus, Terra ponderoſa acetata, Acetis barytae, Acetite de baryte) ſchießt in vierſeitig ſäulenförmigen zuſammen gedrückten Kryſtallen an, die an den Enden zweyſeitig zugeſchärft ſind. Sie ſind luftbeſtändig, haben einen bitterlichen Geſchmack, brauchen bey der mittlern Temperatur 12 Theile Waſſer zur Auflöſung; in der Siedhitze nur 1,755 Theile. Der Weingeiſt löſet ſie auch, wiewohl in geringer Menge, auf. Im Glühefeuer werden ſie zerſtört. — Bergman ſtellt die Schwererde in der Verwandtſchaftsfolge der Eſſigſäure noch vor die feuerbeſtändigen Alkalien *).

8. Fluß-

*) Ueber die Kryſtalliſation der eſſigſauren Schwererde, von Chriſt. Friedr. Buchholz; in Trommsdorff's Journ. der Pharmacie, B. 1. St. II. S. 77. ff.

8. Flußſpathſaure Mittelſalze.

Mit der Kalkerde verbindet ſich die Flußſpathſäure zu einem ganz unauflöslichen Mittelſalze, das daher auch als ein erdiger Niederſchlag erſcheint, ſelbſt wenn man Flußſpathſäure zum Kalkwaſſer tröpfelt. Die **flußſpathſaure Kalkerde** (calx fluorica ſ. fluorata, Fluas calcis, Fluate de chaux) kommt in ihrem Verhalten mit dem **natürlichen Flußſpathe** (Fluor mineralis ſ. ſpatoſus) überein. Die Unauflösbarkeit dieſes Mittelſalzes im Waſſer iſt Urſach, daß der künſtliche Flußſpath nicht in Kryſtallenformen dargeſtellt werden kann, in welcher man den natürlichen häufig antrifft. Sein gewöhnlicher Kryſtall iſt der vollkommene Würfel. Er iſt gewöhnlich halbdurchſichtig oder durchſcheinend, ſeltener durchſichtig, und von den ſchönſten und mannigfaltigſten Farben.

Zu den Arten der flußſpathſauren Kalkerde gehören als mineralogiſch-einfache Foſſilien: (Karſten Mineralog. Tabellen. Berlin 1800. S. 26.)

a) Flußerde. (Kalkerde, Flußſpathſäure, Phosphorſäure. Klaproth.)
b) Dichter Fluß.
c) Flußſpath.

Wegen der Unauflöslichkeit im Waſſer wird der Flußſpath mit Recht zu den Erden oder Steinen gerechnet. Der natürliche enthält nach Scheele 0,57 Kalkerde, 0,16 Flußſpathſäure und 0,27 Waſſer, welches letztere Verhältniß nach Herrn Kirwan zu groß angegeben worden iſt. An der Luft iſt der kryſtalliniſche Flußſpath beſtändig. In der Hitze zerſpringt er unter einem Kniſtern, wegen des eingeſchloſſenen Kryſtallenwaſſers, und wird endlich zu einem weißen Pulver. Im ſtarken Feuer ſchmelzt er für ſich allein zu einem durch-

durchſichtigen Glaſe; läßt aber ſeine Säure dabey nicht fahren. Er löſet im Fluß die feuerbeſtändigen Alkalien, den Borax, die Thonerde, die Talkerde und die Schwererde auf. Mit Kalkerde wird er beſonders leichtflüſſig, und löſet dann auch alle Kieſelarten auf, was er ſonſt für ſich allein nicht vermag. Eben wegen dieſer ſeiner Wirkung, das Schmelzen anderer Erd- und Steinarten zu befördern, bedient man ſich ſeiner im Hüttenweſen als Fluß, oder als Zuſchlag. Bey einer gelinden Erwärmung, auch ſchon ohne das Feuer unmittelbar zu berühren, leuchtet er im Dunkeln; durch vollkommenes Durchglühen verliert er dieſe Eigenſchaft gänzlich. Wahrſcheinlich rührt dieſe phosphoreſcirende Eigenſchaft von anhängendem Phlogiſton her, wie Gren meint.

Aetzendes feuerbeſtändiges Alkali kann weder auf naſſem Wege durch Digeriren und Kochen, noch auf trocknem Wege durch Schmelzen den Flußſpath zerſetzen. Hingegen ſchlägt das Kalkwaſſer aus dem flußſpathſauren Gewächs- und Mineral-Alkali ſogleich einen wieder hergeſtellten Flußſpath nieder, und wenn man dieſe Neutral-Salze mit ungelöſchtem Kalke und Waſſer kocht, ſo bleiben endlich bloß die Alkalien in ätzender Geſtalt in der Auflöſung. Die Flußſpathſäure iſt alſo näher mit der Kalkerde, als mit den feuerbeſtändigen Alkalien verwandt, und unterſcheidet ſich auch hierdurch hinlänglich von der Küchenſalzſäure.

Wenn man aber den ganz zart geriebenen Flußſpath mit kohlenſauren feuerbeſtändigen Alkalien und Waſſer lange Zeit digerirt oder kocht; oder mit doppelt ſo viel, dem Gewichte nach, kohlenſaurem feuerbeſtändigen Alkali im mittelmäßigen Feuer fließen läßt: ſo geht die Flußſpathſäure

an das Alkali und die Kalkerde des Flußſpathes bleibt, nach dem Auslaugen mit kochendem Waſſer, als rohe Kalkerde zurück. Dieſe Zerſetzung erfolgt hier bloß nach den Geſetzen der doppelten Wahlverwandtſchaft, und widerſpricht gar nicht dem in dem vorhergehenden Abſatze angeführten.

Mit der Talkerde giebt die Flußſpathſäure ein Mittelſalz, das ſich auch bey ſeiner Entſtehung ſogleich niederſchlägt, und nur bey einem Uebermaß der Säure in vielem Waſſer auflösbar iſt. Bey dem freywilligen Abdunſten dieſer Auflöſung ſahe Bergmann lange zarte kryſtalliniſche Fäden an den Seitenwänden des Gefäßes, und auf dem Boden ſechsſeitige ſäulenförmige Kryſtalle anſchießen, deren niedrige pyramidaliſche Endſpitzen aus drey rhomboidaliſchen Flächen zuſammen geſetzt beſtanden. Dieſe **flußſpathſaure Talkerde** (magneſia fluorica ſ. fluorata, Fluas magneſiae, Fluate de magneſie) läßt ſich nicht durch Feuer zerſetzen, und auch nicht durch ätzende, wohl aber durch kohlenſaure, feuerbeſtändige Alkalien, und auch durch kohlenſaures Ammoniak. Die Flußſpathſäure iſt alſo hierin von den bisher erwähnten mineraliſchen Säuren verſchieden, die mit den feuerbeſtändigen Alkalien durchgehends näher verwandt ſind, als mit der Talkerde. Die gebrannte Kalkerde und das Kalkwaſſer hingegen zerſetzen die Auflöſung der flußſpathſauren Talkerde.

Mit der Schwererde erzeugt die Flußſpathſäure ein pulverförmiges Gemiſch, die **flußſpathſaure Schwererde** (Barytes fluoricus ſ. fluoratus, Fluas barytis, Fluate de Baryte), die ſich nur in ſehr vielem ſiedenden Waſſer auflöſet, in der Hitze für ſich allein die Säure nicht fallen läßt, durch ätzende Alkalien nicht zerlegt wird, wohl aber durch kohlenſaure vermittelſt einer doppelten

Wahlverwandtſchaft; bey der Vermiſchung mit Kalkwaſſer aber aus ſeiner Miſchung geſetzt wird, und einen wieder erzeugten Flußſpath mit der Schwererde zugleich fallen läßt. Die Flußſpathſäure iſt alſo mit Schwererde nicht ſo nahe verwandt, als mit der Kalkerde; nach Bergmann's Verwandtſchaftstafel aber mit jener noch näher, als mit der Talkerde.

Mit der Thonerde liefert die Flußſpathſäure ein leicht auflösliches, nicht kryſtalliſirbares Salz, die flußſpathſaure Thonerde (argilla fluorica ſ. fluorata, Fluas argillae, Fluate d'alumine), die beym Abrauchen eine zähe, gummichte Maſſe liefert, und einen ſüßlichten Geſchmack beſitzt, deren übriges Verhalten aber ſonſt noch nicht gehörig erforſcht iſt. Nach der Analogie mit andern Säuren zu ſchließen, iſt die Flußſpathſäure mit der Thonerde wahrſcheinlich entfernter verwandt, als mit den übrigen alkaliſchen Subſtanzen.

Die merkwürdigſte Eigenſchaft der Flußſpathſäure iſt die, daß ſie die Kieſelerde auflöſet, welche ſonſt von keiner andern Säure angegriffen wird, und welche auf naſſem Wege nur von den feuerbeſtändigen Alkalien aufgelöſet erhalten werden kann. Die Kieſelerde benimmt aber der Flußſpathſäure die Eigenſchaften einer Säure nicht, und verwandelt ſie in kein Mittelſalz. Durch Verdünnung mit Waſſer wird die Auflöſungskraft der Flußſpathſäure darauf ſehr geſchwächt, und daher rührt die Abſetzung der Kieſelerde aus der Flußſpathſäure bey der Deſtillation aus gläſernen Gefäßen, wenn dieſe vom Waſſer eingeſogen wird. Verdünnte Flußſpathſäure wirkt daher auch nur langſam auf das Glas. Am ſtärkſten löſet ſie die Kieſelerde in der Dampfgeſtalt auf.

Aus der Auflöſung der Kieſelerde in der wäſſerigen Flußſpathſäure ſahe Bergmann nach einigen Jahren dem Bergkryſtall ähnliche Kryſtalliſationen entſtehen *).

Auf dieſe auflöſende Kraft der Flußſpathſäure gegen die Kieſelerde gründet ſich ihre Fähigkeit, in Glas zu ätzen. Die Anwendung der Flußſpathſäure hierzu, ohne daß ſie deswegen als eine eigene Säure bekannt war, iſt ſchon ziemlich alt. Man hat dieſe Eigenſchaft der Flußſpathſäure beſonders vortheilhaft zur Verfertigung der Glas-Micrometer benutzt. Das von Hrn. Yelins bekannt gemachte Verfahren hierzu iſt ſehr empfehlenswerth.

Ueber eine längſt ſchon bekannte und noch beſſere Art durch Flußſpathſäure auf Glas zu ätzen; von Hrn. Hofr. J. Beckmann; in Crell's chem. Annal. 1792. B. I. S. 195 ff. Hrn. Yelin's Verfahren beym Aetzen der Glas-Micrometer vermittelſt der Flußſpathſäure; in Hr. Joh. Tob. Mayer's gründl. und ausführl. Unterricht zur praktiſchen Geometrie, Th. II. 2. Aufl. S. 612 ff.

9. Gallusſaure Mittelſalze.

Dieſe ſind bis jetzt noch nicht genug bekannt, und können hier deshalb übergangen werden.

10. Kohlenſaure Mittelſalze.

a) **Kohlenſaure Kalkerde**, welche aber kein eigentliches Mittelſalz iſt.

Wenn man zum friſchen und klaren Kalkwaſſer etwas kohlenſaures Gas miſcht, ſo wird es ſogleich verſchluckt, das Kalkwaſſer wird getrübt, und der vorher im Waſſer aufgelöſt geweſene Kalk fällt als kohlenſaurer Kalk nieder. Eben dieſe Veränderung wiederfährt dem Kalkwaſſer durch das Stehen an der Luft.

Die

*) Bergmann opuſc. Voll. II. S. 33.

Die Natur liefert uns die **kohlenſaure** oder **luftſaure Kalkerde** (calx carbonica, aërata, carbonas calcis, carbonate de chaux), die man auch **rohe Kalkerde** (calx cruda) nennt, ſehr häufig. Sie iſt geſchmacklos, und im Waſſer unauflöslich; und kann eben deswegen nicht zu den Salzen gezählt werden. Wegen dieſer Unauflöslichkeit im Waſſer ſind wir nicht im Stande, ſie in kryſtalliniſcher Form künſtlicher Weiſe darzuſtellen, ſo wie ſie uns die Natur in ſehr mannigfaltiger Art kryſtalliſirt liefert, wie die Kalkſpath-Kryſtalle beweiſen. Die durchſichtigen Kalkſpathe enthalten nach Bergmann 0,10 bis 0,11 Kryſtalliſations-Waſſer, 0,34 bis 0,36 Kohlenſäure, und 0,54 bis 0,56 Kalkerde.

Als kohlenſaure Kalkgattungen hat die Mineralogie (ſ. Karſten's mineralog. Tabellen. Berlin, 1800. S. 34 ff.) folgende, von denen beſonders der Kalkſtein mehrere Arten unter ſich begreift:

Bergmilch. Kreide. Kalkſtein. Schaumerde. Schieferſpath. Braunſpath. Bitterſpath. Stinkſtein. Märgel. Bituminöſer Märgelſchiefer. Morozit.

Wenn man zu dem durch Kohlenſäure getrübten Kalkwaſſer noch mehreres kohlenſaures Gas miſcht und damit ſchüttelt, ſo wird alles wieder klar und durchſichtig, und die niedergeſchlagene rohe Kalkerde löſet ſich vollkommen wieder auf. Dieſe neue Auflöſung ſchmeckt nicht mehr wie Kalkwaſſer, und wirkt auch nicht mehr, wie daſſelbe, auf Pflanzenfarben. Wenn ſie zum Kochen gebracht wird, ſo trübt ſie ſich wieder, und der aufgelöſte Kalk fällt ſämmtlich als kohlenſaurer Kalk nieder. Die Kohlenſäure wird alſo hier ein Auflöſungsmittel für die kohlenſaure Kalkerde, oder die mit Kohlenſäure überſetzte Kalkerde iſt im Waſſer auflöslich. Durchs Sieden wird dieſe überſchüſſige Kohlenſäure wieder aus dem Waſſer als Gas

verjagt, und daher kommt nun die kohlenſaure Kalkerde zum Vorſchein, da ſie kein Auflöſungsmittel mehr hat.

Hieraus iſt es herzuleiten, warum das Quell- und Brunnenwaſſer, und viele Sauerbrunnen, rohe Kalkerde aufgelöſt enthalten, warum ſich beym Sieden des gemeinen Waſſers in den Geſchirren kohlenſaure Kalkerde abſetzt, die zur Entſtehung des ſogenannten Pfannenſteins in Theekeſſeln Gelegenheit giebt, woher die ſtark inkruſtirende Kraft mancher Waſſer rühre, und warum manche Quell- und Brunnenwaſſer durchs Aufkochen weicher und beſſer werden. Hundert Cubikzoll (ſchwed.) kohlenſaures Gas, wenn ſie dem Waſſer beygemiſcht worden ſind, löſen nach Bergmann bey 50 Gr. Fahrenheit 27 Gr. kohlenſaure Kalkerde auf, und das mit Kohlenſäure geſättigte Waſſer kann alſo etwa $\frac{1}{1550}$ ſeines Gewichts an roher Kalkerde aufgelöſt enthalten.

Durch das Feuer läßt ſich die Kohlenſäure wieder aus der Kalkerde austreiben. Die Kalkſpathe kniſtern und verſpritzen, wenn ſie ſchnell einer ſtarken Hitze ausgeſetzt werden, wegen ihres mehrern Kryſtalliſations-Waſſers, das dadurch plötzlich in Dämpfe verwandelt wird, die wegen ihrer Elaſticität die Theilchen aus einander ſprengen.

Wenn man in friſches und klares Kalkwaſſer die Auflöſung irgend eines kohlenſauren Alkalis tröpfelt, ſo entſteht ſogleich ein Niederſchlag von roher oder kohlenſaurer Kalkerde, und das Alkali verliert ſeine Kohlenſäure oder wird ätzend. Die Kohlenſäure hat alſo eine nähere Verwandtſchaft zur Kalkerde, als zu einem der drey Alkalien.

Hierauf gründet ſich die Zubereitung der reinen feuerbeſtändigen Alkalien und der ätzenden Laugen, wozu man ſich gewöhnlich des gebrannten Kalks bedient. Das Verhältniß, in welchem man den Kalk

zum

zum kohlenſauren feuerbeſtändigen Alkali zu ſetzen hat, beſtimmt man am beſten jedesmahl durch Verſuche, weil die Quantität der Kohlenſäure und der Feuchtigkeit in dem angewendeten Alkali größer und geringer ſeyn kann. Man löſcht zu dem Ende erſt zwey Theile friſchen gebrannten Kalk mit etwas Waſſer, daß er zerfällt, ſetzt einen Theil gereinigte Pottaſche zu, und gießt noch Waſſer nach, daß alles zu einem dünnen Brey werde. Nach dem gehörigen Umrühren ſetzt man noch mehreres Waſſer hinzu, ſo daß etwa im Ganzen 32 Theile Waſſer verwendet werden, und erhitzt alles über dem Feuer unter beſtändigem Umrühren. Man verſucht hierauf etwas von der durch Leinwand geſeiheten Lauge, ob ſie noch mit einer Säure brauſt, oder vielmehr noch das Kalkwaſſer trübt, in welchem Fall man noch gelöſchten Kalk zuſetzen muß. Man ſeihet dann alles durch weiße Leinwand klar durch, und laugt den Rückſtand noch mit etwa 8 Theilen kochendem Waſſer aus. Dieſe ſo bereitete ätzende Lauge muß weder mit Säuren brauſen, noch das Kalkwaſſer trüben. Beydes iſt ein Beweis, daß ſie noch Kohlenſäure enthält. Aber ſie muß auch auf der andern Seite nicht vom kohlenſauren Alkali getrübt werden; denn ſonſt enthält ſie Kalkerde aufgelöſt, die im Uebermaß zugeſetzt wurde. Wird die ätzende Lauge in einem eiſernen Geſchirre bis zur Trockniß abgeraucht, im Glühefeuer geſchmolzen, und entweder auf eine erwärmte Marmorplatte oder in eigenen Formen in kleine Stangen ausgegoſſen, ſo erhält man den alkaliſchen Ätzſtein. Da indeſſen das Alkali ſchon beym Abrauchen in offenen Gefäßen Kohlenſäure aus der Atmoſphäre einſaugt: ſo muß man, um ein vollkommen reines Alkali zu erhalten, das Abdampfen der ätzenden Lauge in einer Retorte mit Vorlage bis zur Trockniß vornehmen, und die Retorte nachher zerſchlagen, um das Alkali heraus zu nehmen. Gegen das Ende der Deſtillation, wenn die Flüſſigkeit dick zu werden anfängt, iſt viele Behutſamkeit in der Regierung des Feuers nöthig.

Wenn man trocknes, ätzendes fixes Alkali zu ganz friſch bereitetem, oder gutem Kalkwaſſer ſetzt, ſo entſteht auch ein Niederſchlag. Aber dieſer iſt reiner Kalk, kein kohlenſaurer, wie durch kohlen-

ſaure Alkalien; denn er brauſt nicht mit Säuren, und löſet ſich auch bey mehrerem zugeſetzten reinen Waſſer wieder auf; nur muß das Alkali ohne alle Kohlenſäure geweſen ſeyn. Der Grund dieſer Erſcheinung liegt darin, daß das Alkali näher mit dem Auflöſungswaſſer verwandt iſt, als die Kalkerde. Die ätzende Lauge bringt daher dieſen Niederſchlag nicht zuwege; nur das trockene ätzende Alkali.

Die im Waſſer durch Kohlenſäure aufgelöſte kohlenſaure Kalkerde wird durch die ätzenden, oder noch nicht mit Kohlenſäure geſättigten Alkalien niedergeſchlagen; aber nur deswegen, weil dieſe das Uebermaß der Kohlenſäure anziehen, welches die kohlenſaure Kalkerde im Waſſer aufgelöſt erhielt.

Die auffallenden Veränderungen, die der rohe Kalk beym Brennen und die gewöhnlichen (kohlenſauren) Alkalien beym Aetzendmachen durch Kalk erfahren, die Auflösbarkeit im Waſſer, die jener durchs Brennen erlangt, und die Erhitzung, die er beym Löſchen verurſacht, der Mangel ſeines Aufbrauſens mit Säuren nach dem Brennen, und der Alkalien nach der Behandlung mit Kalk, welches Aufbrauſen man irriger Weiſe für eine weſentliche Beſchaffenheit eines Alkali anſah, da es doch nur den kohlenſauren Alkalien weſentlich iſt, alle dieſe Veränderungen gaben ehemahls zu mancherley Erklärungen Anlaß. Insbeſondere ſahe ſich Meyer dadurch veranlaßt, deswegen eine eigene Materie anzunehmen, die er das Cauſticum, auch fette Säure (Acidum pingue) nannte, die das reinſte Feuerweſen mit einer Säure verbunden ſey, aus dem Küchenfeuer während des Brennens, ſelbſt durch die Gefäße an den rohen Kalk trete, und in demſelben die Veränderungen bewirke, durch die ſich der gebrannte Kalk vom rohen unterſcheide. Dieſe fette Säure mache den gebrannten Kalk zur Auflöſung im Waſſer geſchickt; ſie mache ihn ätzend; ſie entwickele ſich beym Löſchen, und bringe die Erhitzung zuwege; ſie gehe von dem Kalke an die Alkalien und mache dieſe ätzend, u. ſ. w. Meyer kannte die Luftſäure oder Kohlenſäure nicht, obgleich

ſchon

ſchon vor ihm Black (1756) dieſe Subſtanz kennen gelehrt, und daraus die Phänomene glücklich erklärt hatte, indem er annahm, die Kalkerde ſey ihrer Natur nach im Waſſer wirklich auflöslich und ätzend; aber die im rohen Kalkſteine damit verbundene fixe Luft (Kohlenſäure) neutraliſire ſie, verhindere die Auflöſung, und mache ſie mild. Gebrannter Kalk habe dieſe fixe Luft verloren, und zeige deswegen die ihm eigenen Erſcheinungen ſo lange, bis er ſich wieder damit angefüllt habe. Da Black's Theorie unter den Deutſchen mehr bekannt wurde, entſtand unter den Anhängern dieſer und der Meyerſchen Theorie ein ziemlich heftiger Streit, der von beyden Seiten manchmahl mit vieler Heftigkeit geführt wurde, woraus aber Black's Lehre ſieghaft hervorging, nachdem man zumahl mehrere Fortſchritte in der Kenntniß der Gasarten, und insbeſondere des kohlenſauren Gas, gemacht hatte, und auch mit den Geſetzen des Wärmeſtoffs bekannter wurde, ſo daß man jetzt, um die Erhitzung des gebrannten Kalkes mit Waſſer zu erklären, zu Feuertheilen im Kalke ſeine Zuflucht nicht mehr zu nehmen braucht.

b) Kohlenſaure Talkerde.

Die Kohlenſäure verbindet ſich mit der Talkerde ebenfalls. Durch die Fällung der Talkerde aus dem Bitterſalze vermittelſt des feuerbeſtändigen kohlenſauren Alkali's erhält man dieſe **kohlenſaure oder luftſaure Talkerde** (Magneſia carbonica, aërata, Carbonas magneſiae, Carbonate de Magneſie) gewöhnlich. Sie iſt die **weiße Magneſie** der Officinen (Magneſia alba offic.). Sie iſt in ihrem reinen Zuſtande weiß, locker, und unſchmackhaft. Sie iſt im Waſſer höchſt wenig auflöslich, ſo daß dies kaum $\frac{1}{600}$ ſeines Gewichts davon in ſich aufnehmen kann. Eben deswegen kann man ſie nicht zu den wahren Mittelſalzen zählen *).

Durch

*) Die Natur liefert zwar kohlenſaure Talkerde, aber immer in Verbindung mit andern Erden.

Durch Vermehrung der Kohlenſäure wird die Talkerde im Waſſer auflöslicher. Das mit Kohlenſäure geſättigte Waſſer löſt von der gewöhnlichen kohlenſauren Talkerde beym 50° der Wärme Fahrenheit $\frac{1}{841}$ ſeines Gewichts auf. Die geſättigte Auflöſung der Talkerde im kohlenſauren Waſſer macht den Violenſyrup grün, und das Fernambuc-Papier violet. Durch den Verluſt der überflüſſigen Kohlenſäure beym Ausſtellen in die Kälte trennt ſich die kohlenſaure Talkerde nicht vom Waſſer. Herr Butini hat beobachtet, daß, wenn man die Auflöſung der Talkerde mit überflüſſiger Kohlen-Säure im Waſſer erhitzt, ſo trübt ſie ſich, und wird beym Erkalten wieder klar. Herr Butini ſchließt daraus, daß die Verbindung im kalten Waſſer in größerer Menge auflöslich ſey, als im heißen. Es gelingt die Erſcheinung nach ihm am beſten mit einer Auflöſung, die zwey Gran in der Unze enthält, und die man bis 60° R. erhitzt wo ſie milchigt wird; beym Erkalten aber löſt ſich alle niedergeſchlagene Talkerde wieder auf *).

Die Auflöſung der kohlenſauren Talkerde in dem kohlenſauren Waſſer bildet beym Abdunſten ein Häutchen, das in der That ein kryſtalliniſches Gefüge hat. Durch unmerkliches Abdunſten erhält man kleine nadelförmige Kryſtalle. Aus dieſer Auflösbarkeit iſt auch abzuleiten, warum beym Schütteln des Gemiſches, nach dem erſtern Zutröpfeln des kohlenſauren Alkali's zur Auflöſung des Bitterſalzes, die niedergeſchlagene Erde wieder verſchwindet, und warum das Kochen des ganzen Gemiſches nach vollendeter Päcipitirung nöthig iſt; weil nähmlich die Quantität der zur Abſchei-

*) Fourcroy élem. de chim. 4. Edit. T. II. S. 200.

Abſcheidung aus dem Bitterſalze nöthigen Menge des gewöhnlichen kohlenſauren Alkali's mehr Kohlenſäure enthält, als die Talkerde aufnehmen kann, die ſich daher mit dem Waſſer verbindet, und zur vermehrten Auflösbarkeit der Erde beyträgt, durchs Kochen aber wieder präcipitirt wird. Man trifft deswegen auch, wenn man die Vermiſchung des aufgelöſten Bitterſalzes mit dem kohlenſauren Alkali ruhig ſtehen läßt, oft den Niederſchlag in einer kryſtalliſchen Form an, und Hr. Prouſt bemerkte auf dieſe Art weiße, undurchſichtige, priſmatiſche, hexaëdriſche, abgeſtumpfte Kryſtalle. Man erhält dieſe Kryſtalliſation der kohlenſauren Talkerde nach Hrn. Fourcroy am beſten und gewiſſeſten, wenn man die verdünnte Auflöſung des Bitterſalzes im Waſſer durch kohlenſaures Ammoniak zerſetzt, wobey kein Niederſchlag in der Kälte geſchieht, weil wegen des Ueberſchuſſes der Kohlenſäure die kohlenſaure Talkerde aufgelöſt bleibt; und dieſe Vermiſchung der unmerklichen Verdunſtung der überflüſſigen Kohlenſäure in einem offenen Gefäße überläßt. Die erhaltenen Kryſtalle ſind ſechsſeitige Priſmen, mit einer ſchiefen ſechsſeitigen End-Pyramide; ſie ſind durchſichtig und geſchmacklos, und enthalten 0,25 Waſſer, 0,25 Talkerde, und 0,50 Kohlen-Säure. Die gemeine, in pulverichter Geſtalt erhaltene, kohlenſaure Talkerde enthält nach Fourcroy 0,12 Waſſer, 0,40 Talkerde und 0,48 Kohlenſäure. Von der erſtern löſt das deſtillirte Waſſer nach Fourcroy bey 10 R. $\frac{1}{48}$ ſeines Gewichts auf; und ſie gehört alſo zu den wirklichen Mittelſalzen *).

Im

*) Mémoire ſur la precipitation du Sulfate de Magneſie ou ſel d'Epſom par les trois carbonates alkalins et ſur les pro-

Im Feuer läßt die kohlenſaure Talkerde ihr Kryſtalliſationswaſſer ſowohl, als ihre Kohlen-Säure fahren. Die kryſtalliniſche kohlenſaure Talkerde verliert einen Theil ihres Kryſtalliſationswaſſers auch ſchon in der warmen und trocknen Luft, und zerfällt.

Die völlig kohlenſauren Alkalien ſchlagen aus der Auflöſung der kohlenſauren Talkerde im Waſſer natürlicherweiſe nichts nieder. Die äzenden oder reinen feuerbeſtändigen Alkalien hingegen präcipitiren die Talkerde aus dieſer Auflöſung, weil ſie näher mit der Kohlenſäure verwandt ſind, als dieſe. Vermengt man die mit Waſſer zu einem dünnen Brey gemachte kohlenſaure Talkerde mit den reinen feuerbeſtändigen Alkalien, ſo entziehen dieſe jener die Kohlenſäure. Das Ammoniak hingegen iſt mit der Kohlenſäure entfernter verwandt, als die Talkerde. Aeʒendes Ammoniak ſchlägt zwar aus der Auflöſung der Talkerde in kohlenſaurem Waſſer die Talkerde, aber nicht als reine, ſondern als kohlenſaure Magneſie nieder, indem es nur die überſchüſſige Kohlenſäure anzieht, die das Auflöſungsmittel derſelben im Waſſer war.

Das Kalkwaſſer ſchlägt die Talkerde aus der Auflöſung im kohlenſauren Waſſer nieder; es fället aber die kohlenſaure Kalkerde zugleich mit. Die Talkerde kann hingegen der kohlenſauren Kalkerde die Kohlenſäure nicht entziehen; und wenn ſie die Auflöſung der Kalkerde im kohlenſauren Waſſer trübt, ſo thut ſie es nur, weil ſie den Ueberſchuß der Kohlenſäure, wodurch die Kalkerde im

proprietés du Carbonate de magneſie cryſtalliſé, par M. de Fourcroy; in den Annales de chimie, Tom. II. S. 278. ff.

im Waſſer aufgelöſt iſt, an ſich zieht: denn die Kalkerde fällt als kohlenſaure Kalkerde.

Man glaubte ſonſt nach einer unrichtig beurtheilten Erfahrung, daß die Alkalien, beſonders aber das Ammoniak, die Talkerde auf naſſem Wege auflöſen könnten; allein dieſe Auflöſung erfolgt nicht vom Alkali, als Alkali, ſondern von der Kohlenſäure deſſelben, die beym Ammoniak am häufigſten entwickelt werden muß.

c) Kohlenſaure Schwererde.

Die Kohlenſäure vereiniget ſich auch mit der Schwererde, und liefert damit eine Verbindung, die wegen ihrer Schwerauflöslichkeit eher zu den Erden, als zu den Salzen gerechnet werden muß. Dieſe **kohlenſaure** oder **luftſaure Schwererde** (Barytes carbonatus, Terra ponderoſa aërata, Carbonas barytis, Carbonate de Baryte) wird durch die Fällung der Schwererde aus der Auflöſung der Salzſäure vermittelſt des kohlenſauren Alkali's erhalten; imgleichen durch Zumiſchung der Kohlenſäure zu der Auflöſung der reinen Schwererde im Waſſer, oder durch Ausſtellen der letztern an die bloße Luft.

Die kohlenſaure Schwererde findet ſich auch natürlich, wie zu Alſton-Moor, und führt den Nahmen des **Witherits**. Sie iſt von weißer Farbe, durchſcheinend, von glänzendem, etwas ſtreiſigem Bruche, ſplittert in unordentlich rhomboidaliſche Stücke, und kommt auch in kryſtalliniſchen, polyedriſchen Maſſen vor. Ihr eigenthümliches Gewicht iſt 4,292. Sie iſt geſchmacklos. Kaltes Waſſer löſt nach dem Feinpulvern der Erde davon nur $\frac{1}{4304}$, und kochendes $\frac{1}{2304}$ auf. Sie enthält nach Fourcroy 0,90 Schwererde, und

0,10

0,10 Kohlenſäure, worunter das wenige Kryſtalliſationswaſſer mit begriffen iſt *).

Das mit Kohlenſäure geſchwängerte Waſſer löſt von der künſtlichen kohlenſauren Schwererde nach Bergmann $\frac{1}{1550}$, von der natürlichen nach Fourcroy $\frac{1}{830}$ auf. Durchs Ausſtellen an die Luft und durch Sieden verfliegt die Kohlenſäure, und der größte Theil der kohlenſauren Schwererde fällt nieder. Reine Alkalien, reine Kalkerde, reine Talkerde fällen daraus die kohlenſaure Schwererde; weil ſie die überflüſſige Kohlenſäure in ſich nehmen. Da das Kalkwaſſer der kohlenſauren Schwererde die Kohlenſäure nicht entzieht; ſo iſt dieſe näher mit der Schwererde, als mit der Kalkerde verwandt.

Die künſtliche kohlenſaure Schwererde läßt zwar durch anhaltendes und ſtarkes Glühen ihre Kohlenſäure und ihr Waſſer fahren; die natürliche thut es aber nicht. Es geſchieht aber mit letzterer nach Prieſtley, wenn man Waſſerdämpfe während ihres Glühens durch ſie ſtreichen läßt. Er macht daraus den Schluß, daß das Waſſer einen Beſtandtheil des kohlenſauren Gas ausmache, und daß, weil in der natürlichen kohlenſauren Schwererde nicht Waſſer genug zugegen ſey, das kohlenſaure Gas daraus auch nicht gebildet werden könne **).

Mit der Thonerde, mit der Kieſelerde, mit der Zirkonerde, mit der Korund-Erde, und der Auſtral-Erde hat die Kohlenſäure keine Verwandtſchaft, und verbindet ſich nicht damit.

II.

*) Analyſe du Carbonate de Baryte natif d'Alſton-Moor, par Mr. de Fourcroy; in den Annales de Chimie, T. IV. S. 61. ff.

**) Prieſtley, in Gren's Journal der Phyſik, B. I. S. 104. ff.

11. Milchzuckerſaure Mittelſalze.

Die Milchzuckerſäure macht mit den Erden im Waſſer faſt unauflösliche Salze. Dahin gehört die milchzuckerſaure Kalkerde (Calx galactica, Saccholas calcis, Saccholate de chaux), Talkerde (Magneſia galactica, Saccholas magneſiae, Saccholate de Magneſie), Schwererde (Barytes galacticus, Saccholas barytae, Saccholate de baryte) und Thonerde (Argilla galactica, Saccholas argillae, Saccholate d'alumine). Sie ſchlägt aus der Salzſäure und Salpeterſäure die Schwererde, Kalkerde, Talkerde und Thonerde, nicht aber aus der Schwefelſäure nieder. Die Erden ſondern auch aus der Milchzuckerſäure die Alkalien auf naſſem Wege ab. Von der Stelle derſelben in den Stufenfolgen der Verwandtſchaft der Alkalien und Erden gegen die Säuren fehlt es uns noch an hinlänglicher Erfahrung *).

12. Molybdänſaure Mittelſalze.

Die Kalkerde bildet mit der Molybdän-Säure ein ſehr ſchwerauflösliches Salz, molybdänſaure Kalkerde (Calx molybdaenica, Molybdas calcis, Molybdate de chaux). Es fällt nieder, wenn man Molybdän-Säure zum Kalkwaſſer bringt. Aus der Auflöſung der Kalkerde in Schwefelſäure, Salpeterſäure und Salzſäure, wird es nicht durch Molybdän-Säure gefällt; wohl aber zerſetzen jene Säuren die molybdänſaure Kalkerde.

Mit

*) Scheele über die Milchzuckerſäure, aus den Schwed. Abhandl. vom Jahre 1780. S. 269 ff. überſ. in Crell's neueſte Entdeck. Th. 8. S. 187. ff. Fourcroy Elem. de chymie, 4. edit. T. IV. S. 320. f.

Mit der Talkerde giebt die Molybdän-Säure nach Scheele auch ein ſchweraufloͤsliches Mittelſalz, **molybdänſaure Talkerde** (Magneſia molybdaenica, Molybdas magneſiae, Molybdate de magneſie), das durch Schwefelſäure, Salpeterſäure und Salzſäure zerſetzt wird. Nach Hrn. Heyer iſt dies Mittelſalz aufloͤslicher, und gab beym Abdunſten eine Maſſe, die trocken fettig anzufühlen war, und deutlich bitterlich ſchmeckte.

Die **molybdänſaure Thonerde** (Argilla molybdaenica, Molybdas argillae, Molybdate d'alumine) iſt ſchweraufloͤslich im Waſſer.

Mit der Schwererde giebt die Molybdän-Säure nach Scheele ein im kalten Waſſer aufloͤsliches Salz; wenigſtens war dies der Fall mit derjenigen **molybdänſauren Schwererde** (Barytes molybdaenicus, Molybdas barytae, Molybdate de baryte), die aus der ſalpeterſauren und ſalzſauren Schwererdenaufloͤſung durch Molybdän-Säure niedergeſchlagen worden war. Die Molybdän-Säure trennt nähmlich die Schwererde von Salpeterſäure und Salzſäure.

13. Phosphorſaure Mittelſalze.

Mit der Kalkerde geſättigt, giebt die Phosphorſäure eine Verbindung, die ganz im Waſſer unaufloͤsbar, und daher auch nicht kryſtalliſirbar iſt. Dieſe **phosphorſaure Kalkerde** oder **Phosphor-Selenit** (Calx phosphorica, phosphorata, Phosphas calcis, Phosphate de chaux) kommt mit der Knochenaſche überein, nur daß dieſer noch immer freye Kalkerde anhängt. Am beſten macht man dies Mittelſalz aus Phosphorſäure und Kalkwaſſer, aus welchem durch erſtere

ſogleich

ſogleich dies Mittelſalz als ein weißes Pulver niedergeſchlagen wird *).

Durch einen Ueberſchuß von Phosphorſäure läßt ſich die phosphorſaure Kalkerde im Waſſer auflösbar machen. Sie zeigt dann aber auch einen ſäuerlichen Geſchmack, und röthet die Lackmus-Tinctur. Nach dem Abrauchen der wäſſerigen Auflöſung ſchießt ſie zu einem blätterigen ſäuerlichen Salze an. Die gebrannten Knochen können durch Digerirung mit ihrer aufgelöſten Säure ſolchergeſtalt ebenfalls im Waſſer auflösbar gemacht werden; bey der Sättigung der überflüſſigen Säure mit ätzendem oder kohlenſaurem Alkali fällt die phosphorſaure Kalkerde nieder **).

Die Phosphorſäure iſt mit der Kalkerde näher verwandt, als mit dem feuerbeſtändigen und flüchtigen Alkali. Aetzende Alkalien zerſetzen weder auf trocknem, noch auf naſſem Wege den Phosphor-Selenit oder die Knochenerde. Hingegen ſchlägt die reine Kalkerde, wie das Kalkwaſſer, aus der Auflöſung des phosphorſauren Neutral-Salzes ſogleich eine phosphorſaure Kalkerde nieder, und die Alkalien werden in ätzender Geſtalt getrennt. Die ätzenden feuerbeſtändigen Alkalien, und auch das Ammoniak, bringen zwar aus der wäſſerigen Auflöſung der mit Säure überſättigten phosphorſauren Kalkerde einen Niederſchlag zuwege, der aber nicht Kalkerde, ſondern völlig geſättigte phosphorſaure Kalkerde iſt. Die Alkalien entziehen alſo hier nur den Ueberſchuß der freyen Säure, trennen aber die Kalkerde nicht von der übrigen Säure.

*) Mémoire ſur le phosphate calcaire, par M. M. Bertrand Pelletier et Louis Donadei; in den Annal. de Chim. T. VII. S. 29 ﬂ.

**) Crell's Fortſetzung der Verſuche mit dem Phosphorusſalze; im chem. Journal, Th. IV. S. 88.

Durch kohlenſaure Alkalien läßt ſich die Kalkerde von der Phosphorſäure trennen; aber hier geht auch eine doppelte Wahlverwandtſchaft vor, indem die Kalkerde die Kohlenſäure und die Phosphorſäure die Alkalien ergreift, und es beweiſt dies keineswegs eine nähere Verwandtſchaft der Phosphorſäure zu den Alkalien, als zur Kalkerde *).

Aus dieſem Grunde kann man auch aus den Knochen die Phosphorſäure durch kohlenſaure Alkalien abſondern, wenn man z. B. ein Gemenge aus einem Theil Knochenaſche und zwey Theilen kohlenſaurem feuerbeſtändigen Alkali im Feuer calcinirt, die ſalzige Maſſe nach dem Erkalten pulvert, und mit heißem Waſſer auslaugt. Es bleibt dann kohlenſaure Kalkerde im Filtro zurück, und die Phosphorſäure hat ſich mit dem Alkali vereinigt; freylich daß hier das Alkali bey weitem überſchüſſig iſt, und die Knochenaſche doch nicht gänzlich zerlegt wird.

Auch vermittelſt des kohlenſauren Ammoniaks kann man nach Herrn Crell auf naſſem Wege die phosphorſaure Kalkerde zerſetzen, und ſolchergeſtalt auch die Phosphorſäure aus den Knochen abſcheiden, und in Phosphorſalmiak verwandeln. Man digerirt nähmlich gepulverte gebrannte Knochen einige Tage lang im Sandbade in einem Kolben mit kohlenſaurem Salmiakgeiſt, deſtillirt nachher durch einen darauf geſetzten Helm den überflüſſigen Spiritus gelinde ab, verdünnt das zurückbleibende Gemiſch mit noch etwas kochendem Waſſer, und läßt die durchgeſeihete Lauge gelinde abdampfen,

*) Morveau Anfangsgr. der Chemie, Th. III. S. 90. Lavoiſier über das Verbrennen des Kunkelſchen Phosphorus ꝛc. ſ. Crell's neueſte Entdeck. Th. V. S. 124.

dampfen, und den Phosphorſalmiak kryſtalliſiren *).

Aus der wäſſerigen Auflöſung der mit Säure überſetzten phosphorſauren Kalkerde läßt ſich indeſſen weder durch feuerbeſtändiges, noch durch flüchtiges kohlenſaures Ammoniak die Kalkerde ſcheiden, weil das Alkali doch immer nur zuerſt die überſchüſſige Säure ſättigt, und die nun niederfallende phosphorſaure Kalkerde wegen ihrer Unauflöslichkeit der Zerſetzung entgeht.

Die Verbindung der Talkerde mit der Phosphorſäure ſchlägt ſich bey ihrer Entſtehung ebenfalls gleich nieder, indem ſie ein im Waſſer ſehr ſchwer aufzulöſendes Salz (**phosphorſaure Talkerde oder Bitterſalzerde**) (magneſia phosphorica, phosphorata, Phosphas magneſiae, Phosphate de magneſie) ausmacht. Durch einen Ueberſchuß der Säure erhält man bey dem Abrauchen eine gummiartige Maſſe. Wenn man aber erſt die Talkerde in Eſſig auflöſt, und dann Phosphorſäure zuſetzt, ſo erhält man daraus, nach Bergmann, durchs unmerkliche Abdunſten, anſehnlichere Kryſtalle dieſes Mittelſalzes. Lavoiſier erhielt aus der Auflöſung der Talkerde in Phosphorſäure ſehr feine, etwas glatte, einige Linien lange, und an beyden Enden ſchief abgeſtumpfte Nadeln, die nachher zu Staub zerfielen. Sonſt iſt die phosphorſaure Talkerde im Feuer ſchmelzbar, und fließt zu einem durchſichtigen Glaſe **).

*) Lor. Crell Bemerkungen über den Phosphorus und deſſen Salz; in den act. acad. el. Mogunt. 1778 und 1779 S. 60; und im chem. Journ. Th. II. S. 137.

**) Bergmann de magneſia; in ſeinen Opuſc. phyſ. chem. Vol. I. S. 390. Lavoiſier a. a. O. S. 143.

Bergmann ſtellt in ſeiner Verwandtſchaftstafel der Phosphorſäure die Talkerde vor die feuerbeſtändigen Alkalien; er ſagt aber ſelbſt, daß dieſe nähere Verwandtſchaft noch nicht ganz ausgemacht ſey. Kohlenſaure Alkalien, ſowohl feuerbeſtändige, als flüchtige, zerſetzen freylich, aber durch eine doppelte Wahlverwandtſchaft, beym Digeriren oder Kochen auf naſſem Wege, und die feuerbeſtändigen beym Calciniren, die phosphorſaure Talkerde *).

Gegen die Kalkerde iſt nach Bergmann's Muthmaßung die Verwandtſchaft der Phosphorſäure ſtärker, als gegen die Talkerde; und in der That wird die phosphorſaure Talkerde durch Kochen mit Kalkwaſſer zerſetzt, nur daß freylich die entſtehende phosphorſaure Kalkerde ſich mit der befreyten Talkerde vermengt niederſchlägt.

Die Thonerde wird von der Phosphorſäure auf naſſem Wege durch Digeriren leicht aufgelöſt; die entſtehende **phosphorſaure Thonerde** (argilla phosphorica, phosphorata, Phosphos argillae, Phosphate d'alumine) läßt ſich aber nicht wohl kryſtalliſiren, ſondern giebt nach Morveau nach dem Abrauchen eine gummiartige Maſſe, die an der Luft zerfließt. — Auf trocknem Wege fließt die Phosphorſäure mit der Thonerde leicht zu einem durchſichtigen Glaſe, oder bey weniger Säure zu einer porzellänartigen Maſſe *).

Die reinen Alkalien, das Kalkwaſſer, und die reine Talkerde, ſondern die Thonerde von der Phosphorſäure wieder ab, die alſo entfernter damit verwandt iſt, als mit jenen Subſtanzen.

Mit

*) Bergmann de attractionibus electivis; in ſeinen Opuſc. Vol. III. S. 380.

**) Morveau a. a. O. S. 89. Wenzel a. a. O. S. 238.

Mit der Schwererde giebt die Phosphorſäure ebenfalls eine im Waſſer faſt unauflösbare Verbindung, die man **phosphorſaure Schwererde** (Barytes phosphoricus, phosphoratus, Phosphas barytae, Phosphate de baryte) nennen könnte. Sie iſt geſchmacklos, und giebt wegen ihrer Unauflösbarkeit im Waſſer keine Kryſtalle. Auf trocknem Wege fließt die Schwererde mit der Phosphorſäure zu einem porzellänartigen, oder auch glasartigen Körper zuſammen. In der Stufenfolge der einfachen Wahlverwandtſchaft der Phosphorſäure ſtellt Bergmann die Alkalien und Talkerde nach der Schwererde, die Kalkerde aber vor; was aber freylich noch durch nähere Erfahrungen entſchieden werden muß.

14. Salpeterſaure Mittelſalze.

Die Kalkerde löſt ſich in der Salpeterſäure vollkommen und leicht auf; die Auflöſung iſt klar und ohne Farbe, wenn die dazu gebrauchten Stoffe rein waren, und hat einen ſcharfen, bittern, unangenehmen Geſchmack. Dieſe Verbindung führt den Nahmen des **Kalkſalpeters** (nitrum calcareum), oder der **ſalpeterſauren Kalkerde** (Calx nitrica ſ. nitrata, Nitras calcis, Nitrate de Chaux). Sie läßt ſich aber nicht anders zu Kryſtallen bringen, als daß man ſie bis zur Honigdicke abdampft, und ſchnell der Froſtkälte ausſetzt. Es bilden ſich dann nadelförmige unordentliche Kryſtalle. Man erhält ſie regelmäßiger, als ſechsflächige zweyſeitig zugeſpitzte Säulen, wenn man die Auflöſung nicht ſo ſtark abdampft, und ſie hierauf an einem mäßig warmen trockenen Orte unmerklich abdunſten läßt.

Die Kryſtalle der ſalpeterſauren Kalkerde ſind an der Luft nicht beſtändig, ſondern zerfließen ſehr bald wieder. Sie brauchen deswegen auch nur ſehr wenig Waſſer zu ihrer Auflöſung. Sie enthalten, wenn ſie wohl ausgetrocknet worden ſind, nach Bergmann 0,32 Kalkerde, 0,43 Salpeterſäure und 0,25 Kryſtallenwaſſer. Die ſalpeterſaure Kalkerde ſchmelzt leicht über dem Feuer, ſchäumt dabey ſtark auf, und läßt endlich bey fortgeſetztem Glühen die Säure gänzlich fahren, ſo daß die Kalkerde als gebrannter Kalk zurückbleibt. Wenn man ſie aus einer Retorte deſtillirt, die mit dem pneumatiſch-chemiſchen Apparat verbunden iſt, ſo erhält man erſt Lebensluft, zuletzt mit Stickgas, ehe die Salpeterſäure ſich gänzlich entwickelt, die nun zugleich ſehr phlogiſtiſirt iſt. Durch fortgeſetztes Glühen des Kalkſalpeters in einem Schmelztiegel erhält die zurückbleibende Kalkerde das Vermögen im Dunkeln zu leuchten, und zwar am ſtärkſten, wenn man Kreide zu den Verſuchen genommen hat. Man erhält in dieſem Falle den **Balduiniſchen Phosphorus** (Phosphorus Balduini), der aber an der Luft ſein Vermögen zu leuchten bald verliert *).

Die ſalpeterſaure Kalkerde wird von den feuerbeſtändigen Alkalien auf naſſem Wege ſogleich zerſetzt, und die Kalkerde wird entweder durch eine einfache Wahlverwandtſchaft, als reine Kalkerde, wenn man ätzende Alkalien anwendet; oder durch eine doppelte Wahlverwandtſchaft als kohlenſaure Kalkerde niedergeſchlagen, wenn man kohlenſaure Alkalien zuſetzt. Das Alkali vereiniget ſich mit der

*) Chr. Adolph. Balduini aurum ſuperius et inferius aurae ſuperioris et inferioris hermeticum et phosphorus hermeticus ſive magnes luminaris. Francof. et Lipſ. 1675. 12.

der Säure des Kalkſalpeters entweder zum prismatiſchen, oder zum Rhomboidalſalpeter, je nachdem es vegetabiliſches oder mineraliſches war. Aetzendes Ammoniak bringt keinen Niederſchlag in der Auflöſung der Kalkerde in Salpeterſäure zuwege; hingegen zerlegt die gebrannte Kalkerde, nicht aber die kohlenſaure, auf naſſem Wege den ſalpeterſauren Ammoniak ſogleich, und erzeugt einen Kalkſalpeter, indem das Ammoniak entwickelt wird. Es muß alſo die Salpeterſäure auf naſſem Wege näher mit der Kalkerde, als mit dem Ammoniak verwandt ſeyn. Daß aber das kohlenſaure Ammoniak den Kalkſalpeter zerlegt, und kohlenſaure Kalkerde daraus fället, rührt von der Kohlenſäure deſſelben her, wodurch eine doppelte Wahlverwandtſchaft erfolgt, deren Erfolg anders iſt, als bey der einfachen. Thon und Sand treiben in der Hitze aus dem Kalkſalpeter die Säure aus, allein es iſt ohne Zweifel bloß Wirkung der Hitze, daß hier die Säure entweicht.

Die ſalpeterſaure Kalkerde findet ſich auch ſchon von Natur in den gewöhnlichen Salpetererden, und macht den hauptſächlichſten und größten Theil der Mutterlauge in den Salpeterſiedereyen aus. So iſt auch die allergrößte Menge unſeres gewöhnlichen Salpeters aus der Zerlegung des Kalkſalpeters durch den Zuſatz der Aſchenlauge oder des Gewächsalkali in den Salpeterſiedereyen erſt entſtanden und erzeugt.

Die Talkerde wird von der Salpeterſäure ebenfalls leicht aufgelöſt, und die Verbindung liefert nach der Sättigung ein Salz, welches **ſalpeterſaure Talkerde** (Magneſia nitrica, Nitras Magneſiae, Nitrate de Magneſie), ſonſt **bitterſalzerdiger Salpeter, ſalpetriges Bitterſalz** (Magneſia nitrata, nitrum magneſiatum)

genannt wird, einen ſehr bittern und ſcharfen Geſchmack beſitzt, nur ſchwer zu prismatiſchen, vierſeitigen, ſchief abgeſtutzten Kryſtallen durchs Abrauchen, und Ausſtellen in die Kälte, zu bringen iſt, und an der Luft ſehr leicht wieder zerfließt. Das wohl ausgetrocknete Salz enthält nach Bergmann 0,27 Talkerde, und wahrſcheinlich 0,43 Salpeterſäure, und 0,30 Waſſer.

Durch anhaltende Hitze läßt ſich aus der ſalpeterſauren Talkerde ebenfalls die Säure gänzlich austreiben, ſo daß die Talkerde allein zurückbleibt. Nimmt man die Deſtillation in einer Retorte vermittelſt des pneumatiſch-chemiſchen Apparats vor, ſo erhält man Lebensluft, aber gegen das Ende kommt Stickgas und flüchtige phlogiſtiſirte Salpeterſäure zum Vorſchein.

Die feuerbeſtändigen Alkalien, ſowohl die reinen, als die kohlenſauren, ſchlagen die Talkerde aus der Auflöſung in Salpeterſäure nieder. Dies thut auch das Kalkwaſſer und der gebrannte Kalk überhaupt. Das ätzende Ammoniak zerſetzt die Auflöſung der Talkerde in Salpeterſäure nur unvollkommen; es wird nur ein Antheil Talkerde präcipitirt, und das gebildete ſalpeterſaure Ammoniak verbindet ſich mit der übrigen unzerſetzten ſalpeterſauren Talkerde zu einem dreyfachen Salze. Nach Dijonval ſoll die ſalpeterſaure Talkerde aus der Auflöſung im Waſſer in kryſtalliniſcher Form niedergeſchlagen werden, wenn man die Auflöſung des Kalkſalpeters damit vermiſcht, und beyde Auflöſungen gehörig geſättiget ſind *).

Man

*) Fourcroy Elèmens de chymie, Tom. II. 4 Edit. S. 188. ff. Mèmoires ſur la precipitation de Sulfate, Nitrate et Muriate magnéſiens par l'ammoniaque, et ſur les ſels triples ammoniaco-magneſiens, qui ſe forment pendant cette precipitation, par M. de Fourcroy, in den Annales

Man findet die ſalpeterſaure Talkerde auch natürlich, mit Kalkſalpeter verbunden als Mauerſalpeter, und in der Mutterlauge des Salpeters. Die Abſcheidung der Talkerde aus der letztern durch Kalkwaſſer, welche Morveau vorſchlägt, möchte wohl nicht vortheilhaft und rathſam seyn, um eine ganz reine Talkerde im Großen zu gewinnen.

Die Thonerde löſt ſich in der Salpeterſäure in der Wärme leicht auf. Die Auflöſung giebt durch unmerkliches Abdunſten in gelinder Wärme nur ſchwer langſtrahlichte Kryſtalle, die an der Luft leicht wieder zerfließen; gemeiniglich aber durchs Abrauchen eine gummiähnliche Maſſe, welche auch die Feuchtigkeiten aus der Luft anziehet. Dieſe Verbindung hat man **alaunerdichten Salpeter, Alaunſalpeter, Salpeteralaun** (nitrum argillaceum, alumen nitroſum), beſſer **ſalpeterſaure Thonerde** (Argilla nitrica ſ. nitrata, Nitras argillae, Nitrate d'Alumine) genannt. Sie hat einen ſehr ſtyptiſchen Geſchmack.

In der Hitze ſchwillt die ſalpeterſaure Thonerde anfangs ſehr auf, und wird zu einer lockern ſchwammichten Maſſe. Im anhaltenden Glühefeuer läßt ſie aber ihre Säure, wiewohl nur langſam, und als phlogiſtiſirte Salpeterſäure, gänzlich fahren, und liefert auch vermittelſt des pneumatiſch-chemiſchen Apparats Lebensluft, zuletzt mit Stickgas. Sowohl die kohlenſauren, als die ätzenden feuerbeſtändigen Alkalien, ſchlagen die Thonerde aus

nales de chimie, T. IV. S. 210. ff. Ueber das Niederſchlagen der vitriol-, ſalpeter- und ſalzſauren Bittererde durch das flüchtige Laugenſalz, und über die dreyfachen Salze, die ſich bey dieſem Niederſchlagen erzeugen, von Hrn. de Fourcroy; in Crell's Annalen 1792. B. I. S. 431. ff.

aus der Auflöſung in der Salpeterſäure nieder, indem ſie ſich ſelbſt mit dieſer zu Neutral-Salzen verbinden. Auch das Kalkwaſſer und der rohe Kalk, das Ammoniak, ſo wie die Talkerde, ſcheiden aus dem Alaunſalpeter die Thonerde ab. Nach Wenzel kann dies Salz mit Nutzen als ein Beitzmittel in der Färberey gebraucht werden, indem es die Farben noch mehr erhöhet, als der gemeine Alaun. Natürliche ſalpeterſaure Thonerde hat man bis jetzt noch nicht entdeckt *).

Die Schwererde wird von der reinen Salpeterſäure leicht und gänzlich aufgelöſt. Die geſättigte Auflöſung ſchießt durchs Abrauchen und Abkühlen, beſſer aber durchs unmerkliche Abdunſten, zu hexaëdriſchen Kryſtallen an, die einen bitterlich ſalzigen Geſchmack beſitzen. Man hat ſie **ſchwererdichten Salpeter** (terra ponderosa nitrata, nitrum baryticum), beſſer aber **ſalpeterſaure Schwererde** (Barytes nitricus, Nitras Barytis, Nitrate de baryte) genannt. Die Kryſtalle ſind in kaltem Waſſer ziemlich ſchwerauflöslich und luftbeſtändig, und haben einen bitterlichen ſcharfen Geſchmack.

Die ſalpeterſaure Schwererde wird im Feuer ebenfalls zerſetzt, und liefert beym Glühen in verſchloſſenen Gefäßen vermittelſt des pneumatiſch-chemiſchen Apparats Lebensluft. Durch anhaltendes Calciniren im freyen Feuer läßt ſie endlich alle Säure fahren, und es bleibt gebrannte Schwererde zurück. Weder ätzendes feuerbeſtändiges Alkali, noch ätzendes Ammoniak, noch Kalkerde, noch Talkerde, noch die Thonerde ſind vermögend, die Schwererde aus der verdünnten Auflöſung in Salpeterſäure zu ſcheiden. Man muß alſo nach Bergmann

*) Wenzel von der Verwandtſchaft, S. 113.

mann annehmen, daß die Verwandtſchaft der Salpeterſäure zur Schwererde ſtärker iſt, als zu den Alkalien und den anderen Erden. Kohlenſaures Alkali, ſowohl feuerbeſtändiges, als auch flüchtiges, ſchlägt zwar die Schwererde aus dem ſchwererdichten Salpeter ſogleich nieder; aber bloß wegen der doppelten Wahlverwandtſchaft, welche durch die Kohlenſäure bewirkt wird.

15. Salzſaure Mittelſalze.

Die Kalkerde wird von der Salzſäure leicht aufgelöſt, und die Verbindung liefert nach geſchehener Sättigung ein Mittelſalz, welches **ſalzſaure Kalkerde** (Calx muriatica ſ. ſalita, Murias calcis, Nuriate de Chaux) genannt werden kann, ſonſt auch den uneigentlichen Nahmen des **fixen Salmiaks** (ſal ammoniacum fixum) und des **Kalköhls** (oleum calcis) führt. Es hat einen ſehr bittern unangenehmen Geſchmack, und läßt ſich nicht anders zu Kryſtallen bringen, als daß man die Auflöſung bis zur Syrupsdicke abraucht, und allmählig erkalten läßt. Man erhält alsdann nach Fourcroy vierflächige geſtreifte prismatiſche Kryſtalle. Bey zu ſtarkem Abrauchen und zu ſchnellem Erkalten erhält man daraus nur eine unförmliche Gerinnung *).

Die Kryſtalle dieſes Mittelſalzes laſſen ſich an der Luft nicht erhalten, ſondern zerfließen ſehr bald wieder. In der Kälte brauchen ſie nur $1\frac{1}{2}$ Theil Waſſer zur Auflöſung, und vom heißen Waſſer ſehr wenig. Der gut ausgetrocknete kochſalzſaure Kalk enthält nach Bergmann 0,44 reine Kalkerde und 0,31 Küchenſalzſäure, wenn man

*) Fourcroy Elemens de Chimie, T. II. 4. Edit. S. 134. 135.

man das Waſſer darin zu 0,25 ſchätzt. Der ſalzſaure Kalk ſchmelzt im Feuer wie Wachs, und läßt auch ſelbſt im Glühefeuer ſeine Säure nicht fahren. Denn beym Erkalten geſteht er zwar in der Kälte, zieht aber die Feuchtigkeiten aus der Luft eben ſo ſchnell wieder an, als vorher.

Der küchenſalzſaure Kalk findet ſich natürlich in vielen Waſſern, und auch im Meerwaſſer und verſchiedenen Salzſoolen, wo er dann in die Mutterlauge des Küchenſalzes eingehet, und der Grund der Zerfließbarkeit und Bitterkeit des Salzes werden kann, wenn er dabey iſt.

Dies Mittelſalz wird durch feuerbeſtändige Alkalien auf naſſem Wege zerſetzt, und die Kalkerde fällt aus der Auflöſung nieder, die ſich aber freylich wieder auflöſt, oder aufgelöſt bleibt, wenn ſie Waſſer genug antrifft. Die Salzſäure muß alſo mit der Kalkerde nicht ſo nahe verwandt ſeyn, als mit den beyden feuerbeſtändigen Alkalien. Dieſe, wenn ſie kohlenſauer ſind, fällen die Kalkerde vermittelſt der doppelten Verwandtſchaft wegen der Kohlenſäure als rohen Kalk. Wenn hierbey die Auflöſungen des kohlenſauren feuerbeſtändigen Alkali's und des ſalzſauren Kalks mit ſo wenigem Waſſer, als möglich, gemacht ſind, und nun im gehörigen Verhältniß mit einander vermengt werden, ſo entſteht aus dieſen beyden ganz flüſſigen Körpern erſt eine gallertartige Gerinnung, die immer feſter und feſter, und endlich ganz hart wird. Man hat derſelben den Nahmen des **chemiſchen Wunderwerks** gegeben. Sie beſteht aus kohlenſaurem Kalk, und Digeſtiv-Salz oder Küchenſalz, und die veränderte Auflösbarkeit der neu entſtandenen Körper, und ihre Einſaugung des Waſſers erklärt das ganze Räthſel bey der Entſtehung.

Das

Das Ammoniak kann den ſalzſauren Kalk nicht zerſetzen, wohl aber macht das Kalkwaſſer, worin man Salmiak auflöſt, ſogleich das Ammoniak daraus los, und dies geſchiehet auch beym Zuſammenreiben des ungelöſchten Kalks mit dem Salmiake. Die Salzſäure iſt folglich näher mit der Kalkerde verwandt, als mit dem Ammoniak. Freylich fället das kohlenſaure Ammoniak den Kalk aus der Salzſäure; aber hier wirkt die Anziehung der Kalkerde zur Kohlenſäure, wie beym ſalpeterſauren Kalke, und folglich geſchiehet die Zerſetzung durch eine doppelte Wahlverwandtſchaft, die durch einfache nicht erfolgen kann; die Kalkerde wird zum rohen Kalk, und Ammoniak zum Salmiak. Man kann auf dieſe Art die Mutterlauge des Küchenſalzes wenn ſie aus ſalzſaurer Kalkerde beſteht, mit Vortheil auf Salmiak benutzen, wenn man durch einen wohlfeilen urinöſen Geiſt, der kohlenſaures Ammoniak enthält, die Erde niederſchlägt. Kreide, und kohlenſaure Kalkerde überhaupt, bringt beym Zuſammenreiben mit Salmiak keinen flüchtigen urinöſen Geruch und keine Zerſetzung des letztern zuwege, wegen der Anziehung der Kalkerde zur Kohlenſäure.

In der Hitze hingegen wird der Salmiak allerdings durch rohe Kalkerde zerſetzt, weil durch jene die Anziehung der Kalkerde zur Kohlenſäure vermindert, und dieſe auch ausgetrieben wird, ſo daß nun die Kalkerde ihre Anziehung zur Salzſäure äußern kann, indem das Ammoniak die Kohlenſäure in ſich nimmt. Man bedient ſich daher auch der Kreide oder des rohen Kalks, um das feſte kohlenſaure Ammoniak aus dem Salmiak zu gewinnen, und zwar noch mit mehrerm Vortheil, als des feuerbeſtändigen Alkali's. Zu dem Ende werden 5 Theile getrocknete und zart gepulverte

Kreide

Kreide mit 3 Theilen fein gepulverten Salmiaks wohl vermengt, und aus einer gläſernen Retorte mit einem weiten Halſe, an welche man eine nicht zu groſſe Vorlage feſt angekuͤttet hat, zuerſt bey gelindem, und hernach bey ſtufenweiſe vermehrtem Feuer, im Sandbade deſtillirt, wo ſich das feſte kohlenſaure Ammoniak in der Vorlage anlegt.

Des gebrannten Kalks bedient man ſich ebenfalls mit Vortheil, um das reine oder ätzende Ammoniak aus dem Salmiak zu ſcheiden, das man auf dieſe Art am beſten und am bequemſten erhalten kann. Freylich läßt es ſich nicht in feſter Geſtalt darſtellen, ſondern erſcheint entweder in Gasform, oder wird im Waſſer aufgelöſt unter dem Nahmen des **cauſtiſchen Salmiak-Spiritus** (ſpiritus ſalis ammoniaci cum calce viva, Alcali fluor) als ein reines ätzendes flüchtiges Alkali angewendet. Zur Bereitung des ätzenden Salmiakgeiſtes werden erſt 2 Theile lebendiger Kalk mit 9 Theilen Waſſer gelöſcht, und nach dem Erkalten in eine geräumige Retorte geſchüttet, worauf man 1 Theil gepulverten Salmiak hinzuthut, die Retorte wohl umſchüttelt, ſogleich eine Vorlage dicht ankuͤttet, und im Sandbade bey gelindem Feuer deſtillirt, bis der Rückſtand ganz trocken iſt.

Den ungelöſchten Kalk zum Salmiak zu miſchen, und das Waſſer nachher darauf zu gießen, geht wegen der dabey entſtehenden ſtarken Erhitzung nicht wohl an. Da ſich der Rückſtand von dieſer Deſtillation ſehr feſt an die Retorte anlegt, und, ohne dieſe zu zerſchlagen, nicht ganz wieder durch Waſſer heraus gebracht werden kann, ſo hat man vorgeſchlagen, obigem Gemenge noch einen Theil Küchenſalz zuzuſetzen.

Der erhaltene cauſtiſche Salmiakgeiſt hat einen weit durchdringendern Geruch, als der kohlenſaure;

ſaure; er iſt weit flüchtiger, brauſt nicht mit den Säuren, trübt das Kalkwaſſer nicht, und ſchlägt die Auflöſung der Kalkerde in Salzſäure nicht nieder. Es verſteht ſich, daß man dieſen Salmiak Spiritus auch durch ätzende feuerbeſtändige Alkalien aus dem Salmiak entbinden könnte; es iſt aber kein Grund da, ſie dem wohlfeilern gebrannten Kalke vorzuziehen.

Der Rückſtand, welcher von der Deſtillation des Salmiaks mit gebranntem Kalk, und auch mit rohem Kalk zurück bleibt, iſt natürlicher Weiſe ſalzſaurer Kalk, den man überhaupt deswegen fixen Salmiak genannt hat. Er zieht auch die Feuchtigkeit aus der Luft an, und zerfließt. Er enthält aber mehr Kalkerde, als zur Sättigung der Salzſäure hinreichend iſt. Er ſchmelzt im Feuer, ſobald der Tiegel glühend wird. Die geſchmolzene Maſſe ſieht nach dem Erkalten grau und wie verglaſt aus. Wenn man mit einem harten Körper, wie z. B. mit einem Stahl, daran ſchlägt, ſo leuchtet er in der ganzen Strecke, wo der Schlag geſchehen, im Dunkeln; und wenn man kleine eiſerne oder kupferne Stangen mit der geſchmolzenen Maſſe überzieht, ſo zeigt ſich auch im Dunkeln ein phosphoriſches Licht, wenn man den Ueberzug mit einem Eiſen ſtark kratzt. Der Ueberzug wird aber an der Luft leicht wieder feucht, und man muß ſie deswegen an einem trocknen Orte, in einem Glaſe, genau verwahren. Dies iſt der **hombergiſche Phosphorus**. Mehrere ſchreiben dazu den bloßen ſalzſauren Kalk, oder die wäſſerige Ausziehung aus dem Rückſtande von der Deſtillation des Salmiaks mit Kalk vor, den man eindicken, und im Glühefeuer ſchmelzen ſoll; aber hierdurch erhält man nie eine feſte harte Maſſe. Man muß vielmehr dieſen Rückſtand da-

zu ſo anwenden, wie er iſt, und die überflüſſigen Kalktheile nicht abſondern, die zur Feſtigkeit der Maſſe weſentlich nothwendig ſind *).

Mit der Talkerde liefert die Salzſäure ein Mittelſalz, von einem äußerſt bittern Geſchmacke und einer ſehr großen Auflösbarkeit, das nur mit Mühe bey einem ſtarken Abdampfen und ſchnellen Abkühlen zu nadelförmigen Kryſtallen gebracht werden kann, die aber an der Luft bald wieder zerfließen, wobey es nach Bergmann gegen $\frac{66}{100}$ Waſſer anzieht, ſonſt aber gewöhnlich nach dem Abrauchen eine gummichte Maſſe liefert. Dies Salz heißt **ſalzſaure Talkerde, Bitterkochſalz**, auch **Salzaſche** (magneſia muriatica ſ. ſalita B., Murias magneſiae, Muriate de magneſie), und enthält, wenn es gehörig ausgetrocknet worden iſt, nach Bergmann 0,41 Talkerde und 0,34 Salzſäure, wenn man das Waſſer zu 0,25 ſchätzt.

Die ſalzſaure Talkerde läßt in der Glühehitze ihre Säure gänzlich fahren, doch die letztern Antheile ſehr ſchwer. Die feuerbeſtändigen Alkalien, ſowohl die kohlenſauren, als die ätzenden, ſondern die Talkerde von der Salzſäure ab. Das Ammoniak thut es ebenfalls, aber nur das kohlenſaure zerſetzt die ſalzſaure Talkerde vollkommen; das ätzende unvollkommen: denn es bildet ſich auch hier ein dreyfaches Salz aus Salzſäure, Talkerde und Ammoniak, wie Bergmann zuerſt entdeckte, und es ſcheidet ſich nur ſo viel Talkerde ab, als das Verhältniß der Beſtandtheile dieſes dreyfachen Salzes erfordert **).

Wenn

*) Nouveau Phosphore, par Mr. Homberg; in den anc. Mem. de l'acad. de Paris, Tom. X. S. 445.; überſ. in Crells chem. Archiv. B. I. S. 172.

**) Torb. Bergman in ſeinen opuſc. phyſ. chem. S. 351. Four-

Wenn man friſch gebrannte Talkerde mit Salmik zuſammen reibt, ſo entwickelt ſich etwas Urinöſes; aber die Zerſetzung geſchieht in der Kälte nur unvollkommen; in der Hitze hingegen völlig, wenn Talkerde genug da iſt. So zerſetzt auch die kohlenſaure Talkerde, vermittelſt der Hitze, den Salmiak wirklich, und zwar durch eine doppelte Wahlverwandtſchaft. Dies iſt gar kein Widerſpruch gegen die Zerſetzung der ſalzſauren Talkerde durch kohlenſaures Ammoniak, ſondern die Erklärung iſt hier eben ſo zu geben, wie die Zerlegung des Salmiaks durch Kreide in der Hitze *).

Das Kalkwaſſer ſchlägt die Talkerde aus der Auflöſung in Salzſäure nieder. Ein gleiches thut der gebrannte Kalk. Kohlenſaure Kalkerde bewirkt keinen Niederſchlag.

Man findet dieſes Mittelſalz häufig in der Natur; in Geſundbrunnen und Waſſern, in Salzſoolen; und im Meerwaſſer häufiger, als jedes andere Salz außer dem Küchenſalz. Es iſt die Urſache der Bitterkeit des Meerwaſſers, die man ſonſt unrichtig vom Erdharzichten ableitete. In der Mutterlauge der mehreſten Salzſiedereyen macht es gewöhnlich den vorzüglichſten Beſtandtheil aus, und giebt auch, wenn es beym Kochſalze bleibt, den Grund der Zerfließbarkeit und Bitterkeit deſſelben ab. Es könnte aus dieſer Mutterlauge mit Nutzen auf Magneſia genutzt werden.

Die Thonerde wird von der Salzſäure ziemlich leicht aufgelöſt, und giebt damit die ſalzſau-

Fourcroy Abhandl. über das Niederſchlagen der vitriol-, ſalpeter- und ſalzſauren Bittererde durch das flüchtige Laugenſalz ꝛc. ſ. Crell's Annal. 1792. B. 1. S. 451 fl.

*) Neue Erfahrungen über Bitterſalzerde und Salmiak, von Hrn. Weſtrumb; in Crells chem. Annal. 1788. B. II. S. 11. ff. 111. ff. und in ſeinen phyſ. chem. Abhandl. B. III. H. I. S. 277. ff.

re Thonerde (Argilla muriatica ſ. ſalita, Murias argillae, Muriate d'alumine) die man ſonſt auch ſalzſauren Alaun, alaunerdichtes Küchenſalz, Thonſalz, Thonkochſalz (alumen muriaticum) nennt, ein Mittelſalz, das einen ſehr zuſammen ziehenden Geſchmack beſitzt, beym Abrauchen eine gummichte Maſſe liefert, und nur mit vieler Mühe zu Kryſtallen gebracht werden kann, an der Luft leicht Feuchtigkeiten anzieht und zerfließt. Es färbt den Violenſyrup roth, wie der gemeine Alaun. In der Glühehitze läßt es die Säure endlich ganz fahren, aber ſchwerer als die ſalpeterſaure Thonerde.

Von allen Alkalien, ſowohl von kohlenſauren, als ätzenden, von der gebrannten Kalkerde und vom Kalkwaſſer, und von der kohlenſauren und gebrannten Talkerde wird die ſalzſaure Thonerde zerſetzt, und die erdichte Baſis abgeſchieden, mit welcher alſo die Säure nicht ſo nahe verwandt iſt, als mit jenen Stoffen. Natürlich hat man dies Salz noch nicht entdeckt, das nach Wenzel ein gutes Beizmittel in der Färberey abgeben kann.

Die reine Salzſäure löſt die Schwererde ziemlich leicht auf, und giebt damit ein eigenes Mittelſalz, die ſalzſaure Schwererde (Barytes muriaticus, terra ponderoſa ſalita, Murias barytis, Muriate de Baryte). Dies Salz ſchießt aus ſeiner Auflöſung im Waſſer beym unmerklichen Abdunſten zu anſehnlich großen, durchſichtigen Kryſtallen an, die, wenn ſie regelmäßig ſind, längliche Tafeln mit abgeſtumpften Ecken vorſtellen. Beym ſchnellen Abdunſten und Abkühlen werden die Kryſtalle ſchuppig und unordentlich blätterig. Der Geſchmack dieſer Salz-Kryſtalle iſt bitter. Sie ſind an der Luft beſtändig, und erfordern

fordern vom Waſſer in der mittlern Temperatur 6 Theile zu ihrer Auflöſung.

Im Feuer läßt dies Salz die Säure ohne Zwiſchenmittel nicht fahren. Weder die feuerbeſtändigen Alkalien, noch das Ammoniak können die Schwererde von der Salzſäure trennen. Die kohlenſauren Alkalien thun es ſämmtlich, wegen einer doppelten Wahlanziehung vermittelſt der Kohlenſäure. Weder reine Kalkerde, noch Talkerde, noch Thonerde ſcheiden die Schwererde von der Salzſäure ab. Sie hat alſo unter allen alkaliſchen Stoffen die erſte Stelle in der Stufenfolge der Verwandtſchaft der Küchenſalzſäure *).

Die Zirkonerde wird von der Salzſäure aufgelöſt; die Eigenſchaften dieſer **ſalzſauren Zirkonerde** (Circonia muriatica) ſind aber noch nicht bekannt.

Die Salzſäure iſt unter allen Säuren die einzige, welche nach Hrn. Wedgewood die Auſtral-Erde auflöſen kann. Sie erfordert aber dazu die Beyhülfe der Siedhitze. Die geſättigte Auflöſung läßt ſich nicht kryſtalliſiren, ſondern wird durch fortgeſetztes Abdunſten in mäßiger Wärme dick und butterartig, und die Maſſe zerfließt wieder an der Luft. Der Geſchmack iſt ſalzicht und ſtechend. In der Glühehitze wird die Säure wieder daraus entbunden. Merkwürdig iſt es, daß die Auflöſung dieſer **ſalzſauren Auſtral-Erde** (Cambria muriatica) durch bloßes, reines Waſſer wieder niedergeſchlagen wird. Alkalien,

 ſowohl

*) De Baryte muriato, ſcripſit Jo. Aug. Schmidt. Lipſ. 1793. 8. Ejusdem de Baryte muriato; ſpecimen ſecundum, ibid. eod. 8.

ſowohl ätzende, als kohlenſaure, bringen keinen andern Niederſchlag zuwege, als bloßes Waſſer *).

16. Sauerkleeſaure Mittelſalze.

Mit der Kalkerde iſt die Sauerkleeſäure sehr nahe verwandt, und ſie liefert damit ein im Waſſer unauflösliches Mittelſalz, die **ſauerkleeſaure** oder **zuckerſaure Kalkerde**, den **Zucker-Selenit** (Calx oxalica ſ. ſaccharata, Oxalas calcis, Oxalate de chaux). Es läßt ſich daſſelbe am beſten verfertigen, wenn man die aufgelöſte Sauerkleeſäure zum Kalkwaſſer tröpfelt, aus welchem es jene ſogleich als ein weißes Pulver niederſchlägt, das getrocknet aus 0,48 Theilen Säure, 0,46 Kalkerde, und 0,06 Kryſtallenwaſſer beſteht. Mit Veilchenſyrupp gekocht, färbt es denſelben grün. Sonſt aber iſt es geſchmacklos. Im Feuer läßt es die Säure gänzlich fahren, ohne daß der Rückſtand kohlicht wird, und dadurch kann man es leicht von der weinſteinſauren Kalkerde, und die Sauerkleeſäure überhaupt von der Weinſteinſäure unterſchieden.

Aus der Auflöſung der ſauerkleeſauren Alkalien ſchlägt das Kalkwaſſer ſogleich eine ſauerkleeſaure Kalkerde nieder; die ätzenden Alkalien hingegen können dieſe nicht zerſetzen. Die Sauerkleeſäure hat folglich eine größere Verwandtſchaft zur Kalkerde, als zu den Alkalien.

Wenn hingegen drey Theile mit Kohlenſäure geſättigtes Gewachsalkali mit zwey Theilen trockener ſauerkleeſaurer Kalkerde mit etwa acht Theilen Waſſer ſo lange gekocht werden, bis die Miſchung

*) Wedgewood Zergliederung einer mineraliſchen Subſtanz aus Neu-Süd-Wales. S. Gren's Journal der Phyſ. B. IV. S. 479 fl.

ſchung dicker werden will, ſo läßt ſich nachher zuckerſaures Gewächs-Alkali auslaugen, und der Rückſtand iſt kohlenſaure Kalkerde. Hier bewirkt die doppelte Wahlverwandtſchaft, was die einfache nicht bewirken kann *).

Die Talkerde liefert mit der Sauerkleeſäure ebenfalls ein Mittelſalz, die **ſauerkleeſaure** oder **zuckerſaure Talkerde** (Magneſia oxalica ſ. ſaccharata, Oxalas magneſiae, Oxalate da magneſie), das im Waſſer unauflöslich iſt, außer bey einem Uebermaß der Säure; als ein weißes Pulver niederfällt, und geſchmacklos iſt. Es enthält nach Bergmann 0,35 Talkerde, und ungefähr 0,65 Säure und Kryſtallenwaſſer.

Die ätzenden Alkalien können die ſauerkleeſaure Kalkerde nicht zerſetzen, wohl aber entzieht die gebrannte Talkerde den ſauerkleeſauren Neutral-Salzen beym Kochen mit Waſſer die Sauerkleeſäure: dieſe hat alſo auch eine größere Verwandtſchaft zur Talkerde, als die Alkalien. Das Kalkwaſſer entreißt aber der ſauerkleeſauren Talkerde die Säure; folglich ſteht die Kalkerde in der Stufenfolge der Verwandtſchaft der Sauerkleeſäure der Talkerde vor.

Die reine Thonerde wird von der Sauerkleeſäure durch Hülfe der Digeſtion auf naſſem Wege aufgelöſt. Die geſättigte Verbindung derſelben, oder die **ſauerkleeſaure** oder **zuckerſaure Thonerde** (Argilla oxalica ſ. ſaccharata, Oxalas argillae, Oxalate d'alumine) giebt beym Abrauchen keine Kryſtalle, ſondern eine gelbliche, durchſichtige Maſſe von einem ſüßlich-zuſammenziehenden Geſchmacke,

*) Scheidung der Zuckerſäure von der Kalkerde; in Richter's Abh. über die neuern Gegenſt. der Ch. St. II. S. 121 ff.

ſchmacke, die an der Luft zerfließt, und um $\frac{2}{3}$ ihres Gewichtes dann zunimmt. Sie röthet die Lackmus=Tinctur, nicht den Violenſyrupp, ſchwillt im Feuer auf und verliert beym Glühen die Säure gänzlich. Sie enthält nach **Bergmann** ungefähr 0,44 Thonerde, und 0,56 Waſſer und Säure.

Alle Alkalien, ſowohl die feuerbeſtändigen, als das flüchtige, die milden und ätzenden, zerſetzen die ſauerkleeſaure Thonerde; eben ſo auch das Kalkwaſſer und die Talkerde. Die Sauerkleeſäure iſt folglich mit der Thonerde unter den alkaliſchen Subſtanzen am entfernteſten verwandt.

Mit der Schwererde liefert die Sauerkleeſäure die **ſauerkleeſaure oder zuckerſaure Schwererde** (Barytes oxalicus, terra ponderoſa ſaccharata, Oxalas baryticus, Oxalate de baryte), ein Mittelſalz, das auch beym Ueberſchuß der Säure im Waſſer ſchweraufloͤslich iſt, und zu eckigen, durchſichtigen Kryſtallen anſchießt, welche bey dem Kochen mit deſtillirtem Waſſer zerfallen, und einen undurchſichtigen Staub abſetzen, nach der Erkaltung aber zum Theil ſich wieder zu Kryſtallen bilden, die mit der Säure überſetzt ſind. Im Feuer laſſen ſie ihre Säure gänzlich fahren.

Die ätzenden Alkalien zerſetzen die ſauerkleeſaure Schwererde nicht; wohl aber entzieht die reine Schwererde den ſauerkleeſauren Neutral=Salzen die Säure. Die Kryſtalle der ſauerkleeſauren Schwererde verlieren in der Aufloͤſung des ätzenden Gewächs=Alkali ihre Durchſichtigkeit, und zerfallen zu einem Pulver, weil ihnen das Alkali den Ueberſchuß der Säure raubt. Dem Kalkwaſſer überläßt die ſauerkleeſaure Schwererde ihre Säure ganz. Die gebrannte Schwererde zerſetzt die ſauerkleeſaure Talkerde und Thonerde. Folglich wäre die

Stufenfolge der einfachen Verwandtſchaft der Sauerkleeſäure auf naſſem Wege ſo: Kalkerde, Schwererde, Talkerde, Gewächs-Alkali, Mineral-Alkali, Ammoniak, Thonerde.

17. Schwefelſaure Mittelſalze.

a) Schwefelſaure Kalkerde oder Gyps.

Die Kalkerde wird von der Schwefelſäure mit oder ohne Aufbrauſen aufgelöſt, je nachdem ſie kohlenſauer oder gebrannt iſt. Die Verbindung, welche nach vollendeter Sättigung daraus entſteht, hat kaum einen merklichen Geſchmack, und iſt ſehr ſchwerauflöslich, ſo daß, wenn man die Schwefelſäure nicht mit ſehr vielem Waſſer verdünnet hat, der größte Theil davon ſich ſogleich bey ſeiner Entſtehung niederſchlägt. Wenn man aber recht ſehr verdünnte Schwefelſäure anwendet, oder ſie zum Kalkwaſſer in dem Verhältniß thut, daß ſie mit der Kalkerde geſättigt wird, und nach dem Durchſeihen die Auflöſung abraucht, oder noch beſſer unmerklich abdunſten läßt, ſo bilden ſich kleine, nadelförmige Kryſtalle, ohne erheblichen Geſchmack, welche **Selenit, künſtlicher Gyps** (ſelenites, gypſum), oder nach Bergmann **vitriolſaurer Kalk** (calx vitriolata), jetzt **ſchwefelſaure Kalkerde** (calx ſulphurica, ſulphas calcis, ſulphate de chaux), genannt werden. Dieſe Verbindung der Schwefelſäure mit der Kalkerde kommt mit dem **natürlichen Gypſe** überein, der ſich häufig und in Menge, mehr oder weniger durchſichtig, und in verſchiedener Geſtalt und Härte findet, wohin der erdige Gyps, der dichte Gyps, der faſerige Gyps, der körnige Gyps und der ſpäthige Gyps oder das Fraueneis gehört.

Der Gyps müßte zwar wegen der Beſtandtheile, woraus er zuſammengeſetzt iſt, zu den Mittelſalzen gezählt werden; er erfordert aber an 470 Theile ſiedendes Waſſer zu ſeiner Auflöſung, und mehr als 500 bey dem 50° der Wärme nach dem Fahrenheitiſchen Thermometer; und wir müſſen ihn daher eigentlich zu den Erden rechnen.

Wegen der Schweraufloͤslichkeit der ſchwefelſauren Kalkerde im Waſſer können wir ſie nur in ſehr unbeträchtlichen Kryſtallen darſtellen; die Natur liefert ſie uns aber im **Fraueneiſe** oft in anſehnlichen Kryſtallen. Dieſe Kryſtalle ſind eine ſechsſeitige Säule, die an den Enden zugeſchärft iſt. Da zwey gegen einander überſtehende Seitenflächen oft weit breiter, als die übrigen vier, und die Zuſchärfungen ſchief aufgeſetzt ſind, ſo erhalten die Kryſtalle dadurch ein rhomboidaliſches Anſehen, oder werden rhomboidaliſche Tafeln mit abgeſtumpften Kanten. Das Fraueneis enthält eine verſchiedene Menge des Kryſtallenwaſſers, und daher rührt auch die größere oder mindere Durchſichtigkeit oder Undurchſichtigkeit des natürlichen. Nach Bergmann enthält das kryſtalliſirte Fraueneis 0,32 bis 0,34 Kalkerde, 0,44 bis 0,46 Schwefelſäure, und 0,22 Kryſtallenwaſſer. Die Kryſtalle ſind in der Luft beſtändig; doch äußern freylich die gemeinſchaftlichen Kräfte der Luft, des Waſſers und der Wärme endlich einige zerſtörende Wirkungen auf den natürlichen Selenit, in Abſicht ſeiner, von dem Kryſtallenwaſſer abhangenden Durchſichtigkeit.

In der Hitze hingegen verliert der Selenit ſein Kryſtallenwaſſer leicht, er wird unter einer Art von Aufwallen undurchſichtig, wenn er vorher durchſichtig war, und ſehr zerreiblich und locker, wenn er Feſtigkeit und Härte beſaß. Bringt

man

man ihn ſchnell in ein ſtarkes Feuer, ſo verliert er das Waſſer unter einem Kniſtern. Der Gyps oder Selenit, welcher durchs Feuer ſeines Kryſtallwaſſers beraubt worden iſt, heißt **gebrannt** (gypſum uſtum), und an einigen Orten auch **Gypskalk** oder **Sparkalk**. Der gebrannte Gyps ſaugt mit vieler Kraft das Waſſer, das man mit ihm vermengt, ein, (wobey er oft einen ſchwachen Geruch von ſich giebt, der dem von faulen Eyern ähnlich iſt, wovon die Urſache aus dem Folgenden erhellen wird,) und erhärtet damit wieder, durch eine Art von unvollkommener Kryſtalliſation, zu einem ſteinharten Körper. Hierauf gründet ſich die Anwendung des Gypſes zum **Gypsmörtel**.

Das Brennen des Gypſes erfordert bey weitem das Feuer nicht, als das Brennen des Kalks; es geſchiehet im Großen entweder in Meilern, oder in offenen Oefen; auch in Backöfen. Der gebrannte Gyps wird hernach auf eigenen Mühlen oder Pochwerken gepulvert, und hernach geſiebt, wobey es aber, aus dem eben angeführten Grunde, zu dem Gebrauche deſſelben nicht anders, als nachtheilig ſeyn kann, wenn man ihn mit Waſſer beſprengt.

Wenn der Gyps zu wenig gebrannt iſt, ſo verhärtet er mit dem Waſſer nicht gehörig; und auch gut gebrannter Gyps thut dies, wenn er der feuchten Luft zu lange ausgeſetzt wird, indem er die Feuchtigkeiten daraus in ſich ziehet. Beym Brennen des Gypſes iſt aber auf der andern Seite wieder Vorſicht anzuwenden, daß er nicht zu ſtark und zu heftig gebrannt werde; denn alsdann wird er mit dem Waſſer auch nicht gehörig hart. Man nennt ihn **todtgebrannt**; und er hat dann nicht ſowohl von ſeiner Schwefelſäure verlohren, welche

ſich,

ſich, ohne Zwiſchenmittel, durchs ſtärkſte Feuer nicht davon abtreiben läßt, als vielmehr einen anfangenden Grad der Verglaſung erlitten.

Bey der Anwendung des Gypſes zum Gypsmörtel muß jener nicht nur gehörig gebrannt ſeyn, ſondern es muß ihm auch weder zu wenig, noch zu viel Waſſer zugeſetzt werden. Im erſtern Fall findet er weniger Waſſer, als er in ſich nehmen und binden kann; und verhärtet daher nicht gehörig. Im letztern Falle verhärtet er zu langſam; doch iſt dieſer Fehler nicht ſo groß, als der erſtere. Uebrigens dehnt ſich der gebrannte Gyps bey ſeiner Vereinigung mit dem Waſſer in einen größern Raum aus; und nimmt am Gewicht zu, ohne daß er nachher an der Luft dieſen Zuwachs wieder ganz verliert. Daß der alte Gypsmörtel durchs Brennen nicht wieder zu gebranntem Gypſe werden könnte, iſt unwahr. — Der Zuſatz des Sandes beym Gypsmörtel iſt unnöthig, da er ſchon für ſich ſelbſt einen feſten Zuſammenhang erhält; mehr nützt noch die Beymiſchung des gebrannten Kalkes.

Im heftigen Feuer, und auch vor dem Löthrohre, fließt der Gyps endlich zu einer Art von Glas; nach Hrn. Gerhard aber nicht im Kreidentiegel, ſondern nur im Thontiegel. Vor dem Löthrohre mit dephlogiſtiſirter Luft ſchmelzt er leicht.

Wenn man etwas ſchwefelſaures Gewächs-Alkali oder Mineral-Alkali in Kalkwaſſer auflöſt, und die Auflöſung hernach abdunſtet, ſo erhält man Selenit-Kryſtalle. Jene Neutralſalze werden zerſetzt, und ihre Alkalien in ätzender Geſtalt abgeſchieden. Die Schwefelſäure muß alſo mit den feuerbeſtändigen Alkalien nicht ſo nahe verwandt ſeyn, als mit der Kalkerde. Uebrigens kommt uns dieſe Verwandtſchaft eben nicht zu

ſtatten,

ſtatten, um aus dem Glauberſalze das Mineral-Alkali durch ungelöſchten Kalk wohlfeil darzuſtellen, weil dieſer nur nach Maßgabe ſeiner Auflöſung im Waſſer die Schwefelſäure trennt. Kohlenſaurer Kalk ſcheidet die Schwefelſäure keinesweges von den fixen Alkalien ab, weil hier zugleich die Anziehung der Kalkerde zur Kohlenſäure wirkt.

Aus dem ſchwefelſauren Ammoniak entbindet die gebrannte Kalkerde ſogleich das Ammoniak in ätzender Geſtalt, und ſie vereiniget ſich mit der Schwefelſäure deſſelben zum Selenit. Kohlenſaure Kalkerde bewirkt wegen der Kohlenſäure, die von dem Kalk ſtark angezogen wird, keine Zerſetzung des ſchwefelſauren Ammoniaks auf naſſem Wege; auf trocknem Wege hingegen, in der Hitze, ſcheidet ſie das Ammoniak als kohlenſaures ab; aber hier wirkt auch offenbar die Hitze zugleich mit.

Wenn man aber 3 Theile fein geriebenen Gyps mit 5 bis 6 Theilen kohlenſaurem feuerbeſtändigen Alkali wohl vermengt, und zuſammen einige Stunden lang in einem Schmelztiegel gelinde calcinirt, ſo läßt ſich nach dem Erkalten aus der klar geriebenen Maſſe mit ſiedendem Waſſer ein wirkliches, obwohl mit Alkali überſetztes, ſchwefelſaures Gewächs- oder Mineral-Alkali auslaugen, je nachdem das Laugenſalz beſchaffen war; und die Kalkerde bleibt als kohlenſaure Kalkerde im Seihezeuge zurück. Auch auf naſſem Wege läßt ſich durch Kochen des kohlenſauren Alkali's und Gypſes mit Waſſer dieſer zerlegen, und die Kalkerde deſſelben als kohlenſaure Kalkerde abſcheiden. Daher werden die gypshaltigen Quell- und Brunnenwaſſer vom kohlenſauren feuerbeſtändigen Alkali getrübt.

Auch das kohlenſaure Ammoniak zerſetzt auf naſſem Wege den Gyps, und ſchlägt aus der

Auflö-

Auflöſung deſſelben im Waſſer die Kalkerde, als rohe Kalkerde, nieder. So läßt ſich auch ſchwefelſaures Ammoniak verfertigen, wenn man eine Auflöſung des kohlenſauren Ammoniaks mit fein gepulvertem Gypſe, in wohl verſchloſſenen Gefäßen zuſammen kalt digerirt, das Gemenge öfters umrührt, und dann nach mehrern Tagen auslaugt, wo die Kalkerde des Gypſes im kohlenſauren Zuſtande übrig bleibt, und das Ammoniak, wenn es Gyps genug angetroffen hat, ganz in ſchwefelſauren Ammoniak verwandelt worden iſt. Durchs Abrauchen und Kryſtalliſiren kann man den etwa dabey befindlichen Gyps aus der Auflöſung abſcheiden.

Bey Vergleichung der vorher erwähnten Zerlegung der ſchwefelſauren Neutral-Salze durch Kalk mit der eben angeführten des Gypſes durch kohlenſaure Alkalien ſcheint es, daß eine wechſelſeitige Verwandtſchaft der Schwefelſäure zu den Alkalien und zu der Kalkerde ſtatt fände. Allein der anſcheinende Widerſpruch fällt weg, wenn man einfache Wahlverwandtſchaft von der doppelten gehörig unterſcheidet. Denn bey der Zerſetzung des Gypſes durch kohlenſaure Alkalien iſt die Kohlenſäure mit in Anſchlag zu bringen, gegen welche die Kalkerde eine ſtarke Verwandtſchaft beſitzt, und die Summe dieſer anziehenden Kräfte der Kalkerde zur Kohlenſäure und der Schwefelſäure zu den Alkalien iſt ſtärker, als die Anziehung zwiſchen der Schwefelſäure und Kalkerde allein. Es erfolgt alſo hier die Zerſetzung, welche durch einfache Verwandtſchaft ſonſt nicht bewirkt wird. —

Reine Alkalien, feuerbeſtändige ſowohl, als flüchtiges, ſchlagen daher aus der Auflöſung des Gypſes in Waſſer die Kalkerde nicht nieder; freylich dann wohl, wenn man die Vermiſchung an

der

der Luft ſtehen läßt, wo die Alkalien Kohlenſäure anziehen, und wo ſich alſo nun wegen der letztern eine doppelte Wahlverwandtſchaft ereignet. Man muß alſo der reinen Kalkerde auf naſſem Wege allerdings eine nähere Verwandtſchaft zu der Schwefelſäure zuſchreiben, als den feuerbeſtändigen und flüchtigen Alkalien.

b. **Schwefelſaure Talkerde oder Bitterſalz.**

Die Talkerde wird von der Schwefelſäure leicht aufgelöſt. Auch bey einer ziemlich ſchwachen Verdünnung mit Waſſer erhält man eine klare Auflöſung, und es erzeugt ſich kein ſolcher Niederſchlag, als bey der Auflöſung der Kalkerde in eben dieſer Säure. Man erhält vielmehr, bey getroffener Sättigung, durchs Abrauchen und Kryſtalliſiren der Auflöſung, ein vom Selenit ganz verſchiedenes Salz, welches in den Officinen **Bitterſalz, Epſomſalz, engliſches Purgirſalz** (ſal Epſomienſe, ſal catharticum anglicanum, amarum), nach dem neueren Syſtem aber **ſchwefelſaure** oder **vitriolſaure Talkerde** (magneſia ſulphurica ſ. vitriolata, ſulphas magneſiae, Sulfate de magneſie) genannt wird.

Dies Mittelſalz hat einen ſehr bittern, etwas kühlenden Geſchmack, und ſchießt, bey gehöriger Behandlung, in ſchönen regelmäßigen, vierſeitigen, glatten, gleichſeitigen Säulen an, welche ſich in dachförmige oder zweyſeitige Endſpitzen endigen. Die Kryſtalle verlieren in der Wärme ihre Durchſichtigkeit, und zerfallen endlich in ein weißes Pulver, wegen des Verluſtes des Kryſtallenwaſſers. Die Kryſtalle enthalten nach Bergmann 0,13 Talkerde, 0,33 Schwefelſäure und 0,48 Waſſer.

Die ſchwefelſaure Talkerde iſt im Waſſer ſehr auflöslich. Bey der mittlern Temperatur nimmt dies etwas mehr als die Hälfte von dem kryſtalli-

kryſtalliſirten Salze auf; vom ſiedenden Waſſer aber werden nur 0,666 zur Auflöſung deſſelben erfordert. Es läßt ſich daher auch durchs Abkühlen kryſtalliſiren. Bey dem Abrauchen der Auflöſung darf man dieſes nicht bis zum Häutchen fortſetzen, weil ſonſt alles, wegen der leichten Auflösbarkeit des Salzes in der Hitze, nachher beym Erkalten zu einem Salzklumpen gerinnt. Am beſten erhält man die Kryſtalle, wenn man das Abrauchen nur ſo lange gelinde fortſetzt, bis ein Tropfen davon auf einer kalten Fläche nach wenigen Minuten anſchießt. Durchs unmerkliche Abdunſten laſſen ſich bey größern Salzportionen die ſchönſten Kryſtalle hervorbringen. Das verkäufliche Bitterſalz beſtehet aus kleinen nadelförmigen Kryſtallen, welche durch das Umrühren der zum Kryſtalliſiren fertigen Lauge erhalten worden ſind. Es hat auch einigen Hang zum Zerfließen, und dies rührt von einem noch dabey befindlichen fremdartigen Salze (ſalzſaure Talkerde) her.

In der Hitze zergeht die kryſtalliniſche ſchwefelſaure Talkerde in ihrem Kryſtallenwaſſer; ſie ſchäumt ſtark auf; trocknet aus, und ſchmelzt dann erſt in einer ſehr ſtarken Glühehitze, ohne die Säure fahren zu laſſen. Die calcinirte ſchwefelſaure Talkerde verſchluckt das Waſſer begierig, verhärtet damit, und löſt ſich erſt nach und nach wieder auf. Bey der Vermiſchung derſelben mit dem Waſſer erzeugt ſich Wärme.

Die ſchwefelſaure Talkerde findet ſich auch häufig natürlich, beſonders in mineraliſchen Waſſern, wie im Seidſchützer Waſſer. In dem Ebshamer Brunnen wurde das Bitterſalz zuerſt von Nehem. Grew 1675. endeckt, und ſeit dieſer Zeit in der Arzneykunſt unter dem obigen Nahmen angewendet. Hoy erfand die wohlfeile künſtliche

liche Bereitung deſſelben zuerſt aus der Mutterlauge des Kochſalzes. Dies Verfahren wurde erſt ſpäter bekannt, nachdem die ſtarke Conſumtion des Salzes ſchon vorher zur Muthmaßung Gelegenheit gegeben hatte, daß es durch Kunſt bereitet werden müßte *).

Die ſchwefelſaure Talkerde wird ſowohl von den reinen, als kohlenſauren feuerbeſtändigen Alkalien zerſetzt. Durch die erſtern wird die Talkerde kohlenſauer, durch die letztern rein niedergeſchlagen. Die Alkalien geben mit der Schwefelſäure des Bitterſalzes entweder einen vitrioliſirten Weinſtein, oder ein Glauberſalz. Auf dieſe Neutral-Salze hat aber die Talkerde gar keine Wirkung; ſie iſt alſo mit der Schwefelſäure entfernter verwandt, als die feuerbeſtändigen Alkalien. Hierauf gründet ſich die Gewinnung der Talkerde aus dem Bitterſalze.

In Anſehung des Ammoniaks ſcheint die Verwandtſchaft der Schwefelſäure auf naſſem Wege nicht ſtärker zu ſeyn, als zur Talkerde. Schüttet man ätzenden Salmiakgeiſt zur Auflöſung des Bitterſalzes im Waſſer, ſo ſchlägt ſich nur ſehr wenig Talkerde nieder; es bildet ſich vielmehr nach Bergmann ein dreyfaches Salz, eine Zuſammenſetzung aus Schwefelſäure, Ammoniak, und Bittererde, oder vielmehr zwey verſchie-

dene

*) Lentilius von dem engliſchen Purgirſalze; aus den Abh. der Akadem. der Naturf. 1712 — 1714., überſ. in Crells chem. Archiv, B. II. S. 42. Verſuche und Beobachtungen über das bittere Laxirſalz, von J. Brown; aus den philoſ. Transact. Vol. XXXII. J. 1722 und 1723. überſ. ebendaſ. S. 175 Fortſetzung, ebendaſ. S. 177. Ueber das Epſomſalz; von Boulduc; aus der Hiſt. de l'acad. roy. des ſc. de Paris von 1718. überſ. im neuen chem. Archiv, B. I. S. 203. Unterſuchung des Epſomſalzes, von Ebendemſelben, aus den Mem. vom J. 1731. überſ. im n. chem. Archiv, B. III. S. 195.

dene Salze mit einerley Säure. (Sulfate ammoniaco-magneſien) *).

Von dem Kalkwaſſer wird die ſchwefelſaure Talkerde ſogleich zerſetzt; die Schwefelſäure wird in Selenit verwandelt, und die Talkerde fällt nieder. Hierdurch unterſcheidet man bequem das Bitterſalz vom Glauberſalze. Kohlenſaure Kalkerde, auch ſelbſt im kohlenſauren Waſſer aufgelöſt, kann das Bitterſalz nicht zerlegen, wegen der ſtarken Anziehungskraft der Kalkerde zur Kohlenſäure. Man findet daher auch in einigen Sauerbrunnen kohlenſaure Kalkerde und Bitterſalz zugleich.

Bey der Auflöſung der kohlenſauren Talkerde in Schwefelſäure iſt keine beträchtliche Erhitzung zugegen. Wenn man aber gebrannte und völlig luftleere Talkerde, in einer porzellanenen Taſſe, oder einem andern ſchicklichen Gefäße, mit ſtarkem Vitriolöhle übergießt, ſo erhitzt ſich das Gemiſch ſtark, es dampft, und man ſieht es wirklich glühen und Funken umherſprühen, wenn man die Vermiſchung an einem dunkeln Orte vornimmt. Der Verſuch gelingt mit dem weißen, beſſer aber mit dem braunen rauchenden Vitriolöhle. Den Grund dieſer Erſcheinung kann man, nach Gren, nicht in der Wärme-Materie der Talkerde oder concentrirten Schwefelſäure allein finden, weil ſie nie

*) Bergmann de magneſia, in ſeinen opuſc. phyſ. chem. T. I. S. 578.; de attract. el. ebendaſ. T. III. S. 317. 337. Mémoire ſur la precipitation de ſulfate, nitrate et muriate magneſiens par l'ammoniaque, et ſur les ſels triples ammoniaco-magneſiens, qui ſe forment pendant cette precipitation, par M. de Fourcroy; in den Annales de chimie, T. IV. S. 210. ff. Ueber das Niederſchlagen der vitriol-, ſalpeter- und ſalzſauren Bittererde durch das flüchtige Laugenſalz, und über die dreyfachen Salze, die ſich bey dieſem Niederſchlag erzeugen, von Hrn. de Fourcroy; in Crell's Annal. 1792. B. I. S. 451. ff.

nie allein Feuer oder Glühen hervor zu bringen im Stande iſt, ſondern Gren folgert daraus, daß das Vitriolöhl, auch das weiße, Phlogiſton in ſich habe, welches mit der freywerdenden Wärme-Materie zum Licht und Feuer in Verbindung tritt. Die Erhitzung ſelbſt aber iſt aus dem plötzlichen Uebergang der flüſſigen Schwefelſäure mit der Talkerde zum feſten Bitterſalz zu erklären. Bey der kohlenſauren Talkerde wird dieſe Erhitzung nicht erregt, weil die Kohlenſäure, um luftförmig zu werden, bey ihrer Entbindung die aus der Schwefelſäure freywerdende Wärme-Materie wieder von neuem bindet *).

c) Schwefelſaure Thonerde, oder gemeiner Alaun.

Das Reſultat der Verbindung der Thonerde mit Schwefelſäure iſt der gemeine Alaun (Alumen vulgare, crudum), den man im Syſtem ſchwefelſaure oder vitriolſaure Thonerde (Argilla ſulphurica ſ. vitriolata, Sulphas argillae, Sulphate d'Alumine) nennt **).

*) Weſtrumb über die Entzündung der gebrannten Bitterſalzerde mit Vitriolöhle; in Crells Annalen 1784. Band II. S. 432. ff. Ebenderſelbe über die Entzündung der Bitterſalzerde durch Vitriolſäure; in ſeinen kleinen phyſ. chem. Abhandl. B. III. H. I. S. 405. ff.

**) Andr. Sigm. Marggraf Verzeichniß einiger Erfahrungen, die Regeneration des Alauns – ſowohl, als auch deſſen künſtliche Zuſammenſetzung aus andern Erden mit dem Acido vitriolico betreffend; in ſeinen chem. Schriften, B. I. S. 199. ff. Ebendeſſelben Verſuche mit der Alaunerde, ebendaſelbſt S. 212. Ebendeſſelben Fortſetzung der Arbeiten mit der terra aluminis, ebendaſ. S. 2[illegible]. Recherches ſur la nature de la baſe de l'alun par M. Baron; in den Mém. de l'acad. roy. des ſc. 1760. S. 274. ff. Baron's Unterſuchung der Grunderde des Alauns; in den mineral. Beluſtigungen, Th. III. S. 347. ff.

Der Alaun iſt ein Mittelſalz von einem anfangs ſüßlichen, aber hernach herben zuſammenziehenden Geſchmack. Die Kryſtallengeſtalt des Alauns iſt ſehr nach der Behandlung ſeiner Lauge verſchieden. Eigentlich ſind ſeine Kryſtalle vollkommene Octaëdra, welche von zwey vierſeitigen, mit ihrer Baſis an einander gefügten Pyramiden gebildet werden. Nach den verſchiedenen Behandlungen ſind die Spitzen mehr oder weniger abgeſtumpft, und die Seiten mehr oder weniger regelmäßig. Bey großen Anſchüſſen ſitzen die Kryſtalle oft wie eingezapft in einander, ſo daß ſie gewiſſermaßen eine gegliederte vierſeitige Säule mit einer vierſeitigen pyramidaliſchen Endſpitze zu bilden ſcheinen. Am vollkommenſten werden die Octaëdra vermittelſt der Fäden erhalten, welche man in die zum Kryſtalliſiren fertige Lauge aufhängt. Denn durch das Anſetzen der Kryſtalle an die Wände der Kryſtalliſirgefäße geht gewöhnlich eine oder mehrere Flächen verloren, und man ſieht öfters auch wohl nur eine einzige Pyramide an dem Kryſtalle.

Der Alaun iſt im kalten Waſſer ziemlich ſchwerauflöslich; denn beym 50° Fahr. erfordert er mehr, als 18,363 Theile, vom ſiedenden Waſſer aber nach Baumê nur 1,600 und nach Bergmann ſogar nur 0,750 Theile Waſſer, um ſich im kryſtalliniſchen Zuſtande vollkommen aufzulöſen. Der Alaun läßt ſich daher ſehr gut durchs Abkühlen kryſtalliſiren. Die Kryſtalle deſſelben beſtehen nach Bergmann aus 0,18 Thonerde, 0,38 Schwefelſäure und 0,44 Waſſer.

An der Luft werden die Alaunkryſtalle auf der Oberfläche, wegen des Verluſtes ihres Waſſers, unſcheinbar, verwittern aber nicht eigentlich, wie das Glauberſalz. In der Hitze zergeht der Alaun

in

in ſeinem eigenen Kryſtallenwaſſer, wegen der ſtärkern Annahme der Wärme. Das Wäſſerichte entweicht immer mehr und mehr, der Alaun wird zäher und trockener; er ſchwillt hierbey ungemein auf, und giebt nach dem völligen Austrocknen eine mattweiße, ſehr ſchwammichte, lockere, leicht zerreibliche Maſſe, welche nun **gebrannter Alaun** (alumen uſtum) heißt.

Der Alaun verliert bey dieſem Brennen ſein Kryſtallenwaſſer gänzlich, und beynahe die Hälfte ſeines Gewichts. Der gebrannte Alaun ſchmeckt weit ſtyptiſcher, als der rohe. Er löſt ſich im Waſſer wieder auf, mit Zurücklaſſung einiger erdigen Theile, und liefert dann durchs Abrauchen und Kryſtalliſiren wieder wahren Alaun. Wenn man das Brennen des Alauns in einer irdenen Retorte vornimmt, welche wegen des Aufblähens dieſes Salzes nur in einer geräumigen Retorte und bey vorſichtiger Regierung des Feuers geſchehen muß, ſo geht faſt bloßes Waſſer in die Vorlage über, und nur zuletzt kommt bey ſtarker Hitze etwas Säure zum Vorſchein, aber nach Geofroy läßt ſich dieſe keinesweges ganz aus dem Alaune abtreiben. Der hierbey zu erhaltende **Alaun-Spiritus** (ſpiritus aluminis), wie er ſonſt wohl genannt wurde, iſt natürlicher Weiſe von ſchwacher Schwefelſäure gar nicht verſchieden.

Der Alaun enthält immer einen Ueberſchuß von Schwefelſäure. Er färbt deswegen auch die Lackmus-Tinctur und das damit gefärbte Papier roth, und man kann ihn nicht als ein vollkommen geſättigtes Mittelſalz anſehen; aber dieſer Ueberſchuß der Säure iſt ihm weſentlich, und mit derſelben geht zugleich Geſchmack, Auflöslichkeit und die ganze vorige Beſchaffenheit verloren. Wenn man nähmlich nach Hrn. Baumé in eine wäſ-

ſerige Auflöſung des gewöhnlichen Alauns eine friſch niedergeſchlagene, gut ausgeſüßte, aber noch nicht getrocknete, Alaunerde thut, und damit ſieden läßt, ſo löſt ſich noch ein ziemlicher Theil davon auf, und die erhaltene durchgeſeihete Auflöſung ſchmeckt gar nicht mehr wie Alaun, ſondern wie ein hartes Waſſer, ſie röthet die Lackmus-Tinctur nicht mehr, und liefert beym unmerklichen Abdunſten ſchuppige, weiche, im Waſſer ſehr ſchwerauflösliche, unſchmackhafte Kryſtalle, welche Baumé Glas-Selenit nennt, und welche man als einen mit Thonerde völlig geſättigten Alaun anſehen kann. Durch zugeſetzte Schwefelſäure verwandeln ſie ſich nur langſam wieder in gewöhnlichen Alaun. Chaulnes und Le Blanc erhielten beym unmerklichen Abdunſten des Salzes ſehr regelmäßige Würfel *).

Wenn aber dem Alaun bey ſeiner Verfertigung oder bey ſeiner Auflöſung im Waſſer noch mehr verdünnte Schwefelſäure zugeſetzt wird oder beygemiſcht iſt, als er weſentlich haben muß, ſo wird dadurch das Anſchießen deſſelben nach Bergmann's Erfahrungen immer mehr und mehr gehindert und verzögert, je größer die Menge der freyen Säure bey demſelben iſt. Wenn man aber nach Baron zu einer geſättigten Auflöſung des Alauns im Waſſer ſtarkes Vitriolöhl ſchüttet, ſo ſchießt der Alaun ſehr bald in langen ſtrahlichten Kryſtallen an, welche nach dem Abtrocknen auf Löſch-

*) Baumé's Experimentalchemie, Th. I. S. 477. Ambroſ. Mich. Siefert von würflichten Alaunkryſtallen; im neuen Hamburg. Magazin, B. XII. S. 163. ff. und S. 195. ff. Beyträge zu Hrn. D. Sieffert's Abhandlung über den würflichen Alaun, vom Hrn. D. Buchholz; in Crell's chem. Annalen, 1785. B. II. S. 483. ff. Fourcroy Elem. de Chim. 4 Ed. Tom. II. S. 217.

Löſchpapier und nach dem Wiederauflöſen und Kryſtalliſiren wieder die Geſtalt des gewöhnlichen Alauns erhalten. Es ſcheint alſo hier das Gegentheil von dem vorigen ſtatt zu finden, und die Schwefelſäure das Anſchießen des Alauns eher zu befördern, als zu verhindern. Allein man muß hierbey das gehörige Maß der Wäſſerigkeit erwägen; im letztern Falle zieht die concentrirte Schwefelſäure das Wäſſerige der Auflöſung mit vieler Stärke an, und der Alaun muß wegen verminderter Menge des Auflöſungsmittels niederfallen. Wenn aber die Schwefelſäure ſchon Waſſer genug hat, oder in der Auflöſung des Alauns genug antrifft, ſo findet der letztere Fall nicht ſtatt, und der Alaun wird, ſo wie auch der Selenit, der vitrioliſirte Weinſtein und andere Salze, wegen des Uebermaßes der Säure im Waſſer leichter auflösbar, und um deſto ſchwerer zu kryſtalliſiren. Den Alaunkryſtallen entzieht ſtarkes Vitriolöhl auch das Kryſtallenwaſſer, und verwandelt ſie auf naſſem Wege gewiſſermaßen in gebrannten Alaun *).

Man findet den Alaun hin und wieder, obgleich ſelten, ganz fertig von der Natur zubereitet, in einigen mineraliſchen Quellen, in Kohlenminen, an den Laven von Vulkanen, und ſonſt an verſchiedenen andern Orten. Der größte Theil dieſes Mittelſalzes wird durch Kunſt zuſammengeſetzt. Der gemeine, verkäufliche Alaun pflegt ſelten ganz rein zu ſeyn; gemeiniglich iſt er mit Eiſen oder vielmehr mit Eiſenvitriol, und mit ſchwefelſaurem Gewächs-Alkali verunreiniget, welche beyde mit zugleich in ſeine Kryſtallen übergehen. Der

*) Bergmann de conf. aluminis, in ſeinen opuſc. T. I. S. 318. f.

letztere rührt daher, weil man zu der Alaunlauge, die wegen des gewöhnlich dabey befindlichen Uebermaßes der Säure nicht anſchießen will, Pottaſchenlauge ſetzt, um ſo die überflüſſige Säure wegzunehmen. Manchmahl iſt der Alaun auch mit Bitterſalz verunreiniget. Der gewöhnliche verkäufliche Alaun heißt ſonſt auch von ſeiner Farbe alumen album, von ſeinem Anſehen alumen glaciale, und von der ſyriſchen Stadt Roocho oder Rocca (jetzt Edeſſa), wo die Europäer die Kunſt den Alaun zu bereiten zuerſt lernten, al. rochae oder rochum, und durch einen Mißverſtand dieſes letztern Worts auch al. rupeum. Eine reinere Sorte iſt der neapolitaniſche, der bey Puzzuolo zu Solfatara (alumen Solfatarae) bereitet wird; und dann vorzüglich der römiſche oder der rothe Alaun (alumen romanum, rubrum), den man in dem Alaunwerke della Tolfa bey Civita-Vecchia gewinnt. Er iſt frey von Eiſentheilen, und nur äußerlich mit einer röthlichen Erde vermengt, welche man durchs Auflöſen im Waſſer, Durchſeihen und Kryſtalliſiren davon trennen kann. Dieſe röthliche Erde iſt ihrer Natur nach noch nicht gehörig unterſucht; ſcheint aber doch eiſenſchüſſig zu ſeyn. Der gravenhorſtiſche oder braunſchweigiſche Alaun iſt durch und durch röthlich, und von dem römiſchen und andern Alaun, in Abſicht ſeiner Miſchung, merklich unterſchieden. Er hat ſeine rothe Farbe ohne Zweifel vom Kobold *).

Mit der Thonerde iſt die Schwefelſäure nicht ſo nahe verwandt, als mit den andern Erden und mit

*) S. Erxleben, aluminis roſei, quod fratres Gravenhorſtii Brunſuigae parant, examen chemicum; in den nov. Comm. Soc. ſcient. Goetting. Tom. IV. S. 90, Bergmann a. a. O. S. 311.

mit den andern Alkalien. Sowohl die kohlenſauren, als die reinen feuerbeſtändigen Alkalien trennen auf naſſem Wege die Thonerde von der Schwefelſäure. Auch das Ammoniak ſchlägt die Thonerde aus der Auflöſung des Alauns im Waſſer nieder, und zwar ſowohl das reine, als das kohlenſaure. Da die Thonerde keine Verwandtſchaft zur Kohlenſäure hat, ſo entſteht auch ein Aufbrauſen, wenn man kohlenſaure Alkalien zum Zerſetzen des im Waſſer aufgelöſten Alauns anwendet. Uebrigens fällt es ſchwer, die Thonerde, welche man durch Zerſetzung des Alauns vermittelſt der Alkalien gewinnt, ganz von Schwefelſäure zu befreyen, weil der Alaun bey der Entziehung ſeiner Säure immer ſchweraufslöslicher wird. Man erreicht ſeinen Zweck noch am beſten, wenn man die durch Alkalien aus der Auflöſung des Alauns im Waſſer niedergeſchlagene Thonerde wieder durch reines Alkali im Waſſer auflöſt, und daraus wieder durch reine Salzſäure fället *).

Wenn man ſchwefelſaures Ammoniak mit Thonerde zuſammen im Feuer behandelt, ſo bleibt ſchwefelſaure Thonerde zurück. Dies geſchieht aber nicht wegen der nähern Verwandtſchaft der Schwefelſäure zur Thonerde, ſondern wegen der Wirkung der Hitze, wodurch ſich das Ammoniak von der Schwefelſäure trennt.

Die Thonerde iſt mit der Schwefelſäure nicht ſo nahe verwandt, als die Kalkerde; und es zerſetzt ſowohl die reine, als die kohlenſaure Kalkerde den Alaun auf naſſem Wege. Schüttet man eine Auflöſung des Alauns im Waſſer zum Kalkwaſſer, ſo entſteht gleich eine Trübung; die Thon-

*) J. B. Richter über die neuern Gegenſtände der Chemie, St. II. S. 130. ff.

erde fällt nieder, und die Schwefelſäure verbindet ſich mit der Kalkerde zum Gyps.

Endlich wird der Alaun auch durch Talkerde zerſetzt, und zwar ſowohl durch reine, als durch kohlenſaure, indem die Talkerde wegen ihrer nähern Verwandtſchaft mit der Schwefelſäure des Alauns damit zum Bitterſalz zuſammentritt.

d) Schwefelſaure Schwererde oder Schwerſpath.

Die Schwefelſäure verbindet ſich mit der Schwererde mit oder ohne Aufbrauſen, je nachdem dieſe kohlenſauer oder rein war. Es gewährt aber dieſe Verbindung keine klare Auflöſung, auch wenn man ſehr ſtark verdünnte Schwefelſäure anwendet; ſondern es ſchlägt ſich alles zu einem im Waſſer unauflöslichen Pulver nieder. Eine ſolche ſchwefelſaure oder vitriolſaure Swererde (Barytes ſulphuricus ſ. vitriolatus, Terra ponderoſa ſulphurica ſ. vitriolata, Sulphas Barytis, Sulfate de Baryte) iſt auch der natürliche Schwerſpath (Spathum ponderoſum), der, weil er im Waſſer ganz und gar unauflösbar, und alſo auch geſchmacklos iſt, mit Recht zu den Erden und Steinen gerechnet wird.

Wegen der Unauflöslichkeit im Waſſer können wir die ſchwefelſaure Schwererde nicht in kryſtalliniſcher Form darſtellen, ſondern ſie ſchlägt ſich immer als ein unförmliches Pulver nieder. Die Natur hingegen liefert uns dieſe ſchwefelſaure Schwererde oft in anſehnlichen Kryſtallen, von regelmäßigen Umriſſen, und beſtimmtem Gefüge, wovon der Art. Schwerſpath handeln wird.

Die Kryſtalliſationen des natürlichen Schwerſpaths ſind höchſt mannigfaltig. Nach Hrn. Werner laſſen ſich indeſſen alle Schwerſpathkryſtalle unter

unter folgende Hauptkryſtalliſationen bringen: die doppelt vierſeitige Pyramide, die ſchiefwinklige vierſeitige Säule, die ſchiefwinklige vierſeitige Tafel, die ſechsſeitige Säule, die rechtwinklige vierſeitige Tafel, und die achtſeitige Tafel. Die Zuſchärfungen der Kanten und Ecken gewährt mehrere Abwechſelungen dieſer Arten *).

Der gewöhnliche oder gemeine Schwerſpath beſteht nach Bergmann aus 0,84 Schwererde, 0,13 Schwefelſäure, und 0,03 Waſſer. Die Menge dieſes Waſſers iſt in den durchſichtigen Schwerſpathkryſtallen größer. Das ſpecifiſche Gewicht des Schwerſpaths iſt anſehnlich, und zwiſchen 4,000 bis 4,500.

Der blätterige und kryſtalliniſche Schwerſpath kniſtert und zerſpringt, wenn er ſchnell in ein ſtarkes Feuer gebracht wird. Er verliert ſein Kryſtalliſationswaſſer, und brennt ſich zu einem Pulver, das aber nicht, wie der gebrannte Gyps, mit Waſſer wieder zuſammenbackt. Durch die Hitze läßt ſich die Schwefelſäure keinesweges aus ihm austreiben. Bey einem lange fortgeſetzten heftigen Porzellänfeuer fließt er nach d'Arcet endlich zu einer Art von Glas; aber nach Herrn Gerhard nur im Thontiegel, nicht im Kreidentiegel oder Kohlentiegel. Die feuerbeſtändigen Alkalien bringen ihn leichter zum Fluß. Vor dem Löthrohr mit Lebensluft iſt er ebenfalls ſchmelzbar, unter Entwickelung eines ſchweflichten Geruchs.

Unter allen alkaliſch ſalzigen und erdigen Stoffen hat die Schwererde die nächſte Verwandtſchaft zu der Schwefelſäure. Die ätzenden Alkalien zerſetzen daher den Schwerſpath auf naſſem Wege

*) Cronſtedt's Mineralogie, überſ. von Werner; S. 61. ff.

Wege ſo wenig, als das Kalkwaſſer; aber auch auf trocknem Wege haben ſie keine zerſetzende Wirkung auf denſelben. Wenn man hingegen die reine Schwererde mit der Aufloͤſung der ſchwefelſauren Neutral-Salze zuſammenbringt, ſo werden dieſe zerlegt, ihr alkaliſcher Theil wird abgeſchieden, und die Schwererde verwandelt ſich in Schwerſpath. Eben ſo zerlegt ſie auch das Bitterſalz und den Alaun. Ohne Zweifel wird die Aufloͤſung des Gypſes im Waſſer durch die reine Schwererde auf aͤhnliche Art zerſetzt; wenigſtens geſchiehet es durch eine doppelte Verwandtſchaft ſogleich, wenn die Schwererde in irgend einer andern Saͤure aufgeloͤſt iſt. Die Wirkung der Schwererde auf trocknem Wege auf die ſchwefelſauren Neutral-Salze mit einem feuerbeſtaͤndigen Alkali iſt noch nicht gepruͤft; aus dem ſchwefelſauren Ammoniak macht ſie ſogleich das fluͤchtige Alkali los.

Der Schwerſpath loͤſt ſich uͤbrigens in der ſehr concentrirten Schwefelſaͤure nach Morveau gaͤnzlich auf; nur gehoͤrt eine große Menge der Saͤure und die Beyhuͤlfe der Siedhitze dazu. Bey dem Erkalten ſcheidet ſich ein Theil wieder daraus ab, und auch durch wenige Tropfen Waſſer, womit man die Aufloͤſung verduͤnnt. Stellt man aber die erkaltete Aufloͤſung an die freye Luft hin, ſo kryſtalliſirt ſich der Schwerſpath vermittelſt der vor der Saͤure nach und nach angezogenen Feuchtigkeit in regelmaͤßiger Geſtalt heraus. Die ſtark concentrirte Schwefelſaͤure loͤſt vom Schwerſpath $\frac{1}{11}$ auf. Aus dieſer Aufloͤſung laͤßt ſich die Schwererde durch die kohlenſauren Alkalien abſcheiden.

e) Schwefelſaure Zirkonerde.

Wenn die Zirkonerde noch mäßig feucht iſt, ſo löſt ſie ſich nach Hrn. Klaproth in der verdünnten und gelinde erwärmten Schwefelſäure, ohne Aufbrauſen, auf. Die geſättigte Auflöſung gerinnt in der Kälte zum zarten milchweißen Breye; die mit Schwefelſäure überſättigte hingegen bleibt auch in der Kälte klar, und ſchießt durchs unmerkliche Abdunſten zu zuſammengehäuften, vierſeitig ſäulenförmigen Kryſtallen an, die nicht bitter, ſondern ſchrumpfend ſchmecken. Sonſt kennen wir die Verhältniſſe dieſer **ſchwefelſauren Zirkonerde** (Circonia ſulphurica ſ. vitriolata, Sulphas circoniae, Sulfate de Jargon) noch nicht weiter.

18. Weinſteinſaure Mittelſalze.

Aus der Verbindung der Kalkerde mit der reinen Weinſteinſäure entſteht die weinſteinſaure **Kalkerde**, der **Weinſtein-Selenit**, **Kalkweinſtein** (calx tartaroſa, tartariſata, Selenites tartareus, Tartris calcareus, Tartrite de chaux), ein Mittelſalz, das überaus ſchwer im kalten Waſſer auflöslich iſt, ſich aber auch im ſiedenden Waſſer nur langſam und in ſehr geringer Menge auflöſen läßt, und deswegen bey ſeiner Entſtehung ſich als erdichtes Pulver niederſchlägt, in welchem man aber nach dem Trockenwerden durchs Vergrößerungsglas kleine ſpießichte Kryſtalle gewahr werden kann. Mit dem Kalkwaſſer bringt die Weinſteinſäure auch einen Niederſchlag zuwege. Der Geſchmack dieſes Mittelſalzes iſt erdicht; an der Luft iſt es beſtändig. Im Feuer läßt es die Weinſteinſäure, freylich zerſetzt, als Weinſtein-Spiritus und brandiges Oehl, fahren, wird in verſchloſſenen Gefäßen zu einer ſehr ſchwammichten und lockern

lockern Kohle, welche ſich in Hrn. Prouſts Verſuchen beym Zutritt der Luft von ſelbſt entzündete; ſonſt aber beym Einäſchern Kalkerde zurückläßt, die, wenn ſie nicht zu heftiges Feuer erfahren hat, Kohlenſäure enthält.

Dieſe ſchwerauflösliche weinſteinſaure Kalkerde kann übrigens zur Regel dienen, nie Weinſteinrahm oder Weinſteinſäure in Verbindung mit abſorbirenden Kalkerden als Arzneymittel innerlich zu geben, womit unchemiſche Aerzte oft ſo freygebig ſind.

Die ätzenden Alkalien können den Weinſtein-Selenit auf naſſem Wege nicht zerſetzen. Wenn man hingegen gebrannten Kalk mit der Auflöſung des tartariſirten Weinſteines oder weinſteinſauren Mineral-Alkali's kocht, ſo wird nicht Weinſtein abgeſchieden, ſondern dieſe Neutral-Salze werden ganz zerſetzt, eben ſo auch das Seignet-Salz, und es bleiben die Alkalien derſelben in ätzender Geſtalt in der Auflöſung zurück, indem die Weinſteinſäure mit der Kalkerde zuſammentritt. Auch aus dem Kalkwaſſer ſchlagen die weinſteinſauren Neutral-Salze eine weinſteinſaure Kalkerde nieder. Wir müſſen daher der Weinſteinſäure eine ſtärkere Verwandtſchaft zur Kalkerde, als zu den feuerbeſtändigen Alkalien, zuſchreiben. Das Ammoniak ſteht der Kalkerde natürlicherweiſe ebenfalls nach.

Die Lauge, welche nach dem Zerſetzen des Weinſteines oder der weinſteinſauren Neutral-Salze durch gebrannten Kalk übrig bleibt, hat das Beſondere, daß ſie zwar in der Kälte klar und helle iſt, aber durchs Anwärmen in offenen und auch in verſchloſſenen Gefäßen, auch bey der Verdünnung mit Waſſer, milchicht und trübe wird, und ſich wieder beym Erkalten aufklärt und durchſichtig wird. Ohne Zweifel iſt hieran die darin

befind-

befindliche weinſteinſaure Kalkerde ſchuld; allein es iſt doch immer gegen die Analogie, daß ein Aufloſungsmittel in der Kälte mehr auflöſe, als in der Wärme. Oder ſollte die weinſteinſaure Kalkerde nur höchſt fein mechaniſch darin ſchwimmend ſeyn, und durch die Auflockerung des Zuſammenhanges des Vehiculums in der Warme ſich wieder abſcheiden *)?

Mit der Talkerde giebt die Weinſteinſäure ein Mittelſalz, daß ſich bey der völligen Sättigung aus dem Waſſer ebenfalls wegen ſeiner Schweraufloslichkeit als eine Erde niederſchlägt, und **weinſteinſaure Talkerde** (Magneſia tartaroſa, tartariſata, Tartris magneſiae, Tartrite de Magneſie) genannt wird. Mit einem Ueberſchuß von Säure läßt ſie ſich beſſer auflöſen, und liefert dann auch während des Abrauchens vieleckige, durchſichtige Salzkörner, die eigentlich kleine, ſechsſeitige Säulen vorſtellen, die an beyden Enden abgeſtumpft, und mehr oder weniger irregulär ſind. Sie löſen ſich im Waſſer leichter auf, als die weinſteinſaure Kalkerde, auch wenn ſie ganz geſättiget ſind **).

Im Feuer ſchmelzt die weinſteinſaure Talkerde, ſchäumt auf, verkohlt ſich, und hinterläßt zuletzt die reine Talkerde. In verſchloſſenen Gefäßen gebrannt liefert ſie, wie alle weinſteinſaure Salze einen Weinſtein-Spiritus und empyreumatiſches Oehl.

Aetzende

*) Hr. De Laſſone über die neuen und beſondern Erſcheinungen, welche mehrere Salzmiſchungen hervorbringen; aus den Mém. de l'ac. de Paris, 1773. S. 191. überſ. in Crell's chem. Journ. Th. IV. S. 109. Wenzel von der Verwandtſch S. 297. Leonhardi in Macquer's chem. Wörterb. Th. IV. S. 619.

**) Bergman de magneſia §. 12.

Aetzende Alkalien zerſetzen die weinſteinſaure Talkerde auf naſſem Wege nicht. Hingegen ſondert, nach Bergman, die gebrannte Talkerde aus der Auflöſung der weinſteinſauren Neutral-Salze die Alkalien nach einiger Zeit ab. Es muß alſo die Verwandtſchaft der Weinſteinſäure zu der Talkerde größer ſeyn, als zu den Alkalien. Die Kalkerde aber ſtellt Bergman in der Stufenfolge der Verwandtſchaft der Weinſteinſäure vor die Talkerde *).

Die reine Thonerde, beſonders wenn ſie aus dem Alaun niedergeſchlagen, wohl ausgeſüßt, und noch nicht getrocknet worden iſt, löſt ſich in der Weinſteinſäure leicht und vollkommen auf. Die geſättigte Auflöſung der **weinſteinſauren Thonerde** (argilla tartaroſa, tartariſata, alumen tartareum, Tartris argillae, Tartrite d'alumine) läßt ſich aber nicht kryſtalliſiren, ſondern giebt beym Eindicken eine durchſichtige gummiähnliche Salzmaſſe, die an der Luft nicht zerfließt, und einen eigenen zuſammenziehenden Geſchmack beſitzt. Im Feuer läßt ſie die Säure gleichermaßen in brenzlichter Geſtalt gänzlich fahren. Alle Alkalien ſowohl, als die übrigen Erden, machen die Thonerde aus der Auflöſung in der Weinſteinſäure frey.

Mit der Schwererde giebt die Weinſteinſäure ebenfalls ein ziemlich ſchwerauflösliches Salz, die **weinſteinſaure Schwererde** (Barytes tartaroſus, terra ponderoſa tartariſata, Tartris barytieus, Tartrite de baryte), die ſich bey einer Ueberſättigung mit Säure leichter im Waſſer auflöſen läßt. Im Calcinir-Feuer verliehrt ſie ihre Säure gänzlich, und ihre erdige Baſis bleibt zurück. Da die gebrannte Schwererde aus der Auf-

löſung

*) Bergman de attractionib. elect. §. XXIII.

löſung der weinſteinſauren Neutral-Salze die Weinſteinſäure an ſich zieht, ſo muß ſie dieſer wohl näher verwandt ſeyn, als die Alkalien. Bergman ſtellt die Schwererde in der Stufenfolge der Verwandtſchaft der Weinſteinſäure auch vor die Talkerde, nach der Kalkerde.

19. Zitronſaure Mittelſalze.

Die zitronſaure Kalkerde (Calx citrica, citrata, Citrate de chaux) iſt ſchwerauflöslich im Waſſer, wie Gyps, und erſcheint als ein unförmliches Pulver. Es erhellet hieraus die unnütze Zubereitung einiger Kalkerden mit Zitronenſäure zum mediciniſchen Gebrauch, wie Conchae citratae, Oculi cancrorum citrati, u. dergl.

Die zitronenſaure Talkerde (Magneſia citrica, citrata, Citrate de Magneſie) iſt nach Scheele im Waſſer ziemlich leicht auflöslich, ſchießt aber nicht zu Kryſtallen an, ſondern ſtellt beym Abrauchen eine dem arabiſchen Gummi ähnliche Maſſe dar.

Die zitronenſaure Schwererde (Barytes citricus ſ. citratus, Citrate de Baryte) iſt nach Scheele ſchwerauflöslich, doch aber auflöslicher als zitronenſaure Kalkerde.

Die zitronenſaure Thonerde (Argilla citrica, citrata, Citrate d'alumine) iſt nach Scheele ſchwerauflöslich, und fällt als ein unförmliches Pulver zu Boden *).

S. Gren's ſyſtematiſches Handbuch der geſammten Chemie. Vier Theile. Halle, in der Buchhandlung des Waiſenhauſes, 1794 — 1796. 8. (Im Regiſter am 4ten Theile findet man die weiteren Nachweiſungen.)

Mac-

*) Scheele, in Crell's Annal. 1785. B. II. S. 439.

Macquer's chymiſches Wörterbuch ꝛc. aus dem Franz. überſ. von D. Joh. Gott. Leonhardi. Zweyte Ausgabe. V. Th. Leipzig bey Weidmann. 1790. 8. Im Art. Salz, S. 349 fl. (Daſelbſt werden aber auch die Neutral-Salze und die metalliſchen Salze mit unter dem Nahmen Mittelſalze begriffen.)

Göttling's Almanach oder Taſchenbuch für Scheidekünſtler und Apotheker; Weimar in der Hofmanniſchen Buchhandlung, von 1780 an 12. (Die Regiſterbände weiſen das weitere nach.)

Mittelſand, ſ. **Mittelgrind**, oben, S. 99.

Mittelſchild, 1. in der Wapenkunſt, ein in der Mitte eines großen Schildes liegender kleinerer Schild. 2. Eine Unterlage unter dem Zifferblatte einer Taſchenuhr.

Mittelſchlag, die mittlere Art oder Gattung. **Ein Pferd vom Mittelſchlage**, welches weder zu groß noch zu klein iſt. Imgleichen ein Ding von dieſer mittlern Beſchaffenheit.

Mittelſchlamm, im Hüttenbaue, ein Schlamm von mittlerer Beſchaffenheit, welcher zwiſchen dem **Haupt-** oder **Röſchſchlamm** und dem **Sumpfſchlamme** in der Mitte iſt. Es iſt eigentlich diejenige Sorte des gepochten und über den Herd gewaſchenen Erzes, welche ſich im erſten Graben unter dem Gefälle ſetzt. Daher der **Mittelſchlammherd**, von welchem der Mittelſchlamm erhalten wird, und welcher eine Neigung von 10 Graden hat.

Mittelſchlich, eben daſelbſt, ein Schlich von mittlerer Beſchaffenheit. S. **Schlich**.

Mittelſchnepfe, eine Art Schnepfen von mittlerer Größe, welche ſich gern an ſumpfigen Orten aufhält, und kleiner als die Waldſchnepfe iſt. Bey Linné und Bechſtein heißt ſie Scolopax major. S. unter **Schnepfe**.

Mittelſchock, ſ. unter **Mittelmünze**, oben, S. 102.

Mittelſchrot, bey den Jägern, Schrot von mittlerer Größe, dergleichen das **Haſenſchrot** und **Hühnerſchrot** iſt.

Mittelsmann, ſ. **Mittelsperſon**.

Mittelſpannt, oder **Hauptſpannt**, das weiteſte Spannt in einem Schiffe.

Mittelſparren, der längſte Sparren eines Walmdaches, welcher in der Mitte, oder in die Spitze deſſelben hinauf gehet.

Mittelsperſon, 1. eine Perſon, ſo fern ſie ein Mittel iſt, deſſen ſich eine höhere wirkende Urſache zu Erreichung einer Abſicht bedient. 2. Eine Perſon, welche eine Sache vermittelt, zwey ſtreitige Partheyen vereiniget; ein **Mittler**, **Vermittler**, im gemeinen Leben ein **Schiedsmann**, **Mittelsmann**, welches auch von Perſonen weiblichen Geſchlechts gebraucht wird.

Mittelſtämpel, bey den Buchbindern, derjenige Stämpel von Meſſing in einem hölzernen Heft, mit welchem auf den Rücken der Bände zwiſchen den Ecken in der Mitte die Zierrathen von Golde geſtämpelt werden; im Gegenſatze der **Eckſtämpel**.

Im Hüttenwerke iſt **Mittelſtämpel** der mittelſte Stämpel unter den drey Pochſtämpeln im Pochtroge in einem Pochwerke.

Mittelſtand, der mittlere Zuſtand einer Perſon, beſonders in Anſehung des Vermögens und des bürgerlichen Ranges, derjenige Stand, welcher zwiſchen reich und arm, zwiſchen vornehm und geringe in der Mitte iſt.

Dieſer Stand ſchwillt in Deutſchland, beſonders in Anſehung der Gelehrten, überhaupt ſo an, daß man darauf bedacht ſeyn muß, ihm eine

Ableitung zu verſchaffen, um das Gleichgewicht in dem Verhältniſſe der Einwohner nicht zu ſehr zum Nachtheile der producirenden Claſſe zu verrücken. Durch immer feſter gezogene Gränzen beſchränkt, iſt es nur ein ſeltner Fall, daß ein Individuum in den höhern Stand eindringt. Hingegen iſt der Zudrang von unten ungeheuer. Jeder etwas vermögende Bürger und Bauer läßt einen Sohn ſtudieren, und wer mag ihm das wehren, wenn er es ausführen kann? Wer hingegen ſeiner Familie einen Ausweg nach unten empfehlen möchte, dem ſtehen unendliche Schwierigkeiten entgegen. Die noch immer beſtehenden Zunft- und Gildeeinrichtungen, der Zwang der Lehrjahre ꝛc. vertragen ſich nicht mit der liberaleren Erziehung. Darum iſt es, die Vorurtheile der Verwandten ungerechnet, faſt keine Möglichkeit, daß ein Gelehrter ſeine Kinder einem Handwerke oder einer zunftmäßigen Kunſt widme. Im Handel und in den Manufacturen iſt an den meiſten Orten Deutſchlands nichts zu unternehmen; im Militär ſelten Ausſicht für einen Bürgerlichen. Selbſt die beſſeren Stellen im Civilſtande eignet ſich der Adel unter ehrenvolleren Titeln ſehr häufig zu.

Unter dieſen Umſtänden würde es ſehr erwünſcht ſeyn, wenn die Gelegenheit, Ackerbau zu treiben, mehreren erleichtert werden könnte. Die Neigung dazu iſt dem Menſchen angebohren, und ſehr leicht bey ihm rege gemacht. Wer nicht kaufen könnte, müßte pachten. Mancher würde die gröbſten Handarbeiten auf dem Lande mit verrichten, wenn er nicht beſorgen müßte, von Gecken ausgelacht zu werden.

Wie ſehr aber würde der Ackerbau ſich heben, wenn nicht nur ein Theil des im Mittelſtande

ſtande befindlichen Vermögens, ſondern auch die, dieſem Stande vor allen eigne, Thätigkeit, Speculation und Erweiterungstrieb zu ſeiner Aufnahme verwendet würde!

Auch die landesherrlichen Domänen müßten in kleinere Pachthöfe von 500 bis 1000 Morgen vertheilet und darnach bebauet werden. Selbſt die Beſitzer großer Privat-Güter würden es dann gerathen finden, hierin nachzufolgen.

Mittelſteg, der mittelſte Steg. Bey den Buchdruckern iſt es der breiteſte Steg in den meiſten Formaten, in der Mitte der Form der Länge nach.

Mittelſtein, im Hüttenbaue, der rohe, noch einmahl durchgeſtochene und geſchmelzte Stein, welcher bey Schmelzung der Kupfererze erhalten, und nachmahls im Röſten wieder fünf Mahl zugebrannt wird. Man ſehe unter andern im Art. **Kupfer**, Th. 55, S. 774.

Mittelſtempel, ſ. **Mittelſtämpel.**

Mittelſtimme, in der Muſik, die zwiſchen dem Diſcante und dem Baſſe befindlichen Stimmen, dergleichen der Alt und Tenor ſind, von welcher jener **die hohe** und dieſer **die tiefe Mittelſtimme** genannt wird.

Mittelſtollen, im Bergbaue, ein Stollen, in einem Grubenbaue, der 30, 40 bis 50 Lachter Teufe (Tiefe) hat; im Gegenſatze der **Tage-** oder **Tiefeſtollen**, wovon der erſte nur die oberen Erd- und Steinlagen eines Bergwerks hindurch gehet, der zweyte eine Tiefe von 50 bis 100, auch mehr Lachtern macht.

Mittelſtraße, eigentlich die mittelſte Straße unter dreyen, in welcher Bedeutung es aber nicht ſo üblich iſt, als in der figürlichen, das Mittel zwiſchen zweyen äußerſten Graden zu bezeichnen; **der Mittelweg**, welches doch nicht ſo gebräuchlich iſt. Z.

B. der kluge Mann hält die Mittelſtraße zwiſchen einem Verſchwender und Knauſer.

Mittelſtück, auf den Eiſenhütten, das mittelſte Stück Eiſen, welches aus der einen Hälfte des Dächels auf dem Zerrenhammer geſchrotet wird.

Im Bergweſen ſind **die Mittelſtücke** die mittelſten Stangen oder Stücke eines Bergbohrers, mit welchem man 100 und mehr Lachter tief in die Berge bohret. Durch dieſe Mittelſtücke wird der Bergbohrer ſehr verlängert, indem man viele Stücke zuſammen ſchraubet. Die Mittelſtücke ſelbſt, welche von $\frac{1}{4}$ bis zu 1 Lachter lang, und $\frac{3}{4}$ Zoll dick ſind, haben an einem Ende eine Schraube, und an dem andern eine Mutter, daß die Stücke zuſammen geſchraubet werden können.

Das Mittelſtück eines Bodens, bey den Böttchern, iſt in einem Faſſe oder Bottich das Stück in der Mitte des Bodens, weil ein jeder Boden eines Gefäßes aus mehreren Stücken zuſammen geſetzt wird. Oefters hat ein Boden auch zwey Mittelſtücke, wenn der ganze Boden aus vier Stücken beſteht, und alsdann ſind an beyden Seiten derſelben noch ein **Scharſtück** angeſetzt. Beſteht der Boden aber aus ungleichen Stücken, z. B. aus 5 Stücken, ſo iſt nur ein Mittelſtück vorhanden.

Mittelſtützen, dieſen Nahmen führen gewiſſe Stangen an einer Kutſche. S. im Art. **Kutſche**, Th. 57, S. 339.

Mitteltiefe, die mittelſte Tiefe, die Tiefe in der Mitte eines Dinges. **Die Mitteltiefe eines Faſſes**, welche auch **die Spundtiefe** genannt wird. Ingleichen die mittlere Tiefe, welche zwiſchen einer großen und geringern Tiefe in der Mitte iſt.

Mitteltinte, bey den Mahlern, ein für **Mittelfarbe** übliches Wort.

Mitteltreffen, bey einem in Schlachtordnung geſtellten Kriegsheere, der mittelſte Theil des Hauptheers, welcher ſich zwiſchen den beyden Flügeln in der Mitte befindet. Ingleichen der zwiſchen dem **Vorder**= und **Hintertreffen** befindliche Theil eines Heeres, welcher gleichfalls den vornehmſten Theil deſſelben ausmacht. Bey einigen oberdeutſchen Schriftſtellern der **Mittelhaufe, Schlachthaufe**.

Mitteltuch, Tuch, oder ein Tuch von mittlerer Güte, Beſchaffenheit oder Größe.

Bey den Tuchmachern iſt es ein Tuch, das 2 Ellen breit fertig iſt. Es wird aus guter Mittelwolle verfertiget, und 42 Ellen lang geſchoren, wenn das Stück 24 Ellen lang fertig ſeyn ſoll. Es erhält zur Kette 1632 Fäden, und werden dazu erfordert 18 Pfund Wolle zur Kette, und 22 Pfund zum Einſchlage. Es wird mit einem Schlage, d. i., es wird einmahl mit der Lade der Einſchlag angeſchlagen, doch dichte gewebet, damit zwiſchen demſelben und einem ſchlechten Tuche ein Unterſchied ſey.

Bey den Jägern ſind **die Mitteltücher** oder **der Mittelzeug** eine Art Jagdtücher, welche das Mittel zwiſchen den **hohen** und **Lauftüchern** halten, und bey weitläufigen Jagden an die hohen Tücher mit angeheftet werden, um dadurch die Jagdſtellungen deſto größer zu machen. Ihre Länge, worin ſie mit den hohen Tüchern überein kommen, iſt 80 gedoppelte, oder 160 einfache Waldſchritte, d. i. 200 Ellen. Die **Oberleinen, Unterleinen** und **Windleinen**, große und kleine **Heftelringe, Knebel** ſind ebenfalls, wie an den hohen Tüchern, nur daß die Leinen

um ein merkliches dünner, und ſonderlich die Leinwand um einen guten Theil ſchmahler, auch die Furkeln dazu kleiner gemacht werden. Man hat zweyerley Arten von Mitteltüchern, nähmlich **hohe** und **ſchmahle**. Die hohen Mitteltücher müſſen vier Ellen hoch geſtellt werden, und man bedient ſich derſelben öfters bey Hirſchjagden, ſonderlich bey Herrſchaften, die nicht viel Jagdzeug haben, um etwas zu erſparen, weil das rothe Wildbret doch auch nicht ſo leicht überſpringen kann; zumahl wenn man es mit Vortheil auf die kleinen Berge, Lehnen und Hügel ſtellt, wo der Hirſch keinen Anſprung haben kann, und demſelben das Tuch höher vorkommt, als es in der That iſt. Die **ſchmahlen Mitteltücher** ſind ebenfalls 80 gedoppelte Waldſchritte lang, wie die andern, und auch eben ſo mit ihrem Zugehör verſehen, ſie ſtellen aber nur drey Ellen hoch, und ſind zur Wildſchweinsjagd ſehr bequem, weil zur Zeit wenn man die wilden Schweine jaget, das Rothwildbret verſchont wird, welches über dergleichen Tücher leicht wegſetzen kann, die Schweine aber nicht ſo flüchtig ſind. Die **Furkeln** müſſen $3\frac{1}{2}$ Ellen hoch ſeyn. Noch verſteht man hierunter eine andere Art ſchmahler Tücher, die **Haſentücher**, die nur $2\frac{1}{2}$ Ellen hoch geſtellt, und von zwey ſchmahlen Breiten gemacht werden.

Mittelwall, im Feſtungsbaue, derjenige Theil eines Walles, welcher zwey Bollwerke mit einander verbindet; der zwiſchen zwey Bollwerken befindliche Wall; der **Zwiſchenwall**, und mit einem franzöſ. Kunſtworte, die **Courtine**.

Mittelwand, die zwiſchen den Außenwänden eines Gebäudes befindlichen Wände.

Die Zimmerleute nennen diejenige, aus Holz verbundene Wand, welche auf die Dachbalken

nach

nach der Länge des Gebäudes aufgerichtet wird, um die Stuhlbalken in der Mitte zu unterſtützen, und überhaupt das Dach zuſammen zu verbinden, daß es ſich nicht ſchieben kann, die **Mittelwand**, auch **Giebelwand**, **Windriſpen**.

Bey hölzernen Schleuſen oder Sielen, welche über 12 Fuß breit ſind, iſt es eine in der Mitte zur Unterſtützung angebrachte Wand.

Mittelweg, ſ. **Mittelſtraße**.

Mittelwegerich, eine Art des **Wegerichs** von mittlerer Größe; Plantago media Linn.

Mittelwerrig, verderbt **Mittelwerk**, im Flachsbaue, dasjenige Werrig, welches die zweyte Hechel gibt, und welches eigentlich **Heede** iſt.

Mittelwind, ein zwiſchen zwey Hauptwinden befindlicher Wind, der **Zwiſchenwind**, dergleichen Nordoſt, Nordweſt, Südoſt, und Südweſt ſind; zum Unterſchiede von den **Hauptwinden** und **Nebenwinden**.

Mittelwolle, ſo nennen die Weißgärber diejenige lange und grobe Schafwolle, welche von den beſchmutzten Hinterbacken (Arſchkutzen) abgehaaret wird.

Mittelwort, in der Sprachkunſt, eine Art Wörter, welche zwiſchen den Zeitwörtern und zwiſchen den Nennwörtern das Mittel halten, von mittlerer Beſchaffenheit ſind, Beywörter, welche die Nebenbedeutung der Zeit haben, und von Zeitwörtern herkommen; Lat. Participium. z. B. **Ein Lebender, ein Erſchlagener**.

Mittelzahn, bey den Füllen diejenigen Zähne, welche ſie im $3\frac{1}{2}$ Jahre anſtatt der Vorſchieber bekommen. Auch die zwiſchen den Zangen, oder zwey vordern Zähnen und zwiſchen den Eckzähnen der erwachſenen Pferde in der Mitte befindlichen Zähne werden Mittelzähne genannt.

Mittelzeichen, bey den Jägern, dasjenige Zeichen einer Hirſchfährte, welches einem Tritte gleicht, und entſtehet, wenn der Hirſch mit dem hintern Fuße in die Fährte des vorderen eintritt, doch ſo, daß der Tritt nicht genau eintrifft. S. auch **blenden**, Th. 5, S. 726.

Mittelzent, in einigen oberdeutſchen Gegenden eine Art der Zent oder Gerichtbarkeit, welche das Mittel zwiſchen der **Ober**- und **Niederzent** hält, und auch die **Fraißzent** genannt wird.

Mittelzeug, der, Zeug von mittlerer Beſchaffenheit. Im Jagdweſen werden auch **die Mitteltücher der Mittelzeug** genannt.

Im Berg- und Hüttenweſen wird eine von den drey Arten der Eiſenfloſſen, welche weder zu brüchig noch zu weich, noch ſpröde, ſondern von mittelmäßiger Beſchaffenheit iſt, der **Mittelzeug**, auch **Meiler** genannt.

Mitternacht, 1. die **Mitternachtszeit**. Der mittelſte Theil der Nacht, die Stunde von 12 bis 1 in der Nacht. Lat. media nox, Franz. minuit. **Um Mitternacht. Vor Mitternacht. Nach Mitternacht.** Eigentlich iſt es diejenige Zeit der Nacht, da der Mittelpunct der Sonne bey ihrer ſcheinbaren täglichen Bewegung den tiefſten Stand unter dem Horizonte eines Ortes erreichet hat, oder in der unſichtbaren Hälfte des Mittagskreiſes des Ortes ſich befindet. Gerade zu dieſer Zeit iſt die Hälfte der Nacht verfloſſen, indem die Sonne von ihrem Untergange bis zu dieſem tiefſten Stande eben ſo viele Zeit gebraucht, als ſie von dieſem Stande an bis zum Aufgange verlangt.

Die Mitternacht iſt von dem vorhergehenden und nachfolgenden Mittage um 12 Stunden wahrer Sonnenzeit verſchieden; und der bürgerliche

Tag

Tag fängt von dem Augenblicke der Mitternacht an.

2. So viel als **Mitternachtsgegend, Nord**, Lat. ſeptemtrio, boreas, oder diejenige Welt- oder Himmelsgegend, nach welcher der in unſern Ländern ſichtbare Weltpol ſteht. Bey der täglichen ſcheinbaren Umwälzung des Himmels um ſeine Are gibt es einige Sterne, welche gar nicht untergehen, und welche bey heitern Nächten in dieſer Gegend geſehen werden. Dahin gehören beſonders auch die 7 Sterne im großen Bär, welche unter dem Nahmen **Himmelswagen** bekannt ſind. Die Alten nannten ſie ſeptem triones, wovon dieſe Gegend den Nahmen erhalten hat. — **Der Wind kommt aus Mitternacht. Gegen Mitternacht wohnen** ꝛc.

Der Mitternachtspunct oder **Nordpunct** iſt der Durchſchnittspunct des Mittagskreiſes eines Ortes mit dem Horizonte in derjenigen Gegend des Himmels, nach welcher der in unſern Ländern ſichtbare Weltpol liegt. Dieſer Punct wird von den Schiffern **Norden** genannt. Er iſt einer von den vier Haupt- oder Cardinal-Puncten, wovon die vier Weltgegenden im Horizonte beſtimmt werden. Von dieſem Puncte heißt die ganze umliegende Gegend des Himmels die **Mitternachtsgegend**, und alles, was ſich daſelbſt ereignet, wird durch die Redensart ausgedrückt, es geſchehe gegen Mitternacht.

S. auch **Mitternachtsſeite**.

Mitternachtsgang, **flacher Gang**, im Berg- und Hüttenweſen, ein Gang zwiſchen der 9ten und 12ten Stunde, weil er nach Mitternacht hinſtreicht.

Mitternachtsgegend, ſ. unter **Mitternacht**.

Mitternachtskind, ein Kind, welches zwiſchen 11 und 12 Uhr in der Nacht geboren iſt. Einem ſolchen iſt, nach den Meinungen der Sterndeuter, die Gabe verliehen, Geheimniſſe und zukünftige Dinge zu erforſchen, Schätze zu finden, und unvermuthet zu großen Gütern zu gelangen; auch ſoll es im Alter große Ehre und nach dem Tode Nachruhm erlangen, und was dergleichen albernen Geſchwätzes mehr iſt.

Mitternachtspunct, ſ. unter **Mitternacht**.

Mitternachtsſeite, die nach der Mitternachtsgegend gekehrte Seite eines Gebäudes, einer Mauer, eines Berges ꝛc.

Von der Schädlichkeit der Mitternachtsſeite in mancherley Fällen iſt vorzüglich folgendes zu bemerken.

1) Bey Erbauung neuer Waſſermühlen lege man, wenn es nur irgend abzuändern ſtehet, die Waſſerräder ja nicht auf die Mitternachtsſeite. In heftigen Wintern iſt es faſt nicht möglich, ſolche im Gange zu erhalten. Bey einer Mühle, deren Waſſerräder gegen Mittag hangen, iſt das Aufeiſen ungleich leichter. Wenn die Sonne nur eine Stunde auf die Räder ſcheint, ſo iſt das Eis bald von ſolchen weg zu bringen.

2) Eben ſo hüte man ſich, Landſtraßen in gebirgigen Gegenden an die Winterſeite der Berge hergehen zu laſſen. Selbſt mit Verwendung doppelter Unterhaltungskoſten werden ſie, beſonders zu Frühlings- und Herbſtzeiten, immer ſchlechter zu paſſiren ſeyn, als ſolche, welche an der Mittagsſeite eines Berges liegen.

3) Man pflanze an den Landſtraßen her keine Bäume an der Mittagsſeite; denn in den Mittagsſtunden werfen ſie ihren Schatten auf den Weg, und verhindern das baldige Abtrocknen deſſelben

ſelben ungemein. Sie machen aus der Sommerſeite eine Winterſeite.

4) Man baue Ställe, die zur Aufziehung des jungen Viehes beſtimmt ſind, z. B. der Fohlen, Kälber, Schweine, beſonders auch des Federviehes, ſelbſt wo die Alten brüten ſollen, ja nicht auf der Nordſeite. Denn alles junge Vieh liebt die Wärme, und hat ſolche zum Wachsthum ſehr nöthig.

5) Wie viel ſchwerer des Winters die Wohnſtuben, welche gegen Mitternacht die Fenſter haben, gegen die, welche die Mittagsſonne genießen, zu heitzen und zu erwärmen ſind, iſt wohl einem jeden bekannt. Alſo treffe man bey Erbauung neuer Wohnhäuſer auch die Einrichtung, daß, wo nicht alle, doch die mehreſten Wohnſtuben die Sonne haben. Es dieut dies nicht allein für die Geſundheit, ſondern bewirkt auch eine merkliche Erſparung am Holze, welches ohnehin jährlich theurer wird.

6) Von der Schädlichkeit der Mitternachtsſeite bey Mehlmagazinen ſ. im Art. **Mehlmagazin**, Th. 87, S. 571 fl.

Daß die Getreidefelder, welche an Anhöhen auf der Mitternachtsſeite liegen, bey weitem nicht ſo fruchtbar ſind, als diejenigen, welche die Mittagsſonne haben, leidet wohl keinen Zweifel. Indeſſen weiß man aus Erfahrung, daß Dorfſchaften, deren Obſtgärten an der Mitternachtsſeite von Bergen liegen, oftmahls viel Obſt gehabt, wenn in andern Dorfſchaften nichts geweſen iſt. Dieſes rührt aber daher, weil dieſe Obſtbäume viel ſpäter, und erſt dann zu blühen anfangen, wenn die Nachtfröſte nachgelaſſen haben.

Mitternachtsſtunde, die Stunde der Mitternacht, die Stunde von 12 bis 1 in der Nacht.

Mitternachtsuhr, in der Sonnenuhrkunſt, eine Sonnenuhr, welche auf einer gegen Mitternacht gelegenen Fläche angebracht wird. S. im Art. Sonnenuhr.

Mitternachtswind, ein Wind, welcher aus Mitternacht kommt, wofür doch Nordwind üblicher iſt.

Mitternachtszeit, die Zeit der Mitternacht, oder um Mitternacht. S. unter Mitternacht.

Mittfaſten, die, eine im Hochdeutſchen veraltete Benennung der Mitte der Faſten: Der Sonntag nach Mittfaſten, der Sonntag Lätare. Niederſ. Midfaſten, wo man auf ähnliche Art auch Midſommer, Middenſommer und Midewinter ſagt, für die Mitte des Sommers, die Zeit um Johannis-Tag, und die Mitte des Winters, die Zeit um Weihnachten.

Mittle, das, auch Mittlen, ein in einigen oberdeutſchen Gegenden, z. B. in Ulm, übliches Getreidemaß, welches daſelbſt der vierte Theil eines Immi iſt, und 6 Metzen oder 24 Vierthel, oder 2896 Par. Cubik-Zolle hält. Es iſt ohne Zweifel ein Geſchlechtsverwandter von Metze, Muth, ein Maß, und anderen dieſer Art, oder vielleicht das oberdeutſche Diminutivum von Muth, in welchem Falle es Müthle geſchrieben werden müßte, für Müthlein.

Mittler, ein Adjectivum, welches folgende Bedeutungen hat.

1) Eigentlich, was zwiſchen dreyen Dingen dem Orte und der Zeit nach in der Mitte iſt, wofür man in der vertraulichen Sprechart auch mittelſte ſagt. Der mittlere Ring, der mittelſte. Der mittlere Finger. Der mittlere Sohn.

2) Fi-

2) Figürlich. 1. Was zwiſchen zwey Extremis, zwiſchen zwey einander entgegen geſetzten Dingen, oder auch nur zwiſchen zwey Dingen verſchiedener Art das Mittel hält. **Er iſt von mittlerer Größe**, weder zu groß noch zu klein. **Ein Mann von mittlerem Alter**, von männlichem Alter, weder zu alt noch zu jung. **Ein Bier von mittlerer Stärke.** 2. **Mittler Weile, mittler Zeit**, indeſſen, beyde nur im gemeinen Leben, wo ſie auch gemeiniglich zuſammen gezogen werden, **mittlerweile, mittlerzeit.**

Die meiſten Sprachlehrer halten dieſes Wort für den Comparativ von dem Superlativ mittelſte, deſſen Poſitiv, mittel, veraltet iſt, ſo daß mittler für mitteler ſteht. Allein, da hier keine eigentlich ſteigende Bedeutung vorhanden iſt, ſo kann es auch ein eigenes Beywort ſeyn, welches aus Mittel und dem Suffixo er zuſammen geſetzt iſt, und etwas bedeutet, welches ſich mitten, unter oder zwiſchen zweyen andern befindet.

Mittler Kryſtall, heißt ein ſolcher, deſſen Größe unter zwey Zoll, bis auf einen halben Zoll gehet.

Mittlere Seide, ſo nennt man zu Amſterdam eine von den drey Sorten Organciner Seide von Bologna, womit man daſelbſt Handlung treibt. Die Melioratien werden das Pfund zu 51 bis 54 ſchweren Stübern verkauft.

Mittler, der, 1. eine Perſon, welche ſich zwiſchen zwey ſtreitige Perſonen in das Mittel ſchlägt, ihren Streit zu vermitteln, ſie zu vergleichen ſucht, in der edlen Schreibart; in der vertraulichen Schreibart **die Mittelsperſon**, im gemeinen Leben **der Mittelsmann.** 2. Bey einigen Handwerkern iſt **der Mittler** ein Mittelding zwiſchen einem Geſellen und Lehrlinge, welche bey den Buchdruckern **Cornuten** heiſſen.

Mittrieb, der, in der Landwirthſchaft, das Recht, ſein Vieh mit dem andern gemeinſchaftlich auf deſſen Grund und Boden treiben, d. i. weiden zu laſſen; die Mitweide. S. unter Weide.

Mittwoche, die, der Nahme des vierten oder mittelſten Tages in der Woche, welcher in vielen Gegenden nach einer mißverſtandenen Analogie der übrigen Wochentage im männlichen Geſchlechte der Mittwoch oder gar der Mittwochen lautet. Da indeſſen dieſes Wort aus dem weiblichen Woche zuſammen geſetzt iſt, ſo iſt der Mittwoch in aller Betrachtung unverzeihlich, auch wenn die erſte Hälfte der Zuſammenſetzung das Hauptwort Mitte ſeyn ſollte. Es iſt heute Mittwoche. Die Krumme Mittwoche, eine in vielen Gegenden der römiſchen Kirche übliche Benennung der Mittwoche in der Charwoche, wo das Wort krumm, in dem Munde des Volks aus dem Lat. carena, die Faſten, entſtanden iſt. S. im Art Grün, Th. 20, S. 165.

Auf die Frage wenn? nimmt dieſes Wort vermittelſt des adverbialiſchen s die Geſtalt eines Nebenwortes an, da denn zugleich das weibliche e wegfällt; Mitwochs, an der Mittwoche, ſo wie man auch ſagt Montags, Dienſtages ꝛc. Die Niederſachſen hängen dafür eine andere adverbialiſche Endung en an, Mittwochen, ob ſie gleich bey den übrigen Wochentagen das s behalten.

Bey dem Notker Mittauuecho. Es iſt auf eben die Art zuſammen geſetzt, wie Mittag, Mitternacht, Mittfaſten und das Niederſ. Mittſommer und Mittwinter. Bey den mehr nördlichen Völkern wird dieſer Tag nach dem Gotte Odin, Wodan oder Godan genannt; Schwed. Odensdag, Onsdag; Angelſ. Vodensdag; Engl. Wednesday Selbſt im Osnabrückiſchen heißt er daher noch Gohnsdag, und im Holländ. Woensdag.

Knoblauchsmittwoche, ſ. unter K. Th. 41, S. 430.

Mitweide, 1. das Recht, ſein Vieh gemeinſchaftlich auf des andern Grund und Boden weiden zu laſſen, ſ. Mittrieb. 2. Derjenige Grund und Boden, worauf man dieſes Recht ausüben kann.

Mitwohner, in einigen Städten ein Nahme der Beyſaſſen oder Schutzverwandten, im Gegenſatze der Bürger.

Mityliten, ſ. Mytiliten.

Miva, in Apotheken, das was ſonſt Rob bedeutet, ein mit Zucker eingeſottener Saft, oder das Mark gewiſſer Früchte, eben ſo zubereitet. Am gewöhnlichſten verſteht man hierunter das Quittenbrot, oder den Quittenſaft, Miva, Rob oder Gelatina Cydoniarum, oder Cydoniorum. Eine Miva iſt eigentlich aber dünner als Syrupp und dicker als Rob.

Mixa, und Mixaria, oder Myxa, Myxaria, alte Nahmen eines ägyptiſchen Baumes, welcher bey Linné Cordia Myxa heißt. S. ſchwarze Bruſtbeeren, im Art. Bruſtbeere, Th. 7, S. 132.

Mixillones, werden von den Portugieſen diejenigen Auſtern genannt, welche ſich in der See um die moluckiſchen Jnſeln häufig finden. Es werden aber dieſe Auſtern von den Wellen aus dem Meere heraus geworfen, ſo daß ſie auf den Klippen über dem Waſſer liegen bleiben. Jn ſelbigen findet man kleine und große Perlen, theils braune und ſchwärzlich, theils weiße. Die Muſcheln dieſer Auſtern öffnen ſich zu gewiſſer Zeit, beſonders wenn ein Thau fällt, und deshalb glaubte man ſonſt, daß nicht allein die Perlen vom Thaue erzeugt würden, ſondern daß ſie ſelbſt nach Beſchaffenheit des Thaues ſchöner oder geringer, weiß oder braun oder dunkeler würden. Man wußte

es wahrſcheinlich nicht, daß die Perlen aus einer Art von Verletzung der Schale entſtehen, wie man denn durch das Anbohren der Schalen die Muſcheln veranlaſſen kann, Perlen anzuſetzen.

Mixtur, die, aus dem Lat. Mixtura, 1) überhaupt eine zuſammen gemiſchte Sache.

2) Ein flüſſiges Arzneymittel, welches aus verſchiedenen Beſtandtheilen bereitet iſt. Eigentlich ſind es Arzeneyformen, wo nicht in Auflöſung zu gebende Pulver, z. B. Moſchus, Kreide, zu einer Flüſſigkeit gemiſcht, und jedesmahl vor dem Einnehmen durch Schütteln damit vereiniget werden. Auch verſteht man jetzt darunter eine für Aerzte, welche gern einen Miſchmaſch zuſammen verſchreiben wollen, ohne chemiſche oder arzeneyliche Kenntniſſe dabey nöthig zu haben, ſehr bequeme Arzeneyform, um allerley Salze und Pulver zu einer Flüſſigkeit zu miſchen, ſelbſt wenn die Dinge einander zerſetzen, oder die auflösbaren nicht Flüſſigkeit genug zur Auflöſung finden, oder ſonſt eine gegenſeitige Zerſtörung, Gährung oder Aufbrauſung ſtatt finden ſollte. Der Nahme **Mixtur** entſchuldigt dies alles.

3) Eine Miſchung von Talg und Oehl, womit die Kupferſtecher eine Platte vor dem Radieren überziehen, damit das Scheidewaſſer nur diejenigen Stellen angreife, die radiert ſind. S. im Art. **Kupferſtecherkunſt**, Th. 56, S. 396.

4) Ein Orgelregiſter, welches aus mehreren Pfeifen auf einen Clavis beſteht, und auch **Mixtur-Cymbeln** genannt wird, Z. B. wenn das c noch e und g neben ſich hat, die zugleich anſprechen, ſo iſt die Mixtur dreyfach, und ſo weiter bis auf 12 und mehrfach. Es bleiben aber dieſe Pfeifen immer im Accord der Tertie und Quinte eines jeden Tones, und werden eben ſo in der

Hälfte

Hälfte der Clavitur wiederhohlt, oder auch bey der Octave, weswegen denn keine Mixtur allein, ſondern nur zur Verſtärkung, unter den Princi-pal-Stimmen, mitgeſpielt werden darf. Es gibt immer aber ein verworren tönendes Geräuſch und iſt daher wenig ſchätzbar. Die **große Mixtur** hatte ſonſt 30 bis 40 und mehr Pfeifen, jetzt nur 10 bis 12, von welchen die größte 8 Fuß Ton hat. Die **mittlere Mixtur** beſteht aus 4 bis 8 Pfeifen, die größte von 1 oder 2 Fuß Ton. Die **kleine** oder **ſcharfe Mixtur** hat 3 oder 4 Pfeifen und die längſte davon 3 Zoll. Man ſehe übrigens den Art. **Orgel**

Mixtur-Cymbeln, ſ. im vorſtehenden Artikel.

Mixtur-Grün, iſt eine Farbe, welche aus heller Laſur und Auripigment, oder anſtatt des letztern aus Bleyweiß oder Kreide und Saftgrün beſteht.

Mk., eine Abbreviatur, bedeutet ſo viel als Mark, eine Münze.

Mna, iſt ſo viel als **Mina**, ein Gewicht der Alten. S. Th. 90, S. 758.

Mnaanim, war bey den Juden ein aus einer vier-eckigen hölzernen Tafel zubereitetes muſikaliſches Inſtrument, oben mit einer Handhabe, daran man es hielt. Ueber der Tafel war eine eiſerne Kette, oder eine von Hanf gemachte Saite ausgeſpannt, an welche hölzerne oder eherne Kügelchen ange-reihet waren. Wenn man auf die Kette oder Saite ſchlug, ſo ſtießen die Kügelchen an einan-der, und an die Tafel, und machten einen ſtarken Schall, der weit gehört wurde.

Mnemonik, **Mnemoneutik**, die Gedächtnißkunſt. S. im Art. **Gedächtniß**, Th. 16, S. 565.

Mnemoſyne, die Göttinn des Gedächtniſſes, die Tochter des Uranus und der Erde, welche von

Jupiter Mutter der 9 Muſen wurde, die von ihr **Mnemoſyniden** genannt werden.

Mnevis, ein ſchwarzer Ochſe, welcher als das lebendige Bild des Nils zu Heliopolis göttlich verehrt wurde.

Mnium, eine Gattung der Laubmoſe, welche gewöhnlich **Sternmos** genannt wird, und wovon es viele Arten gibt.

Mobby, ein Getränk, welches die Eingebornen in Weſtindien und Amerika aus den Wurzelknollen der Bataten-Winde, Convolvulus Batatas Linn. durch Gährung bereiten. Es ſoll ſehr geiſtig ſeyn, nicht zu Kopfe ſteigen, ſich aber nur 4 oder 5 Tage halten.

Möbeln, Meublen, franz. Meubles, ſind ſolche bewegliche Sachen, welche zum bequemen Gebrauche, oder zur Verzierung einer Wohnung, oder eines andern Aufenthalts beſtimmt ſind. Dahin gehören alſo allerley Arten Tiſche, Stühle, Sofas, Betten, Bettgeſtelle und Behängſel, Teppiche, Leuchter, Spiegel, Schränke, Commoden, Kaſten ꝛc.

Was in einer Haushaltung in Anſehung der Möbeln zu beobachten iſt, ſehe man im Art. **Hausgeräth**, Th. 22, S. 384 fl.

Möbeln-Magazine, deren man jetzt an vielen Orten hat, ſind Niederlagen von allerley fertigen Tiſchlerarbeiten, welche die Tiſchler, wenn ſie ſie nicht gleich im Hauſe verkaufen können, dahin bringen, um ſie unter Aufſicht beſonders dazu angeſtellter Perſonen, oder eines aus ihrer Mitte nach Gelegenheit zu den von dem Verfertiger beſtimmten Preiſe verkaufen zu laſſen. Hierdurch erſparen die Tiſchler nicht nur den Raum in ihrem Hauſe, der ihnen ohnehin oft beſchränkt genug iſt, ſondern ſie werden auch durch die Käufer nicht in ihren Geſchäften geſtört, für welche Vortheile ſie

willig ihren Antheil an den Koſten tragen, welche die Miethe für das Magazin und die Unterhaltung der Leute erfordern. Das Publicum erlangt dadurch den Vortheil, eine Menge von fertigen Sachen vor ſich zu haben, woraus man nach ſeinen Umſtänden wählen kann.

In London gibt es eigne Leute, die man bey dem Möbliren der Wohnungen zu Rathe zieht, um von ihnen den modernſten Geſchmack zu erfahren, und die auch die ganze Beſorgung des Anſchaffens übernehmen. Manche haben auch eigne Läden mit allen Haus-Mobilien, z. B. der große Trödler Oakley, der in zwey Stunden eine ganze Straße auf das geſchmackvollſte mit Mobilien aller Art verſehen könnte. Dieſe **Möblirer**, engl. Upholſterer, kommen beſonders den Reichen, die vom Lande in die Stadt ziehen, und den Seeofficieren ſehr zu ſtatten, wenn dieſe genöthiget ſind, ſich häuslich einzurichten. Aber auch angehende Eheleute, die ſich etabliren, bedienen ſich faſt immer der Hülfe der Möblirer, und ſogar die Frauen der Handwerker übergeben denſelben ſehr häufig das Geſchäft, für ſie einzukaufen *).

Zur Beförderung der Kenntniß der Moden und der neueſten Formen in Möbeln dienen außer dem Journal des Luxus und der Moden, dem Journal für Fabrik, Manufaktur Handlung und Mode, und ähnlichen Zeitſchriften, woſelbſt öfters Beſchreibungen und Abbildungen allerley geſchmackvoller Möbeln geliefert werden, beſonders folgende periodiſche Werke:

Sammlung von Zeichnungen der neueſten Londner und Pariſer Meubles, als Muſter für Tiſchler. 1ſte Lieferung für das Jahr 1800 mit 12 ſchwar-

*) S. London und Paris. III Jahrgang. 1800. No. VIII. S. 473.

ſchwarzen Kupfern in gr. 4. 1 Rthlr. (Im Induſtrie-Comptoir in Leipzig.)

Magazin von Möbeln nach dem neueſten Geſchmacke, welche bey G. H. Beſtelmeier in Nürnberg auf das ſchönſte gearbeitet zu finden ſind. 1ſtes Heft mit 4 illum. Kupf. gr. 4. 1 fl. 48 kr. Nürnberg, bey Felßecker 1802.

Was in Anſehung der Möbeln bey Erbſchaften und ſonſt Rechtens iſt, ſ. im Art. **Mobilien.**

Von **Möbeln-Brandverſicherungsanſtalten,** ſ. **Mobilien-Brandverſicherungsanſtalten.**

Von **Möbeln-Rettungsanſtalten,** ſ. eben daſelbſt.

Mobil, heißt beweglich lat. mobilis. **Mobilität,** die Beweglichkeit. **Eine Armee mobil machen,** heißt ſie in den **Kriegeſtand** oder in einen ſolchen Zuſtand ſetzen, daß ſie auf den erſten Befehl ſo fort in das Feld rücken kann.

Mobile perpetuum, ſ. **Perpetuum Mobile.**

Mobilia bona, bewegliche Güter, ſ. **Mobilien.**

Mobiliar, was beweglich iſt; als **Mobiliar-Vermögen,** oder bewegliches Vermögen, alle bewegliche Sachen, die zu dem Eigenthum eines Menſchen gehören, in ſo fern ſie nicht Pertinenz-Stücke einer unbeweglichen Sache ſind. Was man hierunter alles begreife, ſehe man im Art. **Mobilien. Mobiliar Erbe** der Erbe des beweglichen Vermögens; **Mobiliar-Steuer,** eine Abgabe von demſelben. **Mobiliar-Brandverſicherungsanſtalt,** ſ. im Art. **Mobilien-Brandverſicherungsanſtalten.**

Mobilien (nur im Plur. gebräuchlich). Dieſes beſonders im gemeinen Leben übliche Wort bezeichnet in weiterer Bedeutung alles bewegliche Vermögen, doch mit Ausſchluß der Thiere und Fiſche, des Getreides auf dem Halme, des Obſtes auf den Bäumen, des Brau- und Ackergeräthes ꝛc.

überhaupt **bewegliche Güter**, ehedem und noch jeẓt bisweilen in den Rechten **die Fahrniß**, und **fahrende Habe**. In engerer Bedeutung wird aller Hausrath oder alles Hausgeräth unter dem Nahmen der **Mobilien** verſtanden, wofür man auch wohl den franz. Ausdruck **Meublen** (Meubles) zu brauchen pflegt. Es iſt aus dem Lat. mobile, und dieſes von movere, bewegen.

Was die engere Bedeutung dieſes Wortes anlangt, ſo iſt davon der Art. **Möbeln** nachzuſehen. Von dieſem Worte in der weitern Bedeutung muß hier aber noch verſchiedenes bemerkt werden.

Die körperlichen Dinge oder Güter werden von den Rechtslehrern überhaupt in **bewegliche** und **unbewegliche** eingetheilt. Dieſer Unterſchied ziehet mancherley wichtige Folgen nach ſich, und die Nothwendigkeit wird es daher erfordern, denſelben mit Genauigkeit zu entwickeln und aus einander zu ſetzen.

Würden nur bloß liegende Grundſtücke, oder andere Dinge, die nicht ohne Zerrüttung und Zerſtörung von Ort und Stelle gebracht werden können, zu den unbeweglichen Dingen gezählt, und hingegen alles dasjenige, was von Ort und Stelle beweget werden kann, als ein bewegliches Ding angeſehen, ſo wäre dieſer Unterſchied ſehr leicht zu beſtimmen, wie ſchon die Natur von ſelbſt die erforderlichen Kennzeichen dazu an die Hand gibt. Den in den Rechten nicht gänzlich Unerfahrnen aber iſt bekannt, daß zum Theil die Geſetze, noch weit mehr aber die Meinungen der Rechtslehrer, hierin eine Menge von Ausnahmen zugelaſſen haben. Verſchiedenen von Natur beweglichen Dingen werden im rechtlichen Verſtande Wirkungen, die ſonſt nur unbeweglichen Gütern eigen ſind,

beygelegt. Eben ſo hat man auch Beyſpiele, daß gewiſſe, von Natur unbewegliche Dinge nur bloß als bewegliche, wenn es auf Cautionen und Sicherſtellungen ankommt, angeſehen werden wollen.

Der Unterſchied zwiſchen beweglichen und unbeweglichen Dingen kann bey vielen Gelegenheiten von Wichtigkeit werden. Bey faſt allen Erbſchaften, beſonders aber der Abſonderung des Lehns und Erbes, iſt deſſen genaue Beſtimmung nothwendig. Eben dieſes äußert ſich auch, wenn die Geſetze einen der Ehegatten nur bloß zum Erben des von dem zuerſt verſtorbenen hinterlaſſenen beweglichen Vermögens ernannt haben, wie ſolches nach dem ſächſiſchen Rechte von dem Ehemann bekannt iſt. Auch in Fällen, wo es auf geſetzmäßige Sicherheitsbeſtellungen ankommt, kann der Unterſchied zwiſchen beweglichen und unbeweglichen Gütern nicht außer Augen geſetzt, und zwar ein Beſitzer der erſtern, nicht aber der Eigenthümer der letztern, davon freygeſprochen werden.

Dergleichen Fälle, deren Entſcheidung auf die richtige Beſtimmung des Unterſchiedes zwiſchen beweglichen und unbeweglichen Dingen beruhet, ereignen ſich faſt täglich.

Daß alles dasjenige, was von einem Orte zum andern, ohne ſeine weſentliche Zerrüttung und Zerſtörung, gebracht werden kann, zu der Klaſſe derjenigen Dinge, die wir beweglich nennen, gehöre, iſt nicht allein in unſerm Sprachgebrauche, ſondern auch in der Vernunft ſelbſt gegründet. Die Bewegung der körperlichen Dinge von einem Ort zum andern fällt zwar nicht bey allen ſolchen Dingen gleich leicht; vielmehr verurſachet die Größe, Figur, Art der Zuſammenſetzung und andere dergleichen Umſtände mehr, eine große Verſchiedenheit. Inzwiſchen müſſen doch alle

alle dieſe Dinge, deren Fortſchaffung ſchwer oder leicht fällt, zu der Zahl der beweglichen gerechnet werden, wenn nur ihre Bewegung ohne Zerrüttung ihres Weſens geſchehen kann.

Dieſes letztere iſt das wahre Unterſcheidungszeichen der beweglichen und unbeweglichen Güter. Man kann daher die vorhin gegebene Beſchreibung von den beweglichen Dingen, unter dieſer Bedingung, als vollkommen richtig anſehen, und ſie in allen Fällen zu einer ſichern Richtſchnur annehmen.

Inzwiſchen hat man hierin einige aus fremden Sprachen entlehnte Ausdrücke eingeführt, welche, wenn ſie nicht gehörig von einander unterſchieden werden, ſehr leicht zu mancherley Irrungeen, und wohl gar zu Rechtsſtreitigkeiten Anlaß geben können. Man bleibt bey der Bezeichnung beweglicher Dinge und Güter nicht bloß bey ihren deutſchen Benennungen ſtehen, ſondern ſie kommen bald unter dem Nahmen von **Mobilien**, bald aber von **Meublen** vor.

Daß der erſte Ausdruck aus der lateiniſchen, und der zweyte aus der franzöſiſchen erborget ſey, iſt denen, die in dieſen beyden Sprachen nicht gänzlich unbewandert ſind, von ſelbſt einleuchtend. Es wird aber durch dieſe Ausdrücke (beſonders wenn man das Wort Mobilien in engerer Bedeutung nimmt) nicht ſchlechterdings alles, was in dem Vermögen eines Eigenthümers beweglich iſt, ſondern nur bloß deſſen Hausrath, und die dazu gehörigen beweglichen Dinge verſtanden. Von gleicher Beſchaffenheit iſt auch das, beſonders im Gerichtsſtyl gewöhnliche Wort, **Fahrniß**. Hierdurch wird ebenfalls nur bloß der Hausrath angezeigt. Hat man ſich aber, entweder in den Geſetzen, oder auch in den über die verhandelten Ge-

ſchäfte abgefaßten Urkunden des Ausdrucks von **beweglichen Hab und Gütern** bedienet, ſo muß ſolches allerdings von allem, was nach der in dem vorſtehenden angenommenen Beſchreibung für beweglich zu halten iſt, gelten.

Diejenigen, denen die Entwerfung ſolcher Urkunden, ſie mögen in Teſtamenten, oder aufgerichteten Verträgen beſtehen, anvertraut iſt, haben ſich daher ſehr wohl in Acht zu nehmen, dieſe an ſich gleich ſcheinenden Redensarten nicht mit einander zu vermengen, und ſich eines Ausdrucks, der den Abſichten der Teſtatoren, oder Contrahenten nicht gemäß iſt, oder mißgedeutet werden kann, zu bedienen. Es gienge z. B. die Abſicht eines teſtirenden Freundes dahin, daß Titius der Erbe ſeines gänzlichen beweglichen Vermögens ſeyn ſollte; der Verfaſſer des Teſtaments hätte aber dabey den Ausdruck von **Fahrniß** oder **Mobilien** zu gebrauchen ſich beygehen laſſen, ſo würde ein ſolches Teſtament gewiß zu den verwickeltſten Prozeſſen Anlaß geben, und der Haupterbe, wenn er Streitigkeiten anzufangen Neigung hätte, darunter weiter nichts, als den bloßen Hausrath begriffen wiſſen wollen.

So nöthig iſt es, in dieſer Sache, auch ſelbſt in den bloßen Ausdrücken, wenn der Chicane alle mögliche Gelegenheit, ſich dabey mit einzumiſchen, benommen werden ſoll, genau zu ſeyn.

Iſt in den Teſtamenten oder Verträgen, von den Teſtatoren oder Contrahenten, der Ausdruck: **bewegliche Güter**, oder **fahrendes Habe und Gut**, auch allenfalls mein **ſämmtliches Mobiliar-Vermögen** gebraucht worden, ſo iſt es alsdenn wohl keinem Zweifel unterworfen, daß

darunter alles, was **beweglich** iſt, ohne Ausnahme begriffen ſeyn müſſe.

Inzwiſchen gibt es doch verſchiedene Dinge, die zwar, ihrer Natur nach, beweglich ſind, von denen es aber dennoch, ob ſie nicht in gewiſſen Fällen zu dem unbeweglichen Vermögen zu rechnen wären, zweifelhaft ſeyn möchte. Unter andern gehören dahin die Waarenlager der Kaufleute. Daß ſolche aus bloßen beweglichen Dingen beſtehen, iſt zwar nicht zu leugnen. Es verlangen aber die Kaufleute, die ſtarke Waarenlager beſitzen, weil ſolche öfters den Werth der wichtigſten unbeweglichen Güter übertreffen, nicht ſelten die Befreyung von den ihnen ſonſt obliegenden Cautionen und Sicherheitsbeſtellungen, und es entſteht daher die Frage: ob ihnen ſolche verſtattet werden könne?

So groß und wichtig auch ein dergleichen Waarenlager nur immer ſeyn mag, ſo iſt doch ſolches wegen der beſtändig durch den Verkauf der Waaren in ihm vorgehenden Veränderungen und Abwechſelungen zu einer zuverläſſigen Sicherheitsbeſtellung niemahls fähig.

Aus dieſem Grunde muß denn auch das Waarenlager der Kaufleute in allen Fällen zu den beweglichen Gütern gerechnet werden, und es iſt keine Urſache vorhanden, warum dabey, der Natur der Sache zuwider, eine Ausnahme zugelaſſen werden ſollte.

Daß das baare Geld zu dem **fahrenden Habe und Gut** gehöre, kann zwar ebenfalls nicht beſtritten werden. Ob aber auch die ausſtehenden Capitalien mit dahin zu rechnen ſind, iſt eine Frage, deren Bejahung öfters bezweifelt wird, beſonders alsdenn, wenn dergleichen Capitalien

auf

auf Landgüter ausgethan, und mit einer zurei⸗chenden hypothekariſchen Sicherheit verſehen worden.

In Erbſchaftsfällen, wo dem einen Erben die **unbeweglichen**, dem andern aber die **be⸗weglichen Güter** der Verlaſſenſchaft zugetheilt worden, kann hierin von der eigentlichen Natur und Beſchaffenheit der letztern wohl nicht abge⸗wichen werden, ſondern es ſind dazu die ausſte⸗henden Capitalien, ohne Rückſicht auf ihre meh⸗rere oder wenigere Sicherheit, eben ſo wohl als das baare Geld ſelber, zu zählen. Denn die Ca⸗pitalien ſind ein ohnſtreitiges Surrogatum des baa⸗ren Geldes, und es muß daher auch bey ihnen alles, was der Natur des erſtern gemäß iſt, Statt finden.

Kommt es nur bloß auf Sicherſtellungen an, ſo iſt es gewiß, daß dieſelbe bey den ausſtehenden Capitalien eben ſo gut und öfters wohl noch mehr, als bey dem eignen Beſitz unbeweglicher Güter, vorhanden iſt. Ein unbewegliches Gut kann öf⸗ters durch unerwartete Unglücksfälle dergeſtalt zu Grunde gerichtet werden, daß weiter keine Sicher⸗heit dabey übrig bleibet. Die ausgeliehenen Capi⸗talien ſind zwar auch nicht von allen Unglücks⸗fällen gänglich frey; inzwiſchen wird es doch da⸗mit, wenn nur bey deren Ausleihung die nöthige Vorſicht gebraucht worden, weit weniger Gefahr, als bey den Landgütern und andern unbeweglichen Grundſtücken, haben.

Wer kann wohl, daß bey den in Schleſien, ingleichen der Chur⸗ und Neumark auf die Hälf⸗te der Landgüter ausgefertigten Pfandbriefen die größeſte Sicherheit vorhanden ſey, den geringſten Zweifel tragen?

Alle von den unbeweglichen Gütern fallende und vorhandene Früchte, ſind ebenfalls zu dem be⸗

weglichen Vermögen zu rechnen, und es kommen daher denjenigen, die an dieſen ein unſtreitiges Recht haben, auch jene, als ein Eigenthum, zu. Aus dieſem Grunde iſt die Ausbeute der Bergwerke, und das aus denſelben herausgebrachte Erz, obgleich die Bergwerke ſelber zu den unbeweglichen Dingen gehören, zu dem beweglichen Vermögen zu rechnen.

In Anſehung der Acker- und Wieſen- auch Gartenfrüchte wird zwar hierbey ein Unterſcheid, ob ſolche bereits von dem Grund und Boden abgeſondert ſind, oder ſich noch auf demſelben befinden, angenommen, indem die erſtern zu dem beweglichen Vermögen gerechnet, die zweyten aber als ein Theil des unbeweglichen Grundſtückes, worauf ſie gewachſen und hervorgebracht worden ſind, angeſehen werden. Allein, obgleich dieſer Unterſchied der Natur der Sache vollkommen gemäß iſt, ſo liegt doch dabey hauptſächlich der Umſtand, daß die hangenden Acker- und Wieſenfrüchte noch nicht zu ihrer völligen Vollſtändigkeit gelanget ſind, und daher annoch als ein Pertinenzſtück des Grund und Bodens angeſehen werden müſſen, zum Grunde.

Auch iſt hierin die Abweichung des ſächſiſchen Rechts von dem gemeinen bekannt, indem nach dem erſtern alle Induſtrial-Ackerfrüchte, ſo bald die Egge oder Reche die Saat beſtrichen hat, auch die noch auf dem Acker oder in den Gärten befindlichen, bey der Seperation des Lehns und Erbes, den Allodial-Erben, welchen alle bewegliche Dinge, der Regel nach, zuſtändig ſind, zugeeignet werden.

Eben ſo, wie alles, was von einem Orte zum andern beweget und fortgeſchaffet werden kann, den Begriff von **beweglichen Dingen** und **Gütern** begründet, nennet man auch dasjenige, was nicht

nicht von einem Orte zum andern beweget und fortgeſchaffet werden kann, ein unbewegliches Ding oder Gut, wovon hier des nahen Zuſammenhangs und der öftern Streitigkeiten wegen das nähere bemerkt werden muß.

Die Natur der Sache giebt es ſchon von ſelbſt, daß darunter alle liegende Grundſtücke an Aeckern, Steinbrüchen, Kalkbrüchen, Wäldern, Wieſen, Weiden, Fiſchgewäſſern, ſtädtiſchen Häuſern und andre dergleichen Dinge mehr, bey welchen eine Local-Veränderung unmöglich iſt, verſtanden werden müſſen. Auch alle Arten von Bergwerken, die ſolche Erze und Metalle, welche nicht zu den landesherrlichen Regalien gerechnet worden ſind, in ſich enthalten, gehören dahin, und können von Privat-Eigenthümern als ein unbewegliches Gut beſeſſen werden.

Zu dieſen unbeweglichen Gütern werden aber nicht ſelten gewiſſe Zugehörungsſtücke gerechnet, welche aus einem verſchiedenen Geſichtspuncte angeſehen werden, und daher Streit erregen können.

Dieſe Zubehörungen haben ihren Grund entweder in der Natur ſelbſt, oder in gewiſſen von den Beſitzern vorgenommenen Handlungen, oder rechtlichen Vermuthungen und Auslegungen.

Eine jede von dieſen verſchiedenen Entſtehungsarten der Zubehörungen erfordert eine Erklärung und Ausführung; wobey ich den bekannten Satz des deutſchen Rechts, **daß alles, was erd-, niet- und nagelfeſt iſt, zu den Zubehörungen der unbeweglichen Güter gehöre**, vorläufig erinnerlich machen muß.

Auch die Unzertrennlichkeit und Nothwendigkeit der mit einer unbeweglichen Sache verbundenen Dinge muß dabey nicht außer Augen geſetzet werden.

Unter der Unzertrennlichkeit verſtehet man, wenn die unbewegliche Sache durch die Abſonderung und Wegnehmung eines damit verbundenen Dinges, in ſeinem Weſen oder Haupteigenſchaften, einen merklichen Schaden leidet.

Nothwendige Dinge aber ſind diejenigen, ohne welche die unbewegliche Sache nicht den ſonſt gehörigen Nutzen bringen, und in ihrer erforderlichen Verfaſſung erhalten werden kann.

Auf dieſen Grundſatz ſind beſonders diejenigen Zubehörungsſtücke gegründet, die im rechtlichen Verſtande dafür angenommen werden müſſen.

Die von der Natur ſelbſt als Zubehörungen der beweglichen Sachen beſtimmten Zubehörungsſtücke betreffend, ſo ſind dazu beſonders die **Erze oder Mineralien in den Bergwerken**, imgleichen die **Bäume in den Wäldern und in den Gärten** zu rechnen.

Die in den Bergwerken befindlichen **rohen Erze und Mineralien** können zwar mit leichter Mühe, und, ohne das Weſen des Bergwerks ſelbſt dadurch zu zerſtören, ausgebrochen, und von einem Orte zum andern fortgeſchaft werden, und in ſo fern haben ſie die Natur der beweglichen Dinge an ſich. Mit den **Bäumen in den Wäldern und Gärten** hat es eine gleiche Beſchaffenheit. Dieſe können ebenfalls, ohne daß der Platz, in welchem ſie ſtehen, in ſeinem Weſen eine Veränderung leidet, ausgehoben, oder abgehauen, und, nachdem ſolches geſchehen, gleich allen andern beweglichen Dingen, von einem Orte zum andern gebracht werden. Da aber die Erze in den Bergwerken, und die Bäume in den Wäldern oder Gärten erdfeſt ſind, ſo findet bey denſelben die in dem nächſtvorſtehenden angenommene erſte Regel, vermöge welcher **alles, was erdfeſt** iſt,

iſt, ſeiner beweglichen Natur ungeachtet, als ein Zubehörungsſtück der unbeweglichen Sache, womit ſie verbunden iſt, angeſehen werden muß, eine ganz offenbare und ungezweifelte Anwendung.

Ein Bergwerk ohne Erz, und ein Wald ohne Bäume läßt ſich gar nicht denken, und es ſind daher dieſe beyden Stücke, auch nach der zweyten Regel, wegen ihrer Unzertrennlichkeit, für wirkliche Theile einer ſolchen unbeweglichen Sache anzunehmen.

Ganz anders aber verhält es ſich mit dem Erze und den Bäumen, wenn, ehe die Veränderung, bey welcher eine Separation der beweglichen und unbeweglichen Güter nöthig wird, jene ſchon aus der Erzgrube hervorgebracht, und dieſe bereits gefället und abgehauen worden ſind. Alsdenn gehören ſie weder zu den erdfeſten Dingen, noch können ſie auch für unzertrennlich gehalten werden. Sie müſſen folglich als offenbar bewegliche Dinge den Allodial- und Landerben zuerkannt werden, gleichwie ſie im erſten Falle dem Erben des Bergwerks oder Waldes unſtreitig verbleiben.

Auch hat der Erbe des Gutes an dem ſchon gefälleten Holze, welches der Erblaſſer nicht zum Verkauf, ſondern zum eigenen Bau und Verbrauch beſtimmt gehabt, ein unſtreitiges Recht. Nur bloß das zum Verkauf geſchlagene iſt den Land- und Allodial-Erben abzufolgen.

Aus gleichen Gründen haben auch die gemeinen Rechte die bey dem Tode eines Erblaſſers noch **hangenden Feld- und Ackerfrüchte**, wie ſchon oben beyläufig erwähnet worden, dem Gutserben, die bereits abgeſonderten und eingeſammelten aber den Allodial-Erben zugebilligt.

Auch

Auch hier läßt ſich kein Feld ohne Früchte gedenken, und beydes, Unzertrennlichkeit und Nothwendigkeit, kommen dabey ebenfalls in Rückſicht.

Denn womit wollte wohl der neue Gutsbeſitzer die Bewirthſchaftung des Gutes in dem bevorſtehenden Jahre beſtreiten, wenn ihm die noch auf dem Halm ſtehende Aernte gänzlich entzogen würde?

Das gemeine römiſche Recht hat daher in dieſem Stücke ſehr vernunftmäßige und mit der natürlichen Billigkeit übereinſtimmende Sätze angenommen. Die Abweichungen, die hierin in dem ſächſiſchen Rechte angetroffen werden, geben zu vielen Verwirrungen, verwickelten Berechnungen, und überhaupt zu mancherley Rechtsſtreitigkeiten Anlaß *). Dieſes Recht verdienet daher nicht, in dieſem Falle, ob es gleich ſonſt viel Gutes und unſerer deutſchen Landverfaſſung Anpaſſendes in andern Stücken bey ſich führt, in einem allgemeinen Geſetzbuche beybehalten zu werden.

Die zweyte Art der Zubehörungsſtücke eines Landgutes oder andern liegenden Grundſtücks wird durch Unternehmungen der Beſitzer gegründet.

Die menſchlichen Handlungen, aus welchen, ob eine an ſich bewegliche Sache für ein Zubehörungsſtück einer unbeweglichen zu halten ſey, mit rechtlicher Zuverläſſigkeit geſchloſſen werden kann, ſind ebenfalls von mancherley Art.

Der oben angeführte Satz, daß bey unbeweglichen Dingen alles dasjenige, was erd-, niet- und nagelfeſt iſt, als Zubehörungen derſelben anzuſehen ſind, muß hierbey vorzüglich zur Richtſchnur genommen werden. Jedoch iſt dabey auch in den meiſten Fällen auf die muthmaßliche Beſtimmung

*) S. den 4ten Band der Oeconomia forenſis.

ſtimmung desjenigen, der eine dergleichen Handlung unternommen hat, ein gehöriges Augenmerk zu richten. Trift beydes, eine ſolche muthmaßliche Beſtimmung und die vorgedachte Regel, zuſammen, ſo wird dadurch die Rechtmäßigkeit eines Zubehörungsſtücks außer Zweifel geſetzt.

Unter den vielen hierher einſchlagenden Fällen ſind vorzüglich die von dem vorigen Beſitzer unternommenen **neuen Bauten** in Betracht zu ziehen, wobey die Frage entſtehet, ob dergleichen neue Gebäude dem künftigen Gutsbeſitzer, oder den Landerben zuſtändig ſind?

Nach den gemeinen Lehnrechten ſind die Allodial=Erben nur diejenigen Gebäude, welche ſchon vorhin auf dem Gute geſtanden haben, wenn ſie gleich von dem Erblaſſer von neuem aufgebauet worden, dem neuen Gutsbeſitzer zu überlaſſen ſchuldig; die ganz neu erbaueten und vorhin noch niemahls vorhanden geweſenen Gebäude aber müſſen ihnen entweder bezahlt, oder, ſie wegzunehmen, erlaubet werden. Hiermit ſtimmt auch das gemeine Sachſenrecht überein. Das churſächſiſche Recht aber ſetzt ausdrücklich feſt, daß alle Gebäude, die der Lehnsbeſitzer auf dem Lehngute erbauet hat, ſie mögen ſchon vorhin vorhanden geweſen ſeyn oder nicht, ſchlechterdings bey dem Lehn gelaſſen werden müſſen, und die Allodial=Erben deshalb keine Vergütigung fordern können.

Welches von dieſen beyden Rechten die meiſte Vernunft und Billigkeit für ſich habe, wird zwar billig denjenigen, die an Geſetzgebung arbeiten, um ſo mehr überlaſſen werden müſſen, als nicht zu leugnen iſt, daß bey beyden Gründe vorhanden ſind, die es, welchem darunter der Vorzug gebühre, zweifelhaft machen können.

Dem

Dem erſten Anſcheine nach iſt der hierbey von dem gemeinen Rechte angenommene Satz dergeſtalt in der Billigkeit und Analogie der Rechte gegründet, daß ſich faſt nichts dagegen einwenden läßt. Denn da ein Jeder, der eine Sache unter der Bedingung, ſie wieder zurück zu geben, empfangen hat, weiter nichts, als nur bloß das, was ihm dabey überliefert worden, wieder zurück zu gewähren verbunden iſt: ſo wird es auch allemahl unbillig ſeyn, wenn die Allodial-Erben dem Lehnfolger ſolche Gebäude, die ihr Erblaſſer bey dem Antritt des Lehns nicht gefunden hat, ohne dafür eine Vergütigung zu erhalten, überlaſſen ſollen. Dahingegen iſt auch in Rückſicht zu nehmen, daß es hierin mit einem Lehnsbeſitzer eine ganz andere Bewandtniß, als mit jedem andern Zeitbeſitzer, habe. Derſelbe iſt, außer der ihm obliegenden Schuldigkeit, das Empfangene in eben demjenigen Stande, als er es empfangen hat, zurück zu gewähren, auch noch überdem zu allen möglichen Verbeſſerungen des Lehns, beſonders alsdenn, wenn ſie aus den genoſſenen Früchten beſtritten werden können, verbunden. Hat er ſolchemnach ganz neue zu der Verbeſſerung des Lehns erforderliche Gebäude aufführen laſſen, ſo wird den Allodial-Erben, dem Anſcheine nach, nicht zu nahe geſchehen, wenn dergleichen Gebäude dem Lehnsfolger, ohne ihnen deshalb eine Vergütigung zuzubilligen, zuerkannt werden. Ueberdem tritt noch die rechtliche Vermuthung hinzu, daß der Erblaſſer dergleichen Gebäude bloß für das Lehn, weil ſie ſonſt keinen andern Nutzen haben können, beſtimmt und gewidmet habe.

Der Erblaſſer hat z. B., weil wegen vermehrten Viehſtandes und dadurch beſſer cultivirten Ackers, der bisherige Scheunenraum nicht mehr

zulangen wollen, eine ganz neue Scheune, die er bey dem Antritt des Lehns nicht gefunden, erbauen laſſen. Sehr hart und unbillig würde es für den Lehnsfolger ſeyn, wenn die Allodial-Erben befugt wären, eine ſolche Scheune entweder abbrechen und wegnehmen zu laſſen, oder von ihm dafür Bezahlung zu fordern. Dieſe Scheune iſt ja zur ſichern Unterbringung der auf dem Lehn gewonnenen Aernten nothwendig, und man kann daher nicht anders vermuthen, als daß der Erblaſſer ſolche nur bloß für das Lehn, nicht aber für die Allodial-Erben beſtimmt habe.

Bey Gebäuden hingegen, die dem Lehn nicht nothwendig ſind, ſondern mehr zur Pracht und Bequemlichkeit aufgeführt worden, fällt dieſer Grund hinweg, und es kann daher auch deren Vergütigung, wenn ſie der Lehnsfolger nicht wegnehmen laſſen will, dem Allodial-Erben nicht ſtreitig gemacht werden.

Bey Geſetzgebungen müßte hierin alſo ein doppelter Unterſchied gemacht werden. Einmahl müßte man darauf Rückſicht nehmen, ob dergleichen ganz neu erbauete Gebäude dem Lehn ſchlechterdings nothwendig, oder bloß nützlich und bequem wären, auch wohl gar nur zur bloßen Pracht und Ergötzlichkeit gereichten.

In dem erſten Falle könnten dem Lehnsfolger ſolche Gebäude ohne offenbare Verletzung der Billigkeit füglich nicht entzogen, noch er dafür den Allodial-Erben eine baare Vergütigung zu leiſten, angehalten werden.

Was eigentlich zu den nothwendigen Gebäuden zu rechnen ſey, kann aus dem vorhin angeführten Beyſpiele von einer neu erbauten Scheune ſehr leicht entnommen werden, und ein, wegen

vermehr-

vermehrten Viehſtandes, ganz neu erbauter Kuh- oder Schafſtall würde ebenfalls dahin gehören.

Demnächſt aber wäre auch wegen der wirklich nothwendigen Gebäude ein Unterſchied, ob die Koſten dazu von den Früchten des Lehns beſtritten werden können, oder der Erblaſſer ſeine eigenen Mittel dazu anwenden müſſen, zu machen. Iſt das erſtere, ſo haben die Allodial-Erben eine Vergütigung deshalb zu fordern kein Recht. Sind aber die Früchte des Lehns zu einem dergleichen Bau nicht hinlänglich geweſen, ſo iſt alsdenn die Sache als eine von dem Lehnsfolger zu vergütigende Lehns-Melioration zu behandeln *).

Oefters iſt bey dem Tode eines Erblaſſers der Bau eines ſolchen Gebäudes zwar noch nicht vollführt, dennoch aber bereits ein anſehnlicher Vorrath Baumaterialien angeſchafft worden. Daß dieſe Baumaterialien, ihrer Natur nach, zu den beweglichen Dingen gehören, iſt von ſelbſt einleuchtend. Darüber aber pflegt die Frage zu entſtehen, ob ſolche durch die Beſtimmung ebenfalls Zubehörungen oder Beylaßſtücke des Gutes geworden ſind, und folglich dem Lehnsfolger, ohne deshalb den Allodial-Erben etwas vergüten zu dürfen, überlaſſen werden müſſen?

Zuvörderſt iſt zu bemerken, daß, wenn dieſe Bau-Materialien von dem eignen Zuwachs des Gutes genommen worden ſind, den Allodial-Erben dafür niemahls eine Entſchädigung gebühre. Sind ſelbige aber erkauft, ſo iſt ein Unterſchied zu machen, ob der Erblaſſer diejenigen Gebäude, wozu dieſelben beſtimmt ſind, aufzubauen ſchuldig geweſen iſt oder nicht.

*) S. Oeconomia forenſis. III. B. V. Hauptſt. von den Meliorationen und Deteriorationen.

In dem erſten Falle fällt ebenfalls alle Vergütigung hinweg; in dem zweyten hingegen ſtehet es in des Lehnfolgers Wahl: ob er den Allodial-Erben den Werth, wofür die Bau-Materialien angeſchafft worden, wieder erſtatten, oder ſie von ihnen wegnehmen, und anderwärts verkaufen laſſen wolle *).

Schon immer iſt unter den Rechtslehrern ein Streit geweſen, ob die **Windmühlen** zu den beweglichen oder unbeweglichen Dingen gehören, und beſonders hat der ſonſt ſo berühmte Carpzov hierin eine Meinung angenommen, die wohl niemals Beyfall finden wird.

Daß eine Windmühle, wenn auch die Carpzovſchen Gründe ihre völlige Richtigkeit hätten, niemals anders, als ein Zubehörungsſtück des Landgutes, auf welchem ſie erbauet worden iſt, angeſehen werden könne, erhellet ſchon allein daraus, daß niemanden, der nicht, vermöge ſeiner Lehn- und Kauf-Briefe, die Mühlengerechtigkeit beſitzet, eine neue vorhin nicht exiſtirte Windmühle anzulegen, erlaubet iſt. Die Erbauung einer Windmühle ſetzet daher eine auf dem Gute haftende Mühlengerechtigkeit voraus, und ein ganz natürlicher Schluß iſt es daher, daß demjenigen, der die Mühlengerechtigkeit beſitzet, auch die, um daſſelbe in Ausübung zu ſetzen, erbauete Mühle zuſtändig ſeyn müſſe.

Iſt der Bau einer ſolchen Mühle von der Beſchaffenheit geweſen, daß er aus den Früchten des Lehns nicht völlig beſtritten werden können, ſo iſt eine dergleichen Mühle alsdenn als ein Meliorations-Stück anzuſehen.

In

*) Die Ausführung mehrerer hierher einſchlagenden Fälle findet man in dem ſechſten Hauptſtück der vierten Bandes der Oeconomiae forenſis S. 82 bis 87.

In der That iſt es ſonderbar, daß man dergleichen nothwendige Zubehörungsſtücke, ohne welche die Gerechtſame des Gutes nicht in ihrem völligen Umfange in Ausübung geſetzet werden können, davon hat ſepariren, und den Allodial-Erben, die nicht den geringſten Gebrauch davon machen können, hat zuerkennen wollen.

In Anſehung der **Schiffmühlen** ſcheinet es zwar mehr bedenklich zu ſeyn, ſolche als unbewegliche Dinge anzuſehn, und ihnen folglich unter den Zubehörungen der unbeweglichen und liegenden Gründe einen Platz anzuweiſen. Allein, wenn man auf die Grundſätze, warum auch bewegliche Dinge für Zubehörungen einer unbeweglichen Sache gehalten werden müſſen, beſonders aber auf die Beſtimmung und Abſichten desjenigen, der ſolche errichtet und angelegt hat, zurück gehet, ſo wird wohl kein Zweifel übrig bleiben, daß ſelbige rechtlich dafür zu halten ſind.

Wahr iſt es zwar, daß das Schiff, worauf die Mühle ruhet und erbauet iſt, ohnſtreitig zu den beweglichen Dingen gehöret, und die letztere ein Zubehörungsſtück des erſtern zu ſeyn ſcheinet. Allein die Mühle iſt nicht des Schiffes halber, ſondern das Schiff der Mühle halber erbauet. Da nun jederzeit diejenige Sache, zu deren Gebrauch eine andere beſtimmet iſt, für die Hauptſache angeſehen werden muß, ſo folgt von ſelbſt, daß bey Entſcheidung der Frage, ob die Schiffmühle dem neuen Gutsbeſitzer oder den Allodial-Erben zuzubilligen ſey, nicht auf die Eigenſchaft des Schiffes, ſondern auf die Beſtimmung des daran befeſtigten Mühlenwerks Rückſicht zu nehmen ſey. Auch kann dabey ebenfalls dasjenige, was in dem nächſtvorſtehenden von der Mühlengerechtigkeit, und daß ohne ſelbige keine Erbauung

der Mühle, ſie möge ſeyn, von welcher Art ſie wolle, Statt finden könne, geſaget worden, nicht außer Augen geſetzet werden.

In Fällen, wo es auf eine Sicherheitsbeſtellung mit einer Schiffmühle ankommt, kann man es aber gar gern zugeben, daß, wegen der vielen mit dergleichen Mühlen verknüpften Gefahr, mancherley Bedenklichkeiten dabey vorfallen können. Kommt es aber bloß auf die Frage an, ob eine ſolche Schiffmühle als ein Zubehörungsſtück eines Gutes anzuſehen ſey, ſo kann ſolches wohl niemahls aus den vorhin angeführten Gründen mit Recht ſtreitig gemacht werden.

Die in unſern Tagen ſo allgemein gewordenen **Hexelmühlen**, können fürs künftige ebenfalls ein Gegenſtand des Zwiſtes zwiſchen den Lehnsfolgern und Allodial-Erben werden.

Um hierin etwas Gewiſſes feſtzuſetzen, wird nöthig ſeyn, die verſchiedenen Arten der gewöhnlichen Hexelmühlen gehörig von einander zu unterſcheiden, indem nicht bey allen gleiche Entſcheidungsſätze angenommen werden können.

Es giebet bekanntermaßen:

1) Hexelmühlen, die vom Waſſer getrieben werden.

2) Dergleichen, die von Pferden, oder Ochſen in Bewegung geſetzet werden müſſen,

und endlich

3) Noch andere, die bloß durch Menſchenhände regieret werden, und ihre Bewegung erhalten.

Daß bey der erſten Art alles dasjenige, was von allen Mühlen geſaget worden, Statt finden müſſe, leuchtet von ſelbſt ein.

Die zweyte Art iſt von der Beſchaffenheit, daß ſie mit einiger Mühe aus einander genommen,

men, und an einen andern Ort, um davon einen Gebrauch zu machen, fortgeſchaffet werden kann.

Allein, da der Erblaſſer dieſelbe einmahl auf dem Lehngute angeleget hat, ſo muß auch rechtlich vermuthet werden, daß er ſelbige für daſſelbe beſtimmet und gewidmet habe; und dieſe rechtliche Vermuthung wird alsdann die Sache von ſelbſt entſcheiden.

Die dritte Art der Hexelmühlen die unter dem Nahmen von Handhexelmühlen bekannt ſind, können mehrern Zweifel erregen, ob ſolche bey dem Lehn zu laſſen, oder den Allodial-Erben zu verabfolgen, wenigſtens denſelben zu vergütigen ſind. Dergleichen Maſchinen brauchen, um ſie von einem Ort zum andern fortzuſchaffen, keiner Auseinandernehmung, ſondern es kann ſolches ganz füglich mit der ganzen zuſammengeſetzten Maſchine geſchehen. Hat der Erblaſſer nur bloß Lehngüter, die nunmehr ſeinen Lehnsfolgern, wegen Ermangelung männlicher Descendenz, anheim gefallen ſind, beſeſſen: ſo iſt die ſtärkſte Vermuthung vorhanden, daß er eine dergleichen Handhexelmühle auch nur bloß für das Lehngut, auf welchem ſie ſich befindet, beſtimmet habe. Denn dieſe Art von Werkzeugen iſt für alle diejenigen, die nicht eigne Güter beſitzen, unnütz und unbrauchbar. Mit Recht wird ſie daher dem Lehnsfolger, und zwar, weil die darauf verwandten Koſten das Maß der Lehnsfrüchte wohl niemahls überſchreiten können, ohne Vergütigung zuerkannt.

Iſt aber der Erblaſſer auch zugleich ein Beſitzer ſolcher Güter geweſen, die er nach ſeinem Tode auf ſeine Allodial-Erben vererben können: ſo fällt die rechtliche Vermuthung, ſolche bloß für das Lehn gewidmet zu haben, hinweg, und man muß vielmehr glauben, daß ſolche eben ſowohl für

die Allodial⸗Güter, als für das Lehn, beſtimmet geweſen ſey.

Dasjenige, was man in den Pandecten Leg. 18 de Act. emt. vend. wegen der **eingegrabenen Pfoſten der Kornhäuſer**, und von den **abgenommenen Ziegeln der Häuſer**, um ſie wieder aufzudecken, antrift, iſt dergeſtalt in die Augen fallend, daß es wohl keiner weitern Ausführung bedarf. Keinem Vernünftigen wird wohl jemahls einfallen, daran zu zweifeln, daß die durch Eingrabung in die Erde befeſtigten Pfoſten eines Gebäudes, Zubehörungen deſſelben, und folglich des ganzen Gutes ſind. Eben ſo wenig wird auch wohl, daß die von einem Dache, welches ausgebeſſert und umgedecket werden ſoll, abgenommenen Ziegel für ein Zubehörungsſtück eines ſolchen Gebäudes anzuſehen ſind, bezweifelt werden können.

Nun wird noch von der dritten Entſtehungsart der Zubehörungsſtücke unbeweglicher Dinge etwas weniges zu bemerken nöthig ſeyn.

Es iſt oben bereits angeführet worden, daß dabey ſo wohl die Beſtimmung, als auch die Unzertrennlichkeit und Nothwendigkeit hauptſächlich zum Grunde lieget. Von allen demjenigen, was von einer Sache unzertrennlich, und zu deren Gebrauch nothwendig iſt, waltet die rechtliche Vermuthung vor, daß ſolches für die Hauptſache auf beſtändig beſtimmet ſey. Der L. 17. §. 7 de Act. emt vend. ſtimmet auch hiermit vollkommen überein, indem daſelbſt ausdrücklich feſtgeſetzet wird, daß alle diejenigen Dinge, die zum beſtändigen Gebrauch eines Hauſes gehören, dem Hauſe ſelber gleich zu ſchätzen, diejenigen aber, die nur bloß zu einem zeitigen und nicht immerwährenden Gebrauch beſtimmet ſind, auch als keine Zubehörungsſtücke des Hauſes angeſehen werden können.

Zur

Zur nähern Erläuterung dieſes Satzes müſſen einige dahin einſchlagende Beyſpiele angeführt werden.

Ein ſehr merklicher ſich hierdurch ſelbſt entſcheidender Fall iſt es, daß alle zu einem Landgute gehörige Unterthanen, ob ſie gleich ihrer Natur nach augenſcheinlich zu den beweglichen Dingen gehören, dennoch zu den Zubehörungs- und Beylaßſtücken eines jeden Landgutes gezählet werden müſſen. Schon in dem Römiſchen Recht iſt ſolches durch den L. 23. §. 1. C. de agricol. und die Novella 7. ganz deutlich entſchieden, und beſonders in der letztern, daß die Mancipia ruſtica, worunter nach unſerm Sprachgebrauch die Unterthanen, und beſonders diejenigen, welche leibeignen, oder gutspflichtig ſind, verſtanden werden, zu den unbeweglichen Dingen gehören, feſtgeſetzet worden.

Dieſer Satz aber iſt nicht bloß in den erwähnten Römiſchen Geſetzen gegründet, ſondern er beruhet ſchon an und für ſich auf Vernunft und natürlicher Billigkeit. Beydes, die Nothwendigkeit und Unzertrennlichkeit der Unterthanen und ihrer Dienſte von den Landgütern iſt dergeſtalt einleuchtend, daß wohl niemand etwas dagegen einzuwenden wagen wird. Ohne Beyhülfe einer verhältnißmäßigen Anzahl von Menſchen, kann niemand ein Landgut, es mag groß oder klein ſeyn, gehörig bewirthſchaften. Daß aber hierzu eine gehörige Anzahl von eingebohrnen Unterthanen unter ſeinen Befehlen zu haben, ein beſonderer Schatz ſey, iſt allen denen zur Genüge bekannt, die von dem richtigen Betriebe der Landwirthſchaft nur einige Erfahrung haben. Pferde und Ochſen kann man auf allen Märkten zum Kauf bekommen. Nirgends aber ſind, unter geſitteten

ſitteten Völkern, Menſchen zum Verkaufe feil, und es können alle andere Wirthſchaftswerkzeuge, ohne genugſame Menſchenhände, von keinem Nutzen noch Gebrauch ſeyn.

Man muß daher auch mit Recht die Bedrückungen der eingebohrnen Unterthanen, und ihre dadurch veranlaßte Entweichung, für eine der größten Deteriorationen, die nur immer einem Landgut wiederfahren können, anſehen.

Zur Genüge leget ſich hieraus dar, daß alle gutspflichtige Unterthanen eines Landguts in Anſehung deſſelben eben ſo unzertrennlich, als zu ſeiner richtigen Benutzung nothwendig, folglich wahre Zubehörungsſtücke ſind.

Dieſer Satz findet nicht allein bey der Vererbung der Landgüter, ſondern auch bey deren Verkauf eine rechtmäßige Anwendung.

Niemahls können die Allodial-Erben dem Lehnsfolger einige von den zu einem Lehngut gehörigen gutspflichtigen Unterthanen, wenn auch ihr Erblaſſer auf deren Vervollkommnung die größten Koſten verwandt hätte, vorbehalten.

Dieſer Fall kommt bey den Separationen des Lehns und Erbes nicht ſelten vor.

Da die Leibeignen oder gutspflichtigen Unterthanen den Ort ihrer Geburt und Beſtimmung nicht ohne ausdrückliche Einwilligung der Herrſchaft verlaſſen können, ſo wird dadurch mancher Grundherr veranlaſſet, ſich unter denſelben einige, die er beſonders fähig dazu erachtet, zu geſchickten Bedienten anzuziehen, oder ſie auch in allerley Künſten und Handwerken, die auf dem Lande eben ſo nützlich als nothwendig ſind, unterrichten zu laſſen. Auf ſolche Art trifft man in ſehr vielen adlichen Häuſern eine Geſellſchaft von Kutſchern, Laquayen, Kammerdienern, Köchen, Gärtnern,

Maurern, Tiſchlern, Zimmerleuten, ja wohl gar Schreibern und Wirthſchafts-Inſpectoren, im weiblichen Departement aber Kammerjungfern und Ausgeberinnen, an, die insgeſammt eingebohrne Unterthanen des Orts ſind, und deren Dienſtzeit daher von einer immerfort währenden Dauer iſt.

Wenn die Herrſchaft hierin eine glückliche Wahl getroffen hat, ſo iſt nicht zu leugnen, daß dadurch in der ländlichen Haushaltung ein ſehr wichtiger Nutzen geſtiftet werden, und eine Herrſchaft dabey vielem Verdruß, der ihr gemeiniglich durch die öfteren Umwechſelungen der Haus- und Wirthſchaftsbedienten verurſacht wird, entgehen könne; wiewohl auf der andern Seite die Leute aber recht herzlich zu bedauern ſind, wenn ſie durch eine willkührliche Veränderung ihres Aufenthaltes ſich den Bedrückungen einer vielleicht tyranniſchen und inhumanen Herrſchaft nicht entziehen dürfen.

Bey Allodial- und auch bey Lehngütern kommt, wenn der Erblaſſer männliche Erben hinterlaſſen hat, dieſe für die Gutsherrſchaft vortheilhafte Einrichtung auch ſeinen Erben zu gute. Muß aber nach deſſen Tode ein von ihm beſeſſenes Landgut an den nächſten Lehnfolger abgetreten werden, ſo genießet nur dieſer, nicht aber des Erblaſſers Allodial-Erben, die ferneren Vortheile davon. Jedoch iſt es billig, daß, wenn der Erblaſſer auf die Auslernung ſolcher Unterthanen beſondere Koſten verwandt hätte, und dieſe ſolche noch nicht abdienen können, den Allodial-Erben deshalb Vergütigung geſchehen müſſe.

Die von dem Erblaſſer während ſeines Beſitzes angeſchafften **Inventarien-Stücke**, ſowohl an **Vieh**, als **Ackergeräthen und andern Fahrniſſen**, werden zwar ſonſt immer zur Allodial-Erbſchaft gerechnet, und der Lehnsfolger hat daran

daran kein Recht, ſondern muß dieſe Stücke, wenn er ſie haben will, den Allodial-Erben nach ihrem Werthe bezahlen. Auch ſelbſt bey den Allodial-Gütern iſt es in den meiſten Ländern geſetz- und obſervanzmäßig, daß die bey einem Gute befindlichen Inventarien-Stücke davon ſeparirt, und demjenigen, dem das Gut in der Erbtheilung zufällt, ſolches gleichſam ganz nackend übergeben wird. Bey den Lehngütern hat ſolches zwar ſeinen ſehr guten Grund, wie es in dem vierten Bande der Oeconomia forenſis mit mehrerem bemerkt worden; bey den Allodial-Gütern aber walten hierin nicht gleiche Gründe vor, und es ſcheint daher allemahl hart, und der Natur der Landökonomie zuwider laufend zu ſeyn, wenn ſich der Erbe eines ſolchen Allodial-Guts aller zur Bewirthſchaftung deſſelben nöthigen Inventarien-Stücke beraubt und davon entblößt ſehen muß. Ein neu angehender Wirth hat ſchon vorhin vielfältige nöthige Ausgaben, und es fällt ihm daher die Anſchaffung ganz neuer Beylaßſtücke um ſo ſchwerer.

Ob nun gleich die Lehnsfolger hierin zum Nachtheil der Allodial-Erben nicht füglich begünſtiget werden können, ſondern es in deren Anſehung allemal billig bleibet, daß ſie das Inventarium den Allodial-Erben bezahlen müſſen, ſo ereignen ſich doch auch hier Fälle, wo die Allodial-Erben, die Inventarien-Stücke ohne Vergütigung zu überlaſſen, nicht ſchuldig ſind.

Man trift auf vielen Landgütern einen ſo genannten eiſernen Viehſtand an. Unter dem Ausdruck von eiſern Vieh aber wird verſtanden, wenn eine gewiſſe Anzahl davon auf einem Gute dergeſtalt beſtimmet iſt, daß dieſelbe weder vermehret werden darf, noch auch gemindert werden kann, ſondern es der Empfänger deſſelben, bey allen vor-

fallen-

fallenden Veränderungen, in gleicher Menge und gleichen Sorten wieder zurück liefern muß, auch die Gefahr davon lediglich dem Inhaber zur Laſt fällt.

Iſt nun ein dergleichen eiſerner Viehſtand auf einem Lehngute vorhanden, ſo iſt es auch ganz billig und natürlich, daß derſelbe dem Lehnsfolger verbleiben müſſe, und die Allodial-Erben auf keinerley Art befugt ſind, daran einen Anſpruch zu machen. Nur an das von dem Erblaſſer ſelbſt angeſchafte Vieh, nicht aber an dieſen eiſernen Beſtand, haben ſie ein Recht, und ſie ſind ſogar, wenn ſolcher nicht vollzählig ſeyn ſollte, oder in den beſtimmten Sorten abgeliefert werden könnte, dem Lehnsfolger deshalb gerecht zu werden, verbunden. Hiergegen hilft ſolchemnach der Einwand, daß das Vieh im höchſten Grade zu den beweglichen Dingen gehöre, nichts. Durch die Beſtimmung iſt es einmahl ein Zubehörungsſtück des Lehns geworden, und hiernach muß es auch bey den Lehns-Separationen behandelt werden.

Dieſes findet nicht allein bey dem eiſernen Vieh Statt, ſondern es hat auch darin bey allen andern Beylaßſtücken, die von jeher zu dem Lehn beſtimmet geweſen, und daher immer von einem Lehnsfolger auf den andern gediehen ſind, eine gleiche Bewandniß.

Es iſt bey den Lehnen, beſonders aber bey den Familien-Fideicommiſſen und Majoraten, nichts ungewöhnliches, daß der erſte Stifter derſelben, nachdem er zu dieſer oder jener Sache mehrere Neigung gehabt, eigne **Bibliotheken, Gewehrkammern, Jagdnetze, Orangerien,** auch wohl gar gewiſſe **Haus-Meubeln,** gewidmet hat. Da ein jeder Lehns- oder Fideicommiß-Beſitzer oder deſſen Erben, das Lehn- oder Fideicommiß-Gut, dem

dem Nachfolger in demjenigen Stande, als es der Erblaſſer empfangen hat, zurück zu gewähren verpflichtet ſind: ſo folgt von ſelbſt, daß ſie an dergleichen Dingen, ob ſie gleich der Natur nach beweglich ſind, ſo wenig einen Anſpruch machen können, daß ſie vielmehr dasjenige, was davon abgängig, oder ſchadhaft ſeyn möchte, dem Lehns- oder Fideicommiß-Folger zu vergütigen, verbunden geachtet werden müſſen.

Durch die urſprüngliche Beſtimmung ſind dieſelben ungezweifelt Beylaßſtücke des Lehns oder Fideicommiſſes geworden, und ſie müſſen auch daher jederzeit im brauchbaren Stande, bey jeder Veränderung, dem Erbfolger wieder abgeliefert werden. Nur bloß ein ungefährer Unglücksfalls, z. B. Krieg oder Brand, kann ſie davon befreyen.

Nachdem das Hauptſächlichſte, was bey dem Unterſchiede zwiſchen den beweglichen und unbeweglichen Dingen vorfallen kann, in dem Vorſtehenden vorgetragen worden iſt, ſo bleibt hier noch etwas von den **unkörperlichen Dingen** zu erinnern übrig, welches mit den vorhergehenden in ſehr genauer Verbindung ſteht.

Unter den unkörperlichen Dingen werden, wenn vom Eigenthume die Rede iſt, nach dem gewöhnlichen deutſchen Ausdruck, alle **Gerechtigkeiten** verſtanden, die zwar keine figürliche Ausdehnung haben, denen aber doch von den Geſetzen eine beſtimmte Form, unter welcher ſie in Betracht genommen werden müſſen, gegeben worden. Dieſe Gerechtigkeiten haben nicht allein eine verſchiedene Entſtehungsart, ſondern ſie ſind auch, nach der Mannigfaltigkeit ihrer Beſtimmung, von verſchiedener Wirkung. Im eigentlichen Verſtande können ſie zwar weder zu den beweglichen, noch unbeweglichen Dingen gezählet werden, ſondern

ſind

ſind gleichſam als ein Zwittergeſchlecht anzuſehen. Inzwiſchen iſt doch bekannt, daß einige von dieſen Gerechtigkeiten nur bloß auf gewiſſen Perſonen haften, und mit denſelben auch wieder zu Grunde gehen. Andere hingegen ſind mit den Landgütern, Häuſern oder andern liegenden Grundſtücken unzertrennlich verbunden. Daß die leztern mehrere Aufmerkſamkeit als die erſtern verdienen, iſt von ſelbſt einleuchtend. Aus dieſem Grunde wird es denn auch nöthig ſeyn, davon einige nähere Erläuterungen beyzubringen; jedoch ſollen die perſönlichen Gerechtigkeiten dabey nicht gänzlich vergeſſen, ſondern davon ebenfalls das Nothwendigſte angeführt werden.

Beyde Arten der Gerechtigkeiten geben gemeiniglich weit mehrern Anlaß zu unnangenehmen Rechtsſtreitigkeiten, als die körperlichen Gegenſtände der bürgerlichen Geſchäfte, ſie mögen beweglich oder unbeweglich ſeyn, weil ſolche mehr in die Sinne fallen, und folglich die dabey vorkommenden Beweiſe weit leichter zu führen ſind.

Die Gerechtigkeiten werden entweder wegen ihrer an ſich habenden Natur, oder der Sache halber, mit welcher ſie verbunden ſind, oder auch in Anſehung ihres ſchon gegenwärtigen, oder erſt künftigen Gebrauchs, zu den beweglichen oder unbeweglichen Dingen gerechnet.

Ein Beyſpiel von der erſten Art geben alle Arten von Schuldforderungen.

Daß ſowohl das baare Geld, als auch die ausſtehenden Capitalien, weil ſie ein Surrogat des baaren Geldes ſind, ſchlechterdings zu den beweglichen Gütern gehören, iſt ſchon oben, wo von dem Unterſchiede der beweglichen und unbeweglichen körperlichen Dinge gehandelt wurde, bemerkt worden. Dem Recht, dergleichen ausſtehende Capitalien

pitalien, oder andere dergleichen Schuldigkeiten einzufordern, kann ſolchemnach keine andere Natur zugeſchrieben werden, als die einzufordernde Sache ſelbſt an ſich hat.

Hieraus ergibt ſich denn von ſelbſt, daß auch die Gerechtigkeit, ausſtehende Schuldforderungen beyzutreiben, zu den beweglichen Dingen gerechnet werden müſſe.

Bey den mit den unbeweglichen Gütern verbundenen Gerechtigkeiten nehmen dieſelben auch zugleich die Natur derjenigen körperlichen Sache an, womit ſie verbunden ſind. Wenn ſolchemnach das **Recht der Gerichtsbarkeit**, beſonders der **erblichen**, oder **Patrimonial-Jurisdiction**, allemahl einen Inbegriff von liegenden Grundſtücken vorausſetzet, dieſe aber zu den unbeweglichen körperlichen Dingen gehören, ſo muß auch dem Recht der Gerichtsbarkeit in der Claſſe der unbeweglichen Dinge ein Platz gegönnet werden. Bey Erbtheilungen kann daher nur derjenige Erbe, welcher das Gut, worauf die Gerichtsbarkeit haftet, erhalten hat, ſolche als ein davon unzertrennliches Zubehörungsſtück zu ſeinem Antheil bekommen, und den übrigen Erben daran kein Anſpruch zugelaſſen werden. Ohne den Beſitz derjenigen Grundſtücke, auf welchen die Gerichtsbarkeit haftet, kann das Recht derſelben nicht in Ausübung geſetzet werden. Dieſes allein ſchon kann einen jeden überzeugen, daß dieſe Art der Gerechtigkeit die Natur unbeweglicher Dinge an ſich haben müſſe.

Es giebet aber auch Fälle, wo der Beſitzer des Gutes nicht zugleich Gerichtsherr iſt, ſondern das Recht der Gerichtsbarkeit auf demſelben einem Dritten zuſtehet. Hier kann nicht geſaget werden, daß eine ſolche Gerechtigkeit auf dem Gute ſelber hafte, und folglich ſolches aus dieſem Grun-

de

de zu den unbeweglichen Dingen, in Anſehung ſeiner Wirkung, gezählet werden müſſe.

Es iſt hierbey billig ein Unterſchied zu machen, ob die einem Fremden auf dem Gute eines Dritten zuſtändige Gerichtsbarkeit, dem jedesmahligen Beſitzer eines benachbarten Gutes, oder einer ganzen Familie, und darin gewiſſen Perſonen, zuſtändig iſt. Im dem erſten Fall iſt es zwar mit dem Gute, worauf die Gerichtsbarkeit ausgeübet wird, nicht verbunden. Inzwiſchen haftet ſolches Recht doch auf dem benachbarten Gute, weil ein jeder Beſitzer dieſes Gutes, ſolches in Ausübung zu ſetzen, befugt iſt. Da nun ſolchergeſtalt dieſe Gerechtigkeit ebenfalls mit einer unbeweglichen Sache unzertrennlich verknüpft iſt, ſo iſt ſolches ein zureichender Grund, warum man ſie auch in dieſem Falle den unbeweglichen Dingen gleich zu ſchätzen hat.

Haftet die Gerechtigkeit auf dem Orte ſelbſt, wo ſie in Ausübung geſetzt werden ſoll, ſo iſt ſie ein unſtreitiges Zubehörungsſtück deſſelben, wodurch ſie denn auch zugleich die Natur der unbeweglichen Dinge von ſelbſt bekommt. Sie wird mit demſelben verkauft, vertauſcht, verſchenkt oder vererbt, ohne daß jemand einen Anſpruch daran machen kann. Haftet ſie aber auf einem benachbarten Gute, ſo findet alles vorhin bemerkte auch bey dieſem ſtatt.

Stehet das Recht der Gerichtsbarkeit in den Händen einer Familie, oder des älteſten davon, ſo wird die Frage: ob dieſe Gerechtigkeit zu den beweglichen oder unbeweglichen Dingen zu rechnen ſey? weit mehr zweifelhaft gemacht.

Sehr oft beſitzt derjenige, der dieſe Gerechtigkeit auszuüben berechtiget iſt, keine eigene Güter. Und wenn er auch dergleichen beſäße, ſo haf-

tet doch dieſelbe nicht auf ſolchen Gütern, ſondern bloß auf der Perſon desjenigen, dem nach dem Familien-Succeſſionsrechte eine ſolche Gerechtigkeit zugefallen iſt, indem ſie nach ſeinem Tode an einen andern von der Familie, welcher der nächſte dazu iſt, übergehet. Man kann daher ein dergleichen Recht nicht anders, als für ein bloß perſönliches Recht anſehen. Bloß perſönlichen Rechten aber ſind die Eigenſchaften und Wirkungen unbeweglicher Dinge wohl niemahls zuzueignen.

Alle Arten von **Servituten** oder **Dienſtbarkeiten** gehören bekanntlich ebenfalls zu den unkörperlichen Dingen. Alle dergleichen Servituten, und auch ſelbſt diejenigen, die man die perſönlichen nennt, ſind mit gewiſſen liegenden Gründen, auf welchen ſie haften, verbunden. Aus dieſem Grunde leidet es gar keinen Zweifel, daß man ihnen die Natur der unbeweglichen körperlichen Dinge zueignen müſſe. Das weitere hierüber wird indeſſen im Art. **Servituten** und **Nießbrauch**, welcher einer der wichtigſten Servituten iſt, folgen, da es mich hier zu weit von der Hauptſache abziehen würde.

Oben S. 241 iſt unter andern auch der Unterſchied eines noch entfernten oder ſchon gegenwärtigen Gebrauchs zur Urſache angenommen worden, warum gewiſſe Arten von Gerechtigkeiten zu den unbeweglichen, und andere hingegen zu den beweglichen Dingen gezählt werden müſſen. Den Gegenſtand hiervon machen beſonders die faſt an allen Orten üblichen Erb- und Grundzinſen der Unterthanen und andere dergleichen Gefälle aus, welche nach der Juriſtenſprache Annui reditus genannt zu werden pflegen. Die Geſetze, oder doch wenigſtens die Obſervanz, hat faſt allenthalben eine gewiſſe Zeit beſtimmt, in welcher dieſe Gefälle

oder

oder Zinſen entrichtet und abgeführt werden müſſen. Ereignet ſich nun ein Sterbefall, welcher es nothwendig macht, daß das bewegliche Vermögen von dem unbeweglichen abgeſondert werde, ſo ſind auch hierin bey dieſen Zinſen und Gefällen gewiſſe Grundſätze nöthig, nach welchen dieſelben entweder zu dem beweglichen oder unbeweglichen Gute zu zählen ſind.

Nach der allgemeinen Obſervanz wird daher unter den betagten oder unbetagten jährlichen Zinſen und Gefällen ein Unterſchied gemacht.

Unter den erſtern werden diejenigen, die zur Zeit des Abſterbens des Erblaſſers ſchon fällig geweſen ſind, unter den unbetagten aber ſolche, deren Ableiſtung bey dem Tode des Erblaſſers noch nicht gefordert werden können, verſtanden.

Dergleichen Zinſen und Gefälle pflegen an den meiſten Orten auf Martini entrichtet zu werden. Stirbt alſo der Erblaſſer vor Martini, ſo müſſen die alsdenn noch nicht zahlbar geweſenen Zinſen den unbeweglichen Dingen zugezählet werden, und folglich dem Erben des Gutes verbleiben. Erfolget aber das Ableben des Erblaſſers erſt nach Martini, ſo fallen alle diejenigen Zinſen, die auf Martini fällig geweſen ſind, wenn ſie auch gleich annoch bey den Zinsgebern rückſtändig geblieben, den Allodial- und Mobiliar-Erben lediglich anheim.

Hierdurch wird hoffentlich dieſe Sache, die in manchen Lehrbüchern der Juriſten ſehr verſteckt und verdunkelt iſt, einem jeden deutlich und verſtändlich werden, er auch zugleich von der Richtigkeit des dabey angenommenen Satzes die gehörige Ueberzeugung bekommen.

Zu leugnen iſt inzwiſchen nicht, daß die zwar betagt geweſenen, aber noch nicht abgeführten Zin-

ſen zwiſchen dem Lehnsfolger und den Allodial-Erben deshalb zu mancherley Irrungen Anlaß geben können, weil die letzteren, um ſolche beyzutreiben, keine Zwangsmittel mehr in Händen haben, ſondern der neue Lehnsfolger deshalb requiriret werden muß, dieſer aber öfters einzuwenden pfleget, daß die Unterthanen durch die Beytreibung der alten Reſte zu ſeinem offenbaren Nachtheil zu Grunde gerichtet, und außer dienſtbarem Stande geſetzt werden würden.

Billig iſt hierbey ein Unterſchied zu machen, ob die einzufordernden Zinſen erſt nur kürzlich fällig geweſen, oder von vielen vorhergehenden Jahren rückſtändig ſind, und ſich von einem Jahre zum andern aufgehäuft haben. In dem letztern Falle iſt die Einwendung des neuen Gutsbeſitzers, daß die Unterthanen, wenn ein dergleichen aufgeſchwollener Rückſtand mit einmahl von ihnen beygetrieben werden ſollte, außer Stande, ihre Dienſte leiſten zu können, geſetzt werden würden, nicht ungegründet, und es muß daher allerdings bey ſolchen Zins- oder auch Dienſtreſten um ſo mehr ein billiges Nachſehen ſtatt finden, als der verſtorbene Erblaſſer durch ſeine Nachläſſigkeit in deren Beytreibung zu dieſem Rückſtande ſelbſt Gelegenheit gegeben hat.

Das Gewöhnlichſte in dergleichen Fällen iſt, daß ſolche rückſtändig gebliebenen Zinſen nach der Verhältnißmäßigkeit der Bauernahrungen moderiret, und zur Abführung des moderirten Quantums gewiſſe Termine beſtimmt werden müſſen.

Sind aber bey dem Abſterben des Erblaſſers dieſe Zinſen und andere Präſtationen der Unterthanen nur von dem letzten Zinstermin, oder doch höchſtens weiter nicht, als nur von 2 Jahren rückſtändig, ſo muß der neue Lehnsfolger allerdings

den Allodial-Erben hierin prompte Juſtiz leiſten, weil die vorhin bemerkten Bedenklichkeiten in einem ſolchen Falle keine Anwendung finden. Ja, es würde nicht unrecht ſeyn, wenn die Allodial-Erben die Uebergabe des Gutes an den Lehnsfolger ſo lange weigerten, bis dieſe Zinſen eingegangen, oder er ſich, dafür verbindlich zu ſeyn, anheiſchig gemacht hätte.

S. Grab der Chicane. III. B. II. Th. S. 857 ff.

Nach dem allgemeinen Landrechte für die preußiſchen Staaten *) werden unter dem Ausdrucke **Mobilien** nur **Möbeln, Hausrath** und **Geräthſchaften** verſtanden; und dieſe letzteren Ausdrücke ſind wieder ſo erklärt, daß unter Möbeln diejenigen beweglichen Sachen, welche zum bequemen Gebrauche, oder zur Verzierung einer Wohnung oder eines andern Aufenthalts, unter Hausrath diejenigen beweglichen Sachen, welche in dergleichen Orten zum gemeinen Dienſte der Einwohner, und unter Geräthſchaften diejenigen beweglichen Sachen verſtanden werden, welche zum Betriebe eines gewiſſen Geſchäftes oder Gewerbes in oder außer der Wohnung beſtimmt ſind.

In Anſehung der **Mobilien der Eheleute** iſt feſtgeſetzt worden, daß bey deren etwaniger Scheidung der ſchuldige Theil nicht gezwungen werden dürfe, dieſelben zu verkaufen, um ihren Werth zu erfahren, ſondern daß dieſer durch eine gerichtlich aufzunehmende Taxe ausgemittelt werden ſolle **).

Ueber die **vorbehaltenen Mobilien der Ehefrau** iſt der Mann während der Ehe nur

*) I. Th. I. Band. Dritte Auflage. Berlin 1796. S. 23, oder I. Th. 2. Tit. §. 18.
**) Allg. Landr. II. Th. Tit. I. §. 788 ff.

mit Bewilligung der Frau zu verfügen berechtigt. Einſeitige Verfügung des Mannes über ſolche Mobilien, welche zu den geſetzlich vorbehaltenen gehören, ſind nichtig. Dagegen hat, in Anſehung der nur durch Vertrag vorbehaltnen, und von dem Manne einſeitig veräußerten Mobilien, die Frau nur in ſo weit ein Rückforderungsrecht, als daſſelbe jedem Eigenthümer gegen einen dritten Beſitzer zuſteht *). Ueber die eingebrachten Mobilien hat der Mann die freye Verfügung **). In Anſehung dieſer letztern iſt (II. Th. I. Tit. §. 559 — 569.) nachfolgendes feſtgeſetzt worden:

§. 559. Hat die Frau dem Manne Mobilien eingebracht, ohne daß dieſelben zu einem gewiſſen Werthe angeſchlagen worden: ſo gehören nur die zur Zeit der getrennten Ehe erweislich noch vorhandnen Stücke zu ihrem Vermögen.

§. 560. Sind an die Stelle der nicht mehr vorhandenen Stücke andere angeſchafft worden: ſo können die Frau oder deren Erben dieſe letztern, ſtatt der eingebrachten, zurück nehmen.

§. 561. Außerdem aber ſind der Mann, oder deſſen Erben, zu einer Schadloshaltung wegen der nicht mehr vorhandenen, oder am Werthe verringerten Stücke, nur in ſo fern verbunden, als die Vernichtung, Veräußerung oder Verringerung durch Vorſatz oder grobes Verſehen des Mannes erfolgt iſt.

§. 562. Mobilien, welche die Frau von ihrem vorbehaltenen Vermögen angeſchafft, und zum gemeinſchaftlichen Gebrauche hergegeben hat, werden den eingebrachten gleich geachtet.

§. 563. Hat die Frau ihre eingebrachten Mobilien dem Manne zu einem gewiſſen Preiſe ausdrücklich verkauft; ſo können ſie, oder ihre Erben, nur den rückſtändigen Kaufpreis von dem Manne oder aus deſſen Nachlaſſe fordern.

§. 564. Sind die Mobilien dem Manne nicht verkauft, ſondern nur nach einem gewiſſen Anſchlage eingebracht

*) Allg. Landr. II. Th. I. Tit. §. 248 ff.
**) §. 247.

eingebracht worden: ſo haben die Frau, oder deren Erben, die Wahl zwiſchen den Mobilien ſelbſt, und deren angeſchlagenem Werthe.

§. 565. Fällt die Wahl auf die Mobilien: ſo gelten die §. 559 – 561 vorgeſchriebenen Grundſätze.

§. 566. Wird der angeſchlagene Werth gewählt: ſo findet daran kein Abzug statt, wenn gleich die Mobilien ſelbſt ganz oder zum Theil nicht mehr vorhanden wären.

§. 567. Hat jedoch die Frau ein oder anderes Stück vorſätzlich oder aus grobem Verſehen vernichtet, oder am Werthe verringert, oder ohne Genehmigung des Mannes veräußert: ſo iſt der Abzug des beſtimmten Werths zuläſſig.

§. 568. Sind nur gewiſſe einzelne Stücke zu einem beſtimmten Werthe eingebracht worden: ſo ſteht bey einem jeden ſolcher Stücke, der Frau, oder ihren Erben, die Wahl zu: ob ſie daſſelbe zurück nehmen, oder den angeſchlagenen Werth fordern wollen.

§. 569. In jedem Falle gilt wegen ſolcher einzelnen Stücke eben das, was oben wegen der Mobilien überhaupt verordnet iſt.

In Anſehung der **Mobilien der Kinder**, welche der Vater im Nießbrauche behält, iſt im Allg. Landr. II. Th. II Tit. §. 279—286 folgendes beſtimmt worden:

§. 279 Hat der Vater Mobilien und Effecten des Kindes in ſeiner Gewahrſame gehabt: ſo muß das Kind dieſelben vollſtändig zurück erhalten.

§. 280. Sind ſie in dem Zuſtande, wie ſie der Vater übernommen hat, nicht mehr vorhanden: ſo muß dem Kinde der wahre Werth, nach dem Zeitpunkte der Uebernehmung, vergütet werden.

§. 281. Doch iſt der Vater für einen durch Zufall entſtandenen Verluſt oder Verminderung des Werths ſo wenig, wie ein anderer Verwahrer, zu haften ſchuldig.

§. 282. Ein mäßiger Gebrauch der Effecten des Kindes, ſo weit er ohne Abnutzung derſelben ſtatt finden kann, iſt dem Vater vergönnt.

§. 283. Will er ſich aber ſolcher Mobilien, die ohne Abnutzung nicht gebraucht werden können, zu

ſeinem Gebrauche bedienen: ſo muß er dafür ſorgen, daß ſie gerichtlich abgeſchätzt werden.

§. 284. Alsdann hat das Kind, wenn ihm ſein Vermögen verabfolgt werden ſoll, die Wahl: ob es die Mobilien, ſo wie ſie ſind, annehmen, oder den taxirten Werth fordern wolle.

§. 285. Hat der Vater keine Taxe aufnehmen laſſen: ſo müſſen dergleichen von ihm gebrauchte Mobilien dem Kinde nach dem Werthe, welchen vollkommen brauchbare Sachen dieſer Art zur Zeit der Uebernehmung gehabt haben, vergütet werden.

§. 286. Doch darf von ſolchen Effecten, die zum alleinigen perſönlichen Gebrauche des Kindes verwendet worden, der Vater in keinem Falle, weder den Verbrauch, noch die Abnutzung vertreten.

In Betreff der Collation der zur Ausſtattung gegebenen Mobilien heißt es daſelbſt §. 345—347:

§. 345. Sind Mobilien zur Ausſtattung gegeben worden, und der Erblaſſer hat den Werth derſelben zum Behufe der Anrechnung beſtimmt: ſo dient dieſer Anſchlag zur alleinigen Richtſchnur.

§. 346. Iſt keine ſolche Beſtimmung des Erblaſſers vorhanden: ſo muß der Werth nur ſo, wie er zur Zeit der Erbtheilung wirklich iſt, angeſchlagen werden.

§. 347. Auf Stücke, die durch den Gebrauch oder ſonſt, ohne eignes grobes Verſehen des ausgeſtatteten Kindes, vernichtet oder verloren worden, wird bey der Anrechnung der Ausſtattungen keine Rückſicht genommen.

Die Pflichten des Vormundes und des vormundſchaftlichen Gerichtes in Anſehung der **Mobilien der Pflegebefohlnen** ſind nach dem Allg. Landr. II. Th. XVIII. Tit. §. 439—453 folgende:

§. 439. Ob und was von den vorhandenen Mobilien verkauft, aufbewahrt, oder dem Pflegebefohlnen zum eigenen Gebrauche überlaſſen werden ſoll, muß hauptſächlich nach der vorhandenen Verfügung des Erblaſſers beſtimmt werden.

§. 440. Bey deren Ermangelung muß der Vormund ſowohl darüber, als über die Art des Ver-

kauf

kaufs und der Aufbewahrung, nach Lage der Umſtände, Beſchaffenheit des übrigen Vermögens und Erforderniß des Beſten der Pflegebefohlnen, Vorſchläge thun, und richterliche Vorbeſcheidung einholen.

§. 441. Sachen, die ohne Nachtheil der Subſtanz nicht füglich aufgehalten werden können; oder bey deren längern Aufbewahrung ihr Werth vermindert werden würde; oder die der Pflegebefohlene entweder gar nicht, oder doch in mehreren Jahren noch nicht würde brauchen können, müſſen, und zwar in der Regel, durch Auction verkauft werden.

§. 442. Das vormundſchaftliche Gericht kann aber auch, auf den Antrag des Vormundes, die vorhandenen Mobilien ganz oder zum Theil der Mutter, oder einem majorennen Miterben, aus freyer Hand zuſchlagen laſſen, wenn Bedingungen, die dem Pflegebefohlnen vortheilhafter ſind, als wahrſcheinlicher Weiſe ein Verkauf durch Auction ſeyn würde, geboten werden.

§. 443. Ein ſolcher Zuſchlag aus freyer Hand ſetzt jedoch allemahl eine gerichtlich aufgenommene Taxe voraus.

§. 444. Auch an andere Perſonen, außer der Mutter und majorennen Miterben, kann der Zuſchlag aus freyer Hand geſchehen, wenn wenigſtens die volle Taxe geboten wird; und der Vormund, nebſt den am Orte befindlichen nächſten Verwandten, oder, in Ermangelung der Letztern, andere Sachverſtändige, welche die Taxe nicht aufgenommen haben, dieſen Verkauf dem Pflegebefohlnen vortheilhaft finden.

§. 445. Juwelen, Koſtbarkeiten, Gold- und Silbergeſchirr, müſſen auf den Antrag des Vormundes verkauft werden, wenn das Vermögen des Pflegebefohlnen mit Schulden belaſtet iſt, die auf andere Art nicht getilgt werden können.

§. 446. Auch kann der Vormund auf die Veräußerung antragen, wenn in ſolchen Koſtbarkeiten ein beträchtliches Kapital ſteckt, und voraus zu ſehen iſt, daß der Pflegebefohlne entweder niemahls, oder doch innerhalb fünf Jahren noch nicht, davon werde Gebrauch machen können.

§. 447. Ob der Verkauf ſolcher Sachen nur durch Auction, oder durch Subhaſtation geſchehen ſolle, hängt,

hängt, nach Beſchaffenheit und Beträchtlichkeit des Werths, von dem Befinden des vormundſchaftlichen Gerichts ab.

§. 448. Ein Zuſchlag aus freyer Hand findet nur in den Fällen des §. 442. und 444. ſtatt.

§. 449. Wird die Aufbewahrung ſolcher Mobilien (§. 445.) den Pflegebefohlnen zuträglich befunden, ſo muß dieſelbe der Regel nach in dem Depoſito des Vormundſchaftsamtes geſchehen.

§. 450. Hat jedoch der Vormund auf den ganzen Betrag der gerichtlichen Taxe Caution beſtellt: ſo kann ihm die Aufbewahrung unter dem Siegel des Gerichts überlaſſen werden.

§. 451. Das Gericht kann den Pflegebefohlnen ſolche Stücke, wovon ſie nach ihrem Stande und Range Gebrauch machen können, nach dem Gutachten des Vormundes, und unter der beſondern Aufſicht deſſelben verabfolgen.

§. 452. Beſonders iſt dieſes den Pflegebefohlnen weiblichen Geſchlechts bey ihrer Verheyrathung, nicht leicht zu verſagen.

§. 453. Doch liegt alsdann, außer dem Vormund, auch dem Ehemanne der Pflegebefohlnen die Aufſicht über die Conſervation ſolcher Juwelen und Koſtbarkeiten, wenn ſie auch an ſich zum vorbehaltnen Vermögen der Frau gehören, gleich einem Vormunde ob.

Mobilien-Brandverſicherungsanſtalten, auch **Brandcaſſen** oder **Brandgilden für Mobilien**, ſind Anſtalten, wodurch den Intereſſenten gegen einen mäßigen Beytrag der durch Feuer am Mobiliar-Vermögen erlittene Schaden ganz oder zum Theil erſetzt wird.

Im Art. Feuer-Aſſecuranz-Anſtalten, Th. 13, S. 220 fl. ſind einige Vereinbarungen dieſer Art angeführt worden; es wird überhaupt aber bemerkt, daß Brandcaſſen für Mobilien wegen des ſo ſehr veränderlichen Werthes aller beweglichen Dinge mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen hätten, und daher nicht ſo leicht zu Stande kommen könnten, als andere Aſſecuranz-Anſtalten.

ſtalten. Dieſes iſt allerdings gegründet, und die wenigen Brandcaſſen für bewegliche Dinge, die man bis dahin nur hatte, im Verhältniß gegen das Bedürfniß derſelben, welches man bey den häufigen Feuerſchäden ſchon lange fühlte, zeigen es aus der Erfahrung, daß man kaum Muth hatte, an die Errichtung derſelben zu denken. Da in den neueren Zeiten indeſſen nicht nur verſchiedene Vorſchläge und Plane zu ſolchen Anſtalten entworfen, ſondern auch einige Mobilien=Brandverſicherungsanſtalten zu Stande gekommen ſind, die den beſten Erfolg gehabt haben; und da überhaupt faſt alle Beſitzer einiger Mobilien von Werth es wünſchen, ohne Weitläuftigkeiten in eine ſolche Geſellſchaft oder Anſtalt treten zu können, um gegen eine mäßige Abgabe bey etwanigem durch Brand verurſachten Verluſte oder Schaden an ihrem Mobiliar=Vermögen auf Erſatz hoffen zu können: ſo halte ich es für nöthig, hier auf einige beyfallswürdige Vorſchläge und Anſtalten aufmerkſam zu machen, die in den letzteren Jahren bekannt geworden ſind, um dieſe auch an meinem Theile gemeinkundiger zu machen, und die Idee einer möglichen Ausführung oder Nachahmung auch in ſolchen Ländern, wo noch keine Mobilien=Brandcaſſen ſind, in erneuerte Anregung zu bringen.

Die ganz unvermeidlichen Gefahren, welchen die der Seeſchifffahrt anvertrauten Güter ausgeſetzt werden müſſen, haben ohne Zweifel zuerſt Anlaß dazu gegeben, daß ſich Unternehmer fanden, die gegen eine, dem wahrſcheinlichen Grade der Gefahr angemeſſene Prämie dieſelbe auf ſich nahmen. Aus dieſem Geſchäfte entſtand ein eigner Erwerbszweig, der in Ländern und Städten, deren Bewohner viele und große Seehandlungsgeſchäfte treiben, nicht allein im Verhältniſſe mit letz-

tern

tern ſich ausdehnte, ſondern ſich auch bald über andere Staaten ausbreitete, in denen die Seehandlungsgeſchäfte nicht ſo häufig, mithin die Urſachen, Verſicherung für Seegefahr zu nehmen, ſeltner vorfallen. So hat ſich ſeit einigen Jahrhunderten England und Holland den größten Theil der Aſſecuranz-Geſchäfte der handelnden Welt zugezogen, und durch die große Ausdehnung dieſer urſprünglich erſten Art von Aſſecuranzen, an welcher eine große Anzahl Perſonen Theil nehmen, iſt man in dieſen Ländern ohne Zweifel zuerſt auf den Gedanken gekommen, auch über andere Gattungen von Gefahren Verſicherung zu nehmen und zu geben. Daher verſichert man in England und Holland ſeit langer Zeit auch für Feuersgefahr an Gebäuden und **darin befindlichen Gütern** gegen Erlegung einer nach Ausdehnung derſelben beſtimmten Prämie. Es ſind in London beſonders mehrere Geſellſchaften errichtet, welche dies Geſchäft treiben, und die **Phönix-Aſſecuranz-Societät** dehnt daſſelbe über ganz Europa aus. Sie hält in Hamburg ein eignes Comptoir für Deutſchland, und verſichert nach dem Inhalte ihrer weiter unten zu berührenden Propoſitionen und Police gegen eine voraus zu bezahlende Prämie, welche nach verſchiedener Beſchaffenheit der Gebäude in Rückſicht auf ihre Bauart, Lage und Nachbarſchaft, nach Verſchiedenheit der in ſelbigen zu verſichernden Güter, in ſo fern ſie mehr oder weniger feuerfangend, leicht oder ſchwer unbeſchädigt zu retten ſind; nach der Art des in den Gebäuden betriebenen Gewerbes, und nach der Größe der in einem Riſico zu verſichernden Summe größer oder kleiner iſt. Seit einiger Zeit hat auch **die fünfte Aſſecuranz-Compagnie** in Hamburg unter ähnlichen Bedingungen Verſicherung

rung für Feuersgefahr an Mobilien durch ganz Deutſchland in öffentlichen Blättern ausgeboten, und ihren Plan bekannt gemacht.

Natürlich ſind dieſe Unternehmungen auf den Vortheil der Geſellſchaften berechnet, und daß dieſer nicht klein ſeyn könne, läßt ſich ſchon daraus ſchließen, daß die Verſicherungen in Orten, deren mehr oder minder feuerfeſte Bauart und Feuerpolizey unbekannt iſt, und an Perſonen, deren Charakter und Vermögeneumſtände eben ſo wenig bekannt ſind, ertheilt werden; mithin die Societäten der Gefahr, hintergangen zu werden, in hohem Grade ausgeſetzt ſind. Auch beträgt der Unterſchied der Prämie, welche die Phönix-Societät in Deutſchland nimmt, gegen die, für welche die London aſſurance Company und die Royal Exchange aſſurance Company, nach Wesketts Theorie und Praxis der Aſſecuranzen *) S. 102 und 103, in London verſichern, nicht weniger als volle 50 pro Cent bey gewöhnlicher Gefahr, und bey ſteigender noch weit mehr.

Außer dieſen, dies Geſchäft bloß zu ihrem Nutzen treibenden Societäten haben ſich in England auch andere Geſellſchaften gebildet, welche, ohne auf Gewinn ihre Hauptrückſicht zu nehmen, ſich wechſelſeitig unter einander verſichern, in denen folglich jeder Theilnehmer zugleich Verſicherer und Verſicherter iſt.

In Abſicht auf Häuſer und Gebäude beſtehn bekanntlich in den mehreſten Ländern, in welchen gute Polizeyverfaſſung iſt, ähnliche Societäten längſt, obgleich mit verſchiedener Verfaſſung. Alle haben

*) Aus dem Engl. überſetzt von J. And. Engelbrecht. Lübeck bey Donatius. Drey Bände 1787 gr. 4. (5 Rthlr. 6 Gr.)

haben Sie indeſſen das gemein, daß von keinem Gewinn für einen Unternehmer bey denſelben die Rede iſt. Bey den mehreſten iſt die Schätzung der zu verſichernden Gebäude der Willkühr des Eigenthümers überlaſſen, wenn gleich die ganze Anſtalt unter der mittelbaren Aufſicht der Landesobrigkeit ſteht, und dieſe die zu Entſchädigungen erforderlichen Beyträge einfodern läßt. Der weſentlichſte Unterſchied iſt darin, daß bey einigen Societäten dieſer Art, wohin auch die in den Königl. Preußiſchen Staaten gehören, bloß dann, wenn Schaden geſchehen iſt, zur Erſetzung deſſelben Beyträge geleiſtet werden, die deshalb nach beträchtlichem Feuerſchaden für Unbemittelte zuweilen äußerſt drückend ſind; bey anderen hingegen, z. B. der Hamburgſchen ſehr alten Immobiliar-Brandkaſſe, und denen in den Däniſchen Staaten, zum großen Vortheil der Theilhaber jährlich eine beſtimmte Summe erlegt wird, es mag Schaden zu erſetzen ſeyn oder nicht, wodurch nach und nach ein Fond geſammelt wird, der nur bey ganz ungewöhnlichen Unglücksfällen, ſo daß ein Nachſchuß erforderlich wäre, erſchöpft wird. Von ähnlichen Verſicherungsanſtalten für **bewegliche Güter**, in welchen alle Theilnehmer zugleich Verſicherer und Verſicherte wären, hat man in Deutſchland vor dem Jahr 1795, in welchem in Hamburg eine Geſellſchaft zu dieſem Zweck zuſammengetreten iſt, vielleicht keine zu Stande gebracht, wenn es auch hier und da nicht an Entwürfen zu ihrer Ausführung fehlte.

In dem durch ſo manche vortrefliche Anſtalt und einen allgemein regen Erwerbstrieb ausgezeichneten Sachſen iſt zwar ſchon durch ein Mandat vom 10ten November 1784, auch eine **Brandkaſſe für Mobilien** geſtiftet, die man jedoch nur

nur uneigentlich eine Verſicherungsanſtalt nennen kann, weil ſie, gegen Erlegung von zwey Groſchen jährlich von 100 Thalern, bey erlittenen Brandſchäden nur 25 pro Cent des Verluſts zu erſetzen verſpricht, ob ſie ſchon jetzt, nach hinlänglich geſammeltem Fond, glaubwürdigen Nachrichten zu Folge, ſtatt jener verſprochenen 25, 60 pro Cent auszahlen ſoll. Der weiter unten abgedruckte Auszug des angeführten Mandats, enthält die Einrichtung dieſer Sächſiſchen Brandkaſſe.

Es würde keine Mühe koſten, aus dem angeführten Wesketſchen Werk, noch mehr Nachrichten über Amſterdammer und andre Brandverſicherungs=Societäten auszuziehn; es wird indeſſen hinreichen, von der vorhin erwähnten Art ſich wechſelſeitig unter einander verſichernden Londner Geſellſchaften weiter unten ein Beyſpiel zu geben, in welcher die Bedingungen, unter welchen ſich die Mitglieder der Union=Geſellſchaft unter einander verſichern, enthalten ſind.

Da die, gegen eine beſtimmte Prämie, zu ihrem Vortheil verſichernden Societäten mit geringer Abweichung denſelben Plan, wie die Phönix=Societät haben, wird es an dem in dem Verfolge dieſes Artikels mitzutheilen verſprochenen Beyſpiele genug ſeyn, um daraus den Unterſchied, welcher ſich zwiſchen dieſen verſchiedenen Gattungen von Feuerverſicherungsanſtalten findet, und die Vortheile und Nachtheile, welche für den Verſicherten bey jeder derſelben zu erwarten ſind, zu zeigen und zu beurtheilen.

Um dieſes deſto beſſer ins Licht zu ſetzen wird nachfolgende Vergleichung der verſchiedenen Arten von Aſſecuranzen für Feuersgefahr an Mobilien ſehr zweckmäßig ſeyn, welche der Herr Doctor Freier in ſeiner Abhandlung über Brandcaſſen

für Mobilien angeſtellt hat, und welche ich hier aus derſelben einrücke.

Vergleichung der verſchiedenen Arten von Aſſekuranzen für Feuersgefahr an Mobilien *).

„Bey einer für Prämie verſichernden Societät hat der Verſicherte den unleugbaren Vortheil daß er, bevor er ſeine Police nimmt, ſich von dem Betrage aufs genaueſte vergewiſſern kann, den ihm ſeine Verſicherung koſten wird. Iſt er ein Kaufmann, ſo kann er dieſen Betrag ſeinen verſicherten Gütern ſogleich zur Laſt bringen, und weiß mit Zuverläſſigkeit, was ſie ihm durch die Verſicherung theurer geworden ſind. Nicht ſo bey der andern Art von Societät, wo der Theilnehmer die Gefahr läuft, ſo lange ſeine Verbindung mit der Geſellſchaft dauert, wo er folglich nie gewiß wiſſen kann, was ihm eine verſicherte Waare, aufs genauſte berechnet, koſte. So wichtig dieſer Vortheil, beſonders für den Kaufmann, welcher Waaren auf kurze Zeit verſichern laſſen will, iſt, und ſo gewiß er in dieſem Fall, wenn von der Verſicherung für Feuersgefahr auf einige Monathe die Rede iſt, jener Verſicherungsart, gegen beſtimmte Prämie den Vorzug vor der, auf wechſelſeitige Gefahr beſtimmt: ſo iſt von Seiten des Verſicherten dieſer Vorzug auch der einzige. Um indeſſen nichts zu übergehn, was zum Vortheil dieſer Art Aſſecuranzen geſagt werden kann, wird unten die Ankündigung der Hamburger fünften Aſſecuranz-Geſellſchaft mitgetheilt werden, in welcher alles

*) S. Vorſchläge wegen einer in den Königlich Preußiſchen Staaten zu errichtenden Brand-Kaſſe für Mobilien, Waaren und landſchaftliche Producte; von Joh. Paul Freier M. D. in Havelberg. Berlin bey Nauck. 1800. 69 S. 4. Seite 4 ff.

alles erſchöpft zu ſeyn ſcheint, was zu ihrer Anpreiſung dienen kann.

„Dagegen ſind für den Verſicherten mit der Aſſecuranz für beſtimmte Prämie folgende Nachtheile verbunden:

1) Er muß, weil die ihn verſichernde Societät gewinnen will, allemahl, wie bey jedem andern gewöhnlichen Aſſecuranz-Geſchäft eine größere Prämie bezahlen, als die Gefahr iſt, welche die Verſicherer zu laufen glauben; und zahlte er eine geringere Prämie, ſo könnte das nur durch Verſchweigung ſolcher, die Größe der Gefahr beſtimmenden Umſtände geſchehen, durch welche die ganze Verſicherung nach allen Aſſecuranz-Geſetzen ungültig würde. Dies iſt klar und bedarf deshalb keines Beweiſes.

2) Die Societäten, welche für Prämie verſichern, die der Gefahr verhältnißmäßig iſt, ſchätzen dieſe Gefahr nicht nach dem, was lange Erfahrungen lehren, wie ſie wirklich iſt, ſondern ſie ſchätzen den Grad der Gefahr nach der Einbildung, die der Verſicherte von derſelben hat, und verfahren hierin wie Kaufleute, die ihre Waaren nicht nach dem Einkaufspreiſe verkaufen, ſondern denen die mehrere Nachfrage nach denſelben ein wirklicher oder zu erwartender Mangel, und andere Umſtände mehr, Anlaß geben den Preis zu erhöhen.

„Da ein Hauptvorzug der wechſelſeitigen Aſſecuranzen auf der Vermeidung dieſes Fehlers beruhet, ſo muß ich meine Behauptung beweiſen, und lege eine vorzüglich billige Berechnungstabelle der London Aſſurance Campany aus Weskett

102 vor. Nach ſelbiger wird jährliche Prämie bezahlt

	Gemeine Aſſurance,	gefährliche Aſſurance,	doppelt gefährliche Aſſurance.
für 100 bis 1060 Pf. Sterl.	2 ſl. Sterl. pro C.	3 ſl. Sterl.	5 ſl. Sterl.
1000 ſ 2000 —	2 — 6 Pen. (covers this row and the next)	4 —	7 — 6 Pen. (covers this row and the next)
2000 ſ 3000 —		5 —	

„Ge=

„Gemeine Aſſecuranzen ſind nach dem Plane dieſer Societät Gebäude, die ſteinerne Mauern haben, mit Schiefer, Ziegel oder Bley gedeckt ſind, und worin kein gefährliches Gewerbe getrieben wird, noch der Gefahr leicht unterworfene Güter liegen; Güter und Kaufmannſchaften, welche der Gefahr ſo leicht nicht unterworfen ſind, in ſteinernen Gebäuden.

„Gefährliche Aſſecuranzen ſind: hölzerne oder lehmene mit Schiefer, Ziegel oder Bley gedeckte Gebäude, worin kein gefährliches Gewerbe getrieben wird, oder leicht feuerfangende Güter liegen, wie auch nicht leicht feuerfangende Güter in ſolchen Gebäuden. Gefährliche Gewerbe, als der Apotheker, Brod- und Commiß-Bäcker, Färber, Schiffs- und Talglichtgießer, Gaſthof- und Stallhalter, welche in ſteinernen Gebäuden, mit Ziegel, Bley oder Schiefer gedeckt, getrieben werden, und leicht feuerfangende Güter, als Hanf, Flachs, Pech, Theer, Talg und Terpentin, welche in ſolchen Gebäuden liegen.

„Doppelt gefährliche Aſſecuranzen heißen vorbeſagte gefährliche Gewerbe, welche in hölzernen oder lehmenen Häuſern getrieben werden, oder leicht feuerfangende Güter in denſelben, irdene Waaren, Porzellan und Glas zum Handel und mit Stroh gedeckte Gebäude oder darin liegende Güter. Chymiſten, Deſtillirer, Zuckerbäcker, Malzer oder andere Aſſecuranzen, wobey man mehr als gemeiner Gefahr wegen des Gewerbes, der Eigenſchaft der Güter, Enge des Platzes oder anderer Umſtände unterworfen, mögen ſo verſichert werden, wie man ſich darüber beſonders vergleichen wird.

„Das erſte, was bey dieſer Tabelle in die Augen fällt, iſt der große Unterſchied der Prämie,

nach Verſchiedenheit der Größe der zu verſichernden Summe. Dieſer Unterſchied fällt vorzüglich in der zweyten Klaſſe der Gefahren auf, woſelbſt die Prämie auf 1000 Pf. Sterl 3 Schill., auf 2000 Pf. 4 Schill. und auf 3000 Pf. 5 Schilling iſt, mithin dieſelbe auf jede 1000 Pfund um ein zwanzigſtel pro Cent geſteigert wird. Was kann dieſe Steigerung gerade in dieſer Klaſſe, in welcher bey weitem die mehreſten wichtigen Verſicherungsaufträge vorkommen müſſen, für einen Grund haben? Werden die Güter in einem von Fachwerk erbauten Hauſe darum verbrennlicher, weil in demſelben Gebäude eine doppelte oder dreyfache Menge derſelben enthalten iſt? Schwerlich! Ein ſcheinbarer Grund iſt, weil, wenn eine größere Menge Güter in einem Gebäude angehäuft iſt, die Hoffnung dieſelben aus dem Feuer zu retten, je größer die Menge iſt, deſto kleiner wird. Es iſt unleugbar, daß wenn in zwey Gebäuden von gleichem Umfange, gleicher Lage, in Abſicht auf die Gelegenheit von mehrern Seiten zum Löſchen ſowohl, als zum Retten Anſtalt zu machen, in einem dieſer Gebäude für 1000 Pf. Sterl., im andern aber für 3000 Pf. Sterl. Güter von gleicher Beſchaffenheit enthalten ſind, die erſten ganz gerettet werden können, wenn von letzteren nur ein Drittel aus der Gefahr gebracht werden kann, mithin im erſtern Falle die Societät nur die Beſchädigung der geretteten Sachen, im letztern hingegen nicht allein dieſe, ſondern noch zwey Drittel der Güter zu erſetzen hat. Scheinbar iſt dieſer Grund, aber auch wenig oder gar nichts mehr; denn wer dreymahl ſo viel Güter zu verſichern hat, von dem kann man auch annehmen, daß er einen dreymahl größern Raum zu ihrer Aufbewahrung, verhältnißmäßig mehr Men-

ſchen

ſchen in ſeinem Dienſte und zu deren Rettung bereit habe; mithin iſt die Gefahr durch die geringere Möglichkeit der Rettung bey größeren Summen zu verlieren, wenn ich ſie auch nicht ganz leugnen will, doch gewiß nicht in dem Verhältniſſe wie die Prämien ſteigend. Der wahre Grund, warum die zu ihrem Vortheil zu verſichernden Societäten dieſe Steigerung nach der Größe der Summe für nützlich gehalten haben, liegt gewiß in der, ohne Zweifel richtigen Vorausſetzung, daß derjenige, welcher ein größeres Kapital der Feuersgefahr ausſetzen muß, auch mehr Neigung es in Sicherheit zu bringen haben, und ſich eine höhere Prämie zu bezahlen gefallen laſſen werde. Und gerade, weil in dieſer Klaſſe ohne allen Zweifel bey weitem die meiſten Verſicherungsaufträge vorfallen müſſen, iſt es unbedenklich geweſen, die Prämien ſo hoch zu ſteigern. Bey der dritten Klaſſe ſind ähnliche Bemerkungen zu machen, die ich, um nicht zu weitläuftig zu werden, zurück halte.

„Zweytens iſt der große Unterſchied in den Prämien, der durch die Verſchiedenheit des Gewerbes, welches in den Gebäuden betrieben wird, verurſacht wird, wohl zu bemerken. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß bey manchen Gewerben, z. B. beym Malzdörren, öfters als bey anderen Feuerlärm entſteht; daß folglich aus dieſer Urſache bey Perſonen, die dergleichen Gewerbe treiben, die Neigung ſich vor Feuersgefahr verſichern zu laſſen, vorzüglich groß ſeyn werde; aber ob wirkliche Feuersbrünſte durch dergleichen Gewerbe öfters als ſie durch andere Urſachen entſtehen, veranlaßt werden? iſt eine Frage, auf welche die Erfahrung eine verneinende Antwort giebt. So weit meine Beobachtungen reichen, geben ſie das Reſultat, daß bey weitem die mehreſten Feuersbrünſte durch

Vernachläſſigung der allerbekannteſten Vorſichtsmaßregeln entſtehen; daß ein Gewerbe, bey welchem ein noch ſo heftiges und anhaltendes Feuer angewendet werden muß, in ſo fern es in zweckmäßig angelegten Gebäuden, und mit der erforderlichen Aufſicht betrieben wird, um nichts gefährlicher ſey, als eine gewöhnliche Haushaltung; daß folglich die Steigerung der Prämie nach Beſchaffenheit des Gewerbes keinen andern Grund habe, als die kaufmänniſch richtige Bemerkung, daß derjenige, welcher heftiges Feuer bey ſeinen Geſchäften nöthig hat, dadurch leichter, als im entgegen geſetzten Fall, zur Verſicherung ſeiner Güter beſtimmt werde, und ſich eine höhere Prämie gefallen laſſe. Man kann ſehr zuverläſſig annehmen, daß da, wo heftiges Feuer unterhalten wird, es nie an der Aufſicht fehlt, und eben dieſe Aufſicht macht, daß wenn ja bey einigen Gewerben durch Vernachläſſigung bekannter Vorſichtsregeln öfters, als im ganzen gewöhnlich iſt, Feuerlärm entſteht, doch ſelten wirkliche Feuersbrünſte dadurch verurſacht werden.

„Ich will hiermit gar nicht behaupten, daß bey Verſicherungen gegen Feuersgefahr, beſonders für Prämie, auf den Unterſchied in der Bauart der Gebäude, auf die verſchiedene Beſchaffenheit und Menge der zu verſichernden Güter, auf die Verſchiedenheit des Gewerbes, gar keine Rückſicht genommen werden müſſe; ſondern ich beſchränke mich bloß darauf, daß die Steigerung der Prämien, welche ſich die zu ihrem Vortheil verſichernden Societäten bezahlen laſſen, verhältnißmäßig viel zu ſtark iſt, und ich halte mich überzeugt, daß jeder, welcher einige Aufmerkſamkeit auf Feuersbrünſte und ihre gewöhnliche Entſtehungsart gerichtet hat, mit mir einſtimmig ſeyn werde, daß

bey

bey weitem die meiſten Feuerſchäden durch die Vernachläſſigung eines kleinen Funkens und nur höchſt ſelten, oder vielleicht nie, durch den regelmäßigen Gebrauch eines ſtarken Feuers veranlaßt werden; daß folglich die Haushaltung eines armen Handwerkers oder Tagelöhners, der zwey Klaftern Holz im Jahre verbrennt, feuergefährlicher ſey als eine Spiegel-Manufactur oder ein hoher Ofen, bey denen der Verbrauch von Brenn-Material in die Tauſende von Klaftern ſteigt.

„Noch viel anders iſt es drittens mit der verſchiedenen Art der Güter, ob ſie feuerfangend und ſchwer zu retten ſind, beſchaffen. Ob ich gleich zugebe, daß dieſer Grund zur Steigerung der Prämie allerdings mehr als die erſtern berechtige, ſo hängt doch die Frage: ob die in Feuersgefahr befindlichen Güter gerettet werden können? ſo ſehr von zufälligen Nebenumſtänden ab, daß es ſchlechterdings unmöglich iſt, in dieſer Rückſicht ein billiges Verhältniß feſtzuſetzen. Die Lage der Gebäude; ob von mehreren Seiten zu den Gütern zu kommen iſt; ob in der Nähe ein Sicherheitsplatz ſchnell erreicht werden kann; ob der Weg zu dieſem Platze während des Feuers frey bleibt; ob der Eigenthümer bey der Gefahr den Kopf behält; ob er viele Menſchen in ſeinem Dienſte hat; der Wind, welcher eben weht, und andere dergleichen Umſtände, entſcheiden offenbar mehr als die Beſchaffenheit der Sachen. Und wenn dies der Fall iſt, ſo folgt, daß auch bey dieſem Punkte die Verſicherer mehr nach der Einbildung der Verſicherten von der Gefahr, welcher ſie ausgeſetzt zu ſeyn glauben, als nach dem wahren, durch Erfahrung beſtimmten Verhältniß, die Prämie ſteigern.

„Viertens nehmen die Verſicherer große Rückſicht auf die Nachbarſchaft, und ſchätzen die Gefahr der Verſicherung beträchtlich größer, wenn der Verſicherte Nachbaren hat, die ein feuergefährliches Gewerbe treiben. Hierin haben ſie ohne Zweifel Recht, und es iſt keinem Bedenken unterworfen, daß in Städten, die ganz oder größtentheils von Fachwerk erbauet ſind, wie der Fall der meiſten Provinzial-Städte iſt, die Gefahr, durch die Nachbaren Feuerſchaden zu leiden, wenigſtens eben ſo groß, wo nicht größer iſt, als die eigne. Man kann annehmen, daß jedes Haus in den Städten wenigſtens zwey eigentliche Nachbaren, von Seiten der Hintergebäude aber oft vier und mehrere hat, und daß bey jedem dieſer Nachbaren die Möglichkeit einer Feuersbrunſt eben ſo groß als bey dem Verſicherten iſt; in Städten von Fachwerk alſo die Gefahr des Abbrennens durch Entſtehung eines Feuers bey einem Nachbar wenigſtens den vierten Theil ſo groß iſt, als eigne Gefahr. Es folgt hieraus, daß, wenn ein Verſicherter vier Nachbaren von allen Seiten hat, die Gefahr, durch dieſe angezündet zu werden, eben ſo groß iſt, als die eigne Feuersgefahr, und ſogar größer, wenn die Nachbaren gefährliche Gewerbe treiben, oder ſorgloſe, oder arme Leute ſind, die die erforderlichen Vorſichtsmaßregeln nicht beobachten wollen oder können. Es folgt ferner, daß dieſe Gefahr noch weniger, als die vorhin bey dem dritten Punkte erwähnte, nach einem richtigen Maßſtab geſchätzt werden kann, weil die Nachbarſchaft nicht allein veränderlich, ſondern auch ganz von der Willkühr des Verſicherten unabhängig iſt. Je weniger nun eine ſolche Gefahr dem Grade nach geſchätzt werden kann, deſto gewiſſer iſt es, daß die Verſicherer die Prämie, ſo hoch

ſie können, ſteigern, um ihren beabſichtigten Gewinn in Sicherheit zu bringen.

„Mögen die obigen Behauptungen den Leſer von den Nachtheilen überzeugen, welche mit der Aſſecuranz gegen Feuersgefahr für beſtimmte Prämien für den Verſicherten verbunden ſind, oder nicht: ſo bleibt die Hauptſache unleugbar, daß alle für Prämien verſichernde Societäten gewinnen wollen, daß mithin die Prämien höher ſind, als die wirkliche Gefahr. Und da hierüber unmöglich ein Zweifel obwalten kann: ſo wende ich mich zu dem Beweiſe der großen Vortheile, welche mit einer ſich wechſelſeitig für Feuersgefahr an Mobilien und Waaren verſichernden Societät verbunden ſind.

Vorzüge der wechſelſeitigen Feuer-Aſſekuranz-Geſellſchaften *).

„Der erſte unläugbare Vorzug der wechſelſeitigen Verſicherungs-Societäten vor denen, welche gegen Prämie verſichern, beſteht in der größern Sicherheit. Eine gewöhnliche Aſſecuranz-Societät mag noch ſo große Fonds zuſammen gebracht haben, ſo können dieſe nie mit dem Fond einer wechſelſeitig ſich verſichernden Geſellſchaft in Vergleichung geſtellt werden, wenn dieſe die erforderliche Ausdehnung hat, und, was ſich von ſelbſt verſteht, nicht eher anfängt, als bis dieſe Ausdehnung erlangt iſt. Je weiter ſich eine ſolche wechſelſeitige Verbindung ausbreitet, deſto größer wird ihre Sicherheit für diejenigen, welche Schadenerſatz zu fodern haben. Auch für die Verbindung ſelbſt, in ſo fern ſie Schaden zu erſetzen hat, iſt die Sicherheit ohne Vergleichung größer, wenn jeder

*) S. Freier a. a. O. S. 10 ff.

jeder Theilnehmer ein unmittelbares Intereſſe dabey hat, daß die Geſellſchaft nicht hintergangen werde. Dies ſpringt in die Augen, und bedarf deshalb keiner weitern Ausführung.

„Zweytens iſt das Geſchäft wechſelſeitiger Societäten, die ohne Abſicht auf Gewinn ſich unter einander verſichern, ohngleich einfacher als das andere. Daß eine Verſchiedenheit der Beyträge bey jenen ſowohl als bey dieſen ſtatt finden könne, verſteht ſich von ſelbſt, wenn gleich bey der im vorhergehenden erwähnten ſächſiſchen Mobiliar-Brandkaſſe darauf gar nicht geachtet iſt, und bey der Einrichtung unſrer Feuer-Societät für Häuſer hierauf weiter keine Rückſicht genommen iſt, als das die Provinzial-Städte ihre eigene, die Reſidenzen aber eine für ſich beſtehende Geſellſchaft ausmachen. Aber es bedarf bey weitem der vielen Claſſen nicht, welche die Engliſchen Societäten feſtgeſetzt haben. Denn

1) Alle Arten von Gefahren, denen jedes Mitglied einer wechſeltigen Geſellſchaft in eben dem Grad ausgeſetzt iſt, wie die übrigen, dürfen in einer ſolchen bey Beſtimmung des Beytrags gar nicht in Anrechnung gebracht werden. Die Verſchiedenheit des Beytrags, nach dem größern oder geringern Grad der Gefahr, gleicht ſämmtliche Intereſſenten aus, und ſo wie, wenn es möglich wäre, eine Geſellſchaft zuſammen zu bringen, deren Mitglieder alle in einerley Art von Gebäuden, bey gleich guten Feuerlöſchungsanſtalten, gleicher Möglichkeit zu retten, gleiche Art zu verſichernder Güter hätten, gar keine Verſchiedenheit der Prämie ſtatt finden dürfte, ſondern jeder Theilnehmer gleichviel vom Hundert zum Erſatz eines Schadens bezahlen müßte:

müßte: ſo wird durch die Erhöhung oder Erniedrigung des Beytrags nach der Größe der Gefahr, eben dieſe Gleichheit des Beytrags erlangt. Hieraus folgt nun deutlich, daß da, wo die Gründe die Gefahr zu ſchätzen gleich ſind, auch der Beytrag gleich seyn müſſe; mithin daß alle die Gründe, welche bey ſämmtlichen Mitgliedern einen gleichen Grad der Gefahr anzeigen, in einer wechſelſeitigen Societät gar nicht berechnet werden dürfen. Dahin gehören nun vorzüglich die Gefahren, welche aus der Nachbarſchaft entſpringen. Jeder Stadtbewohner hat Nachbaren, in deren Häuſern heute ein Gewerbe betrieben wird, und morgen ein anderes, und da dies alle Stadtbewohner ohne Ausnahme trifft, kann man als Regel annehmen: daß die Gefahren, welche aus der Nachbarſchaft entſtehen, bey Beſtimmung der Prämie gar nicht in Anrechnung zu bringen ſind.

2) Alle Gründe zur Steigerung des Beytrags, welche auf zufälligen Umſtänden beruhen, die ſich folglich gar nicht mit Zuverläſſigkeit berechnen laſſen, fallen bey wechſelſeitig ſich verſichernden Societäten ebenfalls, wo nicht ganz, doch größtentheils weg. Da bey ihnen auf keinen Gewinn gerechnet wird, ſo dürfen nur ſolche Gründe die Erhöhung des Beytrags beſtimmen, von denen es durch die Erfahrung bewieſen iſt, daß ſie eine beträchtlich größere Unſicherheit für Feuersgefahr bewirken. Alle die Gründe, welche ganz oder größtentheils in der Einbildung des Verſicherten beruhen, von denen die gewöhnlichen Aſſecuranz-Societäten ſo guten Nutzen ziehn, werden daher nicht in Betrachtung gezogen,

und

und die Folge hiervon iſt: daß weniger Claſſen der Gefahr und ein geringerer Unterſchied der Prämien oder Beyträge nöthig werden. Die alten Engliſchen wechſelſeitigen Feuer-Societäten ſcheinen hierauf nicht genug geachtet zu haben, indem ſie den Planen der lange vorher beſtandnen Aſſecuranz-Geſellſchaften in Beſtimmung ihrer Beyträge ziemlich genau gefolgt ſind.

„Drittens. Der größte Vorzug dieſer wechſelſeitigen Verſicherungsanſtalten iſt endlich ohne Zweifel ihre rein menſchenfreundliche Abſicht, und die daher wahrſcheinlich größere Ausbreitung ihres Nutzens. Wer unterſtützt nicht gern ohne andre Verpflichtung diejenigen, welche durch eine unglückliche Feuersbrunſt um ihr Vermögen gekommen ſind? wer wird es nicht noch viel lieber thun, wenn er weiß, daß ihm eine ähnliche Unterſtützung in gleichem Falle nicht allein bereit ſey, ſondern daß er durch einen mäßigen jährlichen Aufwand ein Recht erlangen könne, nicht bloß Unterſtützung ſondern Schadenerſatz zu fodern.“

Zur nähern Kenntniß der Einrichtung ſolcher wechſelſeitigen Verſicherungsanſtalten, wird nun die Mittheilung einiger Plane nöthig ſeyn. Hier folgt zuerſt der Entwurf und die Einladung zu einer Mobilien-Brandverſicherungsgeſellſchaft in Schwaben, vom Jahr 1792., welcher indeſſen, ſo viel mir bewußt, nicht zur Ausführung gekommen iſt *).

Ankündigung einer Mobilien-Aſſecuranz-Geſellſchaft in Schwaben.

Brandverſicherungen für Gebäude fanden, ſo lange ſie neu waren, mancherley Widerſprüche und Be-

*) S. Reichs-Anzeiger 1792. No. 50 und 51.

Bedenklichkeiten, gleichwohl aber überzeugte man ſich nach und nach von ihrem ausgebreiteten Nutzen ſo ſehr, daß ſie nun faſt allgemein geworden ſind, und durchgängig für eine wahre Wohlthat angeſehen werden.

Allgemach fängt man auch an, das Bedürfniß einer Brandverſicherung der Mobilien zu fühlen; dieſes nützliche Inſtitut hat ſich aber außerhalb London noch nicht verbreiten können. Eine obrigkeitliche Anſtalt von der Art findet zu viele Schwierigkeiten, und auch in London iſt dieſe Aſſecuranz nur Unternehmung von Privat-Perſonen.

Es giebt der Leute viele, die einen ſehr beträchtlichen Theil ihres Vermögens auf Mobilien verwenden müſſen, und für welche alſo eine ſolche Anſtalt eine große Wohlthat wäre. Dieſe Betrachtung hat eine kleine Geſellſchaft von wohldenkenden Schwaben veranlaßt, einen Verſuch zu machen, ob ſich nicht eine Privat-Anſtalt von der Art zu Stande bringen laſſen möchte. Sie macht hiermit ihren Plan bekannt, und invitirt alle und jede Bewohner des Schwäbiſchen und Fränkiſchen Kreiſes, ohne Unterſchied zum Beytritt.

1) Jedem ſtehet es frey, ſein Mobiliar-Vermögen aſſecuriren zu laſſen, und den Werth deſſelben ſelbſt zu ſchätzen, ohne deswegen zu ſpecificiren, worin es beſtehe. Das Inſtitut gründet ſich hauptſächlich auf Treue und Glauben, man hofft aber auch, ſolche Anſtalten vorſchlagen zu können, welche einem großen Mißbrauch dieſes Zutrauens wichtige Hinderniße entgegen ſetzen. So bald das Inſtitut durch den Beytritt einer hinlänglichen Anzahl von Mitgliedern zur Wirklichkeit kommt, wird man einem jeden Mitgliede ein gedrucktes Verzeichniß aller Mitglieder und der Taxation ihrer Mobilien zuſenden. Jeder wird darin ein Mitglied aus ſeiner Nachbarſchaft finden, dem es auffallen müßte, wenn er ſein Mobiliar-Vermögen, aus böſen Abſichten, weit über den Werth verſichern laſſen wollte. Er könnte keinen Vortheil davon haben, er müßte nur ſein Haus in Brand ſtecken, um durch den Erſatz ſeiner Mobilien Geld zu gewinnen; allein nicht nur müßte er beſorgen, die benachbarten Mitglieder, deren Intereſſe darunter verſirt, möchten darüber Aufſehen erregen, ſondern er würde auch die Eigenthü-

mer

mer des von ihm bewohnten Mieth-Quartiers und ſeine Nachbaren gegen ſich mißtrauiſch machen. Bewohnt er hingegen ſein eigenes Haus, ſo hält ihn entweder deſſen Verluſt von einem ſo böſen Unternehmen ab, oder wenn es ebenfalls aſſecurirt iſt, ſo hat die Obrigkeit ſchon deswegen Vorſehung getroffen. Ueberhaupt aber iſt das Mobiliar-Vermögen der Leute von der unterſten Klaſſe von ſehr unbedeutendem Belange, und andere werden durch die Ehre im Zaume gehalten, wenn ſie nicht ganz unbemerkt betrügen können.

2) Nach der Summe, für welche jeder ſeine Mobilien verſichern läßt, werden auch ſeine Beyträge regulirt, wenn ein Brandſchaden entſtehet.

3) Verliert jemand ſeine Mobilien durch Brand ganz oder zum Theil, ſo muß er ſich bey ſeiner ordentlichen Obrigkeit melden und von derſelben ein beglaubtes Zeugniß beybringen, daß er ſeine Angabe, den wie vielten, z. B. 3ten, 4ten, 6ten, 8ten Theil ſeiner Mobilien, er verlohren habe, mit einem feyerlichen Handgelübde an Eides ſtatt bekäftiget habe; daß der Obrigkeit kein hinlänglicher Grund bekannt ſey, die Wahrheit dieſer Angabe in Zweifel zu ziehen; und daß auch kein Verdacht, die Feuersbrunſt vorſetzlich veranlaßt zu haben, auf ihm ruhe.

4) Dieſes obrigkeitliche Zeugniß ſendet der Verunglückte an die Direktion der Geſellſchaft ein, und ohne ſelbiges wird ihm keine Vergütung geleiſtet.

5) Wer ſeine Mobilien durch Feuer ganz oder zum Theil verlohren hat, muß der Direction den erlittenen Schaden, auf vorbeſchriebene Art, längſtens bis zum erſten December jeden Jahres anzeigen, welche ſodann die Summe ſämmtlicher Brandſchäden des laufenden Jahres, den Beytrag, welchen jedes Mitglied von 100 fl. Schätzungswerth ſeiner Mobilien zahlen muß, und den Nahmen und Wohnort der verunglückten Mitglieder allen Mitgliedern bekannt machen wird.

6) Da dieſe Bekanntmachung längſtens bis zum Ablauf des Monaths Januar erfolgen wird, ſo müſſen auch die Mitglieder ihre Beyträge längſtens bis zum letzten März jeden Jahres an die Direktion franko eingeſendet haben.

7) Der Verunglückte giebt am letzten März, oder vorher ſchon, der Direction Nachricht, durch

welche

welche Gelegenheit ihm die gebührende Erſatzſumme überſendet werden ſolle, und bezahlt die Transportkoſten ſelbſt.

8) Weil der Weg der gerichtlichen Klage zu Beytreibung der allenfallſigen Ausſtände zu langſam und koſtbar wäre; ſo wird man die Nahmen derjenigen Mitglieder, welche ihre ſchuldigen Beyträge bis zum letzten März jeden Jahres nicht eingeſendet haben, in mehreren Zeitungen zu ihrer öffentlichen Schande bekannt machen, und ſie aller Anſprüche an die Wohlthat der Aſſecuranz für vorluſtig erklären. Man verſpricht ſich von dieſem Executionsmittel zwar mehr Wirkſamkeit als von jedem andern, behält ſich aber gleichwohl das Recht bevor, ſolche Mitglieder, welche dieſe Schande, nicht achten, noch über dieſes mit einer gerichtlichen Klage verfolgen zu können.

9) Um der Weitläuftigkeit willen, wird kein Mitglied über die eingeſchickten Beyträge quittirt, ſondern wer im Monath April nicht als Reſtant in der Zeitung angezeigt wird, der hat ſchon den Beweis der geleiſteten Zahluug vor ſich. Wer hingegen dennoch eine Quittung haben will, der muß ſie bey Einſendung des Beytrags ausdrücklich fordern, und erhält ſie ſodann mit der Poſt, aber unfrankirt.

10) Alle Jahre in dem Monath December kann man ſeinen Anſchlag ändern, oder gar aus der Geſellſchaft treten, oder ſich derſelben neuerlich einverleiben laſſen.

11) Wenn in einem Jahre kein Brandſchaden vorfällt, ſo werden auch keine Beyträge ausgeſchrieben.

12) Damit jedes Mitglied den ihn betreffenden Beytrag ſelbſt berechnen und ſich von deſſen Verwendung überzeugen kann, wird man nicht nur jedem bey dem Anfang das ganze Kataſter gedruckt, ſondern auch alle Jahre ein weiteres Verzeichniß der ab- und zugegangenen, ſo wie derjenigen Mitglieder zuſenden, welche ihren Anſchlag verändert haben. Iſt hingegen in einem Jahre kein Brandſchaden entſtanden, ſo unterbleibt die Anzeige bis auf das nächſte Jahr.

13) Damit die Beyträge nicht auf eine allzu drückende Summe erwachſen können, ſo werden Brandſchäden, welche durch feindliche Einfälle und

Kriegsverheerungen veranlaßt werden, von der Aſſecuranz ausgeſchloſſen.

14) Aus gleicher Urſache wird auch kein Mobiliar-Vermögen aſſecurirt, deſſen Anſchlag mehr als 6000 Gulden rhein. beträgt.

15) Dahingegen werden auch Waarenlager der Kaufleute aſſecurirt, wenn ſie obige Summe nicht überſteigen, ſo wie nicht nur die wirklich verbrannten, ſondern auch die bey einer Feuersbrunſt durch das Ausräumen und andere Rettungsanſtalten verlornen, oder ruinirten Mobilien, nach ihrem Anſchlag erſetzt werden.

16) Wer etwas an dieſem Plane zu verbeſſern weiß, der hat ſich für ſeine Vorſchläge des Danks der Geſellſchaft zu verſichern.

17) Leicht zu erachten iſt es, daß die erſte Einrichtung und Fortſetzung dieſer Anſtalt nicht ohne beträchtliche Koſten gemacht werden kann, und einer oder mehrerern Privat-Perſonen wird man es mit Billigkeit nicht zumuthen können, dieſen Aufwand, zum Beſten zweyer Reichskreiſe, aus eigenen Mitteln zu beſtreiten. Immer wird es genug ſeyn, daß die Stifter des Inſtituts die erſte Auslage beſtreiten, ohne auf einen ſichern Wiedererſatz hoffen zu dürfen. Zu Beſtreitung dieſer Koſten alſo hat jeder, welcher beytreten will, für jedes Hundert Gulden ſeines Anſchlags 6 kr. Einſchreibegeld franco einzuſenden. Dieſes Einſchreibegeld wird aber nur bey dem Eintritt ein für allemahl bezahlt, und nur in dem einzigen Falle wiederholt, wenn man ſeinen Anſchlag mindern oder mehren will. In der Folge wird man bloß, wenn in der Austheilung das Hundert einen Bruchpfennig zum Beytrag trifft, ſtatt deſſen zwey Pfennige, außerdem aber nur einen Pfennig über den Betreff ausſchlagen, und mit dieſem unbedeutenden und ungewiſſen Ueberſchuß macht ſich die Direction auf ihre Lebenstage verbindlich, alle Adminiſtratios-Koſten zu beſtreiten, ſie mögen nun weniger oder mehr betragen.

18) Zu Entſcheidung der etwa entſtehenden Streitigkeiten werden dem Director 4 Aſſiſtenten zugegeben, und von ſämmtlichen Mitgliedern durch Mehrheit der Stimmen gewählt. Jedes Mitglied, wenn es ſein Einſchreibegeld einſendet, äußert ſich zugleich, wen es zum Aſſiſtenten wählt, und diejenigen

gen 4, welche auf ſolche Art die meiſten Stimmen erhalten, überkommen das Amt der Aſſiſtenten. Sollten aber mehrere eine ganz gleiche Anzahl von Stimmen erhalten, ſo werden ſie als gar nicht gewählt angeſehen, und die Reihe kommt an denjenigen, welcher nach ihnen die meiſten Stimmen hat.

Der Director und dieſe 4 Aſſiſtenten entſcheiden alle Streitigkeiten, nach den meiſten ihrer 5 Stimmen, und dabey muß ſich jedes Mitglied beruhigen; nur ſtehet ihm frey, wenn ihm dieſe Verfaſſung nicht länger mehr anſtehen ſollte, am Ende des Jahrs aus der Geſellſchaft zu treten.

19) Wenn es hingegen nicht auf die Beylegung vorwaltender Anſtände, ſondern auf die Abänderung der geſellſchaftlichen Verfaſſung ſelbſt ankommt, ſo kann dieſer geſellſchaftliche Ausſchuß nicht mehr entſcheiden, ſondern es müſſen die Meynungen ſämmtlicher Mitglieder eingeholt werden, und was die meiſten Stimmen von ihnen beſchließen, wird zum Geſetze.

20) Wer dem Inſtitut unter dieſen Bedingniſſen beytreten will, der muß ſich längſtens bis zum 1. September dieſes Jahres melden, und neben ſeinem Nahmen und Stande auch den Nahmen ſeines Wohnortes, das Land oder die Herrſchaft, unter welche er gehört, und die nächſte Stadt, wobey der Ort liegt, wenn es nicht ſelbſt eine bekannte Stadt iſt, anzeigen, auch zugleich angeben, wie hoch er ſeine Mobilien verſichern laſſen will.

21) Dieſe Briefe werden unter der Aufſchrift: An die Schwäbiſche Mobilien-Aſſecurations-Geſellſchaft, an den Hrn. Stadt-Gerichts-Aſſeſſor und Buchhändler Beck zu Nördlingen franko eingeſendet.

22) Nicht gleich mit dieſem Briefe, ſondern erſt, wenn eine hinlängliche Geſellſchaft ſich formirt hat, wird das Einſchreibegeld eingeſendet, und dafür der Aufnahmeſchein abgeſchickt.

23) Sobald eine hinlänglich ſtarke Geſellſchaft zuſammengebracht worden iſt, wird man ſolches in den Augſpurgiſchen, Nürnbergiſchen, Stuttgardiſchen, Frankfurtiſchen und Erlangenſchen Zeitungen, ſo wie auch in dem Schwäbiſchen Merkur bekannt machen, und die Einlieferung der Einſchreibegelder verlangen, und bis dahin verſchweigt auch die Direktion ihren Nahmen.

24) Zu Erſparung des Porto können ſich in jeder Gegend mehrere Mitglieder vereinigen, und ihre Briefe an eines derſelben gemeinſchaftlich addreſſiren laſſen, zu welchem Ende ſie der Direktion den Nahmen ihres erwählten Kommiſſionairs bekannt zu machen haben.

25) Wer am Ende des Jahres aus der Geſellſchaft austreten will, muß vorher noch ſeine Beyträge zu den in dieſem Jahre vorgefallenen Brandſchäden beytragen.

26) Der Beſchädigte erhält um ſo viel weniger, als ſein eigener Beytrag ausmacht, denn ſonſt könnte man mehrere Brandſchäden eines und deſſelben Jahrs nicht zuſammen werfen, ſondern müßte für jeden eine beſondere Austheilung machen.

Wenn dieſer vorſtehende Plan vielleicht auch etwas zu flüchtig entworfen zu ſeyn ſcheint, und gewiſſermaſſen zu ſehr auf die Rechtſchaffenheit und Ordentlichkeit der Intereſſen berechnet iſt, welches bey der wirklichen Ausführung deſſelben zu manchen Irrungen Anlaß geben möchte: ſo iſt dieſes bey einem Entwurfe, der gleichſam nur dazu beſtimmt iſt, erſt eine Anzahl Intereſſenten zu vereinigen, um denn das Werk mit reiferer Ueberlegung in Gang zu ſetzen, immer zu verzeihen. Sehr vollkommen ſcheint dagegen die Verfaſſung der vorhin ſchon erwähnten, im Jahre 1795 in Hamburg errichteten Mobilien-Verſicherungsgeſellſchaft zu ſeyn, ſo daß man ſie, wie es der Herr Doctor Freier in ſeiner vorhin angeführten ſchätzbaren Abhandlung gethan hat, als Muſter einer ſolchen Verbindung aufſtellen, und ihre Verfaſſungsartikel mit den nach Verhältniß des Ortes und des Landes erforderlichen Abänderungen bey der Errichtung ähnlicher Anſtaltenn zum Grunde legen kann. Wie glücklich dieſe Geſellſchaft den beabſichtigten Zweck erreicht habe, ergibt ſich daraus, daß ſie bey dem Schluſſe des vierten Jahres, ungeachtet der im Laufe derſelben erſetzten 15 zum

Theil

Theil ſehr beträchtlichen Feuerſchäden, ein baares Capital von 269697 Mark 1 ßl. 6 Pf. Banko in Caſſe hatte, we che Summe als Vorrath bey beſonders unglücklichen Feuerſchäden diente, um die Mitglieder nicht durch unerwartet große Beyträge zu drücken.

Ich laſſe deshalb dieſe Verfaſſungsartikel hier abdrucken, und der aufmerkſame Leſer wird leicht wahrnehmen, wie die Aſſociation den vorhin angeführten Fehlern der für Prämie und eignen Gewinn zeichnenden Societäten ausgewichen iſt. Ohne Zweifel iſt ſie durch vieljährige, bey der dort ſehr lange beſtehenden Brandkaſſe für Häuſer, gemachte Beobachtungen geleitet worden. Da indeſſen dieſe Artikel ſich theils auf Umſtände gründen, die nur in einer großen Stadt zuſammen treffen können, wohin beſonders die Errichtung der Direktion gehört; theils auch nur durch die beſondre Lage Hamburgs möglich ſind, wohin die außerordentlich geringe Prämie zu rechnen iſt: ſo begleite ich dieſelben mit einigen Anmerkungen, welche den Herrn Doctor Freier zum Verfaſſer haben, die ich hier um ſo weniger übergehen zu können glaube, da er bey einer reifen Erfahrung dieſem Gegenſtande eine vorzügliche Aufmerkſamkeit gewidmet hat, und es zu zeigen ſuchet, was von dieſen Verfaſſungsartikeln für jede, nach einem ähnlichen Plan zu bildende Societät, beſonders für eine aus mehrern Städten und ganzen Provinzen zuſammentretende Geſellſchaft anwendbar iſt; und da, wo dieſe Anwendung nicht ſtatt findet, andere Vorſchläge machet, um dadurch einen künftigen Plan, einer Brandverſicherungsanſtalt für Mobilien, in den Königlich Preußiſchen Staaten vorzubereiten.

Verfaſſungsartikel der Aſſociation Hamburgiſcher Einwohner zur Verſicherung gegen Feuersgefahr. Nach vorhergegangener Genehmigung derſelben von der geſammten Intereſſentſchaft, in allgemeiner Verſammlung am 24. September 1795 beſtätigt. Der Anfang der Wirkſamkeit der Aſſociation iſt der 1ſte October 1795.

Erſter Abſchnitt.

Vorläufige Punkte, den Zweck der Aſſociation und ihres Directoriums betreffend.

§. 1.

Die Aſſociation Hamburgiſcher Einwohner hat eine gemeinſame Verſicherung gegen alle und jede, nicht doloſe veranlaßte Feuersgefahr, ihrer innerhalb den Ringmauern dieſer Stadt ſich befindenden mobilen Güter, des unverſicherten Theils der Erben, und der Häuſer und Gebäude, die von der Feuercaſſe nicht verſichert werden, fern von allen Ideen des Erwerbs, zum Gegenſtande.

Daher erſetzt dieſe Aſſociation:

1) ſelbſt den Feuerſchaden, der entweder durch Krieg oder Erdbeben entſteht. — Und es kann:
2) bey einem Brandſchaden nur von Erſetzung des wirklichen Verluſtes, und
3) bey einem geſammelten, für hinreichend erklärten Fonds, wohl von Herunterſetzung der Prämien, aber nie von Austheilung die Rede ſeyn *).

Die

*) Daß dieſe Hamburgſche Aſſociation fern von allen Ideen des Erwerbs iſt und bleiben will, unterſcheidet ſie vortheilhaft von allen ältern Verbindungen ähnlicher Art. So viel deren im Weskettſchen Werke angeführt ſind, haben ſie immer nach Verlauf einiger Zeit eine Vertheilung von Dividende im Rückhalt, und ſind daher auch alle, einige mehr, andere weniger, in Beſtimmung der Prämien kaufmänniſchen Aſſecuranz-Grundſätzen gefolgt. Gelingt die Ausführung eines ähnlichen Plans, ſo wie der Hamburgiſche höchſtwahrſcheinlich völlig gelungen iſt, ſo iſt es für die erſten Theilnehmer immer hinreichender Gewinn, wenn ſie für einen weit geringern Beytrag, als ſie an eine für Prämie zeichnende Societät zahlen müßten,

Die Aſſociation tritt, nach Annahme und Beſtätigung dieſer Artikel von den Intereſſenten, am erſten October dieſes Jahrs, Mittags um Zwölf Uhr, in ihre volle Wirkſamkeit. Ein Jeder, der alsdann das zu verſichernde Object planmäßig angegeben, und die Erklärung, daß die Aſſociation die Verſicherung deſſelben übernehmen wolle, erhalten hat, tritt in alle und jede Rechte und Verbindlichkeiten eines Intereſſenten, die Polizen mögen übrigens bereits ſämmtlich abgeliefert ſeyn oder nicht; und die Dauer dieſer Verbindung wird fürs erſte auf einen Zeitraum von zehn Jahren eingeſchränkt. Jedoch ſteht es einem jeden Intereſſenten frey, bey Verluſt ſeiner Rechte und Anſprüche an dem Fond, innerhalb dieſer Zeit, ſobald ſeine Polize abgelaufen iſt, oder wenn er während des Laufs derſelben ſie hat mortificiren laſſen, anzutreten. Auch dürfen Mitglieder, die nach Verfluß der Zehn Jahre, bey fortdauernder Aſſociation, austreten, kein Dividend vom etwanigen Ueberſchuſſe verlangen *).

Die Aſſociation ſteht unter der Direction von acht von den Intereſſenten erwählten Directoren und einem Bevollmächtigten.

 Die

ten, mit ungleich größerer Sicherheit verſichert werden, und es kann ihnen ganz gleichgültig ſeyn, wenn ihre Nachkommen auch für die Hälfte dieſes Beytrags, nach hinreichend geſammeltem Fond, in der Folge verſichert werden. Da der Fond nicht immer vergrößert werden darf: ſo iſt es klar, daß dieſer Fall der Herunterſetzung der Beyträge eintreten müſſe. Wie groß aber der Fond werden müſſe? darüber entſcheidet ohne Zweifel die beſondere Lage der Geſellſchaft. Hier bemerke ich nur vorläufig, daß er bey einer über mehrere Städte und ganze Provinzen ausgedehnten Societät bey weitem nicht ſo anſehnlich ſeyn dürfe, als bey einer auf eine Stadt eingeſchränkten Geſellſchaft. Fr.

*) Ein Tag und Stunde für den Anfang der Wirkſamkeit muß ohne Zweifel beſtimmt werden, jedoch für ein ganzes Land zeitig genug zum voraus. Und die Dauer auf zehn Jahre fürs erſte iſt ſehr zweckmäßig, in ſo fern beſonders beym Ablauf einer ſolchen Friſt eine Reviſion der Geſetze nach den gemachten Erfahrungen nützlich und nothwendig werden kann. Wird indeſſen eine ſolche Societät für ein ganzes Land geſtiftet: ſo iſt ihre Dauer bey zweckmäßiger Einrichtung auf immerwährend, und die Folge, daß alle Mitglieder ſich ihrer Rechte am Fond zum Beſten der Nachkommen begeben. Fr.

Die erſten, in allgemeiner Verſammlung am 27. Junius dieſes Jahrs durch Mehrheit der Stimmen erwählten Directoren ſind:

Herr Claes Bartels. Herr Johann Gabe. Herr Georg Heinrich Sieveking. Herr Johann Gerhard Gräpel. Herr Prof. Johann Georg Büſch. Herr David Hinrich Rowohl. Herr Claus Hinrich Sonntag. Herr Chriſtian Matthias Schröder.

und der in allgemeiner Verſammlung am 18. Junius dieſes Jahrs einſtimmig ernannte Bevollmächtigte iſt:

Herr Georg Elert Bieber.

Vorbenannte Directoren bleiben bey der Direction die erſten zwey Jahre, das iſt, bis zum 1ſten October im Jahre 1797. Dann tritt einer von ihnen, und zwar der älteſte, jährlich ab, und die Intereſſenten wählen, durch Mehrheit der Stimmen, einen neuen Director aus vier, von der Direction vorgeſchlagenen Mitgliedern, zu denen die Intereſſenten ſelbſt annoch andere vier hinzufügen. Unter den zu Wählenden darf jedoch der Abtretende in dem erſten Jahre nicht wieder ſeyn. Bey eintretender Gleichheit der Stimmen entſcheidet ſowohl bey dieſer Wahl, als bey der eines Bevollmächtigten, das Loos.

§. 4.

Die ſämmtlichen Directoren kommen, ſo oft die beyden älteſten Directoren eine außerordentliche Directions-Verſammlung zu verfügen für gut finden, ſonſt aber, der Regel nach, alle drey Monathe einmahl, und zwar den erſten Mittwoch im Quartal, zuſammen, und ihre Verſammlungen werden für vollzählig gehalten, wenn vier von ihnen nebſt dem Bevollmächtigten, oder dem, der in ſeiner Abweſenheit ſeine Stelle vertritt, gegenwärtig ſind. Zu dieſen Verſammlungen können ſie einen beſtimmten Rechtsgelehrten, als Conſulenten der Aſſociation, zulaſſen, und ihn um die Führung der erforderlichen Protokolle erſuchen.

Die Directoren insgeſammt haben im Allgemeinen die Aufſicht auf die Bücher, ſie nehmen vereint bey mangelnder Beſtimmung der Artikel und in zweifelhaften Fällen die der Sache angemeſſenen Beſchlüſſe, beſtimmen bey erforderlichem Nachſchuß

(§. 20.)

(§. 20.) die Größe deſſelben, und authoriſiren die beyden älteſten Directoren zur Einforderung der zum Schadenerſatz etwa nöthigen Gelder. Sie haben das Recht, ſich aufs neue meldende, von dem Bevollmächtigten noch nicht angenommene Intereſſenten, wenn ſie es für gut finden, ohne wegen der Urſachen Rede und Antwort zu geben, von der Aſſociation auszuſchließen, und ſorgen überhaupt für das Beſte der Societät.

Die gewöhnlichen Geſchäfte führen die beyden älteſten Directoren vereint mit dem Bevollmächtigten, ſie reguliren die Prämien, unterſuchen und beſichtigen, bey obwaltenden Bedenklichkeiten des Bevollmächtigten, vereint mit ihm, die zu verſichernden Orte und Sachen, beſtimmen die wegen eines eingetretenen Schadens, den Umſtänden nach, über die Wirklichkeit und Größe deſſelben zu führenden Beweiſe (§. 27.), unterſuchen die bereits geführten, und tragen ihre etwa noch vorhandenen Bedenklichkeiten der geſammten Direction vor, um darüber zur Beendigung der Sache einen Beſchluß zu faſſen. Nächſtdem ſchreiben die beyden älteſten Directoren den zu bezahlenden Schaden in Banco ab, zeigen es den Intereſſenten im Nahmen der geſammten Direction durch ein gedrucktes Zettul an (Beylage Nr. 2.), wann ein Nachſchuß, und wie viel dazu pro rata der von einem jeden verſicherten Summe gefordert wird, und halten endlich auf Ordnung und Richtigkeit der Bücher, und auf alles übrige die genaueſte Aufſicht

§. 5.

Die Directoren verlieren als ſolche keines von ihren Rechten als Intereſſenten, und behalten daher auch nahmentlich ihr Wahlrecht bey vorfallenden Wahlen. Aber ſie entſagen allem Rechte und Vorwande, für ihre Mühwaltung irgend eine Proviſion, Honorarium, oder Dongratuit zu fordern oder auch anzunehmen, und ſie ſind nicht allein zu den im vorigen §. beſtimmten Geſchäften verbunden, ſondern auch noch insbeſondere dazu, aller Partheylichkeit und Freundſchaft beym Votiren und Ausmachen einer Sache zu entſagen, ſich ſelbſt aufs genaueſte nach den Regeln der Aſſociation zu richten, ſich ihres Stimmrechts in ihren eigenen Sachen zu enthalten, und jeden Intereſſenten, den kein Verdacht

eines doloſen Verfahrens belaſtet, aufs prompteſte zum Erſatz ſeines Schadens, dem Geiſte dieſer Aſſociation und ihren Artikeln gemäß, zu verhelfen, und ihn überhaupt ſo zu behandeln, wie es Pflicht und Gewiſſen erfordert, und ſie ſelbſt in ähnlichen Fällen behandelt zu werden wünſchen.

§. 6.

Der Bevollmächtigte der Aſſociation wird fürs erſte auf zehn Jahre angenommen, falls dieſe Verbindung nicht früher diſſolvirt wird, und hat als jährliches Honorarium von jedem Zehntauſend Mark Banko der erſt verſicherten zwanzig Millionen Mark Banko Ein Mark und acht Schilling Banko zu genießen; von den folgenden verſicherten Millionen Mark Banko aber erhält er für jede Zehntauſend Mark Banko Ein Mark Banko, ſo lange bis ſein Gehalt zu Sechstauſend Mark Banko hinangeſtiegen iſt; nachher darf von einer weitern Erhöhung deſſelben fernerhin nicht die Rede ſeyn. Sein Gehalt wird am Ende eines jeden Vierteljahrs in den Quartalverſammlungen der Direction (§. 4.) nach Maßgabe der alsdann verſicherten Summe regulirt. Außerdem wird es dem Bevollmächtigten unterſagt, zu keiner Zeit und unter keinen Umſtänden weder ein Gratial zu fordern noch anzunehmen, ſo wie auch die Direction der Intereſſentſchaft darüber nie eine Propoſition vorlegen darf.

§. 7.

Der Bevollmächtigte, der als der Neunte Director anzuſehen iſt, bey allen Berathſchlagungen ſeine Stimme giebt, und im Votiren der Dritte iſt, unterſucht als Mandatarius der Aſſociation, vor Zeichnung der Polize die zu verſichernden Orte und Sachen aufs genaueſte, und falls ihm dabey keine Bedenklichkeiten aufſtoßen, ſo zeichnet und unterſchreibt er nach der, eigends dazu von den Directoren erhaltenen, zur Anſicht eines Jeden im Comtoir befindlichen Vollmacht die Polizen im Nahmen der Aſſociation, ohne weitere Anzeige an die beyden älteſten Directoren, und hat von dem Verſicherten für die Polizen ſelbſt von 2000 bis 10000 Mark Banko 8 ßl. Cour., für die aber, in welchen über dieſe Summe hinausgezeichnet worden, 1 Mark Courant

zum

zum Beſten des Fonds in Empfang zu nehmen. Auch muß er den beyden älteſten Directoren nicht nur wöchentlich eine ſchriftliche Anzeige der in den letzten acht Tagen gezeichneten Polizen (Beylage Nr. 6.), ſondern auch täglich eine ſolche Anzeige von den etwa mortifizirten Polizen (§. 2 und 25.) einhändigen, welche, um im Nothfall das Hauptbuch daraus zu suppliren, ſorgſam aufzubewahren, und den jedesmahligen Succeſſoren der Directoren zu überliefern ſind.

Wird der Bevollmächtigte durch Krankheit oder andere wichtige Hinderniſſe von Verwaltung ſeiner Geſchäfte abgehalten, ſo beſtimmen die Directoren einen andern interimiſtiſchen Bevollmächtigten mit gleichem Rechte und gleicher Vollmacht.

Der Bevollmächtigte verbindet ſich, wie ein redlicher Mann auf Treue und Glauben, auch an Eidesſtatt, ſich aller Partheylichkeit ſowohl im Zeichnen, als beym Votiren und ſonſt in Ausmachung einer Sache gänzlich zu enthalten; dagegen aber der Aſſociation Beſtes ſo viel in ſeinem Vermögen ſteht, und Recht und Billigkeit erfordert, in allen Stücken wahrzunehmen, auszurichten und zu befördern.

Er iſt verbunden, in dem ihm von der Aſſociation nahe bey der Börſe zu haltenden Comtoir an Werkeltagen Morgens von 9 bis 12 Uhr, und Nachmittags von 3 bis 5 Uhr ſich aufzuhalten, Sonnabends Nachmittags ausgenommen. Er darf nicht abweſend ſeyn, wenn nicht einer der Directoren ſeine Stelle vertritt.

Bey eintretender Vakanz bey der Stelle eines Bevollmächtigten machen die derzeitigen Directoren den erforderlichen Wahlaufſatz, aus welchem durch Mehrheit der Stimmen von der geſammten Intereſſentſchaft Einer erwählt wird.

§. 8.

Weder die Directoren, noch der Bevollmächtigte können oder ſollen zu einiger Rechtfertigung oder Verantwortung gezogen werden, ſo lange nicht offenbar erhellet, daß ſie von gegenwärtigen Artikeln abgewichen ſind. Wenn aber einer oder der andere der Intereſſenten gegen die Direction oder den Bevollmächtigten, wegen Nichtbefolgung der Artikel, einige Beſchwerden zu haben glaubt, oder bey den

Beſchlüſſen

Beſchlüſſen der Direction ſich nicht beruhigen will, oder wenn ſonſtige Mißverſtändniſſe und Streitigkeiten, welche ſie auch immer ſeyn mögen, wenn ſie nur durch dieſe Aſſociation veranlaßt ſind, entſtehen: ſo unterwerfen ſich die Partheyen lediglich dem außergerichtlichen Erkenntniß Eines Hochedeln und Hochweiſen Raths, unter ausdrücklicher Verzichtleiſtung auf alle vor- und nachherige Provocation zu Gerichte, Appellation an die Reichsgerichte, und mit Begebung aller ſowohl ſuſpenſiven als devolutiven Rechtsmittel, welchen Nahmen ſie auch immer führen mögen.

§. 9.

Der Buchhalter, der Schreiber und die übrigen Bedienten der Aſſociation werden von den Directoren gewählt, angenommen, beſoldet und entlaſſen, und müſſen ſich ſchriftlich verpflichten, ihren Obliegenheiten treu und redlich nachzukommen. Der Buchhalter führt das Hauptbuch, welches, gleich allen andern Büchern und Dokumenten, im Comtoir der Aſſociation aufbewahrt wird.

§. 10.

Die Aſſociation hat ihr eigenes Banko-Conto, und das Banko-Folium wird auf den Nahmen der Aſſociation Hamburgiſcher Einwohner zur Verſicherung gegen Feuersgefahr genommen. Auch ſollen die Bankozettel von dem Bevollmächtigten und einem der beyden älteſten Directoren in die Bank gebracht werden.

Alle Summen, die verſichert werden, müſſen in Banko berechnet ſeyn, ſo wie die Prämien-Banko von Bankogeld ſind. Für die aber, die dennoch ihre Prämien in Courant bezahlen wollen, iſt ein Agio von fünf und zwanzig Prozent feſtgeſetzt, ſo lange das courante Geld nicht ſchlechter wird, als es nach dieſem Cours iſt; tritt aber der Fall ein, ſo richtet ſich das Agio nach dem jedesmahligen Cours.

Das vorräthige baare Geld liegt in einer mit zwey Schlüſſeln verſchloſſenen Kiſte, die im Gewahrſam des älteſten Directors ſich befindet. Den einen Schlüſſel hat der zweyte Director und den andern

der

der Bevollmächtigte. Nur in aller dreyer Gegenwart kann dieſe Kiſte geöffnet werden *).

§. 11.

Die Adminiſtration wird in ihren Rechnungen ganz unverholen und da mit aller nur zu wünſchenden Publicität verfahren. Jede zur Beſtimmung der Größe der, in Einem Gebäude zu verſichernden, Summen weſentliche Nachricht (§. 13.), wird ungeſäumt im Laufe des Jahrs dem Publiko mitgetheilt. Bey der Abtretung eines Directors aber wird jährlich der Caſſenbeſtand nebſt der Adminiſtrationsrechnung der ſämmtlichen Intereſſentſchaft vorgelegt, welche aus ihren Mitteln drey Reviſoren wählt, um innerhalb 14 Tagen die Richtigkeit dieſer Rechnungen im Nahmen der Intereſſenten zu beſcheinigen. Auf den Fall einer vorkommenden Bedenklichkeit haben dieſe ihre Erinnerungen der Direction zur beſtmöglichen und unvorzüglichen gemeinſchaftlichen Abhelfung vorzulegen. Nächſtdem wird eine allgemeine Ueberſicht von dem Capitalzuſtande der Aſſociation und dem Anwachſe deſſelben ſeit der letzten Bilanze gedruckt, und den Intereſſenten vom Comtoir unentgeldlich mitgetheilt.

§. 12.

Nur die gegenwärtigen Artikel ſind, mit Aufhebung der, in dem früher gedruckten Entwurf zu dieſen Artikeln enthaltenen, Sätze gültig und verbindend, ſo lange ſie nicht durch die Mehrheit der Stim-

*) Die Errichtung einer Direction aus Intereſſenten, welche ganz ohne Gehalt, bloß aus Liebe zum gemeinen Beſten dienen, iſt offenbar nur in einer großen Handelsſtadt möglich und die Londner Societäten haben eben dieſen Vorzug. Für ein ganzes Land oder mehrere Provinzen muß natürlicher Weiſe ein eigenes Collegium angeſtellt werden, welches aber, ſo viel ich einſehe, gar nicht zahlreich ſeyn darf. In Sachſen iſt die Mobiliar-Brandcaſſe mit der Feuercaſſe für Gebäude verbunden, obſchon erſtere aus freywilligen Intereſſenten beſteht, zu letzterer aber alle Beſitzer von Gebäuden beyzutreten verpflichtet ſind. Das iſt bey uns, da die Immobiliar-Feuercaſſen von den reſpectiven Domainen-Kammern jeder Provinz verwaltet werden, nicht ausführbar, vorzüglich weil mehrere Provinzen zuſammen treten müſſen, wenn die Mobiliar-Feuer-Societät zu Stande kommen ſoll. Fr.

Stimmen von den Intereſſenten abgeſchafft oder verändert worden ſind.

Alle aber in der Folge in allgemeiner Verſammlung von Einem oder dem Andern der Directoren, aus eigner Bewegung oder auf Verlangen der Intereſſenten vorgeſchlagne, und durch Mehrheit der Stimmen bewilligte Zuſätze zu dieſen Artikeln, und nöthige Abänderungen derſelben, werden in das Protokoll der allgemeinen Verſammlung eingetragen, und von den Directoren und Reviſoren durch ihre Unterſchrift bekräftigt; und ſind alsdann für alle nnd jede, jetzige und künftige Intereſſenten eben ſo verbindlich, als ob ſie dieſen Artikeln ſelbſt einverleibt wären *).

Zweyter Abſchnitt.

Beſtimmung der Summen und der Gegenſtände, die verſichert werden können.

§. 13.

Die höchſte Summe, bis zu welcher in Einem Gebäude Verſicherung genommen werden kann, iſt = ½ Prozent der geſammten verſicherteu Summe, bis dieſelbe zu 40 Millionen Mark Banko angewachſen iſt, das heißt, ſo lange nur zwanzig Millionen Mark Banko verſichert ſind, werden in Einem Gebäude nicht mehr wie 100,000 Mark Banko, ſind dreyßig Millio-

*) Publizität iſt, wenn bey uns eine ſolche Anſtalt Fortgang haben ſoll, wenn ſie gleich unter unmittelbarer Aufſicht der höchſten Landes-Collegien ſteht, in mehr als einer Rückſicht nothwendig. Das Zutrauen der Theilnehmer, ohne welches ſie nicht beſtehen kann, hängt davon ab, und nicht allein von dem Zuſtande der Societät in Rückſicht auf die verſicherte Summe und ihren Caſſenbeſtand, ſondern auch von den vorgefallenen Entſchädigungen, den Urſachen der Feuersbrünſte mit allem, was etwa in der Folge zu einer Abänderung der für die erſten zehn Jahr entworfnen Geſetze Veranlaſſung geben könnte, würden ohne Zweifel mit dem größten Nutzen für die Societät jährliche Nachrichten durch den Druck bekannt gemacht werden. Es iſt einleuchtend, daß dieſe Publizität nicht zu groß ſeyn könnte, und wenn ſie anch ſo weit ginge, daß jeder Intereſſent das Recht erhielte, ſich die Hauptbücher der Anſtalt in gewiſſen Terminen vorlegen zu laſſen: ſo würde das nur zur Vermehrung des Zutrauens dienen, ohne irgend Schaden veranlaſſen zu können. Fr.

Millionen Mark Banko verſichert, 150,000 Mark Banko, und ſind 40 Millionen Mark Banko verſichert, 200,000 Mark Banko angenommen. Ueber 40 Millionen hinaus ſteigt es nicht mehr in demſelben Verhältniſſe, ſondern bis zu 60 Millionen werden in Einem Gebäude nicht mehr wie 200,000 Mark Banko verſichert. Von 60 Millionen angerechnet aber bis zu 100 Millionen und darüber werden in Einem Gebäude 250,000 Mark Banko angenommen.

Die geringſte Summe für bewegliche Effekten, die bey der Societät verſichert werden kann, iſt 2000 Mark Banko *).

§. 14.

Nur ganz unverſicherte Objecte, oder der bey andern Aſſecuranzanſtalten nicht verſicherte Theil des Eigenthums, können bey dieſer Aſſociation verſichert werden, und die Gegenſtände, deren Verſicherung übernommen wird, ſind Kaufmannsgüter, Fabrikwaaren, Mobilien und der unverſicherte Theil der Erben nebſt allen den Häuſern und Gebäuden, die von der Feuerkaſſe nicht verſichert werden. Jedoch iſt hierbey zu bemerken:

1) Daß auf Wechſelbriefe, Schuldverſchreibungen, Cautionsſcheine, Urkunden und baar Geld keine Verſicherung angenommen wird.

2) Daß, falls die Verſicherung gültig ſeyn und Schadenerſatz geleiſtet werden ſoll:

a)

*) Die Beſtimmung einer Summe, über welche nicht verſichert wird, iſt offenbar nothwendig, und ein halb Prozent in einem Gebäude, oder in einem Riſiko ſcheint in jeder Rückſicht ein paſſendes Verhältniß. Die kleinſte Summe könnte bey uns 500 Rthlr. ſeyn. Sie noch kleiner anzunehmen, iſt theils wegen der mit der Berechnung verbundnen Weitläuftigkeit, hauptſächlich aber deshalb nicht rathſam, weil der Societät daran gelegen ſeyn muß, nur einigermaßen wohlhabende Mitglieder zu haben, bey denen gehörige Aufſicht auf Feuer und Licht, ſo wie gehörige Bauart der Feuerungen, doch eher als bey ſolchen zu vermuthen iſt, die ein unter 500 Rthlr. werth ſeyendes Mobiliar beſitzen. Auch würde es nützlich ſeyn, keine Summe anders als mit 100 oder wenigſtens 50 aufgehend, zur Verſicherung anzunehmen. Fr.

a) den 17ten, 18ten, 19ten und 20ſten §§. *) des erſten Theils der neu revidirten Feuerordnung nicht entgegen gehandelt ſeyn muß;

b) abſichtlich unrichtige Anzeigen oder Verſchweigung eines Umſtandes, der die Gefahr vergrößert, wie auch übertriebne Angaben des Werths der verſicherten Sachen und überhaupt alle betrügliche Handlungen vermieden werden müſſen; und endlich

c) eine anderweitig auf das zu verſichernde Eigenthum bereits geſchehene oder künftig geſchehen ſollende

*) Niemand ſoll Flachs oder Hanf in ſeiner Wohnung, oder ſeinem Raume, ungebunden liegen haben, ſondern es muß ſolches in Fäſſern, Packen, oder mit Haar überzogen, verwahrlich gehalten werden; auch ſollen die Reepſchläger inſonderheit keinen Hanf in ihren Häuſern in der Stadt, ſondern in den dazu eingerichteten Buden außerhalb der Stadt aufzulegen haben. Wer hierwider handelt, der iſt in 15 Rthlr. Strafe verfallen.

Aller Pech und Theer muß, bey 10 Rthlr. Strafe, nach dem dazu angeordneten Theerhofe gebracht werden, außer daß denen, die damit handeln, dreyßig Tonnen von beyden zuſammen, wegen der verſchiedenen Sorten, bey ſich zu haben, erlaubet werden.

Es ſoll niemanden erlaubet ſeyn, vom Terpentin- und dergleichen Oehle mehr, als ein Faß oder Oxhoft von jeder Sorte, und vom Spiekööhle mehr, als eine Kiſt, oder 3 blecherne Flaſchen, welche letztere zuſammen ungefähr 90 Pfund in ſich halten, wie auch vom raffinirten Schwefel nicht über zwey Tonnen in ſeinem Hauſe, oder Packraume zu haben: Da denn alles übrige nach dem Theerhofe, oder der Schwefel an einen, von den Artillerieherren zu beſtimmenden, Ort zu ſchaffen iſt. Wer hierwider handelt, der muß jedesmal 10 Rthlr. Strafe erlegen.

Weil bey dem Büchſenpulver, wegen der damit verbundenen Gefahr, beſondere Aufſicht nöthig iſt; ſo ſoll kein Bürger, Inwohner oder Jemand anders ſich unterfangen, ſolches in der Stadt (außer was jedem Bürger, nach Inhalt der Wachtordnung, zu haben auferlegt iſt, und was denen, die das Pulver im Kleinen verkaufen, bis zu funfzig Pfund im Hauſe zu haben erlaubet wird), in ſein Haus, in Keller, Packräume und ſonſten, oder in Schiffe, innerhalb der Bäume und Häfen, einzunehmen, ſondern es ſoll alles Pulver, ſobald es in die Stadt, oder innerhalb deren Bäume und Häfen, kommt, nach dem, von den Herren der Artillerie, als welchen vor der Einbringung davon Nachricht gegeben werden muß, anzuweiſenden Orte gefahren und gebracht, und widrigenfalls konfiszirt, auch derſelbe, bey welchem es gefunden wird, mit hoher willkührlicher Strafe belegt werden. Fr.

ſollende Verſicherung, verbunden mit dem Belauf, bis zu welchem das Object anderweitig verſichert werden ſoll, bey der Societät angegeben und in den Polizen angezeigt ſeyn muß.

3) Daß Gemählde, Bildhauerarbeit, Naturalien, Kunſtſachen, Bücher, Inſtrumente, goldne, ſilberne, plattirte Sachen u. ſ. w., auch Prätioſen, als wohin Juwelen und Geſchmeide aller Art gehören, nahmentlich angezeigt, und entweder nur nach ihrem wirklichen oder Einkaufswerthe, ohne daß ein Preis der Liebhaberey darauf geſetzt wird, oder nach einem der Aſſociation angezeigten und von ihr genehmigten Preis der Liebhaberey taxirt ſeyn müſſen, falls ſie unter die verſicherten Sachen gerechnet werden ſollen.

4) Daß, ſo lange die Feuerkaſſe nicht den völligen Belauf des, dem Staate bekannten, Werths der Erben verſichert, auf bereits in der Feuerkaſſe ſtehende Häuſer und Gebäude keine höhere Verſicherung als bis zu dem Belauf der Schoßſumme angenommen wird, mit beygefügter ausdrücklichen Bedingung, daß ein jeder, ſowohl öffentlich, als unter der Hand geſchehene Verkauf des verſicherten Erbes, nebſt dem Kauf-Pretio der Aſſociation angezeigt werde.

Sollte in der Folge bey der Feuerkaſſe eine ſolche Veränderung getroffen werden, daß bey ihr der völlige Belauf des, dem Staate bekannten, Werths der Erben verſichert werden kann; ſo giebt die Aſſociation dieſen Theil ihrer Verſicherung ab.

5) Daß Häuſer und Gebäude, die von der Feuerkaſſe nicht verſichert werden, vorher von der Aſſociation, durch zwey ſachkundige Männer, im Beyſeyn des Bevollmächtigten, und zwar jeden Theil derſelben, als Wohnhaus, Mittelhaus, Speicher, Fabriken, Stallraum u. ſ. w. separat, auf Koſten deſſen, der verſichern läßt, taxirt werden müſſen, welche Taxation den Umſtänden nach auch wohl alle fünf Jahre, und falls der Eigner innerhalb derſelben ſein Haus verfallen läßt, nach geſchehener Warnung, auch wohl während dieſes Zeitraums zu wiederholen iſt; damit ſelbſt im Laufe der alten Polize, die Summe den Umſtänden nach, gehörig herab geſetzt werden könne.

§. 15.

Wenn in den Polizen nicht einige Gegenſtände beſonders beſtimmt, andere aber nahmentlich ausgeſchloſſen ſind, ſo erſtreckt ſich die Verſicherung auf alle Objecte, die ſich an dem in den Polizen angezeigten Orte zur Zeit der Feuersbrunſt befinden, und die einer Beſchädigung durchs Feuer oder durch die Löſchungsanſtalten ausgeſetzt ſind, und wodurch derjenige, der die Prämie bezahlt hat, Schaden leiden kann.

Werden die verſicherten beweglichen Effekten an einen andern, als den in den Polizen angezeigten Ort hingebracht, ſo ceſſirt die Verſicherung, falls man dies nicht ſogleich dem Bevollmächtigten anzeigt, die nöthigen Verabredungen deshalb mit ihm trifft, und das Erforderlichſte in den Polizen bemerken läßt *).

Dritter Abſchnitt.

Beſtimmung der Verſicherungszeit, der Prämie und des Fonds der Aſſociation.

§. 16.

Zum Eintritt in dieſe Aſſociation erlegt ein jeder Intereſſent, der auf Jahre verſichern läßt, wobey jedoch nicht weniger als fünf nach einander folgende Jahre angenommen werden, ½ pro Mille ſeiner verſicherten Summe zum voraus als Einſchuß, und die im §. 18. beſtimmte jährliche Zulage praenumerando auf fünf Jahre.

Jedes nachkommenden Intereſſenten Einſchuß wird, falls ein Fonds bereits geſammlet worden, deſſen Repartition auf das ganze verſicherte Kapital mehr als ½ pro Mille für die zu verſichernde Summe beträgt, nach dieſer Repartition beſtimmt, und kann alſo nach Maßgabe der Umſtände vergrößert, aber nie verringert werden. Sind zum Beyſpiel bey einem geſammelten Fond von 60,000 Mark Banko 30 Millionen Mark Banko verſichert, ſo muß ein neu hinzu kommender Intereſſent, der 100,000 Mark verſi-

*) Die in §. 14. Nr. 1. 2. 3. enthaltenen Beſtimmungen ſind völlig zweckmäßig und allgemein anwendbar; 4 und 5 ſind lokal. Das erſtere gilt auch von §. 15. Fr.

verſichern laſſen will, 200 Mark als Einſchuß bezahlen, ſtatt daß ein jetzt eintretender Intereſſent für eben die Summe nur 50 Mark als Einſchuß erlegt *).

Wer, um die Aſſociation zu befördern, und ihr einen möglichſt großen baaren Fonds zu verſchaffen, ſelbſt wenn er noch in andern Aſſekuranz-Compagnien verſichert iſt, ſogleich als contribuirendes Mitglied, ohne Schadenerſatz zu fordern, bey Eröffnung dieſer Societät ihr beygetreten iſt, oder ihr beytreten will, der genießt alle Vortheile der erſten Intereſſenten in Betreff des Einſchuſſes (§. 16.), bezahlt, ehe er ſelbſt keinen Schadenerſatz fordert, bey außerordentlichen Nachſchüſſen (§. 20.) keinen Beytrag, und die Aſſociation creditirt ihm innerhalb der Zeit, da ihm noch kein Schadenerſatz zugeſichert iſt, für den Einſchuß und die praenumerando auf fünf Jahre gegebene Zulage (§. 18.), berechnet ihm dieſe Summen bey ſeinem Eintritt zum wirklichen Intereſſenten, und verſpricht ihm, bis zu ſolcher Wiederbezahlung 4 pCt. pr. Anno Zinſen Courant von Banko.

*) Die Hauptſache, worauf es bey einer zu errichtenden Mobiliar-Feuerverſicherungs-Societät ankommt, iſt gewiß die Beſtimmung der zu erlegenden Prämie, da bey einer ſolchen Anſtalt die Entſchädigung der Mitglieder durch Repartirung der aufzubringenden Summe nach geſchehenem Schaden ganz unthunlich iſt. Die in dieſem §. enthaltene Einrichtung iſt, in ſo fern ſie beſtimmt, daß ſpäter zutretende pro rata des geſammelten Fonds ihren Einſchuß vergrößern müſſen, ohne Zweifel der Billigkeit ſo gemäß, daß ſie nachgeahmt werden muß. Glücklich wären wir, wenn wir auch in Abſicht der Größe dieſes Einſchuſſes, und beſonders der Prämie, der hamburgſchen Aſſociation folgen könnten. Daß bey ſo vielen zweckmäßigen und vernünftigen Abweichungen von den Planen der engliſchen wechſelſeitigen Societäten, der Unterſchied zwiſchen Einſchuß und Prämie beybehalten und nicht die Prämie allein, wie bey den andern, für Gewinn zeichnenden Societäten angenommen wird, hat ſeinen großen Nutzen. Es iſt nothwendig, eine wechſelſeitige Societät gleich von Anfang in den Stand zu ſetzen, einige Unglücksfälle zu ertragen, ohne Nachſchuß zu fordern, und dies wird durch den Einſchuß erreicht. Uns wird derſelbe aber den Fond zur Beſoldung des Perſonals, und zugleich die Sicherheit wegen der richtig abzuführenden Prämien darbieten. Fr.

Eine andere Wiederbezahlung aber findet keine Statt: es ſey denn, daß der Tod den wirklichen Eintritt eines contribuirenden Mitgliedes verhindert. Alsdann wird der geleiſtete Vorſchuß unweigerlich zurück bezahlt.

Ueber das vorgeſtreckte Kapital ſelbſt erhält ein jedes contribuirende Mitglied einen Empfangſchein. (Beyl. No. 7.) *)

§. 18.

Die jährliche Zulage oder Prämie für diejenigen, die auf Jahre verſichern laſſen, iſt, der Regel nach, ſo lange keine bedenkliche und erſchwerende Umſtände hinzukommen:

1) Für Kaufmannsgüter in Packräumen, Böden oder Kellern unter oder in welchen keine Feuerſtätte iſt, für Mobilien, wohin Hausrath aller Art gehört, für den nicht in der Feuercaſſe verſicherten Theil der Erben, und für ganz unverſicherte Häuſer und Gebäude, mit Vorbehalt der No. 3. dieſes §. beygefügten Einſchränkung $\frac{1}{2}$ pr. Mille.

2) Für Kaufmannsgüter in Häuſern oder an Orten, wo eine oder mehrere Feuerſtätten ſind, $\frac{3}{4}$ pr. Mille.

3) Für ſämmtliche Fabrikwaaren, wohin nicht allein die der Zuckerſieder, Kattundrucker, Branntweinbrennern, Bäcker, Brauer, Tabaksfabrikanten, Kerzengießer, u. ſ. w. gehören, ſondern auch alles, was das Fabrikweſen angeht, und wobey mit Feuer gearbeitet wird, gerechnet werden muß; für Apotheker, Krämer, Speccrey-, engliſche kurze Waaren, ſammt allem, was dem Verderben durchs Waſſer beym Löſchen leicht ausgeſetzt iſt, für Flachs, Heede, Korn, Branntwein, Spiritus vini, und alle andere feuerfangende Sachen, wie auch für den unverſicherten Theil der Häuſer, in denen entweder Fabriken ſind,

*) Die in dieſem §. angebotene Verzinſungeines vor dem eigentgentlichen Beytritt zu erlegenden Nachſchuſſes kann bey uns nicht ſtatt finden, wenn dieſer Einſchuß durch die Zinſen den Beſoldungsfond geben ſoll. Fr.

ſind, wo mit Feuer gearbeitet wird, oder auch worin obige Sachen ſich befinden, ¾ pr. Mille *).

§. 19.

Unter drey Monathe wird keine Verſicherung angenommen. Wer aber monathweiſe, auf drey, ſechs, neun, zwölf Monathe u. ſ. w. verſichern laſſen will, muß, wenn keine beſondere und bedenkliche Umſtände hinzukommen, die auf's Jahr geltende Prämie, im Verhältniß der Zeit doppelt bezahlen; jedoch iſt er frey von Bezahlung des Einſchuſſes, und giebt bey etwa erforderlicher, durch Brandſchäden während der Verſicherungszeit veranlaßter Zubuße, nur die Hälfte von dem als Nachſchuß, was die auf Jahre Verſicherten ganz zahlen. Daher ſchränkt ſich ſeine Verbindlichkeit im äußerſten beynahe ungedenkbaren Falle, auf zwey Procent ſeiner verſicherten Summe ein **).

*) Zu Beſtimmung der Prämie nach der Lage der in den preußiſchen Staaten ſich befindenden Intereſſenten werden in der Folge Berechnungen vorgelegt und darauf gegründete Vorſchläge gemacht werden. Die hamburgſche Aſſociation hat die Erfahrung ihrer uralten Brandcaſſe für Häuſer benutzt, und darnach mit großem Recht die mittlere Durchſchnittsgefahr geſchätzt, die Prämie aber, um ſich völlig ſicher zu ſetzen, daß ohne außerordentliche Unglücksfällen ein Fond geſammelt werden muß, um ⅛ pro Mille höher angeſetzt; denn die jährliche Prämie von Häuſern iſt drey Achttheil vom Tauſend. In Deutſchland giebt es wahrſcheinlich keine, größtentheils aus Gebäuden von Fachwerk beſtehende Stadt, in welcher eine ſo geringe Prämie zureichend wäre. Das Verhältniß nach den Graden der Gefahr ſcheint mir der Billigkeit und Erfahrung völlig gemäß, wenn die Rede von Gebäuden gleicher Bauart iſt. Dies iſt der Fall in Hamburg, wo beſonders die Speicher, wie ich glaube ohne Ausnahme, von Holz und Fachwerk erbaut ſind. Und das wird auch der Fall ſeyn, wenn eine Mobiliar-Brandverſicherungs-Societät für die Provinzial-Städte in den preuß. Staaten errichtet werden ſoll, da in dieſen ganz von Brandmauern errichtete, mit Gebäuden von Fachwerk nicht zuſammen hangende Häuſer noch immer ſeltne Ausnahmen vom gewöhnlichen ſind. Fr.

**) Für einen Ort wie Hamburg, wo ein ſehr großer Theil der zu verſichernden Güter in Waaren beſteht, die bald in großer Menge, bald in weit geringerer Quantität vorräthig ſind, iſt die in dieſem §. enthaltene Einrichtung ohne Zweifel nützlich, und ohne Schwierigkeit ausführbar. Eine für mehrere Provinzen zu errichtende Societät kann ſich ſchwer-

§. 20.

Aus dem, durch den Einſchuß und die jährlichen Zulagen oder Prämien zuſammengebrachten Fonds der Aſſociation, werden alle Unkoſten derſelben beſtritten und alle Feuerſchäden erſetzt. Wenn aber der Verluſt größer iſt, als der ſich in Caſſa befindende Fonds; ſo wird von jedem Intereſſenten pro rata ſeiner verſicherten Summe, ohne auf die Verſchiedenheit der Prämie Rückſicht zu nehmen, ſo viel nachgeſchoſſen, als zum gänzlichen Erſatz, falls dieſer ſich nicht reſpective über 4 oder 2 pCt. des ganzen verſicherten Kapitals, wenn noch kein Nachſchuß gegeben worden iſt, ſonſt aber über das von den 4 oder 2 pCt. noch übrige Capital beläuft, erforderlich iſt. Daher kann bey nicht exiſtirender ſolidariſcher Verbindlichkeit, im äußerſten beynahe ungedenkbaren Falle, der höchſtmögliche Nachſchuß eines Jeden Aſſociirten, der auf Jahre hat verſichern laſſen, überhaupt nur 4 pCt., und deſſen, der auf Monathe hat verſichern laſſen, überhaupt nur 2 pCt. von der verſicherten Summe ſeyn, und keiner iſt für mehr, als dafür verantwortlich. Iſt dieſes Maximum des Nachſchuſſes bezahlt; ſo iſt die Aſſociation diſſolvirt *).

§. 21.

ſchwerlich darauf einlaſſen, jedermann auf kurze Zeit Verſicherung zu geben, wenigſtens würde die erſte Einrichtung dadurch Schwierigkeiten bekommen, denen man lieber aus dem Wege gehen muß. Dahin gehört beſonders die, bey Verſicherungen auf kurze Zeit ſchlechterdings nothwendige Unterſuchung der Gebäude. Doch könnte den Mitgliedern der Societät, in ſo fern ſie beym Eintritt in dieſelbe für eine größere Summe, als ſie wirklich verſichert verlangen, den Einſchuß erlegt haben, wohl unbedenklich nachgelaſſen werden, auf drey, ſechs oder mehr Monathe ein etwaniges Plus ihrer Mobilien verſichern zu laſſen. Wer z. B. den Einſchuß für 10,000 Rthlr. bezahlt, und ſein Mobiliar nur 8000 Rthlr. werth geſchätzt und Prämie davon erlegt hätte, könnte zu jeder Zeit, wenn ſich der Werth deſſelben vermehrt, auf drey, ſechs oder mehr Monathe die Prämie nachzahlen, und ſo ſich das vergrößerte Mobiliar auf kurze Friſten verſichern laſſen. Fr.

*) Daß der Einſchuß und bezahlte Prämien zu den Koſten der Societät und Erſetzung der Schäden verwandt werden, iſt klar. Die Beſtimmung eines Nachſchuſſes war für Hamburg, und überhaupt für jede einzelne Stadt, welche eine ſolche Societät errichten will, nothwendig. Es iſt ſchlechterdings unmöglich, die Größe eines Feuerſchadens, der eine einzelne Stadt treffen kann, zu beſtimmen; wir

§. 21.

Wenn zur Erſetzung eines Brandſchadens ein Nachſchuß gegeben worden iſt; ſo kann bey der Aſſociation nicht eher wieder an Sammlung eines Fonds gedacht werden, als bis der Nachſchuß wieder erſtattet, und alſo dieſe Schuld abgetragen worden iſt. (Beylage No. 4) Bis dahin wird dazu die jährliche Zulage verwandt. Wer aber während der Zeit der allmähligen Wiederbezahlnng des geleiſteten Nachſchuſſes ſeine Polize tilgen, oder nach dem Ablauf derſelben ſie nicht wieder erneuern läßt, alſo weiterhin kein Intereſſent bleibt, verliert mit ſeinem Austritt aus der Societät alle ſeine Anſprüche auf Wiederbezahlung des von ihm pro rata ſeiner verſicherten Summe geleiſteten Nachſchuſſes *).

wir haben Erfahrungen gemacht, die alle Berechnungen Lügen ſtrafen, und ich darf nur an den kopenhagenſchen Brand erinnern, um jeden zu überzeugen, daß weder Lage des Orts, noch Feueranſtalten, noch Menſchenmenge vor großen Unglücksfällen der Art ſichern, wenn ungünſtige Umſtände zuſammen kommen. Der ruppinſche Brand war uns näher; dieſer entſtand in den Scheunen, einige hundert Schritte vor der Stadt. Während die Sprützen zwiſchen den Scheunen arbeiteten, warf ein heftiger Sturm das Flugfeuer über die ganze Stadt, zündete an ſo viel Orten zugleich, daß an kein Retten der Gebäude zu denken war, und faſt nichts übrig blieb, als was über dem Winde lag. Ganz anders verhält ſich die Sache, wenn von einer Mobilien=Brandkaſſe für eine große Anzahl von Städten, oder ein ganzes Land die Rede iſt; und wenn die hamburgſche Aſſociation durch die geringe Prämie, welche dort, bey der Lage des Orts, der vielen Fleeten und Waſſerleitungen, und der ganz vortrefflichen Feueranſtalten hinreichend iſt, einen Vorzug hat: ſo wird ihn, nach meiner Ueberzeugung, eine allgemeine Brandverſicherungsanſtalt für einen beträchlichen Theil der königlich preußiſchen Staaten dadurch haben, daß, bey einem der bisherigen Feuersgefahr an Häuſern angemeſſenen Einſchuß und Prämie, eine ſolche Zubuße nie nothwendig werden kann. Denn es iſt klar, daß ſelbſt ein großer Unglücksfall, welcher die ſtädtiſche Immobiliar=Feuercaſſe trifft, deshalb noch nicht bedeutend für die Mobiliar=Brandverſicherungscaſſe ſeyn müſſe, weil es nicht glaublich iſt, daß der zehnte Theil der Stadtbewohner ſeine Mobilien werde verſichern laſſen, und weil bey weitem die meiſten Feuerſchäden bey dem unbemittelten Theile der Einwohner entſtehen. Fr.

*) Die Möglichkeit eines erforderlichen Nachſchuſſes angenommen: ſo iſt nicht wohl abzuſehen, wie dieſer Nachſchuß

§. 22.

Zum Beſten der Societät darf die Direction mit dem Fonds der Aſſociation auf ſichre Wechſel discontiren. Um aber ſelbſt hierbey allen Schein von Partheilichkeit zu entfernen; ſo wird beſtimmt, daß nicht allein keine, den einen oder den andern der Directoren weder in Anſehung der Ausſtellung noch des Accepts und Indoſſements directe oder indirecte betreffende, ſondern auch nur von fremden Plätzen auf hier gezogene, Wechſel angenommen werden ſollen *).

Vierter Abſchnitt.

Obliegenheiten der Aſſociirten.

§. 23.

Außer den implicite in vorigen Abſchnitten beſtimmten Obliegenheiten, iſt jeder Intereſſent insbeſondere verpflichtet, Einſchuß, (§. 16.) Prämie (§. 18.) und den etwa erforderlichen Nachſchuß (§. 20.) auf das pünktlichſte, unter ausdrücklicher Verzichtleiſtung auf alle nur zu erdenkende Einreden und Ausflüchte, bey Strafe der prompteſten extrajudiciellen Execution zu bezahlen. Und zwar:

1)

ſchuß durch künftige Zubuße getilgt werden ſoll? Sämmtliche Intereſſenten haben ihre Zulage auf 5 Jahre vorausbezahlt, ſind alſo nicht verbunden, von neuem vor Ablauf dieſer Zeit zuzulegen, mithin würde nur von neu eintretenden Mitgliedern Einſchuß und Zulage zu erwarten ſeyn. Wer wird aber von neuem eintreten wollen, wenn er weiß, daß ſein Geld zur Bezahlung einer alten Schuld der Societät verwandt werden ſoll, er folglich bey dem erſten Feuerſchaden ſogleich Nachſchuß wird zahlen müſſen? Es ſcheint daher für die beabſichtigte Societät zweckmäßiger, entweder in den erſten Jahren, wie bey der Wittwen-Societät, nicht ganzen Schadenerſatz zu verſprechen, ſondern etwa im erſten Jahre nach dem Beytritt nur 50, im zweyten 75 und im dritten erſt volle 100 pCt. zuzuſagen, und auf die Art einen Fond zu ſammeln, der vor aller Zubuße ſichert; oder folglich feſtzuſetzen, daß die Societät aufgelöſet ſeyn ſoll, ſobald durch außerordentliche Unglücksfälle der zuſammen gebrachte Fond erſchöpft iſt. Dieſen letztern Fall ſo viel als möglich zu verhüten, iſt zum Anfang der Societät eine ſtärkere Prämie nothwendig, als ſie in der Folge ſeyn wird. Fr.

*) Zur Benutzung des Fonds giebt uns die Seehandlung und Bank hinreichend Gelegenheit. Fr.

1) muß Einſchuß und Prämie, zu der jeder Intereſſent, nach Masgabe ſeiner, in dem ſub No I beyfolgenden Formular, dem Bevollmächtigten zur Verſicherung angezeigten, und von ihm übernommenen Summe von 1ſten October dieſes Jahrs 1795, Mittags um 12 Uhr, angerechnet, verbunden iſt, innerhalb zweymal vier und zwanzig Stunden nach Ablieferung der Polize, entweder in Banko abgeſchrieben, oder in Courant dem Bevollmächtigten gegen Quittung (Beylage No. 5.) entrichtet ſeyn.

Iſt der Intereſſent ſo ſaumſelig, daß er es wegen des Einſchuſſes und der Prämie zur Execution kommen läßt; ſo iſt er noch überdieß verbunden, ein andres ½ pro Mille der verſicherten Summe, als Strafe zum Beſten des Fonds der Aſſociaten zu entrichten, und hat keinen Schadenerſatz von ihr zu fordern, wenn er nicht 8 Tage nach der executiviſchen Beytreibung des Einſchuſſes und der Prämie, auch dieſe Strafe entrichtet hat.

2) Muß ein jeder Intereſſent den nach Aufmachung eines Brandſchadens von der Direction, etwa für erforderlich erkannten Nachſchuß, nach geſchehener Anforderung durch ein gedrucktes, von beyden älteſten Directoren unterſchriebenes, Formular, (Beylage No. 2.) innerhalb 8 Tagen präciſe als Wechſelgeld entrichten. In Entſtehung deſſen wird nicht nur der Nachſchuß ſogleich executiviſch beygetrieben, ſondern auch der Nachläſſige eo ipſo von der Aſſociation excludirt, und er verliert, von dem Augenblick der Execution an, alle ſeine an der Societät und ihrem Fonds habende Rechte.

§. 24.

Da nach §. 20. ein jeder Intereſſent der Aſſociation außer dem Einſchuſſe und der jährlichen Zulage oder Prämie entweder mit 4 pCt. ſeiner verſicherten Summe, wenn er auf Jahre hat verſichern laſſen, oder mit 2 pCt., wenn ſeine Verſicherung ſich nur auf Monathe erſtreckt, bis zum Augenblicke des Ablaufs ſeiner Polize, oder bis zu dem Augenblicke, da er ſeine Polize, mit Entſagung aller Rechte und Anſprüche an dem Fonds, von dem Bevollmächtig-

ten hat mortificiren laſſen, (§. 2.) verhaftet iſt; ſo muß er ſich dazu durch eigenhändige Unterſchrift des folgenden Schuldſcheins bey der Aſſociation verpflichten:

„Ich Endesunterzeichneter unterwerfe mich „nicht allein den, mir wohlbekannten, Verfaſ„ſungs-Artikeln der Aſſociation in allen und je„den Punkten, ſondern bekenne auch noch über„dieß durch meine Nahmens Unterſchrift, für „mich und meine Erben, daß, wenn während „des Laufs meiner Polize (n) von der Direc„tion der Aſſociation zur Verſicherung gegen „Feuersgefahr, zum Behuf der Erſetzung eines „Brandſchadens, ein Nachſchuß gefordert wer„den ſollte, ich der bemeldeten Aſſociation bis „zu 4 pCt. (2 pCt.) des von mir, ausweiſe mei„ner Polize (n) und des Hauptbuchs der Aſſo„ciation, verſicherten Capitals verhaftet bin, und „gelobe und verſpreche die zur Bezahlung der„ſelben erforderliche ganze Summe entweder „auf einmal, oder in mehrern Malen, oder was „von ihr den Umſtänden nach verlangt werden „ſollte, innerhalb 8 Tagen, nach der Anzeige „der Direction, promt als Wechſelgeld, bey „Strafe der ſchneüſten extrajudiciellen Exekution, „zu entrichten.

„Ich renunciire deshalb auf alle nur zu erden„kende Einreden und Ausflüchte. Alles ſonder „Liſt und Gefährde." So geſchehen Hamburg „den 17

Die Direction wird ſogleich nach Bezahlung der, zum Schadenerſatz geforderten, Summe den Belauf derſelben von dem Schuldbriefe abſchreibeu, und jedem Intereſſenten eine Anzeige, über die Procente, die er noch bey künftigen Fällen zu bezahlen ſchuldig iſt, zuſchicken. (Beylage No. 3.)

Sobald wie einer der Intereſſenten, von dem die Aſſociation weiter nichts zu fordern hat, austritt, wird der Schuldbrief in ſeiner Gegenwart vernichtet.

Iſt ein Intereſſent zwar wohnhaft im Hamburg, aber nicht im hieſigen nexu und der hieſigen Jurisdiction nicht unterworfen, ſo muß ein voller Bürger, den die Aſſociation für ſuffiſant hält, den Schuldbrief als ſelbſtſchuldiger Bürge, mit ausdrücklicher

Ver-

Verzichtleiſtung auf das beneficium excuſſionis ſeu ordinis, mit unterſchreiben *).

§. 25.

Zum Beweiſe, daß der Abgebrannte oder Beſchädigte nicht doloſe verfahren ſey, iſt ein jeder, der Schadenerſatz fordert, vor Leiſtung deſſelben verpflichtet, wenn die Direction es verlangen ſollte, das beym älteſten Herrn Prätore Wohlw. geführte Protokoll, über die Unterſuchung der Urſachen des Brandes, zur Abwendung eines jeden Verdachtes, ſich von E. Hochedl. und Hochw. Rathe per Supplicas zu erbitten, und nach Erhaltung deſſelben es uuweigerlich der Direction zu communiciren **).

Fünf-

*) 1) Bey einer über ein ganzes Land verbreiteten Anſtalt iſt es wohl rathſam, gewiſſe Termine im Jahre feſtzuſetzen, in welchen allein die Reception geſchieht, auch die Polizen nicht eher auszuhändigen, als nach geſchehener Zahlung des Beytrags, alſo auch hier die Wittwen-Societät nachzuahmen. Fr.

2) Wenn kein Nachſchuß gefordert werden darf, bedarf es auch dieſer Verfügung nicht, die ohnehin nur in einer einzelnen Stadt, deren Bewohner unter einer Obrigkeit ſtehn, ausführbar iſt. Aus eben dem Grunde iſt der Inhalt des §. 24. nicht anwendbar. Fr.

**) Da bey einer weit ausgedehnten Societät vor der Aufnahme des Verſicherten keine Unterſuchung der Gebäude und des Grades der Gefahr, welcher die Güter ausgeſetzt ſind, möglich, wenigſtens mit großen Weitläuftigkeiten verbunden iſt, und deshalb die Schätzung der Gefahr jedem Verſicherten ſelbſt überlaſſen werden muß: ſo iſt bey einer ſolchen auch auf mehr als eine Art ein doloſes Verfahren möglich, und ein gerichtliches Zeugniß, daß der Abgebrannte nicht ſelbſt an dem Feuerſchaden ſchuld ſey, erſchöpft in dieſem Falle den Beweis nicht, daß der Beſchädigte in aller Rückſicht redlich zu Werke gegangen ſey, was doch bey jeder Aſſecuranz, wenn ſie gültig ſeyn ſoll, nothwendig iſt. Brandverſicherungen haben indeſſen in dieſer Rückſicht einen großen Vorzug vor den Aſſecuranzen gegen Seegefahr. Wenn bey dieſen unzählige Betrügeren möglich ſind, deren Entdeckung, wenn das Schiff verſenkt iſt, ganz unmöglich iſt: ſo ſind bey Brandverſicherungen immer eine Menge Zeugen, die nicht allein von der Beſchaffenheit der abgebrannten Gebäude vor dem Brande, ſondern auch von der Quantität und Art der Güter Auskunft geben können, und ſelbſt die geretteten Güter, wenn ſie durch die Polizey, wider den Wunſch und Willen des Abgebrannten, geborgen werden, können zur Entdeckung eines betrügeriſchen Verfahrens Anlaß

Fünfter Abſchnitt.

Verbindlichkeit der Aſſociation.

§. 26.

Die Aſſociation bezahlt allen wirklichen Schaden, der das verſicherte Object betrift, und der das verſicherte Capital nicht überſteigt, er ſey durchs Feuer ſelbſt, oder durchs Waſſer beym Löſchen, oder auf andre Weiſe bey entſtehendem Feuer veranlaßt, und bey dem der Abgebrannte oder Beſchädigte nicht doloſe verfahren iſt, mit 100 pCt. nach vollführtem Beweiſe, in Zeit von einem Monath, wenn ein Nachſchuß nöthig iſt, ohne dieſen in Zeit von acht Tagen; vorausgeſetzt, daß der ganze Werth der Güter, die ſich an dem Ort des Brandes befunden, bey dieſer Aſſociation verſichert geweſen iſt, ſonſt in dem Verhältniß der, bey der Aſſociation verſicherten, Summe zu der vom Schadenleidenden überhaupt verſicherten Summe. Die Grundſätze übrigens, die bey Berechnung des Schadens befolgt werden, enthält der §. 28 *).

§. 27.

Anlaß geben. Es muß daher der Direction einer ſolchen Societät nach eingetretenem Brandſchaden, ohne daß dadurch dem guten Nahmen des Verſicherten zu nahe getreten werde, frey ſeyn, alle zweckdienliche Mittel anzuwenden, um ſich zu überzeugen, daß der Beſchädigte ganz redlich verfahren ſey, wobey jedoch zu Beendigung dieſer Unterſuchung eine kurze Friſt feſtzuſetzen ſeyn würde. Fr.

*) Der Inhalt dieſes §. kann ganz beybehalten werden, in ſo fern nicht der ſchon beym 22. §. gemachte Vorſchlag um die Möglichkeit eines erforderlichen Nachſchuſſes zu verhüten, im erſten Jahre nur um 50, im zweyten 75 pCt. und erſt im dritten allen wirklichen Schaden zu erſetzen, angenommen würde. Durch dieſe Maßregel würde noch ein Zweck erreicht. Man würde Betrüger abhalten, die wahrſcheinlich nicht ſo ſehr zu fürchten ſind, wenn ſie wiſſen, daß erſt nach Verlauf von drey Jahren der ganze Nutzen einer ausgeübten Bosheit zu hoffen iſt, und gewöhnlich nicht ſo lange Zeit haben. Ehrlichen Leuten, welche ihre Güter bisher nicht verſichert hatten, wird für das erſte Jahr der Erſatz des halben Schadens genügen; und wer ſich bisher für Prämie hat verſichern laſſen, dem ſteht es ja frey, ſich ferner mit der Anzeige, daß er ſchon auf 50 pCt. verſichert ſey, noch auf ein Jahr aſſecuriren zu laſſen, und bey eintretendem Unglück die Hälfte ſeines Schadens von der auswärtigen, die andere Hälfte aber von der wechſelſeitigen Societät bezahlt zu nehmen. Fr.

§. 27.

Zum Beweiſe des wirklichen Schadens, und der Größe deſſelben verlangt die Aſſociation:

1) Bey Kaufmannsgütern, wohin Waaren aller Art und Fabrikate gehören, wie auch bey Fabrikgeräthſchaften, den Beweis durch die Handlungsbücher oder durch die letzte Bilanze, durch das Inventarium oder auf eine andere befriedigende Weiſe, das iſt, durch eine eidliche Angabe und Bekräftigung über die Wirklichkeit und Größe des Verluſtes von dem Eigner, ſeinen Leuten, und allen ſolchen Perſonen, die das Eigenthum genau kannten und qualificirt ſind, den Werth der verbrannten und beſchädigten Güter zu beurtheilen.

2) Bey Mobilien, wohin auch die Sachen gehören, worauf etwa ein Preis der Liebhaberey geſetzt worden, verlangt die Aſſociation eine, den Umſtänden nach möglichſt genaue, Angabe des Verluſtes, und falls für Prätioſen, als Juwelen, Geſchmeide u. ſ. w. und für goldne und ſilberne Sachen ein Erſatz gefordert wird, eine ſpecificirte Anzeige der verlornen Sachen und ihres Werthes, die eidlich erhärtet werden muß.

3) Bey dem unverſicherten Theil der Erben aber und bey den Häuſern und Gebäuden, die von der Feuercaſſe nicht verſichert werden, muß der Beweis der Wirklichkeit und Größe des Verluſtes durch Unterſuchung der Brandſtelle und Taxation geführt werden *).

§. 28.

*) Der Beweis bey Kaufmannsgütern, Fabrikaten und Fabrikgeräthſchaften kann, wenn die Handlungsbücher gerettet ſind, keine Schwierigkeit haben, wenn von Großhandlung die Rede iſt Beym Detail-Handel hingegen ſcheint es faſt unmöglich, den Verluſt im einzelnen ganz beſtimmt angeben zu können, und in einem ſolchen Falle würde die eidliche Angabe des Beſchädigten wohl unentbehrlich ſeyn. Wenn derſelbe daneben noch von zwey Mitgliedern der Societät die Verſicherung an Eidesſtatt beybrächte, daß ſie den angegebenen und beſchwornen Schaden wirklich für ſo groß hielten, als er angegeben worden: ſo wäre das vielleicht genug. Da indeſſen wohl zu vermuthen iſt, daß wenn eine ſolche Societät zu Stande kommt, ein ſehr großer Theil der Mitglieder aus Detail-Händlern beſtehen wird: ſo iſt es allerdings der Mühe werth, auf dieſen Punkt bey Abfaſſung der Geſetze reifliche Rückſicht zu

nehmen,

§. 28.

Im allgemeinen wird der Schadenerſatz nach folgenden Regeln berechnet und beſtimmt:

1) Hat der Eigner der verbrannten und beſchädigten Sachen nur bey dieſer Aſſociation das Object, wofür Schadenerſatz gefordert wird, verſichern laſſen; ſo wird der Schade, wenn er total iſt, ganz bezahlt, in ſo fern er nur die auf den Ort verſicherte Summe nicht überſteigt. Iſt er aber größer, als die auf den Ort verſicherte Summe; ſo wird der Verſicherte für die Differenz als Aſſecuradör angeſehen. Wenn der Schade partiell iſt; ſo wird er, ſo bald wie die verſicherte Summe größer als der Werth der am Brandorte gelegnen verſicherten Güter iſt, deren Theil verbrannt oder beſchädigt worden, ganz bezahlt. Sind zum Beyſpiel bey verſicherten 50,000 Mark, nur für 30,000 Mark Güter am Brandorte vorräthig, ſo wird der Schade, der ſie trifft, ganz bezahlt. So bald aber die verſicherte Summe kleiner iſt, als der Werth der verſicherten Güter, deren Theil verbrannt oder beſchädigt worden; ſo rechnet man: wie das am Brandorte gelegene Object zu dem Schaden, ſo verhält ſich die verſicherte Summe zum Erſatz: das heißt mit andern Worten; eben ſo viele Procente, wie von den an dem Brandorte gelegenen Sachen verſichert ſind, werden auch

nehmen, und z. B. demjenigen, welcher alljährlich inventirt, und etwa ſein Inventarium verſiegelt bey einem andern Mitgliede der Societät niederlegt, bey dem fernern Beweiſe ſeines Schadens die Sache ſo leicht als möglich zu machen. Denn ſchon dadurch bezeigt er ſich als ein ordentlicher fleißiger Mann, bey dem man auch Rechtſchaffenheit vorauszuſetzen Grund hat.

2) Bey Mobilien würde ein ſolches Inventarium den Beweis ſehr leicht machen, da dieſe nicht ſo veränderlich ſind, als der Ladenvorrath eines Kaufmanns; aber auch ohne daſſelbe kann es nicht ſchwer fallen, den Verluſt an eigentlichen Mobilien durch Zeugen zu beſcheinigen. Was Prätioſen ꝛc. betrifft, iſt die oben enthaltene Beſtimmung nicht allein nothwendig, ſondern es muß auch wohl in der zum Behuf der Polize einzureichenden Angabe ſchon das Quantum, was in dergleichen Dingen verſichert werden ſoll, beſonders ausgedrückt werden. Fr.

auch von dem Schaden bezahlt, iſt zum Beyſpiel das am Brandort gelegene Object 100,000 Mark werth, der Schade 20,000 Mark groß, und die verſicherte Summe nur 10,000 Mark, ſo bezahlt die Aſſociation 10 pCt. des Schadens oder 2000 Mark, weil nur 10 pCt. der vorräthigen Güter verſichert waren; es ſey denn, daß der Schadenleidende befriedigend beweiſen könne, daß das, was ſein Eigenthum von den verbrannten Sachen geweſen, ganz verſichert worden iſt, und daß die Differenz zwiſchen der verſicherten Summe und dem Werth der am Brandorte gelegenen Sachen von fremdem unverſicherten Eigenthum herrühre; dann wird beym Schadenerſatz auf das fremde Eigenthum und deſſen Verhältniß zum Schaden keine Rückſicht genommen werden.

2) Iſt das Object, wofür Schadenerſatz gefordert wird, auch anderswo verſichert geweſen, ſo werden alle Aſſecuranzen als Eine angeſehen, und von jeder verſicherten Summe gleiche Procente bezahlt; nur mit dem Unterſchiede, daß, wenn die eine oder andere Aſſecuranz-Compagnie nach ihren Verfaſſungs-Artikeln von der zu bezahlenden Summe einige Procente decourtiren ſollte, dieſe Aſſociation, die Summe ohne Abzug einiger Procente bezahlt *).

§. 29.

Beym Ausmitteln des Schadens werden:

1) Bey Kaufmannsgütern und Fabrikaten die geretteten unbeſchädigten Sachen vom Eigner zu dem Börſenpreiſe übernommen, nach welchem gleich-

*) Die Billigkeit der in obigem §. enthaltenen Berechnungsart leuchtet ein, und es iſt ein Vorzug dieſer Aſſociation, daß ſie ſich darüber beſtimmt erklärt hat, daß, wenn an dem Orte der Verſicherung mehr Güter für Rechnung des Verſicherten waren, als er hat verſichern laſſen, er für den Ueberſchuß als Selbſtverſicherer angeſehen werden ſoll. Die engliſchen Societäten haben ſich in ihren Propoſitionen darüber gar nicht erklärt. Ob ſie dieſe Erklärung überflüſſig fanden, oder ob ſie den ganzen Betrag der Polize erſetzen, wenn der Verſicherte auch mehr zu verlieren gehabt hat, weiß ich nicht. Fr.

falls der Schade erſetzt wird. Hätten dieſe Objecte keinen Börſenpreis, ſo wird der Werth derſelben durch Taxation ſachkundiger Leute beſtimmt. Die beſchädigten Sachen aber werden entweder nach einem ausgemittelten Werthe von der Aſſociation angenommen, oder dem Verſicherten angerechnet. Kann man ſich über dieſen Werth nicht vereinigen: ſo werden ſie für Rechnung der Aſſociation öffentlich verkauft. Was die geretteten Fabrikgeräthſchaften betrifft, ſo hat die Aſſociation die Alternative, nach vorher gegangener Taxation durch ſachkundige Männer, dieſelben entweder zu übernehmen oder ſie dem Schadenleidenden anzurechnen.

2) Bey Mobilien läßt die Aſſociation vom Eigner die geborgenen Sachen taxiren, und überläßt ſie ihm, falls ſie es gerathen findet, zu der taxirten Summe, wo nicht, ſo übernimmt ſie die Aſſociation und läßt ſie öffentlich verkaufen; übrigens verfährt ſie nach den im §. 28. beſtimmten Grundſätzen, in ſo fern ſie hier anwendbar ſind.

Bey Prätioſen, als wohin Juwelen und Geſchmeide aller Art, auch goldne und ſilberne Sachen gehören, wird nur für die vermißten und beſchädigten Stücke Schadenerſatz geleiſtet *).

§. 30.

3) Was den unverſicherten Theil der Erben anbetrifft: ſo wird, wenn ein totaler Schade vorhanden iſt, zur Beſtimmung der zu bezahlenden Summe

*) Da in Provinzial-Städten kein Börſenpreis iſt: ſo kann der Einkaufspreis nebſt den Unkoſten, wofür die Güter zur Zeit der Entſchädigung angeſchafft werden können, unbedenklich ſtatt deſſen angenommen werden. Incurrente Waaren müßten entweder durch Sachverſtändige, oder den Beſchädigten ſelbſt, eidlich geſchätzt werden. Gerettete unbeſchädigte Güter müßte ohne Zweifel der Verſicherte für den Werth, den er ihnen in ſeiner Inventur gegeben, an ſich behalten; da nur von Erſetzung des wirklichen Verluſtes die Rede ſeyn kann, iſt wenigſtens nicht abzuſehen, warum Sachen, an denen kein Verluſt ſtatt gefunden hat, überall mit zur Berechnung kommen ſollen. Wegen der beſchädigten Sachen könnte auch wohl feſtgeſetzt werden,

Summe von dem ganzen verſicherten Werthe des abgebrannten Hauſes, das iſt, von dem Werthe, den die Feuercaſſe und dieſe Aſſociation nach §. 13. No. 4. verſichert hat, für den bleibenden Werth des Grundes beſtändig $\frac{1}{10}$ Theil gekürzt; der übrige Theil der von der Aſſociation verſicherten Summe aber wird in der im §. 26. beſtimmten Zeit bezahlt. Jedoch ſteht es dem unter hieſiger Jurisdiction ſtehenden Eigenthümer frey, gegen Abtretung des Grundes an die Aſſociation die ganze von ihr verſicherte Summe in Empfang zu nehmen.

Findet aber bloß eine Beſchädigung ſtatt: ſo bezahlt die Aſſociation dem Verſicherten ohne weitern Abzug den Theil der von ihr verſicherten Summe, den er, nach vorhergegangener Taxation, noch über das von der Feuercaſſe entrichtete Quantum bedarf, um den ihm zugeſicherten Schadenerſatz zu erhalten.

Bey den Häuſern und Gebäuden aber, die nicht von der Feuercaſſe, ſondern nur von dieſer Aſſociation verſichert worden ſind, werden bey einer Beſchädigung die von der Feuercaſſe bisher bey ihren verſicherten Erben beobachteten Geſetze befolgt; bey einem totalen Schaden aber werden zuerſt die Ueberreſte durch zwey Taxatoren, von denen der Verſicherte einen, und die Aſſociation den andern beſtimmt, taxirt, und demnächſt wird nach Maßgabe dieſer Taxation und nach Abzug des Werthes des Grundes und der Ueberbleibſel ſogleich der erforderliche Theil der verſicherten Summe bezahlt.

Sollten ſchließlich beym Ausmitteln des Schadens und Regulirung der Sache, wider alles Vermuthen, Mißverſtändniſſe oder Schwierigkeiten ſich zeigen, ſo hat man ſich zur Hinwegräumung derſelben genau nach §. 8. zu richten.

§. 31.

werden, daß ſie der Verſicherte an ſich behalte, und nur das, was ſie durch die Beſchädigung weniger werth geworden, erſetzt bekommen müßte.

2) Eben das könnte auch füglich bey Mobilien angewendet werden; denn wozu ſoll die Societät die Gefahr laufen, daß der Verſicherte ſeine Sachen zu hoch taxirt, um ſie demnächſt wohlfeil in Auction wieder zu kaufen.

Fr.

§. 31.

Die Aſſociation wird auf die leichteſte und ſicherſte Weiſe für die Anſtellung von funfzig Leuten, die in den verſchiedenen Gegenden der Stadt vertheilt wohnen, durch ihre Kleidung kennbar gemacht und mit nöthigen Geräthſchaften verſehen werden ſollen, ſorgen, um nach gegebener Anweiſung bey entſtandenem Feuer zu retten. Auch wird ſie in allen Theilen der Stadt ſich ſichere Plätze zum Unterbringen und Aufbewahren der geretteten Sachen zu verſchaffen ſuchen, und verſpricht ſich von jedem Intereſſenten, die zur Erreichung aller Vortheile dieſer Verbindung ſo nöthige Willfährigkeit zur Aufnahme der aus dem Brandhauſe oder nachbarlichen Wohnungen geretteten Sachen, und dies um deſto mehr, da keiner wegen der aufgenommenen Sachen für verantwortlich gehalten wird.

§. 32.

Die Aſſociation wünſcht, daß bey einer entſtandenen Feuersbrunſt nur die Nachbaren zu jeder Seite des brennenden Hauſes ihre Güter und Effekten austragen, wenn nicht außerordentliche Umſtände, wohin beſonders ein ſtarker Wind gehört, die Gefahr entfernter Wohnenden vergrößern; dieſer Wunſch iſt um deſto dringender, da durch eine unnöthige Furcht und durch einen unzeitigen Eifer zu retten, leicht ein größerer Schade als durch den Brand ſelbſt verurſacht werden könnte *).

Die Billance dieſer Aſſociation vom Sept. 1799 ſehe man auf der anliegenden Tabelle.

Verſuch, Grundſätze auszumitteln, nach welchen Einſchuß und Prämie zu beſtimmen iſt, wenn eine ſolche Societät

für

*) Der Inhalt dieſer §. iſt auf die beſondere Lage Hamburgs allein paſſend. Indeſſen wäre es ohne Zweifel zweckmäßig, daß alle in einer Stadt wohnende Mitglieder der Societät ſich unter einander kennen möchten; theils um ſich gegenſeitig vorzüglichen Beyſtand, beſonders zu Rettung der Scripturen, zu leiſten, theils um ſich unter einander einen Theil dieſer Scripturen, die Inventarien wechſelſeitig aufzubewahren. Fr.

Bilance der Aſſociation Hamburgiſcher Einwohner zur Verſicherung gegen Feuers-gefahr, für das ultimo Sept. 1799 abgeſchloſſene vierte Jahr.

Debet.

An Capital vom vorigen Abſchluß Bancomark	223805	14	6
An Einſchuß und Prämien iſt vom 1. October 1798 bis 30. September 1799 eingegangen	90707	1	
und noch ausſtehend =	6451	14	
Bancomark	97158	15	
An Intereſſe, dieſelbe beträgt	14869	12	6
ab, für die an contribuirende Mitglieder bezahlten Zinſen =	33	12	
Bancomark	14836	—	6
An Agio-Conto iſt Avance	4	9	6
Bancomark	335805	7	6

Credit.

Pr. Brandſchaden-Conto.			
Vergütung wegen eines Feuers bey der Eisgrube am 10. Oct. 1798 Bancomk.	14685	2	
Dito auf dem Kehrwieder, am 16. Dec. 1798 = = =	25803	7	
Dito auf der alten Wallſtraße, am 7. März 1799 = =	1000		
Dito beyder kleinen Michaelis-Kirche, am 18. März 1799 =	68		
Dito auf den Raboiſen, am 27. März 1799 = =	5888	2	
Dito in der Mühlenſtraße, am 16. Sept. 1799 = =	7084	9	
Bancomark	54529	4	
Pr. Unkoſten-Conto.			
Für ſämmtliche Unkoſten Bcomark	12756	3	
Dagegen iſt für Polizen eingegangen und von dieſen Unkoſten zu kürzen = = =	1177	1	
Bancomark	11579	2	
Pr. Capital-Conto =	269697	1	6
Bancomark	335805	7	6

Abſchluß der Bücher mit ultimo September 1799.

Debet.

An laufenden Wechſeln Bcomark	211697	15	
An Banco-Conto =	50995	10	6
An Caſſa-Conto Cour. Mark 684 — ß = 24 pCt. =	551	10	
An Reſtanten-Conto	6451	14	
Bancomark	269697	1	6

Credit.

Pr. Capital-Conto Bancomark	269697	1	6
Bancomark	269697	1	6

Die Schuld-Briefe zu reſp. 4 und 2 pCt. betragen in Summa Bancomark	4,247,885	5	
Capital-Conto wie oben = = = = =	269,697	1	6
Totaler Fond = = = Bancomark	4,517,582	6	6

Johann Gerhard Gräpel,
Johann Georg Büſch Profeſſor.
d. Z. älteſte Directores der Brandverſicherungs-Aſſociation.

Adam Meiſsner,
Paul Amſinck,
Luer Anton Pröſch,
d. Z. Reviſores der Brandverſicherungs-Aſſociation.

für die Einwohner der Provinzial-Städte der Churmark und einige angränzende Provinzen errichtet werden ſollte.

Unter dieſer Rubrik theilt der Herr Doctor Freier in ſeiner oben genannten Abhandlung, S. 44 fl., nun ſeine Gedanken mit, wie man eine ähnliche Anſtalt in den preußiſchen Provinzial-Städten errichten könnte, und man muß wünſchen, daß ſeine Bemühungen den beabſichteten und ſo ſehr wünſchenswürdigen Erfolg haben mögen, wozu man vielleicht Hoffnung haben kann, da das Hohe General-Directorium unter dem 10ten Novemb. ihm auf die Einſendung ſeines Planes antwortete, daß derſelbe unter den vielen, in dieſer Angelegenheit ſonſt ſchon eingekommenen Projecten am ſolideſten, am beſten durchgedacht, und auf Erfahrungen und Reſultate ähnlicher Anſtalten berechnet ſey. Der Herr Doctor Freier ſagt:

„Soll eine, dem vorgeſtellten Muſter der hamburgſchen Aſſociation ähnliche Verbindung in den königl. preußiſchen Staaten zuſammen kommen: ſo ſcheint es, beſonders zum Anfang, zweckmäßig, dieſe Societät bloß unter ſolchen Perſonen zu errichten, deren Lage in Abſicht auf die Feuersgefahr und Rettungsanſtalten am ähnlichſten iſt. Und wenn gleich die Lage der Provinzial-Städte, in Rückſicht auf das bey Feuersnoth erforderliche Waſſer, das Vermögen ihrer Stadtcaſſen, und daraus folgende mehr oder weniger gute Sprützen und Feueranſtalten, die Aufmerkſamkeit ihrer Obrigkeiten auf Befolgung der beſtehenden Polizey-Geſetze einen großen Unterſchied zwiſchen der Gefahr, welche die Einwohnrr einer Stadt vor der andern zu laufen ſcheinen, bemerken laſſen: ſo haben doch bey weitem die mehre-

ſten Provinzial-Städte das in Abſicht auf ihre Bauart gemein, daß ihre Gebäude von Fachwerk mit Ziegeln gedeckt ſind, und nur ſelten ganz von Backſteinen ohne allen Zuſammenhang mit hölzernen Gebäuden, aufgeführte Häuſer in denſelben gefunden werden. Wenigſtens ſind die Seiten- und Hintergebäude faſt ohne Ausnahme von Fachwerk, es ſind wohl ſehr wenig Provinzial-Städte ganz von Scheunen in ihren Ringmauern frey, und wenn ſie auch das ſind, ſo haben doch die Bewohner gewiß beträchtliche Vorräthe von Heu und Stroh zum Betrieb ihrer Wirthſchaften in ihren Gebäuden.

„Läßt ſich daher aus dieſer Aehnlichkeit der Bauart und der Gewerbe ein gleicher Grad der Gefahr ſchließen: ſo iſt wohl erlaubt anzunehmen, daß die in einem Orte vor dem andern beſtehenden guten Feueranſtalten, vorhandene Sprützen und andere Vorzüge die Bewohner nicht ſo ſicher machen werden, um ſich deshalb von einer Societät auszuſchließen, die auch andere, weniger gut verſorgte und belegene aufnimmt. Die in der Anmerkung zum 20. §. angeführten Beyſpiele zeigen, daß die größten Feuersbrünſte auch da entſtehen können, wo die Lage die möglichſte Sicherheit verſpricht.

„Angenommen alſo, eine ſolche Societät ſollte für alle Provinzial-Städte der Churmark, Pommern, Magdeburg und Halberſtadt errichtet werden, in ſo fern nähmlich in denſelben alle Gebäude mit Ziegeln gedeckt ſind, ſo fragt ſich: nach welchem Maßſtab kann der wahrſcheinliche Grad der Gefahr berechnet, und nach dieſem Einſchuß und Prämie beſtimmt werden? Ohne Zweifel giebt die Gefahr, welche die Häuſer und Gebäude laufen, einen ſichern Maßſtab zur Schätzung der

Ge-

Gefahr, welchen Güter und Mobilien durch Feuersbrünſte ausgeſetzt ſind. Größer kann wenigſtens die Gefahr nicht ſeyn, welche die beweglichen Güter laufen, als die der Gebäude iſt, in denen ſie aufbewahrt werden, da wenigſtens ein Theil der erſtern aus dem Feuer weggeſchafft werden kann. Und wenn gleich beym Retten der Mobilien Beſchädigung derſelben unvermeidlich und Diebſtahl ſchwer zu verhüten iſt: ſo ſind die Gebäude dagegen nicht ſelten in dem Fall, daß ſie eingeriſſen werden müſſen, um der Ausbreitung der Flamme zuvor zu kommen. Die hamburgſche Aſſociation iſt indeſſen bey Beſtimmung ihrer Zulage höher gegangen, als die dort auf Gebäude jährlich zu bezahlende Summe. Dieſe iſt nach Weskett $\frac{3}{8}$ pro Mille jährlich; jedoch mit Vorbehalt eines Nachſchuſſes. Ein ſolcher Nachſchuß iſt nun von Immobilien nicht allein leicht einzuziehen, ſondern auf dieſelbe auch völlig geſichert. Bey einer Mobiliar-Brandcaſſe muß die Möglichkeit, dergleichen nöthig zu haben, ſo weit als es ſeyn kann, entfernt werden, und aus dieſem Grunde iſt wahrſcheinlich die Zulage auf $\frac{5}{8}$ pro Mille im Durchſchnitt und im höchſten Fall auf $\frac{3}{4}$ pro Mille feſtgeſetzt.

„Bey einer ſich über ein ganzes Land, wenigſtens eine große Anzahl von Städten verbreitenden Anſtalt ähnlicher Art wird man mit Sicherheit ganz nahe bey dem Verhältniß bleiben können, welches die Erfahrung an Immobilien gezeigt hat. Ich wünſchte von den vier oben genannten Provinzen dies Verhältniß angeben zu können, habe aber nur von denen, ſeit 1765 durch die churmärkiſchen Städte aufgebrachten Summen, eine aus den rathhäuslichen Akten gezogene Nachricht erhalten können, nach welcher zu Erſetzung

der Feuerſchäden in der Chur- und Neumark von der Stadt Havelberg aufgebracht worden;

	von 100 Rthlr. cataſtrirtem Werth		
	Rthl.	gr.	pf.
Im Jahr 1765	—	16	4
— — 66	—	2	—
— — 67	—	10	—
— — 68	—	6	4
— — 69	—	2	—
— — 70	—	1	4
— — 71	—	4	8
— — 72	—	4	8
— — 73	—	—	8
— — 74	—	1	4
— — 75	—	1	4
— — 76	—	1	4
— — 77	—	1	—
— — 78	—	—	4
— — 79	—	2	—
— — 80	—	—	8
— — 81	—	2	—
— — 82	—	3	—
— — 83	—	4	4
— — 84	—	2	8
— — 85	—	—	8
— — 86	—	1	—
— — 87	—	4	8
nach Ruppin =	—	16	—
Im Jahr 1788	—	3	8
nach Ruppin =	—	10	—
Im Jahr 1789	—	—	8
nach Ruppin =	—	8	—
Im Jahr 1790	—	2	8
— — 91	—	2	8
	4	22	0

Im

	Rthl.	gr.	pf.
Uebertrag	4	22	0
Im Jahr 1792	—	1	8
— — 93	—	—	4
— — 94	—	2	8
— — 95	—	7	—
— — 96	—	3	—
— — 97	—	—	—
— — 98	—	—	8
Summa in 34 Jahren	5	15	4

Mithin beträgt der jährliche Feuer-Societäts-Beytrag der churmärkſchen Städte, nach einem vier und dreyßigjährigen Durchſchnitt, 3 Groſchen 10 $\frac{12}{17}$ Pfennige von 100 Rthlr., mit Einſchluß des Ruppiner außerordentlichen Brandes, welcher allein 1 Rthlr. 10 gr. von 100 Rthlr. erfordert hat.

„Es iſt mir ſehr wahrſcheinlich, daß die Feuersgefahr der Gebäude in Provinzial-Städten ſich ziemlich allgemein zwiſchen $\frac{1}{8}$ und $\frac{1}{6}$ pCt. verhalte, denn im Jahr 1793 ließ die Däniſche Regierung im Altonaer Merkur vom 12. März bekannt machen; daß die Feuerſchäden in den Däniſchen Staaten, nach einer dreyßigjährigen Fraction, 13 Schilling däniſch pCt. betragen hätten, und erbot ſich gegen ihre Unterthanen, für 15 Schilling dieſe Gefahr zu übernehmen. Ich glaube daher mit großer Zuverſicht behaupten zu können, daß das Riſiko für Feuersgefahr an Mobilien in den Städten der Churmark und ſolchen, die eine ähnliche Bauart haben, in einer Reihe von Jahren nicht höher als $\frac{1}{6}$ pCt. anzunehmen ſey. Dies beſtätigt auch die Erfahrung bey der ſächſiſchen Brandkaſſe; denn hat dieſe, bey einem jährlichen Beytrag von $\frac{1}{12}$ pCt., in dem Zeitraum von 12 Jahren die Schadenvergütung von den urſprünglich verſproche-

nen 25 pCt. bis auf 60 pCt. erhöhen können: ſo muß ein beträchtlicher Fond geſammelt ſeyn, der uns die Ueberzeugung gibt, daß $\frac{1}{8}$ pCt. völlig hinreichen werde, den ganzen Schadenerſatz zu leiſten. Aber eine Mobiliar-Brandverſicherungsanſtalt, welche bloß aus freywilligen Intereſſenten beſteht, hat auch noch den Vorzug vor den ſtädtiſchen Feuerkaſſen, daß ſie ſich vor übergroßen Schäden dadurch ſichern kann, daß ſie eine Summe feſtſetzt, über welche nicht gezeichnet oder Verſicherung gegeben wird. Und wenn dies Maximum auf $\frac{1}{2}$ pCt. wie in Hamburg angenommen würde: ſo müßten drey mit dieſer höchſten Summe verſicherte Intereſſenten in einem Jahr abbrennen, wenn die Societät einen ſolchen Schaden leiden ſollte, wie der Ruppiner Brand für die ſtädtiſche Feuer-Societät war. Trift aber wirklich ein ſolcher enormer Schaden die Societät, nachdem ſie etwa 9 ſo günſtige Jahre gehabt hat wie die ſtädtiſche Feuerkaſſe vom Jahr 1772 bis 1781 und von 1790 bis 1799, ſo ſieht man leicht, daß ſogar ein ſolcher, faſt für unmöglich zu haltender Verluſt, ihr nicht nachtheilig werden kann, weil der Betrag deſſelben, kleiner Schadenvergütungen ohnerachtet, geſammelt und durch Zinſen und Zinſens-Zinſen vermehrt ſeyn wird.

„Indeſſen iſt $\frac{1}{8}$ pCt. jährlicher Beytrag allein nicht hinreichend, einer ſolchen Societät die erforderliche Feſtigkeit zu geben, wenn man nicht etwa wie in Sachſen, zum Anfang nur einen kleinen Theil des Verluſts zu erſetzen Willens iſt. Es muß für die Gehalte des zur Führung des Geſchäfts erforderlichen Perſonals geſorgt, und Sicherheit für die Bezahlung der Beyträge geſchaft werden. Daher folgt die Nothwendigkeit einer Einlage, welche ſtark genug iſt, um dieſe beyden

Zwecke

Zwecke dadurch zu erreichen, die jedoch nicht, wie in Hamburg, der Societät verbleiben darf, ſondern jedem Intereſſenten, wenn er, nach Ablauf der Jahre auf welche die Anſtalt errichtet wird, aus derſelben ſcheiden will, wieder zurückgezahlt wird, falls ſie nicht durch große Unglücksfälle hat angegriffen werden müſſen; die aber auch der Societät verfällt, wenn der Intereſſent mit der jährlichen Vorausbezahlung der Prämie zurückbleibt.

„Dieſe Einlage würde, auf $\frac{1}{2}$ pCt. beſtimmt, wahrſcheinlich beyden Abſichten Genüge leiſten. Denn wenn ich annehme, daß die Societät zu Stande kommen kann, wenn ſich zum erſten Anfang 10 Millionen Thaler an Intereſſenten finden, ſo würde die Einlage zu $\frac{1}{2}$ pCt. 50000 Rthl. geben, die zu 4 pCt. Zinſen bey der Seehandlung belegt, 2000 Rthl. eintragen würden, von denen gar wohl ein Director der Anſtalt, ein Buchhalter und ein Caßirer beſoldet werden könnten. Und dieſe drey Männer würden, ſo viel ich einſehe, das Geſchäft ganz füglich bearbeiten können, wenn die Einrichtung ſo getroffen wird, daß ſie ſich um Umterſuchung der Beſchaffenheit der Gebäude und dergleichen nicht bekümmern dürfen, ſondern dies alles jedem Intereſſenten ſelbſt überlaſſen können, deſſen Schaden es ſeyn muß, wenn er durch unrichtige Angaben die Societät hintergangen hat, und nach erlittenem Brand, ſtatt des Erſatzes, die Prämie zurückgezahlt erhält; und wenn die Aufnahme der Beweiſe über erlittenen Verluſt den Gerichten des Orts, mit Zuziehung zweyer Mitglieder der Societät, übertragen würde. Zehn Millionen geben aber auch, wenn das höchſte Riſiko auf $\frac{1}{2}$ pCt. beſtimmt wird, in dieſer Rückſicht, eine für Provinzial-Städte zureichende Summe, da ſich wohl nur ſehr wenig Fälle finden

möchten, wo auf 50000 Rthl. Verſicherung in einem Gebäude verlangt wird; und in ſo fern wäre es wohl wünſchenswerth, daß, zum Anfang wenigſtens, auf einem andern Wege als dem vorgeſchlagnen, zu den Beſoldungen Rath geſchaft werden könnte, um allenfalls mit fünf Millionen Unterzeichnung das Geſchäft in Gang zu bringen, da es Anfangs wohl zureichend ſeyn möchte, wenn auch nur 25000 Rthl. in einem Riſiko zur Verſicherung angenommen werden könnten.

„Ich habe $\frac{1}{6}$ pCt. jährliche Prämie vorgeſchlagen, und glaube erwieſen zu haben, daß dieſe **in einer Reihe von Jahren** unfehlbar zureichen müſſe. Da aber doch im Anfang der Societät große Unglücksfälle möglich ſind: ſo iſt es der Mühe werth, zu unterſuchen, was feſtgeſetzt werden ſoll, um den Beſtand einer ſolchen Societät, im Fall ſolcher großen Unfälle, dennoch zu ſichern. Dazu giebt es, abgeſehn von der Verbindlichkeit Nachſchuß zu zahlen, als welche ich, wenn möglich, vermieden wünſchte, zwey Wege. Entweder die Intereſſenten zahlen die Prämie auf mehrere Jahre voraus, oder ſie zahlen nur ein Jahr voraus, und der Schadenleidende erhält im erſten Jahr nur 50, im andern 75 pCt. und erſt im dritten den ganzen Erſatz. Ich bekenne, daß mir dieſer letzte Weg der beſte zu ſeyn ſcheint, aus Gründen, die ich ſchon angegeben habe, denen ich nur noch die Bemerkung beyfüge, daß wahrſcheinlich mancher durch den Betrag der zu erlegenden Summe zurückgehalten werden möchte, wenn auf 5 Jahr $\frac{5}{6}$ pCt. Prämie und $\frac{1}{2}$ pCt. Einlage, zuſammen alſo $1\frac{1}{3}$ pCt. bezahlt werden müßten; der gern der Societät beytreten würde, wenn er für $\frac{2}{3}$ pCt. Einlage und Prämie aufgenommen werden könnte. Und ich geſtehe ferner, daß ich,

im äußerſten Fall, lieber ſehn würde, daß gleich die Auflöſung der Societät beſchloſſen würde, wenn die Unglücksfälle ſo groß wären, daß ſie durch die vorräthigen Prämien und Einlage nicht erſetzt werden könnten, als daß ich die Societät zu einem Nachſchuß verbindlich machen möchte. Daß, in einem ſolchen Fall, die Schadenerſatz fordernden Mitglieder ſich pro rata ihres Verluſts in den Beſtand theilen müßten, iſt von ſelbſt klar, und daß die Societät unmittelbar nach einer ſolchen Auflöſung von neuem wieder zuſammen treten könne, ergiebt ſich gleichfalls.

„Nun habe ich die Frage noch zu beantworten: ob nach Verſchiedenheit der Gefahr eine höhere und geringere Prämie, und nach welchem Verhältniß der Unterſchied feſtzuſetzen ſey?

„Die Sächſiſche Brandkaſſe macht gar keinen Unterſchied; ſie nimmt von einem Jeden, ohne Rückſicht auf ſein Gewerbe, $\frac{1}{12}$ pCt. jährlich und zahlt gegenwärtig 60 pCt., ohne jedoch zu mehr als 25 pCt. geſetzlich verpflichtet zu ſeyn.

„Die Hamburgſche Aſſociation nimmt $\frac{1}{2}$, $\frac{5}{8}$ und $\frac{3}{4}$ vom Tauſend nach Verſchiedenheit der Gefahr, und erſetzt den Schaden ganz. Beyde Societäten haben, nach der Verſchiedenheit des Lokals, Recht. Bey den außerordentlich guten Feueranſtalten und der Menge von Fleeten, iſt es in Hamburg ein äußerſt ſeltner Fall, daß mehr als ein Gebäude abbrennt, die Aſſociation hat daher mit großem Recht ihr Augenmerk bey Beſtimmung der Prämie auf die eigne Gefahr allein gerichtet, und in dieſer Rückſicht wäre es offenbar unbillig, wenn für Güter in Gebäuden, in denen keine Feuerſtätte iſt, eben ſo viel Prämie gezahlt werden ſollte, als für Güter, neben welchen täglich

Feuer

Feuer und Licht gebraucht wird, wie ſie bey der 3. Nummer im 18. §. der Artikel aufgeführt ſind.

„Ganz anders verhält ſich die Sache aber bey einer Mobiliar-Feuer-Societät, die für eine Menge von kleinern Städten errichtet wird. In dieſen iſt die eigne Gefahr, bey wohlhabenden Leuten, gewiß ſehr viel kleiner, als die, durch unbemittelte Nachbaren angezündet zu werden, und da ich ſchon im dritten Abſchnitt die Gründe angegeben habe, warum bey einer ſolchen Societät die aus der Nachbarſchaft entſtehende Gefahr nicht in Anrechnung gebracht werden dürfe, ſo ergiebt ſich, daß wenigſtens eine ſo beträchtliche Steigerung der Prämie, wie ſie bey den für Gewinn zeichnenden Societäten hergebracht iſt, nicht nöthig, ſondern vielmehr unbillig ſey und das Entſtehn einer ſolchen wechſelſeitigen Societät wahrſcheinlich hindern würde.

„Iſt $\frac{1}{6}$ pCt. dem mittlern Grade der Gefahr angemeſſen: ſo würde nach meiner Ueberzeugung

drey Groſchen von 100 Thalern für Kaufmannsgüter in Packräumen ohne Feurung,

vier Groſchen von 100 Thalern für Mobilien und Kaufmannsgüter in Gebäuden mit Feurungen und

fünf Groſchen pCt. für die in der dritten Nummer der Verfaſſungsartikel §. 18. aufgeführten Güter, die Gefahr ausgleichen. Indeſſen bin ich weit entfernt, dieſe meine Ueberzeugung jemanden aufdringen zu wollen, ich bin vielmehr ſehr bereit Belehrung anzunehmen, wenn ſich dieſe auf eine Reihe von Erfahrungen gründet, aus denen die Folge zu ziehen wäre, daß das Verhältniß der in Fabrik-Gebäuden von zweckmäßiger Bauart entſtan-

ſtandnen Feuersbrünſte ſtärker oder geringer ausfällt, als daß es durch oben angegebnen Sätze ausgeglichen würde. Dieſe Erfahrungen dürften jedoch am allerwenigſten von Hamburg hergenommen ſeyn, wo insbeſondere die kleinen Zuckerſiedereyen ſo ſchnell in Gebäuden, die vorher eine ganz andre Beſtimmung hatten, errichtet, und von Leuten, die ſehr wenig in Vermögen haben, mit einem ſo geringen Aufwand in Stand geſetzt werden, daß ſich eine feuerfeſte Bauart dabey gar nicht denken läßt. Es iſt gar nicht ungewöhnlich, die Trockenſtuben von Fachwerk und wenige Zoll von der glühenden Kachel einen ſchwarz gebrannten Stiel und Riegel zu finden, und ich geſtehe, daß ich dort die Steigerung von $\frac{1}{8}$ pro Mille, beſonders in Abſicht auf die kleinen Zuckerbäcker, zu klein halte. Noch weniger werden Gründe, aus dem Verfahren der gewöhnlichen Aſſecuranz-Societäten hergenommen, beweiſen. Sondern, wenn jemand dies Verhältniß unrichtig zu ſeyn glaubt, den bitte ich ein richtigeres nach Beobachtungen über die Entſtehungsart der Feuerſchäden in den Provinzialſtädten, feſtzuſetzen. Bey oben vorgeſchlagenem Verhältniß läßt ſich übrigens mit Zuverläßigkeit abſehn, daß etwas mehr als der mittlere Satz im ganzen an Prämien aufkommen werde. Waarenlager außer den Häuſern finden ſich nicht häufig in den Provinzial-Städten, mithin werden die Beyträge zur erſten Klaſſe zu 3 Gr. pCt. auch nicht viel vorkommen, und es iſt mit Gewißheit anzunehmen, daß der Intereſſenten in der dritten Klaſſe weit mehrere ſeyn werden.

Es können, außer den Einwohnern der Provinzial-Städte, auch Gutsbeſitzer und

und Pächter vom platten Lande dieſer Societät beytreten *).

„Wenn ich in dem vorhergehenden angenommen habe, daß die vorgeſchlagne Societät bloß für Bewohner der Provincial-Städte errichtet werden ſolle: ſo war meine Abſicht nicht, alle andere Intereſſenten auszuſchließen, vornehmlich wenn ſie ohngefähr gleiche Gefahr mit den Städtebewohnern laufen. Bloß um nicht mehr als höchſtens drey Klaſſen von Intereſſenten zu haben, erwähne ich der Einwohner der Reſidenzſtädte gar nicht, bey denen feuerfeſte Bauart und vorzügliche Feueranſtalten zuſammen kommen, um die Gefahr ſo klein zu machen, daß vielleicht nicht einmahl die in Hamburg feſtgeſetzte Prämie nöthig wäre, um ihre Feuerſchäden zu erſetzen.

„Eine zahlreiche Klaſſe, welche nach meiner Einſicht eine ungefähr gleiche Feuergefahr an ihren Mobilien mit den Einwohnern der Provinzial-Städte läuft, machen die Gutsbeſitzer und Pächter auf dem platten Lande. Wenn gleich die Bauart ihrer Scheunen und Ställe weniger feuerſicher iſt, als die der Provinzial-Städte, wenn gleich ihre Löſchungsanſtalten gewöhnlich noch unvollkommner ſind: ſo haben ſie dagegen andere Vorzüge in die Wage zu legen, und ich glaube mit überzeugenden Gründen darzuthun, daß das Riſiko der Gutsbeſitzer, Pächter und Prediger auf dem Lande wenigſtens nicht größer iſt, als das der Provinzial-Städte. Ich gebe zum Beweiſe hier eine ebenfalls 34jährige Nachweiſung der von der churmärkiſchen General-Land-Feuer-Societät ſeit ihrer Errichtung vom 1. May 1765 ausgeſchriebenen Beyträge zur Erſetzung der Feuerſchäden an Gebäuden, welche ich der Gewogenheit

*) Freier a. a. O. S. 51.

heit des Priegnitzſchen Landes-Directors Herrn von Quitzow verdanke. Nach derſelben ſind vom 1ſten May 1765 bis zum 1ſten May 1786, in den erſten 21 Jahren von 100 Rthlr. der Gebäude-Taxen im Durchſchnitt jährlich 4 Groſchen 10$\frac{2}{3}$ Pfennige aufgebracht. Vom Jahr 1786 an iſt die vor mir liegende Nachweiſung ſpeciel und zwar:

Im Jahr	1786	bis 87	aufgebracht	6 gr.		pf.
—	87	— 88	—	3 —	—	—
—	88	— 89	—	5 —	—	—
—	89	— 90	—	4 —	4	—
—	90	— 91	—	4 —	—	—
—	91	— 92	—	6 —	4	—
—	92	— 93	—	6 —	—	—
—	93	— 94	—	6 —	—	—
—	94	— 95	—	6 —	—	—
—	95	— 96	—	5 —	8	—
—	96	— 97	—	6 —	—	—
—	97	— 98	—	6 —	—	—
—	86	— 99	—	4 —	8	—

in 13 Jahren Summa 2 Rthl. 21 gr. — — welches im Durchſchnitt 5 gr. 3$\frac{2}{13}$ pf. beträgt. Hierbey iſt aber zu bemerken, daß außer dem Schadenerſatz nicht allein von dieſen Beyträgen ein jährliches Salair von 1000 Rthlr. bezahlt, ſondern in den letzten 13 Jahren auch ein Fond von 20000 Rthlr. zurück gelegt iſt, und überdies nicht allein Sprützen-Prämien-Gelder an die, welche zuerſt zu Hülfe kommen, ſondern auch für größere neu angeſchaffte Sprützen gewiſſe pCt. zugelegt werden. Dieſe Nebenausgaben verringern das Verhältniß, und wenn ſie abgezogen werden könnten, würde die Durchſchnittsſumme auf alle 34 Jahr ſchwerlich 1 gr. von 100 Rthl. höher ſeyn,

ſeyn, als die der Provinzialſtädte. Aber wenn man die Brandſchäden der Gutsbeſitzer und Pächter allein und abgeſondert von den Feuerſchäden, welche bloße Bauerdörfer getroffen haben, berechnen könnte, ſo würde ſich finden, daß jene allein zu ihrem Erſatz wahrſcheinlich einen noch geringeren Geldbeytrag erfordert haben würden, als der ſtädtiſche iſt. Denn in den erſten 21 Jahren war die ganze verſicherte Summe an Gebäuden des platten Landes in der Churmark 13 Millionen, und der Beytrag im Durchſchnitt 4 gr. $10\frac{2}{5}$ pf., in den letzten 13 Jahren waren 27 Millionen verſichert und der Beytrag iſt auf 5 gr. $3\frac{1}{4}$ pf. geſtiegen. Das kann, die ſchon angegebene Urſach abgerechnet, keinen andern Grund haben, als weil in der letzten Zeit eine Menge bloßer Bauerdörfer der Societät beygetreten ſind, die Anfangs mehr aus Dörfern beſtand, in denen königliche Aemter oder adliche Güter ſind. Wenn indeſſen auch die Gefahr an den Gebäuden der Gutsbeſitzer und Pächter wirklich ſo viel größer wäre als die Nachweiſungen zeigen: ſo iſt deshalb ihr Riſiko an Mobilien und Vieh nicht ſo groß wie in Städten. Denn

1) Iſt die Gelegenheit zum Retten der Mobilien, in ſo fern ich eigentlich ſo genannte und Vieh darunter verſtehe, auf dem Lande gewöhnlich weit beſſer als in Provinzial=Städten, wenn letztere beſonders enge gebaut ſind. Jedes Wohnhaus hat ja einen Garten nebenan und das freye Feld nicht weit.

2) Bey dem Mobiliar des Landmanns bey welchem das Retten ſchwer oder unmöglich iſt, beym Getreide auf den Böden, in den Scheunen und dem Futter über den Ställen findet hingegen ein anderer Umſtand ſtatt,

der

der die Gefahr für eine Aſſecuranz-Geſellſchaft ſehr vermindert. Gerade in der Jahrszeit in welcher wegen der Dürre und Hitze, die Feuersgefahr am größten iſt, vom May bis über die Hälfte des Auguſts, ſind Scheunen, Ställe und Böden entweder ganz leer, oder doch ſo mäßig gefüllt, daß man annehmen kann, der Landwirth, welcher nach vollbrachter Aernte ſeine Güter zu ihrem vollen Werthe verſichern läßt, werde, wenn er im Junius ſie durch Feuer verliert, falls er nicht ein koſtbares eigentlich ſo genanntes Mobiliar beſitzt, kaum die Hälfte, vielleicht nicht den vierten Theil deſſen als Schadenerſatz zu fodern haben, wovon er Prämie bezahlt hat. Es iſt alſo klar, daß die Societät in den Sommermonathen eine ungleich geringere Gefahr läuft, als wovon der Landmann, wenn er den Winter über ſeine ganze Gefahr gedeckt haben will, Prämie bezahlen muß, und daß hierdurch der Unterſchied, welchen die Bauart, ſelbſt die mit Stroh und Rohr gedeckten Scheunen und Ställe, imgleichen die ohne Zweifel gefährlichere Nachbarſchaft, machen, völlig ausgeglichen wird. Ich trage daher kein Bedenken, vorzuſchlagen:

Daß Gutsbeſitzer und Pächter auf dem platten Lande mit ihren Mobilien und Vorräthen in Häuſern, Scheunen und Ställen, ſelbſt das Vieh nicht ausgenommen, der Societät unter denſelben Bedingungen wie die Bewohner der Städte beytreten, und für alles, was in mit Ziegeln gedeckten Wohnhäuſern aufbewahrt wird, in der erſten Klaſſe mit 3 gr. pCt. Beytrag, für alles aber, was in Scheunen und Ställen befindlich iſt, in der zweyten

ten Klaſſe mit 4 gr. Prämie verſichert werden könnten. Doch würde ich alle Bewohner des platten Landes, deren Wohnhäuſer nicht mit Ziegeln gedeckt ſind, von der Theilnahme ausſchließen.

„Können aber auch Prediger zur Societät gelaſſen werden? Bekanntlich haben dieſe, in Städten und auf dem Lande, ſeit dem Jahr 1765 eine, durch ein Reglement vom 25. Januar geſtiftete, Feuer=Societät für Mobilien unter ſich. In dieſem, auf vorhergegangene Befragung und Einſtimmung ſämmtlicher Prediger gegebenen Reglement, iſt feſtgeſetzt: daß ein abgebrannter Prediger, wenn er über die Hälfte ſeines oder ſeiner Frau und Kinder, in ſeiner ordentlichen Wohnung befindlichen Vermögens verliert, 400 Rthl., wenn er unter der Hälfte einbüßt, 200 Rthl., und wenn er den vierten Theil oder weniger verliert, 100 Rthl. durch gleiche Beyträge von allen Predigern erhalten ſoll. Da indeſſen das königliche Ober=Conſiſtorium durch ein Reſkript vom 28 April 1774 feſtgeſetzt hat: daß unter dem ganzen Vermögen des abgebrannten auch ſeine zinsbar ausſtehenden Capitalien mitgerechnet werden ſollen; ſo iſt hierdurch für wohlhabende Prediger dieſe Anſtalt aus einer Art Aſſecuranz=Geſellſchaft, welche ſie vermuthlich urſprünglich nach der Abſicht der Intereſſenten geweſen iſt, in eine Armenbrandcaſſe verwandelt werden, zu welcher der vermögende Prediger zwar Zuſchüſſe zahlen muß, aus der er aber nichts zu hoffen hat. Es ſcheint daher keinem Zweifel unterworfen, daß auch Prediger der Societät beytreten können, unter der Bedingung jedoch, daß ihnen das, was ſie etwa aus der Predigerbrandkaſſe erhalten können, bey dieſer Societät angerechnet und abgezogen werde; weil ſie im

entge=

entgegengeſetzten Fall, durch den Erſatz von beyden Seiten, mehr erſtattet erhalten würden als ſie verlohren hätten, und weil überhaupt jede doppelte Aſſecuranz ungültig und unerlaubt iſt *)."

Der Herr Doctor Freier erſucht übrigens noch diejenigen, welche ſeine Abſicht billigen, und zur Aufnahme des Erwerbfleißes in den Königlichen Staaten etwas beyzutragen Neigung und Beruf haben, durch die Bekanntmachung ſeiner Schrift bey denen, für welche ſie beſtimmt iſt, ihren Zweck zu befördern. Findet der Inhalt Beyfall, ſo bittet er, Unterzeichnungen der Summen, welche ein jeder an Mobilien, Gütern und Waaren vor Feuer verſichert verlangt, wenn eine ſolche Societät zu Stande kommt, zu ſammeln, und Verzeichniſſe von dieſen Zeichnungen mit den Nahmen der Unterzeichner entweder gerade an Ihn, oder an den Verleger Seiner Schrift, den Buchhändler Herrn Nauck in Berlin, einzuſenden. Zugleich wünſcht er, daß die Unterzeichner ſich über nachfolgende Fragen erklären möchten, um mit einiger Zuverläſſigkeit über den Erfolg urtheilen zu können.

1) Wollen die Intereſſenten $\frac{1}{2}$ Pct. Einſchuß und im Durchſchnitt $\frac{1}{6}$ Pct. Prämie erlegen.
2) Sind ſie zufrieden, daß im erſten Jahre nur 50, im zweyten 75 und im Dritten erſt volle 100 Pct. des erwieſenen Schadens erſetzt werden?
3) Sind die Städtebewohner der Meinung, daß das platte Land unter den in ſeiner Schrift vorgeſchlagenen Bedingungen der Societät beytreten könne?

*) Von dieſer Feuer=Societät zur Vergütung der Mobilien für Prediger ſehe man das weitere im Art. Feuer=Aſſecuranz=Anſtalten, Th. 13, S. 221 fl.

Die auf dieſe Art vorläufig eingehenden Unterzeichnungen ſollen niemanden zu irgend etwas verbinden; der Herr Doctor Freyer verſpricht indeſſen, von Zeit zu Zeit durch die öffentlichen Blätter Nachricht zu geben, wie hoch die unterzeichnete Summe ſich im Ganzen ſchon belaufe, und hat die Abſicht, wenn ſie auf 2,000000 Thaler ſteigt, von der Sache dem Königlichen Hochpreislichen General-Directorium umſtändliche Anzeige zu machen, und um Verfügungen zu bitten; und wer wird es nicht wünſchen, daß Seine patriotiſchen Bemühungen um eine ſo nützliche Anſtalt mit dem erwünſchten Erfolge gekrönt werden mögen.

Propoſitiones der Londner Phönix-Aſſecuranz-Societät, für Verſicherung der Häuſer, Gebäude, Güter, Waaren, Kaufmannſchaften, im Hafen oder Dock liegende, auf dem Stapel ſtehende Schiffe, gegen Verheerung oder Schaden durch Feuersbrünſte, in allen Theilen von Europa *).

Die Verſicherung des Vermögens gegen die Verwüſtungen der Flammen, iſt eine der nützlichſten Veranſtaltungen neuerer Zeiten. Durch dieſe Vorſicht ſind nicht nur unzählich viele Familien gegen plötzliche Verarmung geſchützet geblieben, ſondern die Sicherheit aller kaufmannſchaftlichen Unternehmungen iſt auch dadurch ſehr merklich vermehret worden. Die Masregeln, welche die Directores dieſer Societät zur Zeit ihrer Errichtung genommen, um die Berechnungen und Bedingungen der Verſicherung gegen Feuer, nach billigern Grundſätzen, als ehedem obwalteten, zu beſtimmen, ſind von dem Publiko in Groß-Brittanien durchgehends genehmiget worden; und da von vielen allhier wohnhaften Kaufleuten, auf

*) S. Freier a. a. O. S. 58 ff.

Berechnungs-Tabelle

der jährlichen Prämien, welche für die Verſicherung gegen Feuer bey der Londner-Phönix-Aſſecuranz-Societät zu bezahlen ſind.

	Nr. I.	No. II.	No. III.
	Auf ordinaire Verſicherung oder Gefahren der erſten Klaſſe, nähmlich: Häuſer von Stein oder Backſteinen, mit Ziegeln, Schiefer, Stein, Eiſen, Bley oder Kupfer gedeckt. Aller in ſolchen Häuſern befindlicher Hausrath, wie auch Kaufmannswaaren, die nicht gefährlich ſind.	Gefahren der zweyten Klaſſe, nähmlich: Häuſer, deren Wände theils von Backſteinen und theils von Holz ſind, oder von Holz und mit Lehm und Plaſter überworfen, und die mit Schiefer, Ziegeln, Eiſen, Bley oder Kupfer gedeckt ſind. Aller in ſolchen Häuſern befindlicher Hausrath und Kaufmannswaaren, die nicht gefährlich ſind. Allerley gefährliche Güter und Waaren in Gebäuden von Stein oder Backſteinen	Gefahren der dritten Klaſſe, nähmlich: Hölzerne Gebäude mit Bretern oder Stroh bedeckt. Alle darin befindliche Güter und Waaren. Allerley beſonders gefährliche Güter und Waaren, als Pech Theer, Terpentin, Wachs, Hanf Oehl, Talg, Brannwein und andere ſtarke Getränke, Heu, Stroh, ungedroſchenes Getreide und dergleichen, in welcherley Gebäuden ſie auch enthalten ſeyn mögen.
Für Summen nicht über	Pfunde Sterling.	Pfunde Sterling.	Pfunde Sterling.
	1000 in einem Riſico 3ſ. — pCt. jährlich.	1000 in einem Riſico 5ſ. — pCt. jährlich	1000 in einem Riſico 7ſ. 6d. pCt. jährlich.
	2000 in einem Riſico 5ſ. — pCt. jährlich.	2000 in einem Riſico 7ſ. 6d. pCt. jährlich.	2000 in einem Riſico 10ſ. 6d. pCt. jährlich.
	3000 in einem Riſico 7ſ. 6d. pCt. jährlich.	3000 in einem Riſico 10ſ. 6d. pCt. jährlich.	3000 in einem Riſico 12ſ. 6d. pCt. jährlich.
		Alle im Hafen liegende oder auf dem Stapel ſtehende Schiffe, Werkſtätten und Waarenlager der Zimmerleute, Faßbinder, Bäcker, Schiffskrämer, Bootbauer und Gaſthöfe gehören in dieſe Klaſſe.	Mühlen und Maſchinenwerk, wie auch Portellain, Glas und Töpferwaaren im Handel werden in dieſe Claſſe gerechnet.

*** Zuckerbäcker, Chymiſten und andere Profeſſionen, deren Geſchäfte ꝛc. beſondern Feuersgefahren ausgeſetzt ſind, können auf ſpecielle Bedingungen verſichern laſſen. Auch können Gebäude ꝛc. für größere Summen verſichert werden.

N. B. In ſolchen Gegenden von Europa, wo die Strenge der Kälte ein beſtändig anhaltendes Feuer erfordert; wie auch in ſolchen Orten, welche größtentheils von Holz gebauet ſind, werden die Prämien für die Verſicherung höher, als in obiger Tabelle berechnet, ausfallen.

un

er a. a. O. S. 58 ff.

auf Verlangen ihrer Correſpondenten, zur Verſicherung auch außer Landes gelegenen Eigenthums und Vermögens vielfältige Anträge geſchehen, ſo haben ſich die Intereſſenten dieſer Aſſecuranz-Kammer entſchloſſen, Ihren Plan zur Verſicherung allerhand Vermögens auf ganz Europa zu erweitern. Zu dem Ende liegt allezeit ein großes Capital in Bereitſchaft, allen erlittenen Verluſt und Schaden zu bezahlen; und diejenigen, die Ihr Vermögen gegen den Raub der Flammen unter den Polizen dieſer Societät ſchützen, werden Ihre Forderungen mit eben derjenigen Rechtſchaffenheit und Fertigkeit befriediget finden, welche bisher die Groß-Brittaniſchen Aſſecuranz-Geſellſchaften beſonders vorzüglich gemacht haben.

Bedingungen der Verſicherung.

I. Diejenigen, welche ihr Hab und Gut bey dieſer Societät verſichern wollen, werden erſucht, ihre Aufträge an ihre Agenten oder Correſpondenten in London einzuſenden.

II. Der Agent oder Correſpondent derjenigen, welche verſichert zu ſeyn verlangen, muß die Tauf- und Familien-Namen ſolcher Perſon oder Perſonen, wie auch ihren Rang, Titel, Profeſſion, Amt, und andere Umſtände, bey der Aſſecuranz-Kammer eingeben.

III. Das zu verſichernde Vermögen muß ſo gut als möglich beſchrieben werden; z. B. wenn es Gebäude ſind, ſo wird erfordert, anzuzeigen, aus welchen Materialien die Wände und das Dach beſtehen, — wie groß der Umfang, — der gewöhnliche Name, — wie die Lage in Betracht anderer Gebäude beſchaffen, — die Breite der Straße u. ſ. w.; — für welche Summe jedes zu verſichern iſt; nähmlich, wie viel für das Wohnhaus, und wie viel für die Kutſchenremiſe und Stallung ꝛc.

Wenn Hausrath zu verſichern iſt, ſo wird gewöhnlich alles folgendergeſtalt angezeiget, nähmlich:

Auf Hausgeräthſchaften und Leinenzeug	Pfund
Auf Kleidung	
Auf Silberzeug	
Auf Porzelain und Glas	
Auf gedruckte Bücher	
Auf ſtarke Getränke in Fäſſern oder in Flaſchen	
	Total Pfund

Wenn Handlungsgüter zu verſichern ſind, ſo iſt es nöthig, anzuzeigen, von welcher Gattung ſie ſind, ob Wollenwaaren, Leinwand, Specereyen, Eiſenwaaren ꝛc. — ob ſolche in mehr als einem Gebäude befindlich, — welche Summen auf die Güter in jedem Gebäude zu verſichern, und wie ſolche Gebäude errichtet und belegen ſind.

IV. Die Prämien müſſen an baarem Gelde, zu der Zeit, da die Verſicherung gemacht wird, bezahlet werden; und die Verſicherung fängt von dem Augenblicke an, da ſolche bezahlet worden, und behält ihre volle Kraft ſo lange, als die Bezahlungen, bey jedesmahligem Verfluß des in der Polize feſtgeſetzten Termins, oder innerhalb 15 Tagen nachher, bey der Aſſecuranzkammer richtig gemacht werden.

V. Wenn eine Verſicherung auf daſſelbe Eigenthum bey einer andern Aſſecuranzkammer gemacht worden, ſo muß ſolches zur Zeit der Verſicherung angezeiget werden, ſonſt iſt die Polize ungültig.

VI. Anvertraute und Commiſſionsgüter müſſen als ſolche angegeben werden, ſonſt ſchützt die Polize dieſelben nicht.

VII. Dieſe Societät vergütet keine Verluſte noch Schaden, die durch feindlichen Ueberfall, durch kriegeriſche Macht oder ſonſtige unrechtmäßige Gewalt, oder durch Feuersbrünſte, die bey Erdbeben entſtehen, verurſachet werden.

VIII. Wechſelbriefe, Schuldverſchreibungen, Cautionsſcheine, Urkunden und baar Geld, ſind unter keiner Verſicherung begriffen. — Medaillen, Juwelen, Geſchmeide, Antiquitäten, Spiegel und Gemählde, jedes über 10 Pfund Sterl. am Werth, können auf ſpecielle Bedingungen verſichert werden.

IX. Diejenigen, welche ihr Vermögen auf ſieben Jahre verſichern, ſollen den Beytrag der Prämie für ein Jahr als Abzug erhalten; auch wird auf dreyjährige Verſicherungen ein billiger Diskonto zugeſtanden.

X. Wenn einiger Verluſt oder Schaden an dem von dieſer Societät verſicherten Vermögen durch Feuer verurſachet wird, ſo werden die Eigenthümer deſſelben erſucht, ſo bald wie möglich, ſolche genaue Nachrichten von dem Verluſt oder Schaden, wie es die Umſtände erlauben, mit ihrem Eide und dem ihrer Bedienten oder ſolcher anderer Perſonen, als zur

Zeit des Zufalls zugegen waren, an die Aſſecuranzkammer in Lombard-Street London, einzuſenden. Sobald dieſe Dokumente (deren Gültigkeit mit dem Siegel und Unterſchrift eines Notarius Publ. oder einer Magiſtratsperſon bekräftiget ſeyn müſſen) der beſagten Aſſecuranzkammer zu Gunſten des Verunglückten, durch eine gehörig bevollmächtigte Perſon vorgezeiget werden, ſo ſoll der Betrag des Verluſtes (wenn ſolcher nicht die verſicherte Summe überſteiget) ſogleich ohne einigen Abzug für Diſconto, Abgaben, Stempel, oder ſonſtige Auſlagen, von welcher Art ſie auch ſeyn mögen, unverzüglich bezahlet werden.

XI. Der Verluſt auf verſicherte Gebände muß durch zwey Baumeiſter oder dazu verordnete Arbeiter eidlich atteſtirt werden, welche davon einen Plan oder Beſchreibung zu machen haben, worin ſie den Umfang des Gebäudes, ehe das Unglück entſtand, und die Ausdehnung des Schadens ſpecificiren; wie auch, welche Koſten benöthigt ſeyn werden, um daſſelbige wieder aufzubauen oder in Stand zu ſetzen in gleichen Umfang, und mit Materialien von ſelbiger Qualität.

XII. In Ausmachung des Verluſts auf Hausrath oder Güter, hat der Verunglückte allein ſo viel zu berechnen, wie nöthig, um Güter von ſelbiger Qualität auf dem gewöhnlichen Markt- oder Einführplatze wieder einkaufen zu können: nähmlich die Einkaufspreiſe, und die wirklichen Unkoſten von Einfuhr, und nichts mehr.

Alle Unkoſten für die Ausräumung der verſicherten Güter, während der Zeit der Feuersgefahr, werden von dieſer Societät auch ſogleich erſetzt.

Polize für eine Summa nicht über einhundert tauſend Mark Banko.

Dieſe Aſſecuranz-Polize bezeuget, daß an die unterſchriebenen William Hanbury, Eſqr. (Sr. Königl. Groß-Brittaniſchen Majeſtät Agenten und Conſul im Niederſächſiſchen Kreiſe) und Comp., als gehörig bevollmächtigte Mandatarii der Londoner Phönix-Aſſecuranz-Societät, bezahlet hat die Summa von   für die Verſicherung von   Mark Banko Capital   gegen Verluſt oder Schaden durch Feuer nach dem Inhalt ihrer

 gedruck-

gedruckten Propoſitiones für auswärtige Verſicherungen de dato 9ten December 1790.

Zu wiſſen ſey hiermit, daß die vorgedachte Phönix⸗Aſſecuranz⸗Societät, mit Verpfändung ihres ganzen Fonds gehalten und verbunden ſeyn ſoll, allen ſolchen Verluſt oder Schaden, welcher ſich an dem beſagten Eigenthume von dem Tage des Monaths bis zu dem völligen Ablauf von Jahr bis auf die Summa von während der Zeit durch Feuer ereignen ſollte, an gedachten Verſicherten, ihn oder ſie, ſeinen oder ihren Erben, Executores und Adminiſtratores zu erſetzen und zu bezahlen. — Doch jederzeit mit Beding, daß erwähnte Societät mit deren Fond nicht verbunden ſeyn ſoll, ſolche Schaden oder Verluſte durch Feuer zu bezahlen und zu erſetzen, welche durch gewaltſamen Einfall von fremden Feinde, Aufruhr, bürgerliche Unruhen, kriegeriſche oder unrechtmäßige Gewalt und Erdbeben entſtanden oder verurſacht worden, und ſoll dieſe Polize in Betracht des Schadens oder Verluſtes während der Zeit eines ſolchen Zufalls oder Zerſtöhrung ſuſpendirt und von keiner Gültigkeit ſeyn. — Falls die vorgedachten Gebäude oder Güter ſchon bereits, oder hernach bey einer von dieſer Societät ſelbſt, oder durch deren Mandatarien für dieſelben ausgefertigte Polize oder bey einer andern Aſſecuranz⸗Kompagnie, oder Privat⸗Aſſecuradeur verſichert ſind, oder ſollten verſichert werden, ſo muß ſolche andere Verſicherung denen Mandatarien angezeigt und in dieſer Polize angeführt oder endorſſiret werden, widrigenfalls iſt die Verſicherung bey dieſer Societät von keiner Gültigkeit.

Zu Urkunde deſſen, für und zum Behuf der gedachten Phönix⸗Societät, und gehörig dazu bevollmächtigt, haben wir dieſes unterſchreiben, und mit unſerem Siegel bekräftiget, ſo geſchehen am Tage des Monaths im Jahre unſers Herrn ein tauſend ſiebenhundert und

Beſiegelt und abgeliefert Hanbury u. Comp.
in Gegenwart von
Peter Georg Specht.

Auszug

Auszug des churfürſtlich=ſächſiſchen Mandats, wegen der neuen Einrichtung in Anſehung der erlittenen Brandſchäden d.d. Dresden, am 10. Novbr. 1784. Aus dem Leipziger Intelligenzblatt vom 12. und 19ten März 1785. *).

Tit. II. Wegen des Brandverluſts am Mobiliari.

§. 1. Bleibt im Hauptwerk die zeitherige Brandkaſſeneinrichtung, jedoch in der Maße, wie ſolche ſeit einigen Jahren verbeſſert worden, und mit einigen weitern Modificationen dergeſtalt beybehalten, daß einem jeden Einwohner unſerer mehrbenannten Lande der ſieben Kreiſe, der beyden Stifter Merſeburg, Naumburg und des Fürſtenthums Querfurth zwar frey ſtehe, wie viel er terminlich wegen ſeines Mobiliaris, wohin alles und jedes gehört, was nicht nach 7. §. als eine weſentliche Zubehörung der Gebäude zu betrachten iſt, zu dieſer Brandkaſſe beytragen will.

§. 2. Es wird aber dieſer Beytrag dafür angenommen, daß derjenige, welcher jährlich zwey Groſchen oder terminlich ein Groſchen an Beytrag, wegen ſeines Mobiliars entrichtet, ſolches auf 100 Thaler ſchätze, mithin der von ihm ſelbſt gewürdigte Werth ſeines Mobiliars ſo vielmahl 100 Thlr. ausmache, als der Eigenthümer 1 gr. terminlich oder 2 gr. jährlich zur Mobiliar=Brandkaſſe beyträgt.

Dabey hat jeder dahin zu ſehen, daß ſein terminlicher Beytrag netto in ganzen Groſchen aufgehe.

Sollte ſich jedoch ergeben, daß einer oder der andere, beſonders im Anfange der Einrichtung, ſich hiernach nicht genau geachtet hätte: ſo wird zwar die ihm bey einer Brandbeſchädigung zu reichende Beyſteuer nach dem Verhältniß ſeines Beytrags evalviret, jedoch dabey alle Brüche ihm zum Schaden und der Kaſſe zu gut gerechnet.

§. 3. Bey eintretenden Brandſchäden werden von dieſem alſo vorausgeſetzten Werth 25 Thlr. von 100 gereichet, alſo daß der Brandbeſchädigte ſo viel-

*) S. Freier a. a. O. S. 62.

mahl 25 Thlr. zu empfangen hat, als er 2 gr. jährlich oder 1 gr. terminlich, zur Mobiliar-Brandkaſſe beygetragen hat.

§. 4. Die Beyträge zur Mobiliar-Brandkaſſe werden völlig in der bey der bisherigen Brandkaſſe beobachteten Maße, jedoch nicht in 4, ſondern nur in 2 Terminen, zu Neujahr und Trinitatis, geſammelt und eingeſendet.

§. 5. Die am Mobiliari entſtehenden Brandſchäden werden mittelſt beſonderer Berichte angezeigt, jedoch dabey der wegen des Brandes quaeſtionis über das Immobiliare erſtattete Hauptbericht ausdrücklich angezogen, daher auch letzterer wegen des erſtern nicht aufzuhalten, vielmehr wenn die Angabe des Mobiliaris nicht ſogleich zu berichtigen wäre, der Hauptbericht über das Immobiliare nichts deſto minder abzuſenden iſt.

§. 6. Zum Behuf des alſo, wegen des Mobiliaris von der Gerichtsobrigkeit zu erſtattenden Berichtes hat jeder Brandverunglückte den erlittenen Mobiliar-Schaden ſofort bey derſelben anzugeben. Verſichert er hierbey, daß er ſeine geſammten Mobilien eingebüßt, ſo erhält er 25 pro Cent von ſo viel 100 Thalern, als er 1 gr. terminlich zur Mobiliar-Brandkaſſe beygetragen hat. Z. B. es hätte jemand terminlich 4 gr. entrichtet, ſo wird nach dieſem Verhältniß der Werth ſeines Mobiliaris auf 400 Thlr. angenommen, und ihm, wenn er ſeine geſammten Mobilien durch Brandſchaden eingebüßt, hiervon 25 pro Cent oder 100 Thlr. gereicht. Sollte jemand einen Mobiliar-Verluſt angeben, der diejenige Summe, auf welche ſein Mobiliare nach Verhältniß ſeines jährlichen Beytrags zu ſchätzen iſt, überſtiege: ſo hat er es ſich ſelbſt zuzuſchreiben, daß er nicht mehr beygetragen, und dadurch ſein Mobiliare nicht höher geſchätzt hat. Er mag aber nur von ſo viel 100 Thlrn., als er terminlich 1 gr. beygetragen hat, die verſprochenen 25 pro Cent verlangen.

Hätte einer von ſeinen Mobilien etwas gerettet, und der Verluſt erreichte die 100 nicht, die nach ſeinem terminlichen Beytrag ausfallen würden, ſo iſt auf ſeine gewiſſenhafte Anzeige zu ſehen, und von jedem 100 des angegebenen Verluſtes 25 Thlr. zu reichen; jedoch bleibt der Directorial-Kommiſſion vorbehalten, wenn erheblicher Verdacht einer unrichtigen

tigen Anzeige vorhanden wäre, die eidliche Beſtärkung derſelben anzuordnen.

§. 7. Da der Werth der Mobilien ſteigen und fallen kann: ſo bleibt jedem Intereſſenten frey, ſeinen Beytrag zur Mobiliar-Brandkaſſe terminlich zu erhöhen oder zu vermindern. Er hat aber, wenn ihn ein Brandſchaden betrifft, zu gewarten, daß der Beytrag des zuletzt, vor dem Dato des Brandunglücks vorhergegangenen Termins, zum Grunde der Entſchädigung genommen werden wird.

§. 8. Fände ſich in der Folge, daß die Mobiliar-Brandkaſſe durch die terminlichen Beyträge in den Stand geſetzt wäre, ein mehreres als 25 Thlr. von 100 der verhältnißmäßigen Schätzung mit Nachhalt zu entrichten: ſo wird ſolches treulich bewerkſtelliget, und dem Publiko, welches überdies Einnahme und Ausgabe aus den jährlich bekannt zu machenden Extrakten vollſtändig überſehen kann, zu ſeiner Zeit Nachricht gegeben werden, ob, und in welcher Maße, auch von welcher Zeit an, dieſe Erhöhung ſtatt finden ſolle.

§. 9. Uebrigens wird bey der Mobiliar-Brandkaſſe in Einſammlung und Einſendung der Beyträge, Uebermachung derſelben an die Gerichtsobrigkeiten, und ferneren Vertheilung an die Brandbeſchädigten, Berechnung der Gelder, und der jetzt erwähntermaßen durch den Druck bekannt zu machenden jährlichen Extracte, auch ſonſt in alle dem, wo in vorſtehenden 2ten bis mit 9ten §. wegen dieſes Inſtituts nicht beſondere und neue Anordnung getroffen worden, demjenigen, was die vorhandenen Geſetze und Verfügungen wegen der bisherigen General-Brandkaſſe vorſchreiben, gemeſſenſt nachgegangen, und haben die Gerichtsobrigkeiten und andere, welche in Angelegenheiten der Mobiliar-Brandkaſſe gebraucht werden, in alle dem, was dahin gehört, dasjenige, was ihnen aufgetragen, oder ſonſt ihres Amtes iſt, bey Vermeidung der in jenen Vorſchriften gegründeten Strafen, treulich und eifrig in Obacht zu nehmen, widrigenfalls aber ernſtes Einſehen unfehlbar zu gewarten.

§. 10. Die Zeit, da die beſondere Mobiliar-Brandkaſſe ihren Anfang nehmen ſoll, wird ſich nach dem Anfange der Immobiliar-Brandverſicherung richten, und neben §. 17. mit ſelbiger zugleich beſtimmt

werden,

werden, weil bis dahin die zeitherige Brandkaſſe auch wegen des Mobiliars eben ſo fortdauert, wie ſolches im jetzt erwähnten §. wegen des Immobiliaris erklärt worden iſt.

Tit. III. General-Regeln wegen beyderley Inſtitutorum.

§. 1. Beyderley Inſtitutis, der Brandverſicherung ſowohl, als der Mobiliar-Brandkaſſe, haben wir die Stempelfreyheit ſowohl, als die Poſt-Porto-Freyheit von Briefſchaften und Geldern in unſern geſammten Landen gnädigſt bewilliget, letztere dergeſtalt, daß die Gerichtsobrigkeiten ſämmtliche in Brandverſicherungs- und Mobiliar-Brandkaſſenſachen eingeſendete Packete mit der Rubrik: Brandverſicherungsſachen oder Gelder, zu verſehen, auch denſelben bey Strafe etwas, das dazu nicht gehört, nicht beyzupacken haben, wo hingegen die Abſendungen der Directorial-Kommiſſion unter dem, ſelbiger zu ertheilenden Siegel erfolgen.

§. 2. Dieſemnächſt verſtehet ſich von ſelbſt, es iſt auch zum Theil bereits in vorſtehenden verordnet, daß alles, was die Gerichtsobrigkeiten, wegen beyderley vorſtehenden Inſtitutorum zu expediren haben, wie bisher auch bey der General-Brandkaſſe geſchehen, ex officio zu verrichten, auch die Calamitoſi mit einigen Unkoſten deshalb nicht zu beſchweren ſind.

§. 3. Und obwohl endlich nach obigen die Brandbeſchädigten ſowohl wegen des Immobiliaris völlig entſchädiget, als wegen des Mobiliaris beträchtlich unterſtützt werden: ſo werden wir dennoch nicht entſtehen, den Abgebrannten nach Beſchaffenheit der Umſtände verhältnißmäßige Abgabenbefreyungen ferner angedeihen zu laſſen. So geſchehen ꝛc.

In der Art, wie es in dieſem churfürſtl. Reſcripte angeordnet worden, gingen die Geſchäfte dieſes Inſtituts nun von 1787 bis 1799 ununterbrochen fort, und es verblieb gleichwohl in dem letzten Jahre nach allen berichtigten Brandſchäden und andern nothwendigen Ausgaben von den bis dahin aufgeſammelten Ueberſchüſſen ein Caſſenbeſtand von 79159 Rthlr. 20 gr. 5¼ pf., wie der

darüber

Rechnungsjahr.	Wahre Einnahme von den Contribuenten *).	Wahre Ausgabe an die Abgebrannten. à 25 pro Cent.	Ausgabe an Beſoldungen und dergl. **)
1787	19537 Rthl. 9 gr. 2 pf.	4500 Rthl. 1 gr. $2\frac{1}{4}$ pf.	1265 Rthlr. 12 gr. 7 pf.
1788	21955 — 21 — $\frac{1}{2}$ —	21160 — ꞉ — 11 —	1291 — 8 — 9 —
1789	22296 — 22 — 11 —	16044 — 11 — 6 —	1562 — 11 — 11 —
1790	21198 — 21 — $4\frac{3}{4}$ —	9287 — 2 — 6 —	1499 — 4 — 3 —
1791	22340 — 12 — $9\frac{3}{4}$ —	16941 — 17 — 4 —	1468 — 7 — 11 —
1792	22177 — 10 — $8\frac{3}{4}$ —	16874 — 9 — 3 —	1465 — 21 — 8 —
1793	24019 — 14 — $2\frac{3}{4}$ —	7139 — 6 — 11 —	1474 — 12 — 5 —
1794	23670 — 1 — $5\frac{3}{4}$ —	30845 — 21 — 11 —	2059 — 17 — 4 —
1795	24997 — 5 — $9\frac{3}{4}$ —	23959 — ꞉ — 9 —	1487 — 2 — 7 —
1796	26396 — 10 — $2\frac{3}{4}$ —	9905 — 6 — 1 —	1493 — 1 — 4 —
1797	24732 — ꞉ — $11\frac{3}{4}$ —	12832 — 20 — 8 —	1411 — 18 — 7 —
1798	24881 — 16 — $8\frac{1}{2}$ —	11472 — 23 — 11 —	1602 — 4 — 10 —
1799	26294 — 6 — $1\frac{1}{2}$ —	15825 — 23 — 8 —	1496 — 12 — 6 —
	304498 — 9 — $7\frac{1}{3}$ —	196789 — 2 — $7\frac{1}{4}$	19577 — 16 — 8 —
		216366 Rthlr. 19 gr. $3\frac{1}{4}$ pf.	

Von der wahren Einnahme an	304498 Rthlr. 9 gr. $7\frac{1}{4}$ pf.		
die volle Ausgabe an	216366 — 19 — $3\frac{1}{4}$ —		
abgezogen — bleibt Beſtand	88131 — 14 — 4 —		
Hierzu Gewinnſt von 19000 Rthlr. circa à 81 bis 82 Procent eingekauften Kammer-Creditcaſſenſcheinen	3480 — — — — —	und	
Intereſſen von 9000 Rthlr. ſolcher Scheine à 2 Procent	180 — — — — —		
Summe des Beſtandes ult. Decbr. 1799	91791 Rthl. 14 gr. 4 pf.		
	19000 — — — — —	in Kammer-Creditcaſſenſcheinen à 2 pCt. zinsbar	
	72791 — 14 — 4 —	baar	

*) Unter der Einnahme ſind außer den jährlichen und rückſtändigen Beyträgen, auch Strafen, Geſchenke und Defect-Gelder mit begriffen, die aber zu geringfügig ſind, um aufs Ganze einen Einfluß zu haben.

**) Unter dieſen Ausgaben ſind Licht und Holzgelder, Buchdrucker- und Buchbinder-, auch Poſtbriefträgerlohne, Schreibematerialien ꝛc. mit begriffen.

und [illegible] othwendigen Ausgaben von den bis daſ[illegible]mmelten Ueberſchüſſen ein Caſſenbe- ſt[illegible]159 Rthlr. 20 gr. 5¾ pf., wie der darüber

darüber öffentlich ausgegebene Rechnungs-Extract deutlich beſagt; und dieß war denn die Urſache, daß auf Antrag der Stände bey dem Landtage 1799 durch ein landesherrliches Generale vom 15. Jan. 1800 die bisherige Vergütung von 25 Procent auf 33⅓ Procent, oder von dem 4ten auf den 3ten Theil des taxirten Theils der Mobilien erhöhet ward, wornach alſo nunmehr derjenige, welcher terminlich 12 Gr. oder jährlich 1 Rthlr. beyträgt, und mithin den Werth ſeines Mobiliar-Vermögens auf 1200 Rthlr. beſtimmt, bey einem totalen Brandverluſte ſtatt der bisherigen Vergütung an 300 Rthlr. nach 25 Procent 400 Rthlr. oder den 3ten Theil ſeines Werths-Quanti erhält *). Der Caſſenbeſtand iſt, dieſer Erhöhung ungeachtet, nicht gefallen; vielmehr ergiebt ſich aus dem Rechnungs-Extracte von 1800, daß zu Trinitatis dieſes Jahrs 91791 Rthlr. 14 gr. 5½ pf. worunter 19000 Rthlr. in zinsbaren Kammer-Creditcaſſen-Scheinen, verblieben ſind. Wenn dieſer Caſſenbeſtand auf 100000 Rthlr. geſtiegen iſt, hofft man, daß alsdann 50 Procent Erſatz geleiſtet werde.

Die genauere Ueberſicht der Einnahme und Ausgabe dieſer Anſtalt von 1787—1799 ergiebt ſich aus der anliegenden Tabelle, woraus man folgende Reſultate ziehen kann.

1) Die gemeinjährige Einnahme beträgt 23422 Rthlr. 22 gr. 10 pf.

2) Alſo iſt nicht mehr als ungefähr 28 Millionen Mobiliar-Vermögen verſichert.

3)

*) Hiernach iſt die oben S. 257, 312 und 315 vorkommende Angabe, daß die ſächſiſche Mobilien-Brandverſicherungsanſtalt jetzt ſchon 60 Procent vergüten ſolle, zu berichtigen.

3) Die gemeinjährige Ausgabe für die Abgebrannten betragt 15137 Rthlr. 15 gr.

4) Alſo hat der ganze Schaden, weil er nur zum vierten Theile erſtattet worden iſt, gemeinjährig 60550 Rthlr. 12 gr. betragen.

5) Wenn folglich die Einnahme mit der Ausgabe hätte in dieſer Periode von 13 Jahren compenſirt werden ſollen: ſo würden 38 bis 39 Procent zu erſtatten geweſen ſeyn.

6) Hätte man anfangs mehr als das Viertheil, und etwa das Drittheil oder gar die Hälfte vergüten wollen, und es wären gleich im Anfange ſolche Jahre, wie 1788, 1794, 1795, wo die Vergütung des Viertheils $\frac{2}{3}$ der Einnahme betrug, eingetretten: ſo hätte die Caſſe gleich anfangs in Bankerott oder wenigſtens in Rückſtand fallen, und das ganze Inſtitut ins Stocken gerathen müſſen, welches ſich nun nicht nur erhalten, ſondern auch zum Vortheil des daran Theil habenden Publikums erhöhet und befeſtiget hat *).

Die Artikel der Union-Geſellſchaft in London.

Aus dem Weskettſchen Werk. Seite 119 **).

Union fire office.

Dieſe Societät verſichert Kraft ihrer Verbindung, Güter und Kaufmannſchaften für Feuersgefahr durch wechſelſeitigen Beytrag, auf folgende Bedingungen: 1) ſie verſichert für alle Kaufleute, Gewerker, Hauswirthe und andre in den Städten London und Weſtmünſter, und dem Bezirk der Sterbeliſten; wie auch in allen Plätzen innerhalb 20 Meilen von dem Meßpunkt in Cornhill. 2) Sie verſichert auf Kaufmannſchaften, Güter, Waaren, Werkzeuge zum Gewerbe, Hausgeräthe, Silbergeſchirr und Klei-

*) S. Reichsanzeiger 1801. Col. 1861 ff und 2698 ff.

**) S. Freier a. a. O. S. 64.

Kleidung (ausgenommen Gemählde, Glas, Porzellain, baares Geld, Juwelen, Handelsbücher, Kontrakte, Schriften, Scheuern, Korn, Heu und Stroh in Schobern und Haufen, und Pferde) imgleichen auf Glas und Porzellain zur Handlung. 3) Sie verſichert auf ſieben Jahr: und alle Polizen ſind an dem Dato, an welchem ſie gezeichnet worden, nach ſieben Jahren, des Abends um 6 Uhr abgelaufen. 4) Sie übernimmt den Werth der Güter u. ſ. w. in jedem Hauſe, Waarenhauſe, Hofe, u. ſ. w. bis auf die Summe von 8000 Pfund. 5) Alle und jede Perſonen, die bey dieſer Geſellſchaft verſichern laſſen, zahlen nach folgenden Verhältniſſen und Preiſen, (ausgenommen was nachher geſagt werden wird), nähmlich für jede 100 Pfund auf Güter in Backſtein- oder ſteinernen Gebäuden, 10 Schilling Depoſitum und 3 Schilling Prämie; wenn die Lage oder Ort der Güter halbgefährlich iſt, 15 Schilling Depoſitum und 3 Schilling Prämie; wenn ſie gefährlich iſt, 20 Schill. Depoſitum und 4 Schill. Prämie; wenn ſie gefährlich und halbgefährlich iſt 25 Schill. Depoſitum und 5 Schill. Prämie. Wenn ſie gefährlich und gefährlich iſt, 30 Schill. Depoſitium und 6 Schill. Prämie. Für jede 100 Pfund auf Güter in halb ſteinernen und halb hölzernen Gebäuden 12 Schill. 6 d. Depoſitum und 2 Schill. 6 d. Prämie; wenn die Lage oder Art der Güter halb gefährlich iſt, 18 Schill. 9 d. Depoſitum und 3 Schill. 9 d. Prämie; wenn ſie gefährlich iſt 25 Schill. Depoſitum und 5 Sch. Prämie; wenn ſie gefährlich und halb gefährlich iſt, 1 Pf. 11 Sch. 3 d. Depoſitum und 6 Sch. 3 d. Prämie; wenn ſie gefährlich und gefährlich iſt, 1 Pf. 17 Sch. 6 d. Depoſitum und 7 Sch. 6 d. Prämie. Für jede 100 Pfund auf Güter in Holz 15 Sch. Depoſitum und 3 Sch. Prämie; wenn die Lage oder Art der Güter halb gefährlich iſt, 1 Pf. 2 Sch. 6 d. Depoſitum und 4 Sch. 6 d. Prämie; wenn ſie gefährlich iſt, 30 Sch. Dopoſitum und 6 Sch. Prämie; wenn ſie gefährlich iſt, 1 Pf. 17 Sch. 6 d. Depoſitum und 7 Schill. 6 d. Prämie; wenn ſie gefährlich und gefährlich iſt, 2 Pf. 5 Sch. Depoſitum und 9 Schill. Prämie. Wobey allemal zu merken, daß wenn nach dieſem zu einer Zeit jemand in dieſer Geſellſchaft eine Summe oder Summen verſichern läßt, die im ganzen über 1000 Pf. betragen, und ſo weiter bis

2000

2000 Pf. und von 2000 bis 3000 Pf. und drüber; ſo ſoll ein jeder, der über 1000 bis 2000 Pf. verſichern läßt, der Geſellſchaft für eine jede ſolche Aſſecuranz eine gedoppelte Prämie bezahlen; imgleichen für jede Aſſecuranz über 2000 bis 3000 Pfund und drüber eine dreyfache Prämie; welche nach den verſchiedenen Preiſen und Verhältniſſen und nach der vorhin beſonders erwähnten Art bezahlt werden ſoll. 6) Wenn mehr als 20 Pfund Schießpulver am Gewicht unter den verſicherten Gütern ſich befinden; ſo iſt die Polize von keinem Werth. 7) Alle Aſſecuranzen außer den Sterbeliſten zahlen 6 d. für die Meile von dem Meßpunkt in Cornhill, an den Landmeſſer, für ſeine Unkoſten. 8) Von dem Depoſitum wird, bey abgelaufener Polize, ſo viel zurückgegeben, als zur Vergütung der Schaden, und Bezahlung nöthiger Koſten, nebſt einer proportionirlichen Vertheilung der Vortheile nicht gebraucht iſt, und außer dem Depoſito hat niemand für mehr als 10 Schill. vom hundert bey einigem Schaden auf ſteinerne und verhältnißmäßig auf theils ſteinerne, theils hölzerne Gebäude zu tragen. 9) Alle Perſonen, die ihre Aſſecuranz aufheben, liefern der Geſellſchaft ihr Zeichen ein. 10) Die Geſellſchaft hat Arbeiter zu Waſſer und Lande, die mit Seilen verſehn ſind und zu Wegbringung der Güter Beyſtand leiſten. Sie tragen die Livree und Schild der Geſellſchaft, und da ſie für ihre Treue Sicherheit geſtellt haben; ſo kann man ihnen trauen. 11) Eine bey einer andern Geſellſchaft gethane Aſſecuranz hebt die Polize bey dieſer Societät auf; es wäre denn, daß ſie von den Direkteurs erlaubt und auf die Polize geſchrieben wäre, in welchem Fall ein verhältnißmäßiger Theil des Verluſts bezahlt wird. 12) Das Comtoir iſt täglich von neun bis ſechs in Maidelane offen.

Nachricht von der fünften Hamburgiſchen Aſſecuranz-Compagnie.

Die fünfte Aſſecuranz-Compagnie in Hamburg zeichnet ſchon ſeit 12 Jahren für Feuersgefahr nicht blos auf das Eigenthum der Hamburger, ſondern auf das Eigenthum eines jeden, er mag

mag ſich aufhalten wo er will. Sein Eigenthum mag beſtehen in Gebäuden oder anderer führender Habe, keines ausgenommen.

Sie hat in dieſer Zeit, wie leicht zu erachten iſt, da ſie jährlich einige tauſend Päſſe zeichnet, ſchon viele Brandſchäden vergüten müſſen, und es leben viele im Wohlſtande, die, wenn ſie nicht den Erſatz ihres Brandes durch dieſelbe erhalten hätten, dieſen Wohlſtand hätten entbehren müſſen. Zwiſchen Verſicherten und Verſicherer bey der Liquidation eines ſolchen Schadens, wo der Beſtand der verſicherten Sachen faſt täglich ſich ändert, wo die Angabe des Schadens ſehr ſchwer hält, oft faſt unmöglich iſt, ſollte man denken, müßten ſich Streitigkeiten erheben, die faſt nicht aus einander zu ſetzen wären, und deren Liquidation ſich ſehr verzögerte. Nichts deſtoweniger vergütet die 5te Aſſ. Comp. ihre Schäden die mehreſte Zeit innerhalb eines Monaths, und hat noch nie 3 Monathe verſtreichen laſſen, daß ein ihr angedeuteter Schade nicht vergütet geweſen. Die Verfügung, daß in dunkeln Fällen die Comp. ſich dem Ausſpruche von zwey von jeder Seite in dem Orte des Brandes erwählten Schiedsrichtern unterwirft, beſeitiget alle Streitigkeiten, und endet alle Liquidationen bald; auf der einen Seite verliert die Compagnie hierbey, auf der andern Seite aber wird dieſe Aufopferung durch das allgemeine Zutrauen reichlich erſetzt, das dadurch entſtehet. Noch nie iſt ein Verſicherter über ihre Behandlung unzufrieden geweſen, im Gegentheil hat ſie viele Dankſchreiben von denen, die Schadenerſatz erhalten, aufzuweiſen.

Sie hat von ihrer Einrichtung und der Art, wie ſie ihre Geſchäfte treibt, folgende Nachricht

drucken laſſen, die ſie in ihrem Comptoire unentgeltlich austheilet.

Der Fond dieſer Compagnie beſteht aus 1½ Million Mark Banko, welche in 500 Actien zu 3000 Mk. Bco. vertheilt ſind.

Sie übernimmt Aſſecuranzen für Seegefahr, auf Verſendungen auf Flüſſen und zu Lande, und für Feuersgefahr.

Sie läßt jährlich im März bey Ablegung der Rechnung auf dem Rathskellerſaal in Hamburg dem Publiko die Beſchaffenheit ihres Status vorlegen; ſo daß ein jeder, der bey ihr verſichern läßt, von ſeiner genugſamen Sicherheit die zuverläſſigſte Ueberzeugung hat.

Sie beeifert ſich in allen Fällen, ihren Verſicherten mit der größten Reellität und Promptität zu begegnen, um dem unglücklichen Verſicherten nichts an ſeiner Entſchädigung fehlen zu laſſen, die er nach der Billigkeit und den Aſſecuranz-Geſetzen zu fordern berechtiget iſt.

In Anſehung der Aſſecuranzen für See- und Flußgefahr iſt ſie der Hamburgiſchen Aſſecuranz-Ordnung unterworfen, und entſchädigt ihre Verſicherten gleich allen übrigen Aſſecuradeurs.

Aſſecuranzen für Feuersgefahr, ſowohl hieſige wie auswärtige, übernimmt ſie nach Beſchaffenheit der Gefahr und der von den Verſicherten zu beſtimmenden Bedingungen zu den mäßigſten Prämien *), und leiſtet die prompteſte und billigſte Entſchädigung.

Wer ſich für Feuersgefahr will verſichern laſſen, hat aufzugeben:

1) Ob das Gebäude, das, oder deſſen Einhalt verſichert werden ſoll, von Brandmauern, Stenderwerk, oder auch auf leichterer, und mehrerer Feuersgefahr unterworfenen Art gebauet iſt.

2)

*) Die Prämien ſind nach den Umſtänden verſchieden, gewöhnlich ½ Procent für das Jahr. Sie werden für jede Gefahr nach der Billigkeit von der Direction der Geſellſchaft beſtimmt. Die Bevollmächtigten können niemanden einen Nachlaß in den Prämien zugeſtehen, ſondern wenn ihnen die Umſtände der zu verſichernden Sachen gemeldet worden, ſo ſenden ſie dem, der ſich verſichern zu laſſen wünſcht, die Police ein, die er entweder genehmigt, oder ſie zurückſchickt, und dann wird über die Verſicherung nicht weiter gehandelt.

2) Wie es gedeckt iſt, ob mit Ziegeln, Schiefern, Schindeln, Bretern oder Stroh.
3) Ob darin ein Geſchäft getrieben wird, das das Gebäude einer größern als gewöhnlichen Feuersgefahr ausſetzt.
4) Ob es gefährliche Nachbarſchaft von Strohdächern, Meyereyen, Branntweinbrennereyen, Brauer- und Bäckereyen habe.
5) Ob darin leicht brennbare Sachen aufbewahrt werden, als Pulver, Hanf, Flachs, Pech, Theer, Schwefel, Heu, Stroh 2c.

Bey Verſicherungen auf auswärtige Gebäude muß eine Beſchreibung und Taxation derſelben, durch Sachverſtändige an Eides ſtatt unterſchrieben eingeſandt werden.

Verſicherungen auf Mobilien und Hausgeräthe ſind folgendermaßen einzutheilen, als:

Bco. Mrk.	auf Mobilien und Hausgeräthe,
—	— Kleider und Leinenzeug,
—	— Silberzeug,
—	— Porzellain und Glas,
—	— Juwelen und Prätioſa,
—	— gedruckte Bücher.
Bco. Mrk.	

Koſtbare Gemählde- und Kupferſtich-Sammlungen, wie auch Medaillen-Cabinette, und alles, was einen Preis der Liebhaberey hat, muß beſonders aufgegeben werden, wenn es mit unter der verſicherten Summe begriffen ſeyn ſoll.

Wer ſich auf 5 Jahre verſichern läßt, der bezahlt nur die Prämie von 4 Jahren, und genießt die Verſicherung des fünften Jahrs unentgeltlich. Die Prämien werden gleich bey der Zeichnung bezahlt.

Die Compagnie bezahlt bey Verſicherung auf Seegefahr ſowohl, wie auch auf Feuersgefahr, die Schäden ohne Abzug.

Sie ſetzet ſich für die Prämie in die Stelle des Verſicherten, ſo daß er, wenn er ſich zum vollen hat verſichern laſſen, gänzlich entſchädigt wird; ſonſt aber nur in dem Verhältniß der verſicherten Summe zum gehabten Riſico.

Feuerſchäden, die durch Erdbeben, kriegeriſchen Ueberfall oder Aufruhr entſtehen, werden nicht von der Compagnie vergütet.

Wenn auf die für Feuersgefahr zu verſichernden Sachen ſchon anderwärts Aſſecuranz geſchehen, oder noch gemacht werden ſoll, ſo muß ſolches in der Police angezeigt werden, widrigenfalls iſt die bey dieſer Compagnie gemachte Aſſecuranz ungültig.

In Beweiſung der Schäden wird die Compagnie, ſo viel mit der nothwendigen Vorſicht vor Betrug geſchehen kann, den Verſicherten facilitiren, und in Fällen, wo keine Gewißheit zu erhalten iſt, ſich dem Gutachten und Ausſpruche von Schiedsrichtern in dem Orte der Brandſtelle unterwerfen, reel verfahren, und ſich die ſchleunige Beendigung der Sache äußerſt angelegen ſeyn laſſen.

Die Aſſecuranzen werden für Rechnung der Compagnie, mit den Bevollmächtigten derſelben, Herren Ulrich Moller und Sohn, geſchloſſen, und von denſelben gezeichnet.

Mobilien-Rettungsanſtalten. An einigen Orten, wo Feuer-Aſſecuranz-Anſtalten ſind, gibt es auch eigene Perſonen, welche die Verpflichtung haben, die Mobilien und Effecten aus dem Feuer zu retten, damit der Schade für die verſichernde Geſellſchaft nicht ſo groß werde. Dieſes iſt unter andern in Hamburg der Fall, wo die Aſſociation zur Verſicherung gegen Feuersgefahr, wie es oben, S. 306, zu ſehen iſt, 50 Leute angeſtellet hat, die bey entſtehendem Brande die Mobilien zu retten ſuchen müſſen. Außerdem hat man aber auch anderwärts ſchon lange das Bedürfniß gefühlt, zu dieſem Zwecke beſtimmte Vereinbarungen und Anſtalten zu haben, um der Verwirrung, welche gewöhnlich bey Feuersbrünſten herrſcht, und welche alles Retten von Sachen unmöglich macht, vorzubeugen, und den Flammen in der Eile ſo viel wie möglich zu entreißen. Es ſind deshalb in den letzteren Jahren an mehreren Orten Geſellſchaften errichtet worden, die den wohlthätigen Zweck haben, Mobilien bey Feuersgefahren zu retten, z. B. in Erfurt, wo zwey dergleichen Geſellſchaf-

ſellſchaften vorhanden ſind, deren verabredeter Plan im May 1797 auf einem Royal-Bogen gedruckt wurde, in Gotha ꝛc. Dieſe Geſellſchaften ſind indeſſen noch nicht ſo häufig, als ſie ihres Nutzens halber, der ſich bey zweckmäßiger Einrichtung derſelben von ihnen erwarten läßt, zu ſeyn verdienten; auch iſt die Einrichtung der exiſtirenden Geſellſchaften dieſer Art nicht immer zur Kenntniß des Publikums gekommen.

Eine beſondere Veranlaſſung, an die Errichtung ſolcher Anſtalten zu denken, war die von der Societät der Wiſſenſchaften in Göttingen im Jahre 1794 aufgegebene Preisfrage: „Wie können bey entſtandenem Brande die Meublen und andere in Wohnhäuſern befindliche Sachen am ſicherſten und bequemſten, auch ohne Nachtheil der Löſchungsanſtalten, gerettet werden?“

Unter den eingegangenen Beantwortungen erhielt diejenige den Preis, welche den Herrn Joh. Melch. Möller, Diaconus an der Michaelis-Kirche und Profeſſor des Raths-Gymnaſiums in Erfurt zum Verfaſſer hatte, und welche in dem Hannöveriſchen Magazin, 1795. Col. 1217—1244, und 1796 auch bey Vollmer in Erfurt beſonders erſchien *).

Nach den Ideen und Vorſchlägen des Herrn Möller könnte dieſe rühmliche und gewiß äußerſt nützliche Abſicht am beſten und ſicherſten erreicht werden, wenn alle ſolche Claſſen von Einwohnern einer Stadt, welche nicht zur Löſchungsanſtalt verpflichtet ſind, und ſeither auch eben nicht gewöhnlich aus freyem Antriebe dabey beſchäftigt waren,

 ſich

*) Ueber die Rettung der Meublen und des Hausgeräthes bey entſtandener Feuersbrunſt; eine von der Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen gekrönte Preisſchrift ꝛc. 2½ Bogen 8.

ſich durch eine freundſchaftliche Vereinigung mit einander verbånden, daß jeder für eine beſondere beſtimmte Gattung von Meublen und Geråthe ein für allemahl ſorgen, und auch die dazu nöthigen Hülfsmittel, Inſtrumente und Geråthe mitbringen wollte.

Es müßte erſtes Grundgeſetz dieſer Anſtalt bleiben, daß durch ſie das noch weit nöthigere Retten und Löſchen der Gebåude nicht Abbruch leide, und daß alſo alle, welche ſeither vermöge ihres Standes, ihrer Kråfte und ihres Geſchlechts bey den Löſchungsanſtalten nöthig waren, und welche die Obrigkeit dazu verpflichtet hatte, von jener Geſellſchaft ausgeſchloſſen ſeyen. Hierher gehören Ziegeldecker, Maurer, Schorſteinfeger, Zimmerleute; ja alle diejenigen, welche bey den Feuerkünſten und Sprützen, dem Fuhrweſen, dem Militair, wenn es ſchon Geſchåfte dabey hat, oder bey der ſonſt beſtimmten Wache angeſtellt ſind, mit ihren Aufſehern; und alle Polizeybediente, welche zur Erhaltung der Ordnung Pflichten auf ſich haben. Ferner alle erwachſene ſtarke Mannsperſonen aus den mittlern und niedern Stånden, welche ſich zum Waſſertragen freywillig entſchließen. Denn durch dieſe wird unſtreitig das Wichtigere und Nöthigere beſorgt, und der gemeinſchaftlichen Gefahr abgeholfen.

Es bleiben gewiß in jeder mittelmåßigen Stadt noch mehrere Claſſen von Einwohnern übrig, aus welchen ſehr wohl eine große Anzahl ſich zu jenem wohlthåtigen Geſchåfte verſtehen könnte. Diejenigen ſind unter dieſen, ohne Rückſicht auf Stand, Alter und åußere Umſtånde die Würdigſten, von welchen man wegen ihres ſonſt bekannten Betragens gewiß wiſſen kann, daß ſie Eifer, Gutes zu ſtiften, beſeelt, und welche dadurch die beſte Pro-

be

be ablegen, daß ſie gleich von ſelbſt ſich zu der Anſtalt entſchließen, ſobald ſie nur darauf aufmerkſam gemacht werden. Andere werden aber vielleicht etwas anſtehen, ſie werden die Sache von mehreren Seiten prüfen; das Ungewöhnliche wird ihnen einige Hinderniſſe in den Weg legen; ſie werden auf achtungswerthe Vorgänger warten; aber auch von dieſen werden noch gar viele der Geſellſchaft Ehre machen, weil ſie nach genauer Ueberlegung deſto ernſtlicher und feſter bey der Anſtalt halten werden, als mancher, der ſich aus natürlicher Gutmüthigkeit in ſeinem Entſchluſſe übereilte. Alle diejenigen, welche vernünftigen Vorſtellungen freudig Gehör geben, bey welchen man nichts Gezwungenes bemerkt, die ſichs nicht bloß aus Furcht vor manchem Nachtheil, beſonders vor Beſchämung, gefallen laſſen, dieſe werden würdige Mitglieder der Geſellſchaft werden. In ſolchen Städten, wo die höhern Claſſen zu ſehr von Gemächlichkeitsliebe eingenommen ſind, wo noch nicht viel Gemeingeiſt, deſto mehr aber ſteifes Ceremoniel herrſcht, wo in den erſten Ordnungen ſich noch keine ſolche finden, welche ihren Vorzug in aufrichtiger Herablaſſung ſuchen, und daher gleich Sinn und Luſt zu dergleichen Vorſchlägen haben; — an ſolchen Orten kann jener Noth noch nicht nach dieſem Vorſchlage geſteuert werden.

Die Haupteigenſchaft, welche die Sache ſelbſt von jedem Mitgliede auf das dringendſte fordert, iſt Rechtſchaffenheit und Ehrlichkeit. Da ſich aber dieſes freylich keinem gerade zu anſehen läßt: ſo muß man nur zuerſt darnach fragen: ob nicht Jemand einigen Hang zu niederm Eigennutz verrathen, und irgend einer Ungerechtigkeit ſich verdächtig gemacht habe. — Ob und wie man ſolche aber, wenn ſie ſich als Mitglieder angeben,

 abhalten

abhalten und zurückweiſen ſolle? das iſt wirklich ein Umſtand, welcher viele Schwierigkeiten verurſacht. Ja, wenn die Geſellſchaft ſchon beſteht, wenn ihre geſegneten Wirkungen ihr ſchon Anſehen und Feſtigkeit gegeben haben, dann läßt ſich auch hier mehr Strenge beweiſen. Aber ganz anders iſt es im Anfange, wo man um eine hinlängliche Anzahl von Theilnehmern beſorgt seyn muß, wo viel dazu gehört, einen, der nur insgeheim verdächtig iſt, durch ſolches Zurückweiſen öffentlich zu beſchimpfen, zumal wenn die Annahme von Privatperſonen abhängt, welche dergleichen Verfahren ſich nicht anmaßen können und werden; wo endlich eine ſolche Strenge gar manche gute Leute abſchrecken könnte, nicht beyzutreten, um nicht vielleicht aus Vorurtheil oder um Verläumdung willen zurück geſtoßen zu werden. Ein Mittel, um dieſen Schwierigkeiten zu entgehen, wäre eine ſolche Einrichtung der Geſellſchaft, und ſo viel genaue Aufſicht auf alles, daß es faſt unmöglich wird, das Mindeſte zu entwenden, weshalb dann ſolche verdächtige Perſonen von ſelbſt ſich zurückziehen würden. Freylich ſollte man meinen, daß derjenige ſehr tief ſchon geſunken ſeyn müſſe, den Mitleid in ſolchem traurigen Falle nicht abhält, ſolche Gebeugte und Verunglückte vorſetzlich in noch größern Schaden zu ſetzen; aber die Beyſpiele ſind leider faſt bey jedem Falle vorhanden.

Jetzt wird nöthig ſeyn, ſich näher über die Claſſen von Einwohnern einer Stadt zu erklären, über welche ſich dieſer Vorſchlag zur Rettung des Hausgeräths und anderer nöthigen Dinge bey ausbrechender Feuersbrunſt erſtreckt, nicht als wenn ſie alle ihre Mitglieder hergeben ſollten, denn viele ſind beym Löſchen ſehr nützlich; ſondern es iſt nur die Rede von den Claſſen, aus welchen ſehr ſchicklich

lich Theilnehmer für die Anſtalt gewählt werden können. Nicht der alten Obſervanz, ſondern der Größe der Verbindlichkeit wegen, ſind die Geiſtlichen aller Art oben an zu ſetzen. Nur zweyerley Gattungen derſelben nehme man aus, die nähmlich, welche auch in allen andern Claſſen verſchont bleiben müſſen, die Alten und Kraftloſen, und die, welche zu ſehr am Alten, an der eingeroſteten Gewohnheit und an ihrer gemächlichen Würde hangen, daß ſie es für unſchicklich halten, auch bey allgemeiner Noth mit beyzugehen, und Hand anzulegen. Aber alles muß bey dieſer Claſſe ſo eingerichtet werden, daß ſie ſich von ſelbſt entſchließt, und nicht durch Verfügungen der Obrigkeit dazu nur einigermaßen genöthigt werden darf.

Nächſt dieſen rechne man zu dieſem ehrenvollen Geſchäfte alle Gelehrte und überhaupt Leute von Anſehen an einem Orte. Es iſt eine Sache von beſonderer ſittlicher Würde, es können alſo alle die, welche auf beſondere Achtung ihrer Mitbürger Anſpruch machen, unmöglich von dieſem Zeichen der Würde ausgeſchloſſen werden. Und angeſehene Leute müſſen wieder die Anſtalt heben. Vorzüglich ſchicken ſich hieher alle diejenigen, welche junge Leute unter ihrer Aufſicht haben, welche ſie auch mit anführen können, und welche nach dem Folgenden hierbey ſehr wohl mit zu gebrauchen ſind — nähmlich Lehrer auf Univerſitäten und Gymnaſien, und Lehrer der niederen Schulen. Studierende und Gelehrte müſſen ja doch wohl noch beſſer als Ungelehrte von der großen Billigkeits- und Chriſtenthumsregel überzeugt ſeyn: Was du wünſcheſt, daß dir die Leute thun möchten, das thue du ihnen auch. Wie willkommen würde es jedem ſeyn, wenn ſeine Sachen in Gefahr kämen, und alles glücklich durch Anderer hülfreiche Hände

 gerettet

gerettet würde! Hierbey ſollten ſich beſonders alle ſolche Gelehrte einfinden, welche bey den großen Claſſen der Bürger ihren Unterhalt ſuchen, als Aerzte, Rechtsgelehrte, u. dergl., dieſe brauchen doch beſonders anderer Achtung und Zutrauen; hier zeigt ſich alſo ihnen die beſte Gelegenheit ſich zu empfehlen. Wie gut wäre es z. B. auch noch überdies, wenn ſo mancher Arzt immer einige ſolche Mittel und Inſtrumente bey ſich hätte, womit er zu ſehr Erſchrockenen oder ſonſt Beſchädigten Hülfe leiſten könnte.

Alle andere Angeſehene oder Begüterte, welche weiter keine öffentlichen Aemter bekleiden, und bloß von ihrem Vermögen leben, ſind um ſo mehr verbunden, in einem ſolchen Nothfalle ſich um den Staat verdient zu machen, und ſich dadurch den Beyſtand ihrer Mitbürger, denen ſie ſonſt nicht allezeit viel nützen, bey gleichem Unglück zu verdienen. Das ſind aber auch auf der andern Seite die Leute, welche, weil ſie Gutes thun, ohne daß es ihnen Jemand heißen darf, wegen ihres Anſehens beym großen Haufen am meiſten durch Beyſpiel, Menſchenliebe und Gemeingeiſt rege machen können. Dabey iſt aber der Plan ſo eingerichtet, daß Leute von Stande, welche an keine ſauren und ſchweren Arbeiten gewöhnt ſind, nicht über ihre Kräfte belaſtet werden, weil bey hinlänglicher Anzahl nur auf jeden eine Wenigkeit kommt.

Noch mehr ſind zu ſolchen Geſchäften verbunden, und hierbey ſehr wohl zu gebrauchen alle diejenigen, welche allgemeine bürgerliche Nahrung treiben, als Kaufleute, Künſtler und Handwerker, welche noch nicht bey der Löſchungsanſtalt angewieſen ſind. Bey dieſen findet noch mehr Verbindlichkeit ſtatt, und die mehreſten haben auch

gewiß

gewiß den ſtärkſten Trieb ſich zu zeigen; unter ihnen giebt es auch ſchon manchen ſtarken nervigten Mann mehr, der gewiß an Laſten und Strapazen gewöhnt iſt.

Eben ſo nöthig ſind hierbey eine Anzahl Weibsperſonen zu Fortſchaffung und Behandlung weiblicher Geräthe, Kleidungsſtücke und Bedürfniſſe in der Oekonome. Wie billig wäre es, wenn feine Bürgerweiber und Mädchen, beſonders letztere, wenn Pflege und Wartung der Kleinern und Schwächern des Hauſes ſie nicht abhält, ſich dazu willig finden ließen. Da nun zumahl vom weiblichen Geſchlechte gewöhnlich keine zu dem Löſchungsgeſchäfte gebraucht werden: ſo wäre gewiß in jedem mäßigen Orte bald eine hinlängliche Anzahl zuſammen zu bringen, ohne irgend ein Einziges von einem wichtigern Poſten abzurufen.

Endlich wären zu ſolchen Anſtalten noch allerley junge Leute von 12 bis 16 Jahren ſehr wohl zu gebrauchen, um Wache und Aufſicht in den Häuſern und an den Orten zu halten, wo die Sachen hingeſchafft werden. Und dieſe werden dadurch bald angeführt, ſich erwachſen dem Vaterlande in ſolchen Nothfällen nützlich zu machen.

Die Frage: durch welche Veranſtaltungen eine ſolche Geſellſchaft zu errichten ſey? beantwortet der Herr Möller folgender Geſtalt: Gewaltſame Einführung einer guten Anſtalt, Zwang zum Guten durch Strafgeſetze, wenigſtens im Anfange, hat durchaus etwas ſehr Empörendes, iſt ſehr unnatürlich, nimmt der guten Sache in den Augen der mehreſten ſehr viel von ihrem Werthe, ja gibt ihr eine ganz falſche Auslegung; und man fühlt ſich dabey ſo ſehr geneigt, auf jede mögliche Art das Geſetz zu untergraben und heimlich zu über-

übertreten, daß das nicht ſorgfältig genug verhütet werden kann. Oder man ſucht doch gefließentlich die Anzahl der Hinderniſſe zu vermehren. Gewiß ſehr viel Gutes der Art iſt durch ſolches Verfahren vor der Zeit wieder in Stockung gerathen. Kann man aber die Leute nach und nach überzeugen und für die gute Sache geneigt machen, ſo geht es zwar nicht ſo ſchnell, es iſt aber gewöhnlich von beſſerer Dauer. Weit mehrere werden auf dieſem Wege zur Förderung der Sache die Hand bieten, ſie werden die wenigen Gegner in ihren Hinterhalt zurück drücken, und man kann endlich viel Aufwand von Geld und Zeit erſparen, der ſonſt nur darauf gewendet werden muß, der Uebertretung der Geſetze vorzubeugen.

Eine Anſtalt wie dieſe, iſt durchaus ſo beſchaffen, daß ſie gar nicht ſtehen kann, wenn alle diejenigen, welche derſelben beytreten, nicht mit Leib und Seele dafür ſind, ſonſt wird ſo viel vernachläſſiget, ſo viel Schaden gethan, ſo viel Verdruß angerichtet, ſo wenig die vorher erregte große Erwartung befriedigt, daß es oft beſſer wäre, wenn dergleichen nicht in Vorſchlag gebracht worden wäre. Die Sache iſt auch ſo beſchaffen, daß ihre Billigkeit, Nutzbarkeit und Nothwendigkeit am Tage liegt, und alle weitläuftige Erörterung vergebens iſt. Sie koſtet auch an ſich ſogar keine außerordentliche Mühe, wenn ſie einmal eingerichtet iſt. Und kein Menſch kann den großen Nutzen abläugnen, welcher dadurch geſtiftet wird. Warum ſollte mans daher nicht der guten Sache zutrauen, daß ſie ſich ſelbſt empfehlen und leicht durchgehen werde, (wenn es ernſtlich angefangen wird).

Der Herr Möller räth alſo zu folgenden Vorkehrungen;

1) Laſſe man nur die Sache in öffentlichen Schriften, ſo bald als möglich, bekannt werden, ohne zu thun, als wenn man dabey beſondere Abſichten habe. Dieſer Vorſchlag muß in populärer Sprache, mit möglichſter Gründlichkeit und Wärme beſchrieben werden. Vielleicht könnte es ohne beſondere Angabe eines Orts, als irgendwo eingeführt beſchrieben, und hierdurch der Nachahmungstrieb recht leicht geweckt werden. Denn gebe man:

2) Achtung, ob nicht hin und wieder edle Menſchenfreunde mit ihren Wünſchen ſich hören laſſen, dieſen kann man näher treten und mit ihnen den Anfang zu fernerer Ausbreitung der Sache machen.

3) Eine obrigkeitliche Stelle, welche aus mehreren Mitgliedern beſteht, die erſt mit einander überein kommen müſſen, dieſe wird es beym erſten Anfange nicht allzu weit bringen, beſſer wird es da gelingen, wo es ein einzelner Regent für ſich unternimmt, oder wenn einzelne Edle im Volke, die nicht eben Obere ſeyn müſſen, welche aber nur den Ton in einer Sache gut anzugeben verſtehen, ſich in der Sache dafür verwenden; dann kann ſehr viel geſchehen. Denn es muß alles von ſelbſt aufzukommen ſcheinen.

4) Oder will es die Obrigkeit zu Stande bringen, ſo warte ſie einen Brand ab, und thue gleich darnach dieſe Vorſchläge, überlege die Sache gemeinſchaftlich mit den Unterobrigkeiten und Vorſtehern einzelner Claſſen, nehme die feinſten Bürger dazu, und empfehle die Anſtalt aufs Beſte, doch ohne Zudringlichkeit, immer mit Hinſicht auf das eigne Beſte eines jeden Einzelnen.

5) Sollte es auch da noch einige Schwierigkeiten finden, ſo ſehe man nur nach, ob nicht

unter

unter den Perſonen von Stande, Einige für die Sache etwas eingenommen ſind, mit dieſen ſuche man in Verbindung zu einer Probeanſtalt zu kommen. Da wird es nun zu einem Ehrenpuncte gemacht, wer hier ſich zeigt, und man ſorgt in der Stille dafür, daß es gerühmt und ausgebreitet wird.

6) Hats endlich der Staat zu thun, ſo gebe er dieſen Perſonen ein beſonderes Anſehen und laſſe ſie einige Freyheiten genießen; dann darf man nur etwas Umſtände machen, ehe Jemand in dieſe Geſellſchaft aufgenommen wird; und bald werden ſich die Mitglieder vermehren. Zu den Auszeichnungsmitteln ſolcher Mitglieder — aus welchen man diejenigen wählen kann, welche man nach Beſchaffenheit des Orts für die beſten hält, — gehören.

a) Eine Art von Diplom, welches einer ſolchen Perſon öffentlich ausgefertigt wird. b) Gewiſſe kleine Freyheiten, als z. B. von gewiſſen Abgaben, vom Thorgelde, u. d. gl. c) Vorrang ſolcher Perſonen bey öffentlichen Feyerlichkeiten vor andern ihres Standes. d) Endlich könnte die Geſellſchaft, wenn ſie ihre gehörige Vollkommenheit erhalten hätte, auch unter ſich ſelbſt gewiſſe Strafgeſetze verabreden, welche von Zeit zu Zeit zum Beſten des Ganzen angewendet würden. e) Und wenns auf ſchickliche Art geſchehen könnte, ſo möchten die öffentlichen Lehrer zuweilen dieſer Anſtalt rühmlich gedenken. Nur darf das nicht zudringlich und gezwungen herauskommen, wie es manchmal geſchieht, wenn Collecten und Allmoſenſammlungen von den Kanzeln empfohlen werden. Doch alles das gilt nur um ſolcher Leute willen welche noch nicht ſo feines Gefühl, ſo viel Edelmuth haben, daß ſie das Gute um ſein

ſelbſt

ſelbſt willen thun, für die beſſern würden alle Belohnungen mehr beleidigend ſeyn.

Dieſe Geſellſchaft, wenn ſie ihre Conſiſtenz hat, könnte beſtehen aus einem anſehnlichen Director und ſechs bis acht männlichen Vorſtehern, welche alle Jahre von der ganzen Geſellſchaft in einer allgemeinen Zuſammenkunft gewählt werden. Dieſe haben Vorſchläge zur Verbeſſerung und Befeſtigung der Geſellſchaft zu thun, und bey einem eintretenden Unglücksfall hängt von ihnen die Anweiſung ab, welchen Poſten jedes Mitglied nach vorhergegangener Uebereinkunft zu behaupten habe. Alle übrige Theilnehmer ſind dem Range nach hierbey einander ganz gleich.

Das Ganze theilt ſich nun wieder in drey bis vier einzelne Geſellſchaften, ſo viel als Häuſer auf einmal beſetzt werden ſollen. In jeder dieſer Geſellſchaften müſſen alle Arten von Gehülfen ſeyn, damit ſie im Stande ſey ein Haus in kurzem ganz auszuräumen. So wie ſie antreten, hat jede Claſſe zwey von den dem Director zugeordneten Vorſtehern bey ſich.

Ein Vorſteher bleibt beym Hauſe, beobachtet die Annäherung der Gefahr, er kann ſolche von der Geſellſchaft, welche etwa übrig oder fertig ſind, zum Beobachten von außen her anhalten, und zuletzt beſtimmt er den Ausgang aus dem Hauſe. Der andere wählt ſich ſelbſt, oder nach Angabe der Eigenthümer, einen von der Gefahr entfernten ſichern Platz, wo möglich hinter dem Winde, und bleibt dort wo die Sachen hingebracht werden, er ſtellt die an, welche die Wache haben ſollen, und dieſes ſind jüngere oder beſonders vornehme und zärtliche Mitglieder der Geſellſchaft. Das iſt aber nur an ſolchen Orten nöthig, wo keine militäriſche Beſatzung iſt. Auch

dieſer

dieſer letzte Vorſteher hat den Gang des Feuers zu bemerken, je größer das Feuer, je ſchwerer die Hülfe, deſto weiter muß auch der Ort der Niederlage genommen werden.

Gut wäre es wenn die Obrigkeit ſolche Männer hinlänglich authoriſirte, daß ihnen Niemand ſein Haus, Hof oder Garten verſagen dürfte. Doch müßte auch dabey hinlängliche Sicherheit für ſolche ſeyn, welche ſich zur Aufnahme bewegen laſſen.

Nach Befinden kann eine von den Geſellſchaften, welche am meiſten zu thun hat, ſich Gehülfen ausbitten.

Junge Leute, welche aber die Vorgeſetzten am meiſten in den Augen behalten müſſen, oder auch Leute von Stande, die guten Willen, aber wenig körperliche Kräfte haben, können vor dem Hauſe zu Paaren Wache halten, doch müſſen dieſe wo möglich unter dem Schutze von Soldaten oder der Bürgerwache ſeyn. Ihnen wird genau der Ort angegeben, wo die Hausgeräthe hingeſchaft werden, und ſie haben im Anfange allemal die Arbeitenden dafür anzuweiſen. Sie dienen auch dazu Rapport von einem Orte zum andern zu bringen, und der Director muß immer einige bey ſich haben.

Die Vorſteher und Vorſteherinnen in einem Hauſe bitten die Hausbeſitzer, ihre Schränke, Käſten, Zimmer und alles aufzuſchließen, was nicht verſchloſſen auf einmal fortgebracht werden kann.

Bey jeder Abtheilung müſſen ſich für nächtliche Unglücksfälle eine gewiſſe Anzahl Laternen, Lichter und Leuchter bereit finden, die nothwendig eine öffentliche Caſſe beſorgt, damit in den der Gefahr unterworfenen Häuſern, auf dem Wege, und am Orte der Niederlage ſattſame Hellung zum

Beſten

Beſten der Arbeiter, oder auch zur Abhaltung der Diebe ſeyn möge. Am ſchicklichſten können die den jungen Leuten anempfohlen werden, und dieſe legen ſie in einen beſtimmten Korb, welchen ein Mädchen mitzubringen verbunden iſt. Oder jedes Mitglied hält ſeine eigene wohl verwahrte Laterne.

Zur Beſtimmung fernerer Maßregeln, hat jedes fertig gewordene Mitglied die Auflage an dem Orte, wo nun die Sachen ſtehen, ſich zu verſammeln, um von da abzugehen, oder nach Erforderniß der Umſtände, neue Arbeiten zu übernehmen, doch ſo, daß jener Platz gehörig in Sicherheit bleibt.

Folgendes wäre nun ein kleiner Ueberſchlag des zu dieſer Geſellſchaft nöthigen Perſonals. Herr Möller nimmt vier Abtheilungen in dieſer Geſellſchaft an, von welchen jede, nach der verſchiedenen Größe der Häuſer, kleiner als die andere iſt. Die erſte mag 30 junge Leute oder Vornehme zum Beygehen und zur Wache haben, die 2te 20, die 3te 15, die 4te 12 Perſonen, macht mit den Vorgeſetzten und dem Director 86 Perſonen.

Wir wollens nur einmal ſo annehmen: In einem Hauſe, welches wir mit Nr. 1. bezeichnen, wären ungefähr vier große Schränke voll Kleider auszuräumen. Für jeden Schrank eine Perſon, welche wohl mit dergleichen umzugehen weiß, welche das Abnehmen und Zuſammenlegen mit möglichſter Genauigkeit beſorgt, und nichts zu tragen braucht, und dazu bey jedem Schranke zwey Weibsperſonen, die einen gemeinſchaftlichen geflochtenen Tragkorb haben, und damit auf einen Schrank zweymal zu gehen brauchen; dieſe Körbe ſind ſo eingerichtet, daß in der Mitte zwey Schnüren über die Kleider her befeſtigt werden können, um das Herunterfallen zu verhüten. Das Einzelne bleibt aber beym Schranke, bis er ausgeleeret iſt. Das macht zuſammen

12 Perſonen.

Bey Nro. 2 ſind drey Schränke, und bey Nro. 3. und Nro. 4., bey jedem zwey, — 21 Perſonen.

Wäſche und Weißzeug zu tragen, rechne ich Nro. 1 vier Tiſchkörbe u. ſ. w. wie vorher, nebſt beſondern Aufſehern oder Aufſeherinnen, für jedes Haus eins, — — 26 Perſonen.

Zu den Betten gehen zu jedem einſchläfrigen, zwey Perſonen, zu einem zweyſchläfrigen Bette drey. Auf ein großes Haus kann man rechnen fünf einſchläfrige, ein zweyſchläfriges; zu Nro. 2. ein zweyſchläfriges, drey einſchläfrige; zu Nro. 3. drey einſchläfrige; zu Nro. 4. zwey einſchläfrige Betten, — — — 32 Perſonen.

Zu Küchengeſchirr, Kupfer, Zinn, Meſſing und Porcellan, in Nro. 1. ſechs Tragkörbe, zwey Gehülfen; Nro. 2. vier Tragkörbe, zwey Gehülfen; zu Nro. 3. drey Tragkörbe, einen Gehülfen; zu Nro. 4. zwey Tragkörbe, einen Gehülfen, — 12 Perſonen.

Nun könnte man auch zwey und zwanzig ſtarke Mannsperſonen unter die vier Claſſen der Geſellſchaft vertheilen, von welchen einige Hämmer oder andere nöthige Inſtrumente bey ſich haben müſſen, um Schränke, Bettſtellen und dergleichen zu zerlegen, was ſonſt befeſtigt iſt, loszureißen und fortzutragen, wenn alles ausgeräumt iſt. Ehe dieſes aber geſchehen kann, thut jedes ein Paar Gänge mit kleinen nöthigen Meublen, Stühlen, Tiſchen u. dergl. 22 Perſonen.

Alle und jede Kleinigkeiten in einer Stube, welche auf Tiſchen und Schränken ſtehen oder an den Wänden herum hangen, werden in jedem Zimmer in der Mitte behutſam auf einen Haufen, oder neben einander gelegt, und ein junger Menſch dabey geſtellt, bis die Perſonen mit den Körben ihr erſtes Geſchäft vollendet haben, dann gehet jede nach einem ſolchen Zimmer und rettet dieſe kleinern Stücke. Nun gebe man noch jeder Geſellſchaft eine Anzahl Männer mit Säcken verſehen, welche ſie leicht um ſich hangen oder binden können, um auch dabey zu arbeiten, wenn ſie nichts in Säcken zu tragen haben; zu Nro. 1. zwölfe; zu Nro. 2. achte; zu Nr. 3. ſechſe; zu Nro. 4. auch ſechs Mann 32 Perſonen.

Dieſe gehen nach Früchten, Mehl, Büchern, Hülſenfrüchten und ſolchen Dingen, welche hierdurch am beſten fortgeſchafft werden können. Und wenn

dieſe

dieſe nichts mehr zu thun finden, ſo machen ſie ſich an andere Hausrathsſtücke, welche noch übrig ſind.

So beſtände nun die erſte Abtheilung der Geſellſchaft aus 94 Gliedern

die zweyte	—	67	—
die dritte	—	43	—
die vierte	—	42	—
		246	—

Dazu kommt der Director, macht 247 Perſonen.

Daß dieſes nur bloße Annahme iſt, welche nach jedes Orts Umſtänden gar leicht verändert werden kann, ſieht jeder wohl ein. Ja es ließe ſich noch unterſuchen, ob nicht in einer Stadt, wo Militär iſt, die Garniſon ſehr ſchicklich auch zu dieſen geſammten Geſchäften könnte angehalten und eingerichtet werden, wie man in gewiſſen Städten das Feuer-Commando hat.

Hat jedes ſeinen Poſten erfüllt, ſo thut es noch, was es kann, und wo es etwas zu thun giebt, bis es von ſeinen Vorgeſetzten abgerufen wird.

Wie treffen nun aber die zerſtreut umher wohnenden Glieder gehörig zuſammen, wenn ein Unglück ausbricht? — Der zeitige Director muß wie ein anderer Feuer-Commiſſarius ſtets im Orte ſeyn, oder er muß ſein Geſchäft einem andern ſichern Manne anvertraut haben. Dieſer hat einen von der Geſellſchaft in ſeiner Nähe, welcher 4 verſchieden farbige Zeichen der vier Abtheilungen nach dem Feuer trägt, — das könnten Fahnen, oder ſonſt etwas Aehnliches ſeyn, nach welchen jedes Mitglied gleich auch ein Zeichen von Band trägt, und dieſes wo möglich immer bey ſich hat. Der Director ſucht gleich die Häuſer nach der Gröſſe aus, welche der Gefahr am nächſten ſind, und ordnet die Fahnen dahin, wo er glaubt, daß ſie hin gehören. Eben ſo ſchnell muß jeder

der 8 Vorgeſetzten eilen und ſeine Fahne vor der Thür ſuchen. Ehe dieſe ankommen, bekümmert ſich der Director um einen Ort, wo des gefährlichſten Hauſes Mobilien hingeſchafft werden ſollen, bis der beſondere Vorſteher ankommt, welcher hier ſein Amt verwaltet, dann geht nun der Director von einem Hauſe zum andern und beobachtet, wo etwas fehlt, und ob die Wachen gehörig angeſtellet ſind.

Gut wäre es, wenn, wie bey den Soldaten, jede Abtheilung der Geſellſchaft eine Art von Parole hätte, nach welcher eine die andere in der Nacht finden könnte. Der Director gäbe ſie jeder Wache, welche vor einer Thür ſteht, und bey dieſer hätte jeder ſeine Zeichen vorzuweiſen, und dann würde ſie ihm bekannt gemacht. Im Anfange aber wird es beſonders nöthig ſeyn, daß die jungen Leute von dem Hauſe, wo ausgetragen wird, bis an den Ort, wo die Niederlage iſt, in ganz kleinen Entfernungen geſtellt werden, damit nicht jedem Austragenden jener Ort beſonders braucht genannt zu werden, und er ſich doch finden kann. Die, welche in der Thür ſtehen, müſſen ihn zuerſt wiſſen.

Nach geendigtem Feuer müſſen hinlängliche Aufſeher bey den Sachen bleiben, bis ſie entweder wieder eingeräumt, oder weiter fortgeſchafft ſind, wo dann, wenn es nicht verbeten wird, und der Eigenthümer genug ſind, jede Claſſe der Geſellſchaft für das Einräumen und die ſichere Uebergabe der Sachen ſorgt.

Den dritten Tag nach dem Feuer kommt die Geſellſchaft an einem beſtimmten Orte und zu einer Zeit zuſammen, welche ein für allemahl bekannt ſind. Hier muß die Obrigkeit einen jeden, dem ſeine Sachen gerettet worden, zu einem ver-

hältniße

hältnißmäßigen Beytrage zur Geſellſchaftscaſſe anhalten, welcher hier gleich entrichtet wird. Hier können auch Nachfragen gehalten werden, wenn hier oder da etwas verlegt oder hinweg gekommen iſt. Hier werden von jedem beſcheiden die Bemerkungen mitgetheilt, wie dieſes oder jenes beſſer ſeyn könnte; hier muß endlich jeder ſeine Zeugen bringen, daß er da geweſen ſey, oder er bringt ſeine Entſchuldigung wegen Verabſäumung vor, worauf nur leidliche Strafe kommt, ſobald ſie nicht ganz unſtatthaft iſt, und doch eine ſichere Perſon dafür geſtellt worden war.

Wenn aber Jemanden von den oben genannten Claſſen, bey völliger Einrichtung der Geſellſchaft, der Antrag zum Beytritt geſchieht, und er ſchlägt es aus, ohne ſtatthafte Gründe zu haben, deſſen Haus wird durch öffentliche Bekanntmachung, als zur Beſorgung der Geſellſchaft nicht gehörig, gleichſam ausgerufen. Dies könnte im gleichen Falle auch denen begegnen, die ohne Noth wieder aus der Geſellſchaft heraus treten.

Gut wäre es dabey noch, wenn die Obrigkeit lieber eine allgemeine alljährliche Auflage machte, von welcher nicht nur die nöthigen Geräthe der Geſellſchaft angeſchafft und unterhalten werden könnten, ſondern wovon auch mit Zuziehung der Strafgelder ſich eine Recreation für die geſammten Mitglieder, oder ein Volksfeſt, beſtreiten ließe.

Nur diejenigen, in deren Nähe das Feuer iſt, können davon frey geſprochen werden, beyzugehen, ungefähr 8 Häuſer vor und 4 Häuſer hinter dem Winde.

Trifft einen ſolchen von der Geſellſchaft das Unglück, ſo muß auf ſein Haus beſondere Sorgfalt gewendet, und ihm aus der öffentlichen Caſſe

die geringſte Kleinigkeit, welche er als verloren darthun kann, erſetzt werden.

Wer von der Geſellſchaft ſich der geringſten Untreue überweiſen läßt, wird nach äußerſter Strenge beſtraft, und zu mehr als doppeltem Erſatz angehalten.

Da freylich an den Häuſern, welche bereits ſchon brennen, am meiſten gearbeitet werden muß: ſo haben die Vorgeſetzten dies als die höchſte Pflicht auf ſich, genau die Gefahr zu beobachten, und zeitig durch die Parole, oder ein beſtimmtes Inſtrument alle Glieder abzurufen, wenn es bedenklich wird. Weil es auch die Zeit nicht erlaubt zu unterſuchen, und man nicht allemal weiß, was Freunde oder Betrüger ſind: ſo darf Niemand, als die Perſonen des Hauſes ſich der Sachen mit anmaßen, welchen auch die Parole gleich gegeben wird, alle andere müſſen ſich entfernen. Die Einwohner aber beſorgen diejenigen von ihren Sachen, welche ihnen die liebſten ſind und am leichteſten von Unwiſſenden beſchädigt werden können.

In kleinen Städtchen und Dörfern könnte durch Verbindung der benachbarten gar füglich eine gleiche Verbindung errichtet werden. Doch wäre die Geſellſchaft wegen der Früchte, des Viehes und anderer Geräthe des Landmanns anders einzutheilen, und ein Ort müßte dem andern zu Dienſten ſtehen.

Nachricht von dem Privat-Rettungs-Inſtitut der Mobilien bey Feuersgefahr in Gotha *).

Dieſes

*) S. Buſch's Almanach oder Ueberſicht der Fortſchritte in Wiſſenſchaften, Künſten ꝛc. V. B. Erfurt bey Keyſer 1801, 8. S. 363 ff.

Dieſes Rettungs-Inſtitut hat der Herr J. C. A. Beck, Pfarrer zu Stedten an der Gera am 30ſten März 1799 in Gotha, ſeiner Vaterſtadt, errichtet, und in folgender Schrift Nachricht davon gegeben: Regulativ für das Rettungsinſtitut der Mobilien und Effekten bey Feuersgefahr zu Gotha, mit einem Kupfer, Erfurt 1799.

Die Geſellſchaft beſteht aus 40 Perſonen, die eigentlich zur Rettung der Effekten beſtimmt ſind, doch ſtehet es jedem Mitgliede frey, ſich auch ſeiner Hausgenoſſen und gewöhnlichen Arbeiter dabey zu bedienen, welche aber der Geſellſchaft angezeigt, und mit dem geſellſchaftlichen Zeichen verſehen werden müſſen. Um den Zweck der Hülfleiſtung nicht zu verfehlen, dürfen die Mitglieder nie zu nahe oder ganz an einander wohnen, auch nicht bey mehreren Geſellſchaften dieſer Art engagirt ſeyn. Jedes Mitglied entrichtet bey der Aufnahme in die Geſellſchaft 3 Thlr. 12 Gr. und muß ſich ein ovales, mit den Buchſtaben R. G. (Rettungs-Geſellſchaft) bezeichnetes Schildchen machen laſſen, welches bey einem entſtandenen Feuer am Hute getragen wird, und woran ſich die Mitglieder einander unter dem Getümmel der Menſchen erkennen können. Die Mitglieder ſind in 4 Viertheile abgetheilt, und jedes Viertheil hat einen Viertelsherrn, der über die in ſeinem Bezirke befindlichen Mitglieder die Aufſicht hat.

Was ihre Rettungsgeräthſchaften betrifft: ſo beſorgt jedes Mitglied auf eigne Koſten 2 Säcke, welche um ſie von andern zu unterſcheiden, aſchgrau gefärbt, mit der Nummer und dem Namen des Mitglieds bezeichnet ſind; der größere Sack iſt an dem Ende mit 2 leinenen Handhaben, der kleinere mit einem Tragbande, beyde aber mit einem Zuge, verſehen. Jedes Mitglied bewahrt die-

ſe Säcke bey ſich, und bringt ſolche zur Zeit der Noth mit an Ort und Stelle.

Auf gemeinſchaftliche Koſten hat die Geſellſchaft verfertigen laſſen:

1) Vier vierrädrige kleine leichte Wagen, an welchen die beyden Vorderräder untergehen, und zwar zwey ohne Geſtell zum Fortſchaffen der Schränke, Kiſten, Kommoden und dergl.; dann zwey mit geflochtenen nach der Länge des Wagens eingerichteten Körben für Wäſche, Bücher und andere Dinge; die Körbe haben am Hintertheile leinene Handhaben; jeder Wagen wird mittelſt der Deichſel von 2 Perſonen gezogen.

2) Zwey Maſchinen, wodurch man in einem daran hangenden Korbe Effekten aus dem Fenſter leicht und geſchwind herablaſſen kann, wozu zwey mit Stricken umflochtene Körbe und zwey lange Seile mit eiſernen Haken gehören.

3) Eine ins 4te Stock reichende, und mit hölzernen Sproſſen verſehene Strickleiter zur Rettung der beym Feuer in Gefahr gekommenen Perſonen.

4) Vier große Laternen, mit Schrauben an den Henkeln, jede 1 und einen halben Fuß hoch, zur Erleuchtung der Keller und Böden bey der Nacht.

5) Eine Pechpfanne mit Pechkränzen, für den Ort, wohin die Mobilien gerettet werden.

6) Zwey Schrotleitern, eine 3, die andere 2 Ellen lang, am Vordertheil mit Armen, zum Aufhalten der darauf gelegten Sachen, am Hintertheil mit ſtarken Stricken verſehen, um die Mobilien bequem zur Treppe hinunter zu ſchaffen.

7) Vier Tragen, mit geflochtenen weidenen Aufſätzen, die einen Kaſten bilden, auch nöthigenfalls

falls abgenommen werden können, zur Fortſchaffung kleiner Geräthſchaften.

8) 24 Ellen grobe Packleinewand zu Feuerdämpfungslappen, jeder 3 Ellen lang, die beym Gebrauch mit Waſſer durchnäßt werden. Dieſe Geräthſchaften ſind in die 4 Viertel der Stadt vertheilt, und werden, ſobald es nöthig iſt, durch dazu beſtimmte Mitglieder herbeygeſchafft.

Die Viertelsmeiſter viſitiren zuweilen die Mitglieder unvermuthet, um zu ſehen, ob bey ihnen alles in gehöriger Bereitſchaft iſt. Kommt ein Feuer aus, ſo begiebt ſich jedes Mitglied mit den Säcken und den ihm anvertrauten Geräthſchaften ſogleich in die Gegend des Brandes, und zwar zu demjenigen Mitglied, welches demſelben am nächſten iſt, um ihm Hülfe zu leiſten. Sind die Häuſer mehrerer Mitglieder in Gefahr: ſo wird dem zuerſt beygeſtanden, deſſen Haus von der Richtung des Windes am meiſten bedroht wird, und ſobald dieſer die Hülfe nicht mehr nöthig hat, wird auch dem nächſtgelegenen die erforderliche Hülfe geleiſtet. Sollte kein Mitglied der Geſellſchaft Unterſtützung bedürfen: ſo macht ſich dieſelbe verbindlich, auch andern Einwohnern, die der Hülfe bedürfen, und ſolche annehmen wollen, mit ihren Kräften und Geräthſchaften beyzuſtehen. Wenn ein Mitglied der Geſellſchaft in den Fall kommt, daß es der Hülfe bedarf: ſo muß es, zur Erleichterung der von den Mitgliedern erwarteten Hülfe: 1) Das Haus in dem unterſten Stockwerke wenigſtens mit Einer, mit einem Talglichte verſehenen Laterne, in dem obern aber mit Wandleuchtern, vorzüglich auf den Treppen erleuchten. 2) Die Bodenlöcher mit Fenſtern oder Liethen verwahren. 3) Die nicht ganz, oder erſt, wenn ſie ausgeräumt ſind, fortzuſchaffenden Kaſten und

Schränke öffnen. 4) Zu mehrerer Sicherheit, theils auf den Fall der Abweſenheit, theils um der bey der nahen Gefahr beſorglichen Verwirrung vorzubeugen, muß ſich jedes Mitglied ein anderes wählen, welches es mit der Einrichtung ſeines Quartiers, ſeiner Schlüſſel, Effekten, die es zuerſt gerettet zu ſehen wünſcht, bekannt macht, und ihm von letztern allenfalls ein Verzeichniß mit Benennung des Orts, wo ſie zu finden ſind, zuſtellt. 5) Jedes Mitglied muß ſich einen oder zwey Plätze, wohin es nöthigenfalls ſeine Mobilien in Sicherheit bringen zu können glaubt, auswählen, und ſolche den übrigen Mitgliedern bekannt machen.

Dieß ſind die weſentlichen Punkte des Regulativs: viele andere zwar außerweſentliche, aber doch ſehr nützliche, und von den menſchenfreundlichen Geſinnungen des Herrn Verfaſſers zeugende Anordnungen, müſſen wir der Kürze halber übergehen. Wenn ſich auch theoretiſch gegen manche dieſer Anordnungen etwas einwenden ließe; ſo werden doch praktiſche Fälle, wo die Geſellſchaft in Thätigkeit geſetzt wird, immer nur den ſicherſten Weg zu zweckmäßigen Verbeſſerungen dieſer nützlichen Anſtalt zeigen.

Da es dem Herrn Verfaſſer um Gemeinnützlichkeit zu thun iſt, ſo theilen wir hier die Abbildung der Rettungsgeräthſchaften mit, damit ſich die Leſer eine deutliche Vorſtellung davon machen können.

Erklärung der Kupfer.

Fig. 5384. Die Maſchine, mittelſt welcher man Effekten aus dem Fenſter retten kann.

Fig. 5385. Der Durchſchnitt dieſer Maſchine. a Walzen, an deren Enden eiſerne Scheiben bbb, in welche bey Herablaſſung ein Eiſen ccc fällt, das die Walzen feſt hält. ddd ſind eiſerne Haken, um die Maſchine damit am Fenſter zu befeſtigen.

Fig.

Fig. 5386 und 5387. Die Walze und eiſerne Scheibe größer.

Fig. 5388. Der Wagen, an dem hinten ein Strick a befeſtiget wird, um in den Gaſſen, wo das Umwenden nicht angeht, wieder rückwärts wegfahren zu können.

Fig. 5389. Die Trage mit dem Korbe, an dem unten Zapfen aa ſind, welche in die Trage

Fig. 5390. aaaa paſſen, und verhindern, daß der Korb nicht abgleite. An dem Korbe auf dem Wagen ſind ebenfalls ſolche Zapfen bb Fig. 5388.

Fig. 5391. Die Schrotleiter, welche bey aa einen Haken bildet, der das Herunterfallen der darauf gelegten Mobilien verhindert.

Fig. 5392. Das Zeichen, welches jedes Mitglied der Geſellſchaft am Hute trägt.

Eine von Klingert erfundene Leiter und ein Korb zur Rettung der Menſchen und Mobilien bey Feuersgefahr*).

Der Kammer-Mechanicus Klingert in Breslau hat der Leipziger ökonomiſchen Societät die Beſchreibung einer Strickleiter und eines Korbes überſandt, die er nicht nur zur Rettung der Menſchen in Feuersgefahr, ſondern auch für Männer und Zimmerleute zu Arbeiten an hohen und ſteilen Gebäuden brauchbar erfunden hat. Nach dem Gutachten einiger Kenner wäre die Strickleiter nur für gehörig geübte Leute, welche in der Folge den Menſchen zu Hülfe kommen müßten, zu gebrauchen; deſto vortheilhafter wäre die zu Weimar bekannt gemachte Sackleiter, und eben dazu könnte die von Klingert angegebene, durch eiſerne Hülſen zum Verlängern zuſammengeſetzte Stange die beſten Dienſte leiſten, um die Weimariſche Sackleiter, wenn ſie nicht ſchon in den Stockwerken der Gebäude, wo Menſchen in Gefahr

*) C. Buſch a. a. O. S. 362.

fahr ſind, vorhanden ſey, dahin bringen zu können. Noch vorzüglicher und zu empfehlen ſey der von Klingert vorgeſchlagene Korb, da in demſelben bey Feuersgefahr nicht nur Menſchen, ſondern auch andere Dinge von Werth gerettet werden könnten. Eine weitläuftige Beſchreibung nebſt einer in Kupfer geſtochenen Zeichnung von der Leiter und dem Korbe findet man in der Anzeige der Leipziger ökonom. Societät von der Oſtermeſſe 1799. In dem Leipz. Intelligenzbl. 1779. S. 403 wurde ſchon einer Art Strickleiter erwähnt, die bey Feuersgefahr nutzbar iſt, und wovon ſich noch ein Modell im Intelligenz-Comtoir zu Leipzig befindet.

In dem ſo eben erſchienenen 16ten Stücke des Magazins aller neuen Erfindungen *) ſind auf der 8ten Kupfertafel auch einige Maſchinen zum Retten bey Feuersgefahr abgebildet, welche indeſſen vorzüglich dazu beſtimmt zu ſeyn ſcheinen, um Menſchen aus den oberſten Stockwerken eines brennenden Gebäudes zu retten. Die nähere Beſchreibung wird in dem 17ten Stücke des erwähnten Magazins folgen.

Moblich, dieſer Ausdruck wird von den Gärbern von dem Leder gebraucht, welches zu lange in dem Kalke gelegen, und daher eine überflüſſige Gare bekommen hat, wovon die Folge iſt, daß es zu weich wird und die Farbe durchſchlägt.

Möblirer, ſ. im Art. **Möbeln**, oben, S. 213.

Mocade, franz. Mocade, Moguette, eine Gattung ſammetartiger Zeuge, die faſt eben ſo wie der Plüſch gewebt wird. Der Grund davon iſt gemeiniglich Garn, das Haarichte aber, oder Sammetartige, Baumwolle oder feine Wolle. Der Ar-

*) Leipzig bey Baumgärtner. 1803. 4.

Artikel wird beſonders zu Abbeville in der Picardie in großer Menge verfertiget. Die Manufaktur zu Abbeville führt den Titel: Manufacture privilégiée de moquettes et de Velours d'Utrecht. Dieſe Anſtalt iſt durch die Güte ihrer Arbeiten, das ſchöne Aeußere und den Geſchmack der Zeichnungen und Muſter, wie auch durch die Lebhaftigkeit, Aechtheit und Dauer der Farben, auf eine vortheilhafte Art in und außerhalb Frankreich bekannt.

Man verfertigt darin geblümte Mocquette, von erſterer und zweyter Feine; glatte Sorte zum Friſiren und Drucken, welche unter dem Nahmen Trip bekannter iſt; und Sammet auf Art des utrechter, der dem holländiſchen an die Seite geſtellt werden kann.

Die Mocquettes en prémiere qualité ſind insgemein 20 Zoll breit. Man fabrizirt auch zu reichen Möbeln, die langhäricht nach Art der engliſchen, und 25 Zoll breit ſind. Dieſe größere Breite erlaubt ſchon ein reicheres und abwechſelnderes Deſſein, ſo daß das Gewebe gewiſſermaßen den Savonnerie-Tapeten ähnlich iſt.

Außerdem webt man auch geblümte Moquettes von derſelben Feine, wo das Sammetartige, ſtatt Wolle, von Kameelhaar gemacht wird, welches dem Zeuge ein ſehr artiges Anſehn giebt; ferner zweyfarbige Moquettes, wo Grund und Muſter von verſchiedener Farbe gemacht werden; dieſe ſind damaſtartig von fil d'Epinay gewebt.

Alle Moquettes en prémiere qualité halten 11 Aunes in der Länge. Die ſeconde qualité, welche den Nahmen pie-court führen, ſind 18 Zoll breit und 12 Aunes lang. Dieſe ſind mit kleinen Deſſeins, abgetheilter Weiſe, oder auch auf Moſaike-Art. Der größte Theil wird zu Teppichen mit

mit Franzen angewandt, die zum Handel auf der guineiſchen Küſte dienen. Die Tripes ſind 20 Zoll breit, und in Stücken von 22 Stab Länge. Die glatten und einfärbigen werden zum Friſiren und Kreppen der Zeuge gebraucht. Die geſtreiften ſind zwey- bis vierfarbig. Die gedruckten dienen zu Möbelüberzügen.

Mocayar, ſ. Moncahiard.

Mocca-Stein, ſ. **Mochha-Stein**.

Moccaſin-Blume, der Nahme einer Art des Frauenſchuhes, Cypripedium hirſutum Miller, welche in Amerika wächſt, und eine große röthlich braune Blume trägt. In Gärten iſt ſie ſchwer zu ziehen, wie alle Arten dieſer ſonſt ſo ſchönen Pflanzengattung.

Moche-Seide (ſoie en moche, im franzöſiſchen Handel, die Seide, die noch nicht gefärbt und völlig zugerichtet iſt. So nennt man auch Fil en moche eine Sorte Garn von Leinen, das in Packeten von 10 Pfund im Gewichte aus Bretagne meiſtens über Rennes ausgeführt wird.

Mochha-Stein, **Mockha-Stein**, **Mochi**, oder **Dendrachat**, ein Chalcedon mit dendritiſchen Zeichnungen. S. unter **Chalcedon**, Th. 8. S. 6.

Mochi, ſ. das vorſtehende.

Mochinger-Geſundbrunnen, eine mineraliſche Quelle, welche auch **Maria-Brunnen** heißt, und in einem Tannenwalde bey **Mochimg** in Oberbayern entſpringt. Das Waſſer iſt klar und mitten im Sommer ganz kalt, und hat einen ſüßen Geſchmack. Der Boden um die Quelle iſt weiß. Man braucht dieſes Waſſer mehr zum Baden, als zum Trinken.

Phyſiſch-praktiſche Beſchreibung des allgemeinen und ſonderlichen Gebrauchs des altberühmten Geſundbrunnens und mineraliſchen Seifenbades zu Mariabrunn, nach Moching in Oberbaiern; von

von Ant. Joh. Nepom. Leuthner. München 1790. 4. 18 B.

Mochlia, heißt die Wiedereinrichtung verrenkter Knochen.

Mocho-Stein, ſ. **Mochha-Stein.**

Mocko-Stein, ſ. daſſelbe.

Mock-Vogel, franz. le moqueur, ein Nahme der americaniſchen Nachtigall, oder **Sinhonte**, welches eigentlich eine Art Droſſel, Turdus Polyglottus L. iſt. Dieſer Vogel, welcher ſich in Louiſiana, Carolina, auch auf Jamaika ꝛc. aufhält, hat keinen eigenthümlichen Geſang, er kann aber die Stimmen anderer Vögel, auch Lachen und Weinen der Menſchen täuſchend nachahmen.

Mocock oder **Mococo**, Nahme einer Art **Maki** auf der öſtlichen Küſte von Afrika.

Moco-Stein, ſ. **Mochha-Stein.**

Modder, ſ. **Moder.**

Mode, die, die eingeführte Art des Verhaltens im geſellſchaftlichen Leben, die Sitte, **Gewohnheit**; und in engerem Verſtande, die veränderliche Art der Kleidung und der Anordnung alles deſſen, was zum Schmucke gehört, wofür man ehedem auch das Wort **Weiſe** gebrauchte. **Sich nach der Mode kleiden. Eine Mode mitmachen. Eine neue Mode aufbringen. Es iſt die Mode ſo. Aus der Mode kommen** ꝛc. Wo es zuweilen auch in Geſtalt eines Nebenwortes gebraucht wird. **Dieſer Kopfputz iſt nicht mehr mode**, d. i. gewöhnlich, üblich. **Es wird bald wieder mode werden** *).

Bevor

*) Das Wort Mode iſt aus dem Franz. Mode entlehnet, welches wiederum von dem Lat. Modus, die Art und Weiſe abſtammet. Indeſſen hat es doch ſchon das Bürgerrecht im Deutſchen gewonnen, zumahl da die meiſten Deutſchen ſeit langer Zeit in der Art der Kleidung und

des

Bevor wir die Moden nach ihrem jetzigen Umfange und Einfluſſe betrachten, wird es intereſſant ſeyn, einige Blicke in die Vorzeit zu thun, um den Urſprung und den Wechſel der Moden in den vergangenen Jahrhunderten kennen zu lernen *).

Die alteuropäiſchen Völker unterſchieden ſich von jeher von allen andern Nationen der Erde nicht nur durch den Schnitt ihrer Kleider, und die Art ihres Putzes, ſondern auch durch die Geneigtheit, die Formen der Kleidung und des Putzes abzuändern, und fremde Trachten oder Verzierungen des Körpers anzunehmen. Die germaniſchen und andere nicht ſlaviſche Völker unſers Erdtheils, hatten ſelbſt in den älteſten und früheren mittleren Zeiten bald etwas längere oder weitere, bald etwas kürzere oder engere Ober- und Unterkleider. Sie ſchnitten bald ihr Haupthaar kurz am Nacken ab, bald nährten ſie es, und trugen es entweder frey fliegend, oder auf mancherley Art zuſammengeflochten und aufgeflochten. Bald ließen ſie ſowohl den Kinnbart als den Knebelbart wachſen, und zu andern Zeiten ſchoren ſie den Bart

des Schmuckes eben ſo veränderlich ſind, als die Franzoſen.

Man kann mit dieſem Worte allerley Zuſammenſetzungen machen, ſowohl Dinge zu bezeichnen, welche mode ſind, Modewörter, Modetracht, Modekleidung, Modezeug ꝛc. als auch Perſonen, welche ſich nach der Mode bequemen, dieſelbe zu beobachten und bey andern zu befördern ſuchen, ein Modeſchneider, Modedichter, Modeprediger ꝛc.

*) S. Ueber den Einfluß des beſtändigen Aufenthaltes der Damen an den Höfen der Könige und Fürſten auf die Kleidung und den Putz beyder Geſchlechter; nebſt Betrachtungen über den Urſprung und Wechſel der Moden in den vergangenen Jahrhunderten. Von dem Herrn Hofrath Meiners in Göttingen. Steht in dem Neuen Hannöv. Magazin 28. St. 1798. Col. 43. fl., von welchem ſchätzbaren Aufſatze ich hier das vorzüglichſte entlehne.

Bart auf den Lippen wie am Kinn glatt ab. Auch die Bedeckungen des Kopfs und der Füße waren in Rückſicht auf Größe und Formen häufigen Abwechſelungen unterworfen. Wenn ein ſolcher charakteriſtiſcher Zug, dergleichen die Geneigtheit zu neuen Moden, oder zu beſtändigen Abänderungen in der Bedeckung und Verzierung des Körpers iſt, nicht etwa eine Nation ſondern alle Nationen von gleicher Abſtammung durch alle Jahrhunderte, durch alle Stufen, durch alle Revolutionen ihrer Cultur, ihrer Verfaſſung und Geſetze begleitet: ſo kann man den Grund davon nicht in wandelbaren äußern Urſachen, ſondern man muß ihn in den eigenthümlichen Naturanlagen ſolcher Völker ſuchen. Die alten Germanier und andere ihnen verwandte Bewohner unſers Erdtheils liebten Veränderungen in Kleidern und Putz mehr als alle übrige Nationen, weil ſie von Natur eines freyern, unbefangenern Geiſtes waren, und nicht blos das Alte und ihnen Eigenthümliche für das einzige Gute hielten, ſondern vielmehr das Neue und Ungewohnte mit dem Alten und Gewohnten unpartheyiſch verglichen, und wenn ſie jenes vorzüglicher fanden, dieſes willig aufopferten; weil ferner beyde Geſchlechter eine lebhaftere Begierde hatten, ſich einander zu gefallen, und ſich eben deswegen beſtrebten, die Vorzüge des Körpers durch Kleidung und Putz geltend zu machen und zu erhöhen, und hingegen die Gebrechen des Körpers zu verſtecken: weil endlich ſelbſt das Sonderbare und grell Abſtechende nicht unbedingt mißfiel, ſondern ſehr oft nur ein Mittel wurde, Aufmerkſamkeit zu erregen, ohne Verachtung und Abſcheu hervorzubringen. Die Morgenländer und alten Slaven blieben den Trachten und dem Putz ihrer älteſten Vorfahren unverrückt treu, weil ſie

dieſelben für die einzig ſchönen, bequemen und ſchicklichen hielten: weil ſie ihre Weiber ungeſehen kauften, nach der Hochzeit als Gefangene einſperreten und als Sclavinnen behandelten, weswegen die Männer wenig oder gar keine Veranlaſſung hatten, den Weibern und die Weiber keine, den Männern zu gefallen, weil ſie endlich wegen der Trägheit ihes Geiſtes ſo ſehr an dem einmal Gewohnten klebten, daß das Fremde und Seltſame nicht blos Aufmerkſamkeit, ſondern Spott, Beſchimpfungen und Verfolgungen nach ſich zog.

Der natürliche Hang der Europäer zu Veränderungen in Kleidung und Putz, mußten ſich um deſto mehr oder weniger äußern, je mehr oder weniger man Gelegenheit hatte, fremde Trachten und Verzierungen zu ſehen: jemehr oder weniger Reitze für beyde Geſchlechter vorhanden waren, ſich einander gefällig zu machen: für ein je größeres oder kleineres Verdienſt es endlich gehalten wurde, ſich durch das Neue und Auffallende in Kleidung und Putz auszuzeichnen. Alle dieſe Bemerkungen werden durch die Ausſprüche der Geſchichte auf das vollkommſte beſtätigt.

Die Schriftſteller des 14ten und 15ten Jahrhunderts reden viel häufiger von Veränderungen der Moden, als die der ältern Zeiten. Die Urſachen davon laſſen ſich ſowohl in den Hauptbegebenheiten der letzten Jahrhunderte des Mittelalters, als in den Verhältniſſen der europäiſchen Völker leicht auffinden. Die langwierigen Kriege der Engländer und Franzoſen, und die Heerszüge der Deutſchen, Franzoſen und Spanier nach Italien brachten ein ſolches Umherſchwärmen von Söldnern, und eine ſolche Miſchung von Völkern hervor, dergleichen ſeit den Zeiten der Kreuzzüge nicht ſtatt gefunden hatten. Die Heere der Engländer,

Fran-

Franzoſen und Italiäner waren aus gemietheten Kriegern von allerley Völkern zuſammengeſetzt, und die Heere eines jeden Hauptvolks wurden aus ihrer Heymath in fremde Länder fortgeführt. Wenn die Söldner, die viele Jahre in fremden Ländern gedient hatten, in ihr Vaterland zurück kehrten, ſo behielten ſie nicht ſelten die Trachten und Zierrathen bey, welche Beweiſe ihrer merkwürdigen Thaten und Abentheuer waren; und dieſe fremden Trachten und Putzwerk fanden unter den Mitbürgern der zurück gekehrten Krieger nicht ſelten Beyfall, wenn ſie durch den Stand und die Würde, oder den Ruhm und die Verdienſte der erſten Einführer empfohlen wurden. Gleiche Wirkungen hatten die Durchzüge von fremden Heersſchaaren *), und die Reiſen von Kaufleuten, welche durch das Aufblühen der Städte, beſonders der deutſchen, italieniſchen und niederländiſchen Städte viel häufiger wurden, als ſie in älteren Zeiten geweſen waren. Der Dichter Conrad Celtes warf es ſowohl den in allen Landen umher reiſenden Kaufleuten, als den in ganz Europa umher ziehenden Fürſten vor, daß ſie die Kleidung und Sprache der Väter verachteten, und neue Kleidung wie fremde Sprachen einführten **).

Wenn ſie aber gleich Kleidung und Putz im 14ten und 15ten Jahrhunderte öfter als vorher veränderten, ſo kam doch dieſer Wechſel der Moden dem Wechſel ſpäterer Zeiten lange nicht gleich. Es gab in Europa bis zum Ausgange des 15ten

*) So brachten z. B. die Engländer im Jahre 1365 ganz neue Moden in Strasburg und im übrigen Elſaß auf. Man ſehe Königshofens Chronik, S. 127. Meiners Geſchichte des Mittelalters. II. S. 125.

**) De origine, ſitu, moribus et inſtitutis Norimbergae c. 6. in oper. Pirkheimeri p. 127.

Jahrhunderts kein tonangebendes Volk, keine tonangebende Hauptſtadt, keine Claſſen von Menſchen, auf welche man als die Muſter in Kleidung und Putz hingeſehen hätte, keine Künſtler und Künſtlerinnen, welche der modeſüchtigen Welt mit ihren Erfindungen und Arbeiten zu Hülfe gekommen wären. Die neuen Moden wurden ſelten oder niemahls allgemein, und erſtreckten ſich ſelten oder niemahls über alle Theile der Kleidung und des Putzes. Wenn auch einige oder manche Perſonen fremde Trachten und fremden Putz annahmen, ſo warfen ſie deswegen die vaterländiſchen Trachten und Zierrathen nicht ganz weg. Jedes Reich, jede Provinz, jede große Stadt behielt ihre eigenthümliche Tracht, die nur bisweilen mit andern Trachten abgewechſelt wurde *).

Im 14ten und noch mehr im 15ten Jahrhundert war der burgundiſche Hof der prächtigſte in ganz Europa, und was alſo an dieſem Hofe getragen wurde, das erkannte man allenthalben als ſchön an. Bevor man die Prinzeſſinn Iſabelle von Baiern dem jungen Könige Karl VI. von Frankreich zuführte, nahmen die Herzoginn von Braband und ihre Tochter, die Herzoginn von Burgund, die junge Dame gleichſam

*) Gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts trugen z. B. die deutſchen Damen ſchwarze Kleider. Die Königinn Margarethe von Navarra ſagt von einer deutſchen Edelfrau, daß ſie getragen habe les habits noirs à l'Allemande. Nouvelles Vol. II. p. 162. Edit. de Berne 1781. Die Damen in Augsburg hatten ſelbſt an feſtlichen Tänzen große Schleyer, die ihnen beynahe das ganze Geſicht bedeckten. Der Kaiſer Maximilian ließ die Damen im J. 1517 bitten, daß ſie auf einem bevorſtehenden Geſchlechtertanz ihre Schleyer ablegen, und mit offenen Geſichtern erſcheinen möchten. Die Damen antworteten durch den Bürgermeiſter Peutinger: daß ſie dem kaiſerlichen Befehl nachzukommen bereit wären. S. von Stetten Geſchichte der Stadt Augsburg. Th. 1. S. 280.

ſam in die Schule, lehrten ſie, wie ſie ſich tragen und verbeugen müſſe, und kleideten und putzten ſie neu und prächtig heraus, weil ihre deutſchen Trachten viel zu einfach waren *). Die Kleidung und der Putz, in welchen die königliche Braut erſchien, wurden am franzöſiſchen Hofe ſo ſehr bewundert, daß man Iſabelle von Baiern nach zwey Jahrhunderten als die erſte Urheberinn der weiblichen Kleiderpracht nannte **), wiewohl Brantome hinzu ſetzt, daß die Pracht der Königinn Iſabelle von Baiern in Vergleichung mit dem Luxus ſpäterer Zeiten nur Armſeligkeit geweſen ſey. Nichts deſtoweniger wurden die burgundiſchen Moden nicht herrſchende Moden an den übrigen Höfen. Vielmehr ahmte man im 14ten Jahrhunderte die deutſchen Trachten in fremden Landen nach, und Heinrich von Lancaſter trug im Jahre 1399 bey ſeinem Einzuge in London nach deutſcher Art einen kurzen Waffenrock von Goldſtoff ***).

Im Anfange des 16ten Jahrhunderts fand die Modeſucht noch viel mehr Stoff, als ſie in den beyden vorhergehenden Jahrhunderten gefunden hatte. Durch die Entdeckung der beyden Indien wurden der Handel und die Schiffahrt, die Reichthümer und die Gemeinſchaft der europäiſchen Völker außerordentlich erweitert, und in den Kriegen, welche Karl V. ſowohl mit Franz dem Erſten als mit den deutſchen Fürſten führte, hatten die ſpaniſchen, franzöſiſchen, deutſchen und italieniſchen Fürſten, Geſandten und Krieger viel häufigere Gelegenheiten als bisher, die Trach-

*) Froiſſart Vol. II. p. 287.
**) Brantome Dames illuſtres p. 211.
***) Froiſſart IV. ch. 114. p. 358.

ten und den Putz von vielerley Nationen kennen zu lernen, oder auch für andere Muſter zu werden. Die Spanier waren unter allen europäiſchen Völkern dasjenige Volk, das am allerwenigſten die Kleidung und Zierrathen anderer Nationen annahm, und deſſen Kleidung und Putz hingegen in den glorreichſten Zeiten Karl's V. am allermeiſten herrſchend wurden. Die ſpaniſchen und italieniſchen Damen, ſagt Brantome, hielten von jeher mehr auf köſtliche Wohlgerüche und prächtige Kleider, als die franzöſiſchen; auch haben die letztern die Muſter und Erfindungen der erſtern nachgeahmt *). In Deutſchland und Italien wurden ſowohl die männlichen als die weiblichen ſpaniſchen Trachten allen übrigen vorgezogen **).

Die Herrſchaft, wenigſtens die Alleinherrſchaft der ſpaniſchen Moden dauerte nur eine kurze Zeit. Ungefähr in der Mitte des 16ten Jahrhunderts wurde der franzöſiſche Hof das Muſter aller übrigen Höfe, und die Franzoſen erhoben ſich als diejenige Nation, deren Kochkunſt und Tafel von den übrigen europäiſchen Völkern am meiſten geſchätzt, deren Sprache am allgemeinſten geredet und deren Trachten am allgemeinſten nachgeahmt wurden. In Italien behielten die Weiber auch in der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts zum Theil die ſpaniſchen Moden bey, allein die Männer trugen ſich ganz nach franzöſiſcher Weiſe, und in Deutſchland waren die franzöſiſchen Trachten ſo ſehr verbreitet, daß nach Boemen's Zeugniß faſt

*) I. p. 263. Dam. Gal.

**) Schmidt Geſchichte der Deutſchen, VII. 137. 138. Ioh. Boeme de mor. Gent. III. c. 18. In der deutſchen Ueberſ. von 1604. Frankf. S. 444.

faſt kein Dorf war, in welchem man dergleichen nicht gefunden hätte *).

Man kann überhaupt annehmen, daß in ältern Zeiten die Trachten der Männer ſich öfter veränderten und ſchneller mittheilten, als die Kleidung und der Putz der Weiber, weil die Männer häufiger reiſten, und alſo mehr ſahen und geſehen wurden, als ihre Frauen und Töchter. Dies dauerte ſo lange, als die Modeſucht fremde Muſter bloß nachahmte, und nicht neue und eigenthümliche Moden erfand. Während daß die männlichen Trachten in Frankreich von den Italienern, Deutſchen und andern europäiſchen Völkern angenommen wurden, ahmten die franzöſiſchen Damen noch immer fremde Moden nach. Die ſchöne Marie von Schottland kleidete und putzte ſich als Gemahlinn Franz II. bald nach ſchottiſcher, bald nach franzöſiſcher oder italieniſcher und ſpaniſcher Art **). Selbſt noch in den erſten Zeiten Philipp's des Zweyten von Spanien ahmten die franzöſiſchen Damen die Kleidung und den Putz der verwittweten Herzoginn von Lothringen, Chriſtine von Dännemark nach, die ſich an dem Hofe Philipp's des Zweyten in den Niederlanden aufhielt ***); und mit dieſem lothringiſchen Putz zeigten ſich die franzöſiſchen Damen nur an großen Hoffeſten, wenn ſie ſich ungewöhnlich ſchmücken wollten.

Der franzöſiſche Hof wurde ſchon das Muſter aller übrigen Höfe, weil Ludewig II., Franz der Erſte und Heinrich der Zweyte alle andere Könige und Fürſten der Chriſtenheit durch

*) l. c. und III. Cap. 22. S. 473. nach der deutſchen Ueberſetzung.

**) Brantome Dames illuſtres p. 117.

***) Brantome Dames galantes II. p. 97. 98.

die Menge und Schönheit ihrer Palläſte und Luſtſchlöſſer, durch die Pracht ihrer Meublen, ihrer Tafeln und ihres Tafelgeſchirrs, durch den Glanz ihrer Jagden und anderer Hoffeſte, am allermeiſten aber durch die Zahl, die Schönheit und Cultur des an ihren Höfen verſammelten Adels von beyderley Geſchlecht übertrafen. Auch waren die Herren und Damen am franzöſiſchen Hofe nicht durch eine ſtrenge Etiquette von einander abgeſondert, wie an dem ſpaniſchen oder an den italieniſchen Höfen. Sie ſahen ſich etwa nicht bloß an großen Galla-Tagen und Hoffeſten. Der Umgang beyder Geſchlechter am franzöſiſchen Hofe war eben ſo frey, als er ununterbrochen war. Dieſe beſtändige und ungehinderte Gemeinſchaft des reichſten, vornehmſten und ſchönſten Adels von beyderley Geſchlecht mußte nothwendig die Begierde zu gefallen, unendlich mehr reitzen als in ältern Zeiten, wo die Ritter und Damen nur ſelten und auf wenige Tage an Turniren oder großen Hoffeſten zuſammen kamen. Die ſtets rege Begierde zu gefallen, hatte natürlich die Wirkung, daß die Herren und Damen ſich bald durch die Koſtbarkeit, bald durch die ſchönen und neuen Formen ihrer Kleidung und ihres Putzes auszuzeichnen ſtrebten. Eben ſo natürlich war es, daß die Kleidung und der Putz, die an dem glänzendſten und am meiſten gebildeten Hofe in ganz Europa gefallen hatten, auch von der Hauptſtadt und dem übrigen Reiche, und nicht bloß von dieſem, ſondern ſelbſt von andern Reichen und Ländern bewundert wurden. Der Zeitpunkt alſo, wo Anna von Bretagne, Gemahlinn Ludewig's XII. zuerſt ihren Damenhof bildete *), und Franz der

*) Branțome Dames illuſtr. p. 9.

der Erſte und Heinrich der Zweyte dieſen Damenhof immer erweiterten und verherrlichten, dieſer Zeitpunkt war auch die Epoche des Uebergewichts des franzöſiſchen Hofes über alle andere europäiſche Höfe, und der beſtändige Aufenthalt der ſchönſten und edelſten Frauen und Jungfrauen an den Höfen der franzöſiſchen Könige war die vornehmſte Urſache, warum der franzöſiſche Hof der Sitz und das höchſte Muſter der Moden nicht nur für ganz Frankreich, ſondern für ganz Europa wurde. Die Herrſchaft der Mode in Frankreich entſtand ſpäter als die des regierenden Königsſtamms; allein ſie gründete ſich feſter, als die Gewalt des letztern. Der Thron der Könige iſt umgeſtürzt, und die Mode herrſcht noch immer von Paris aus über einen großen Theil von Europa.

Unter Ludewig XII. nahm der allgemeine Wohlſtand des Reichs und die Pracht in Häuſern und Hausrath, in Trink- und Tafelgeſchirr, in Kleidung und Putz außerordentlich zu *). Man findet vielleicht aber keine Spuren in den gleichzeitigen Geſchichtſchreibern, aus welchen man ſchließen könnte, daß die zahlreichen Schaaren von ſchönen Damen, welche Anna von Bretagne zuerſt an ihrem Hofe verſammelte, einen merklichen Einfluß auf den Aufwand und den Wechſel von Kleidern und Putz gehabt hätten.

Unter Franz dem Erſten ſtieg die Pracht des Hofes überhaupt und auch die Pracht in Kleidern und Putz ſowohl unter den Herren als unter den Damen des Hofes ſchnell und um viele

*) Man ſehe beſonders die Comparaiſon des Rois Louis XI. et XII im 2ten Bande der Hiſtoire de Comines par Lenglet du Freſnoy p. 299. 300.

Grade. An großen Hoffeſten ſchenkte der König manchen Damen die koſtbarſten Kleider, und ſelbſt Brantome ſah noch große Sammlungen von reichen Kleidern, welche Franz der Erſte den Damen geſchenkt hatte *). Franz der Erſte zerbrach alle Feſſeln der Etiquette und ſelbſt der Schicklichkeit, wodurch der freye Umgang beyder Geſchlechter oder die Theilnehmung an den Luſtbarkeiten des Hofes bis dahin gehindert worden war. Witwen durften ſich nicht vom Tanze ausſchließen. Auch konnten Witwen zu ihren Unterkleidern wählen, welche Farben und Stoffe ſie wollten; und ſelbſt zu ihren Roben oder Oberkleidern durften ſie Incarnat- und Chamois-Farben nehmen **).

Edelſteine und Perlen waren unter Franz dem Erſten noch ſehr ſelten, und der Schmuck der Damen beſtand daher vorzüglich in goldenen Ketten, Halsbändern und Armbändern, an welchen man verliebte und ſinnreiche Deviſen anbrachte. Edelſteine und Perlen vermehrten ſich aber wie der Vorrath von Gold und Silber, noch im 16ten Jahrhundert ſo ſehr, daß zu Brantome's Zeiten einzelne Kaufleute in Portugal und Spanien größere Koſtbarkeiten in Perlen und Edelſteinen beſaßen, als ſich ſonſt in dem Schatze der Könige von Frankreich gefunden hatte ***).

Unter Franz dem Erſten ſuchten die Herren und Damen ſich mehr durch die Koſtbarkeit und Menge ihrer Kleider, als durch neue und abwechſelnde Formen hervorzuthun. Eben die kurzen gefalteten Röcke, die hohen und ſpitzen Kappen

*) Hommes illuſtres I. 267.
**) Brantome Dames Gal. II. p. 114.
***) Oeuvres de Brantome. Illuſ. Eſtrangers IV. p. 394.

pen oder Birete, endlich die langen Schnäbelſchuhe die im Jahre 1467. in Burgund und Frankreich Mode wurden [1]), dauerten noch zu den Zeiten des Dichters Celtes [2]), und in der Jugend des Sabellicus fort [3]); und man ahmte alles dieſes in Deutſchland und Italien als franzöſiſche Tracht nach. Faſt eben ſo lange erhielten ſich die weiblichen Moden, die gleichfalls um das Jahr 1467. entſtanden waren: die Mützen und großen Schleier welche am Rücken bis auf die Erde hinabhingen, die breiten Gürtel, das koſtbare Pelzwerk, womit die Kleider gefuttert oder verbrämt wurden, und die breiten und reichen Borduren, welche die Stelle der verſchwundenen langen Schleppen erſetzten [4]). Marie von Schottland trug nach dem Tode ihres erſten Gemahls, Franz des Zweyten lange weiße Schleier [5]), und die Kleidung, in welcher Catharina von Medicis in ihrer Jugend gemalt worden war, hatte mit der eben beſchriebenen Tracht viele Aehnlichkeit [6]). Weil der Schnitt der Kleider ſich in der erſten Hälfte des 16ten Jahrhundert ſo wenig änderte, ſo hob man die koſtbaren Kleider ſo lange auf, daß Brantome manche Kleiderſammlungen aus den Zeiten Franz des Erſten ſehen und ſie bewundern konnte. Selbſt die Formen des Putzes waren wenig wandelbar. Wie hätte ſonſt Brantome ſagen können, daß die franzöſiſchen Damen den Kopfputz à la lorraine nur an großen Feſten gebraucht hätten? Gegen

1) Chronique ſcandaleuſe de Louis XI. p. 189.
2) l. ſ. c.
3) Boeme l. c.
4) Chronique ſcandal. l. c,
5) Brantome Dames illuſt. p. 117.
6) Brantome l. c. p. 44.

gen das Ende des 15ten Jahrhunderts war der Luxus in Kleidern, wenigſtens in den burgundiſchen Ländern ſo groß, daß auch geringe Leute und ſelbſt die Bedienten vornehmer Herren, Kleider von Sammt und Seide trugen [2]). Es iſt daher zu verwundern, daß Franz der Erſte dadurch beleidigt wurde, daß der Connetable von Bourbon bey der Taufe ſeines Sohnes 500 Edelleute in Sammt gekleidet, und einem jeden eine dreyfache goldene Kette um den Hals gehenkt hätte [3]).

Unter Heinrich II. trugen nicht nur die gemeinen, ſondern auch die edlen Krieger lange Beinkleider ohne Strümpfe [4]). Ich bin nicht gewiß, ſagt der Herr Hofrath Meiners, ob die große Veränderung in der Kleidung der Männer, deren Sabellicus erwähnt, in den letzten Jahren der Regierung Heinrichs II. oder bald nach ſeinem Tode vorgegangen ſey. In dem ſpätern Alter des genannten Schriftſtellers erweiterten und verlängerten ſich die Röcke ſo ſehr, daß ſie bis an die Hälfte der Schienbeine hinabhingen. Die Schuhe verlohren ihre Schnäbel und wurden ſo breit wie Bärenfüße. Die hohen und engen Birete ſanken in weite und platte Hüthe von Scharlach zuſammen [5]). Die Gemahlin Heinrichs II. Catharina von Medicis kleidete ſich nicht nur prächtig, ſondern ſie machte auch manche neue und gefällige Erfindungen zur Verſchönerung ihrer Kleider und ihres Putzes [6]). Eben dieſe Königin drang

1) Chron. ſcand. l. c.
2) Oeuvres de Brantome IV. p. 281 Illuſt. Eſtrangers.
3) Carloix Memoires du Marech. de Vieilleville IV. p. 325.
4) Ap Boem. III. c. 22. p. 472. 73. Verſ. Germ.
5) Brantome Dames illuſt. p. 44.

drang darauf, daß ihre Damen ſich prächtig klei-
deten und pußten, wenn angeſehene Fremde an den Hof kamen [1]) Die Maitreſſe Heinrichs II. die Ducheſſe de Valentinois führte in ihrem Witwenſtande eine beſcheidene Kleidung der Witwen ein. Sie trug keine andere Kleider als von weißer und ſchwarzer Seide, die aber ihren ſchönen Hals nicht bedeckten [2]). Dieſe Trauerkleidung wurde über 40 Jahre und vielleicht noch länger am franzöſiſchen Hofe beybehalten. Die Herzogin von Valentinois und die Marſchallin von Aumont ſchminkten ſich gar nicht. Sonſt ſcheint das Schminken ſchon unter Heinrich II. gemeiner geweſen zu ſeyn, als das Zutrauen zur natürlichen Schönheit, welches die Maitreſſe Heinrichs des Zweyten hatte [3]).

Die erſten Schöpferinnen neuer Moden, und die Urheberinnen des Wechſels der Moden waren die beyden ſchönen Töchter Catharinens von Medicis, Eliſabeth, nachherige Gemahlin Philipp's des Zweyten von Spanien und vorzüglich Margarethe, die im Jahre 1572. mit Heinrich IV. als König von Navarra vermählt, und im Jahre 1599. von ihm, als König von Frankreich geſchieden wurde. Beyde Prinzeſſinnen beſtrebten ſich ſchon in ihrem Jungfrauenſtande, ihre Schönheit durch reiche Kleider, einen koſtbaren Schmuck und geſchmackvollen Putz zu heben. Weil Eliſabeth in der höchſten Blüthe ihrer Schönheit an den traurigen, durch eine ſtrenge Etiquette gebundenen ſpaniſchen Hof verſetzt wurde, ſo konnte ſie ihrem Hange und ihrem

1) p. 89. l. c.
2) II. 113. Dames gal. de Brantome.
3) Brantome Dames Gal. II. 229. 30.

rem Genie für die Erfindung neuer Moden nur eine kurze Zeit freyen Lauf laſſen. Sie kleidete und putzte ſich gleich prächtig und ſchön [1]). Ihre Art, das Haar zu friſiren, ahmte bisweilen ſelbſt ihre erfinderiſche Schweſter nach. Da ſie in Spanien Trachten und Putz nicht ſo oft verändern konnte, als ſie gewollt hätte: ſo erhohlte ſie ſich durch die beſtändige Abwechſelung der Kleider. Sie trug kein Kleid zweymal, und die wohlfeilſten unter ihren Kleidern koſteten wenigſtens 3 bis 400 Thaler.

Margarethe von Navarra herrſchte als Erfinderinn neuer Moden eben ſo unumſchränkt über ihr eigenes Geſchlecht, als ſie durch ihre Schönheit über das männliche herrſchte, und ihr allein hatten es die franzöſiſchen Damen zu danken, daß ſie durch Kleidung und Putz alle übrigen Völker übertafen [2]). Die Verdienſte der Königinn Margarethe um das Reich der Moden wird man am beſten aus folgender Stelle aus Brantome kennen lernen [3]):

Die Kleidung und der Putz der Damen der ältern Zeit ſind nur Armſeligkeiten gegen die ſchönen und prächtigen Moden, welche die Königinn Margarethe erfunden hat. Indem unſere Damen ſich nach dem Muſter der Königinn kleideten und ſchmückten, ſahen ſie vielmehr großen Damen ähnlich, als vorher, und wurden zugleich unendlich liebenswürdiger. Als die Königinn Mutter ihre Tochter dem Könige von Navarra zuführte, kam ſie auch durch Coignac, wo ſie einige Tage ausruhte. Alle Damen der ganzen Gegend machten der Königinn ihre Aufwartung; alle waren entzückt über die Schönheit ihrer Tochter, und konnten ſich an der Schönheit der königlichen Braut nicht ſatt ſehen und ſatt loben. Die erfreute Mutter bat daher ihre Tochter, daß

1) Dames illuſt. de Brantome p. 196. 97.
2) Brantome Dames gal. I. 264.
3) Dames illuſt. p. 211 ſq.

daß ſie ſich den Damen zu Liebe einmahl in ihrer größten Pracht zeigen möchte. Auf dieſe Bitte erſchien die verlobte Königinn in einem Kleide von Silberſtoff mit hangenden Aermeln, und trug auf ihrem reich geſchmückten Haar einen weißen, weder zu kleinen noch zu großen Schleier. Die Kleidung und der Kopfputz theilten der erlauchten Braut eine ſolche Majeſtät, und zugleich eine ſolche Anmuth mit, daß man ſie eher für eine Göttinn des Himmels, als für eine irdiſche Königinn hätte halten können. Die Damen verſtummten vor Entzücken, und ſelbſt die Königinn Mutter konnte es nicht verhehlen, daß ihre Tochter ſich herrlich geſchmückt habe. Ich will, antwortete dieſe, meine Kleider nur bald tragen, denn wenn ich dereinſt an den franzöſiſchen Hof zurückkehre, ſo werde ich ſie nicht wieder mitbringen, ſondern ich werde mich bloß mit ſchönen Stoffen verſorgen, um mich nach der neueſten Mode kleiden zu können. Hierauf erwiederte die Mutter: warum ſprichſt du ſo, meine liebe Tochter? Du biſt es ja, die alle ſchönen Moden erfindet, du magſt hingehn, wohin du willſt, ſo wird der Hof dir allemahl nachahmen. Dies geſchah auch wirklich. Bey ihrer Rückkunft war nichts ſo ſehr Mode, als was die Königinn Margarethe trug.

Unſere ſchöne Königinn mochte einen Hut, oder eine Haube, oder einen großen Schleier aufſetzen, ſo wußte man immer nicht, in welchem Kopfputze ſie am ſchönſten war. Sie verſchönerte alles, was ſie anlegte, durch irgend eine neue Erfindung, und wenn andere Damen daſſelbe nachahmten, ſo ſtand es ihnen lange nicht ſo gut, wie ich tauſendmahl wahrgenommen habe. Ich ſah ſie mehrmahls in einem Kleide von weißem Atlaß mit einer reichen Beſetzung, und mit einem Florſchleier, den ſie nachläſſig über den Kopf geworfen hatte. Man mag die Göttinnen und Kaiſerinnen der alten Zeiten loben, ſo viel man will, ſie würden gegen unſere Königinn nur als Kammermädchen ausgeſehen haben.

Wir Hofleute ſtritten oft darüber, welche Kleidung und welcher Putz ihr am beſten ſtehe. Die einen ſtimmten für dieſe, die andern für jene. Was mich betrifft, ſo ſah ich ſie nie entzückender ſchön, als an einem Feſte, welches die Königinn Mutter dem polniſchen Geſandten in den Thuillerien gab.

Die

Die Königinn Margarethe trug an dieſem Tage ein Kleid von fleiſchfarbnem ſpaniſchem Sammt mit einer reichen Beſetzung, und einer Haube von demſelben Sammt, die ſehr ſtark mit Edelſteinen und Federn verziert war. Weil man ſie in dieſer Tracht mehr als jemahls bewundert hatte, ſo legte ſie dieſelbe in der Folge noch oft an, und ließ ſich auch darin mahlen, und dies Gemählde iſt das ſchönſte unter allen, die man von dieſer Königinn gemacht hat.

Ich ſah die ſchöne Königinn während der erſten Verſammlung der Stände zu Blois an eben dem Tage, an welchem ihr Bruder, der König, ſeine Rede hielt. Sie trug damahls ein ſchwarzes Kleid mit orangefarbenen Streifen und Blumen, und ihren großen majeſtätiſchen Schleier. Sie machte auf alle Anweſende einen ſolchen Eindruck, daß ich von mehr als 300 Perſonen hörte: ſie ſeyen in die Betrachtung der göttlichen Schönheit der Königinn ſo ſehr verloren geweſen, daß ſie auf die treffliche Rede des Königs nicht genug hätten achten können. Bisweilen hatte ſie ihr natürliches ſchwarzes Haar, das ſie nach dem Beyſpiele ihrer Schweſter, der Königinn von Spanien, auf mannigfaltig ſchöne Arten zu friſiren wußte. Häufiger aber trug ſie niedliche Perrücken.

Ich würde gar nicht ans Ende kommen, wenn ich alle die ſchönen Formen von Kleidern und Putz, welche ſie erfand, aufzählen wollte. Sie mochte aber die Formen der Kleider und des Putzes ändern ſo oft ſie wollte, ſo bedeckte ſie nie ihren ſchönen Hals und ihren ſchönen Buſen, deſſen Anblick ſie der Welt nicht zu entziehen wagte. Die meiſten Hofleute hätten von dem Schmachten, daß dieſer weiße, volle und ſchön geformte Buſen erregte, ſterben mögen. Selbſt mehrere der vertrauten Damen der Königinn wurden dadurch ſo entzückt, daß ſie ſich die Freyheit nahmen, dies Meiſterſtück der Natur zu küſſen.

Die Königinn Margarethe trug nur ſelten eine Maske, dergleichen die Damen des Hofes damahls zu tragen pflegten. Mit entblößtem Geſichte ging ſie einſt in die Proceſſion, die am Palmſonntage zu Blois gehalten wurde. Ihr ſchöner Kopf war mit ſo vielen prächtigen Perlen und Diamanten geſchmückt,

geſchmückt, daß es ſchien, als wenn ſie mit dem Glanze des geſtirnten Himmels hätte wetteifern können. Ihr hoher und reicher Wuchs wurde durch ein Kleid von dem koſtbarſten Goldſtoff gehoben, den man je in Frankreich geſehen, den ein Herr von Grandchamp von dem türkiſchen Kaiſer erhalten, und bey ſeiner Rückkehr der Schweſter des Königs geſchenkt hatte. Die ſchöne Prinzeſſinn würde unter dieſem ſchweren Kleide, von welchem eine jede Elle hundert Thaler gekoſtet hatte, niedergeſunken ſeyn, wenn ſie nicht ſo groß und ſtark geweſen wäre, als ſie war. Sie behielt das Kleid den ganzen Tag an, und hielt während der Proceſſion den Palmzweig mit einer Würde und einer Anmuth, daß wir alle dadurch in unſerer Andacht geſtört wurden. Wir glaubten nicht zu ſündigen, wenn wir auf die ſchöne Prinzeſſinn mehr Acht gäben, als auf den Gottesdienſt. Wenn man eine Gottheit auf Erden betrachtet und bewundert, ſo kann die Gottheit im Himmel nicht darüber zürnen, da ſie die erſtere ſelbſt hervor gebracht hat.

Die Zeit der meiſten und wichtigſten Erfindungen und Veränderungen, welche die Königinn Margarethe in den Formen der Kleider und des Putzes ihres Geſchlechts machte, fiel in die Regierung Heinrichs III., der ſeine Schweſter an Modeſucht unendlich übertraf, aber in Anſehung des Geſchmacks eben ſo weit hinter ihr zurück blieb. Es iſt gar nicht übertrieben, was in der berüchtigten Satyre gegen Heinrich III. der Deſcription de l'Isle Hermaphrodites über die Kleidung und den Putz dieſes Königs und ſeiner Mignons geſagt wird.

Ein Jeder, heißt es in den angeblichen Satzungen der Hermaphroditen-Inſel [1]), kann ſich kleiden, wie er will, wenn es nur mit Pracht, und ohne Rückſicht auf Stand und Vermögen geſchieht. Der Stoff des Kleides mag ſo koſtbar ſeyn, als er will: ſo muß er nothwendig durch Stickereyen mit Gold und Sil-

1) Journal de Henri III. p. 79.

Silber, mit Perlen und Edelſteinen gehoben werden, oder wir erklären ein ſolches Kleid für unwürdig, daß man es in guter Geſellſchaft trage. Je weibiſcher der Schnitt und die Verzierungen der Kleider ſind, für deſto ſchöner und mit unſern Sitten übereinſtimmender halten wir ſie. Dabey aber müſſen ſie in jedem Monathe verändert werden. Wer ein Kleid länger trägt, den ſoll man als einen geſchmackloſen und ſchmutzigen Filz verachten. Ein Jeder behält die Freyheit, alte Formen, die vor ſechszig oder achtzig Jahren Mode waren, wieder hervor zu rufen, und für neue auszugeben. Damit man die nöthigen Veränderungen deſto leichter machen, und den neuen Erfindungen deſto leichter auf die Spur kommen möge: ſo rathen wir unſern Freunden, daß ſie unter ihre Kammerdiener einen geſchickten und genievollen Schneider aufnehmen, mit welchem ſie gemeinſchaftlich neue Muſter ausſinnen und verſuchen können. Außer dem großen Nutzen, den eine ſolche Wahl mit ſich bringt, werden ſie den wichtigen Vortheil erlangen, daß ſie allmählig viele Kunſtausdrücke lernen, und dadurch Stoff bekommen, ſich mit den Damen, oder mit ihres Gleichen auf eine gründliche und angenehme Art zu unterhalten.

Heinrich's des Dritten liebſte Beſchäftigungen waren, ſich ſelbſt und die Königinn zu friſiren, und ſeine und ſeiner Gemahlinn Kragen gehörig zu ſtärken und in Falten zu legen. Dieſe Arbeiten nahmen ihm an ſeinem Krönungs- und nachher an ſeinem Vermählungstage ſo viel Zeit weg, daß man vor ſechs Uhr nicht in die Kirche gehen konnte, und über der Verſpätung der Meſſe das Te Deum zu ſingen vergaß [1]). An Bällen und Ringelrennen erſchien er gewöhnlich als Amazoninn

1) Journal de Henri III. T. I. p. 179. 180. Schon im J. 1576 erſchien ein Placard, in welchem man Heinrich III. unter andern die Titel gab: Gauderonneur des colets de ſa femme, et Friſeur de ſes cheveux. Mercier du Palais etc. Den letzten Titel gab man ihm, weil eins ſeiner Vergnügungen darin beſtand, ſeine Kleinodien zu betrachten, zu wechſeln und anders faſſen zu laſſen.

zoninn gekleidet, in weiblicher Tracht, mit offener Bruſt und einem Halsbande von Perlen, das auf der Bruſt herab hing. Er trug ferner, wie die Damen ſeines Hofes, eine kleine Toque, über welche er ſelbſt das Haar friſirte, drey Halskragen von feiner Leinwand, über dieſen zwey in Falten gelegte, und endlich noch einen umgeſchlagenen [1]). Wegen dieſer Menge von Kragen ſagte man, daß ſein Kopf einem Haupte Johannis des Täufers ähnlich ſehe, das dem Könige Herodes auf einer Schüſſel dargebothen wurde [2]). Als Sully ihm im Jahre 1586 aufwartete, hatte er eine kleine Toque auf dem Kopfe, eine Kappe auf den Schultern und ein breites Band an ſeinem Halſe, an welchem ein Korb mit kleinen Hunden hing [3]). So wie er ſelbſt Weiberkleider anlegte, ſo verlangte er von den Damen, daß ſie ſich wie Männer kleiden ſollten. Die Damen mußten gehorchen, und ſie warteten an einem großen Feſte in männlicher Tracht auf, die aus zweyfarbigem Dammaſt verfertigt war [4]). Bey allen dieſen unnatürlichen Thorheiten hatten manche Veränderungen, welche Heinrich III. in der Etiquette des Hofes vornahm, eine lange Dauer nach ſeinem Tode. Er machte die Feyerkleider des Parlements viel prächtiger, als ſie bis dahin waren [5]). Auch war er der erſte, der ſeinen Bruder in ſchwarzer Kleidung betrauerte, da die Könige von Frankreich ſonſt in violetter Kleidung getrauert hatten [6]). Die Damen betrauerten Män-

1) Journal de Henri T. I. p. 183. 203.
2) I. p. 180.
3) Sully Memoie. I. 103.
4) I. 205. Journ. de Henri III.
5) Paſquier Oeuvres Vol. II. p. 414.
6) Busbequii Epiſt. in ipſ. oper. p. 446.

ner und Liebhaber durch braune Kleider und Schleier, durch Todtenköpfe und Todtengebeine, durch Thränen und Thränenſeen, die auf ihren Halsbändern, oder Armbändern gemahlt, oder in Gold ausgearbeitet waren [1]). Wenn die Trauer ein wenig nachließ, ſo tauſchten ſie die Todtengebeine und Todtenköpfe gegen kleine Portraite der Verſtorbenen um, welche ſie auf der Bruſt trugen, die aber doch auch noch mit Thränen und kleinen Thränenſeen umgeben waren [2]).

Die franzöſiſchen Damen trugen, wie die Damen in andern Ländern, den größten Theil des ſechszehnten Jahrhunderts durch, entweder lange Hoſen, die das ganze Bein bis an die Hüften bedeckten, oder kurze Beinkleider, welche nur bis an die Knie gingen; und in dieſem Falle war das Unterbein entweder mit Strümpfen, oder mit den ſogenannten Chauſſes, oder bas de Chauſſes bedeckt [3]). Die Beinkleider waren aus Gold- und Silberſtoff, oder andern koſtbaren Stoffen [4]): die chauſſes oder chauſſure aus farbigen ſeidenen Zeugen, oder Filet von Florenz gemacht [5]). Die Chauſſes

1) Brantome Dames Gal. I. 124. II. 137.
2) l. c.
3) Es gab eine Zeit, aber, wie es ſcheint, nur eine kurze Zeit, wo die Damen keine Beinkleider trugen. Dames Gal. de Brantome I. 289. car pour lors elles ne portoient point de calçons. Brantome unterſcheidet 5 Hauptſtücke der Damenkleidung: la robe, oder das Oberkleid, la juppe, le cotillon, les chauſſes, welche er auch bas de chauſſes oder chauſſure nennt, und calçons I. 321. 322. II. 114. Dames Gal. Les chauſſes unterſcheidet er beſtändig von bas de ſoye, I. 325. 343. Ueber das Alter und die Allgemeinheit von langen geſtrickten Hoſen in England im 16ten Jahrhunderte findet ſich eine intereſſante, aus der Vorrede von Zulle Elizabeth's Progreſſes abgeſchriebene Stelle in F. M. Eden's State of the Poor. Lond. 1797. Vol. I. p. 71.
4) I. 322. Dames Gal.
5) Ib. p. 327.

Chauſſes mochten von Seide oder von Filet ſeyn, ſo ſuchten die Damen eine Ehre darin, daß ſie, wie das Fell einer Trommel angezogen waren [1]). Damit die angezogene Chauſſure nicht nachlaſſe, ſo befeſtigte man ſie durch zierliche Kniebänder, oder Nadeln [2]). Die Chauſſes de ſoye wurden auch darnach häufig getragen, als die eigentlichen ſeidenen Strümpfe wenigſtens unter den vornehmen Herren und Damen gemein zu werden anfingen [3]). Damen von hohem Wuchſe trugen ſaubere Schuhe von Sammt oder andern Zeugen, ohne Abſätze oder nur mit kleinen Abſätzen: kleine Damen hingegen trugen Schuhe mit Abſätzen, oder vielmehr mit Unterſchuhen von Korkholz, die einen oder gar zwey Fuß hoch waren [4]). Die modiſchen langen Kleider waren den kleinen Damen ſehr günſtig, weil ſie hinderten, daß man die ungeheuren Patins (oder Stelzenſchuhe) ſehen konnte. Die Federn ſteckten die Damen auf verſchiedene Arten an ihre Hüte, oder Hauben. Die Königinn Margarethe wagte es zuerſt, Federn anzubringen, daß ſie gegen oder über die Stirn herüber wankten. Als eine Hofdame dieſe

1) I. Dames Gal. p. 317.

2) 1552 waren eigentliche Strümpfe für Männer noch unbekannt. Man ſehe die oben angeführte Stelle des Carloix. Wenn Heinrich II. zuerſt ſeidene Strümpfe in Frankreich trug, ſo muß es nach dem genannten Jahre geſchehen ſeyn. Unter Heinrich III. war es eine Galanterie, daß Cavaliere neue ſeidene Strümpfe einigemal von Damen tragen ließen. l. 325 Dames Galantes. Damen hatten ſchon an dem Krönungstage Heinrichs III. weiße ſeidene Strümpfe. ib. p. 343. Ueber diejenigen, welche in England gewirkte Strümpfe zuerſt getragen haben ſollen, ſehe man Eden I. 70. 71. Im Jahre 1591 koſtete ein Paar ſeidene Strümpfe in England 1 Pf. 18 Sch. ib.

3) l. c. 327. 328.

4) Brantome I. p. 328 329.

Adoniſirung nachahmte, ſo ließ Heinrich III. ſie wiſſen, er würde ihr das nächſte mal, wo ſie wieder ſo erſchiene, eine deutſche Flöte reichen laſſen. Man brachte nähmlich damals ſehr häufig ſchlechte Gemählde aus Flandern, auf welchen befiederte Muſikantinnen mit der Flöte im Munde vorgeſtellt waren. Dieſes königlichen Ausſpruchs ungeachtet, nahm das Tragen der ſtirnbeſchattenden Schwungfedern in der Folge doch überhand [1]).

Heinrich IV. war ein zu großer Mann, als daß er für ſeine Perſon auf prächtige Kleidung und Putz einen großen Werth hätte ſetzen können. Er ſchmückte ſich lieber mit den wenig in die Augen fallenden aber glorreichen Denkmählern ſeiner Siege, als mit dem Flitterſtaate, den er aus den Händen von Schneidern und Stickern erhalten konnte. Wenn aber gleich Heinrich IV. lange nicht ſo ſorgfältig in der Wahl der Kleider und des Putzes war, als ſeine Vorgänger: ſo nahmen doch Pracht in Kleidern und Schmuck und Wechſel der Moden unter ſeiner Regierung mehr als unter der des modeſüchtigen Heinrichs III. zu. Heinrich IV. liebte die Weiber und hatte ein großes Wohlgefallen daran, wenn ſeine ſchönen Maitreſſen ſo reich und geſchmackvoll, als möglich geſchmückt waren [2]). Er liebte ferner nicht blos um der Weiber willen glänzende Feſte und Luſtbarkeiten, die am franzöſiſchen Hofe nie häufiger waren, als unter ſeiner Regierung [3]).

Unter

1) Brantome I. p. 328. 329.

2) Er fand z. B. an der Taufe eines Sohns des Connetable de Montmorency, daß die ſchöne Gabriele, damahlige Marquiſe de Liancourt, nicht Diamanten genug in ihrem Haare habe. Sie hatte darin nur zwölf, und Heinrich IV. war der Meinung, daß ſie funfzehn hätte anbringen müſſen. Journal de Henri IV. T. II. p. 337.

3) Ib. p. 266. 267.

Unter keinem der vorhergehenden Könige traf eine ſo zahlreiche ſchöne Jugend von beyderley Geſchlecht am franzöſiſchen Hofe zuſammen, als unter Heinrich IV. Zu ſeiner Zeit entſtand zuerſt am franzöſiſchen Hofe diejenige Claſſe von Menſchen, deren einzige oder vornehmſte Beſchäftigung dieſe war, Damen zu verführen, aber auch die Damen, welche man verführt hatte, oder verführen wollte, beſtändig zu unterhalten, und ihnen alle nur erſinnlichen Ergötzungen zu verſchaffen [1]). Unter ſolchen Umſtänden kann es daher nichts Unerwartetes ſeyn, daß Herren und Damen in der Pracht der Stoffe und Verzierungen ihrer Kleider, ſo wie in der Schönheit und Neuheit der Formen mit einander wetteiferten. Etoile, der Verfaſſer des Tagebuchs Heinrichs IV. ſah bey einem Sticker in Paris ein Tuch, welches Madame de Liancourt für 1900 Thaler bedungen hatte [2]). Edelſteine und Perlen wurden häufig auf den Spitzen oder Vordertheilen der Schuhe angebracht [3]). Vor der Taufe des Dauphins waren alle Schneider und Sticker in Paris ſo ſehr beſchäftigt, daß es dem Marſchall von Baſſompierre ſchwer wurde, noch einen aufzutreiben, der für ihn arbeiten wollte. Endlich erboten ſich ſein bisheriger Schneider und Sticker ihm ein Kleid zu verfertigen, daß alle andern übertreffen ſolle, wenn er Luſt habe, eine große Summe anzuwenden. Beide brachten ihm die Nachricht, daß ſo eben ein niederländiſcher Kaufmann mit einer ganzen Pferdeladung von Perlen angekommen ſey, und daß er eilen müſſe, um die zum

1) Baſſompierre Memoires I. 168. 171. Sie wurden damahls les dangeureux genannt.
2) II. p. 133.
3) Ib. p. 267.

Sticken nöthigen Perlen zu erhalten. Der Marſchall von Baſſompierre wählte zu ſeinem Prachtkleide einen violetten Goldſtoff, mit Palmzweigen, die in einander verflochten waren [1]). Zur Verzierung des Kleides kaufte er 50 Pfund Perlen. Das ganze Kleid koſtete 14000 und die Stickerey allein 600 Thaler [2]). Baſſompierre war unter den Gefährlichen einer der Gefährlichſten; und doch war der Ruhm ſeiner Galanterie und ſeines Geſchmacks ſo vergänglich, daß er in ſeinem Alter ein Spott der Jugend wurde [3]).

Unter Heinrich IV. trugen Herren und Damen nicht nur auf kleinen Reiſen, ſondern ſelbſt bey Beſuchen Masken vor dem Geſichte. Die ſchöne Gabriele nahm ihre Maske ab, um den Freund Heinrich's IV. Aubigné mit einem Kuſſe zu beehren [4]). Eben dieſe Maitreſſe Heinrich's IV. nahm ihrem königlichen Liebhaber allenthalben, wo er hereintrat, die Maske ab, um ihn küſſen zu können [5]). Der Ruf der Trunkenheit der Deutſchen, warf einen ſolchen Schatten auf das ſchöne Geſchlecht in unſerm Vaterlande, daß Heinrich IV. den Gedanken nicht ertragen konnte, eine deutſche Prinzeſſin zu heyrathen, weil es ihm, wie er ſagte, immer vorkommen würde, als wenn er ein Faß Wein neben ſich im Bette hätte [6]).

Die Tagebücher und andere Zeitſchriften aus den Regierungen Ludewigs XIII. und der Regentſchaft der Königinn Anna von Oeſterreich, enthalten weniger Nachrichten über den Wechſel

1) 163.
2) Ib.
3) Memoires de Madame de Moteville I. 376. 377.
4) Memoires d'Aubigné p. 135.
5) II. 333. Journal de Henri IV.
6) Memoires de Sully I. p. 522.

Wechſel der herrſchenden Moden, als die Denkmähler aus dem 16ten Jahrhundert. Man ſchließt hieraus richtig, daß der Aufwand in Kleidern und Putz unter Ludewig XIII. und Anna von Oeſterreich eher abgenommen als zugenommen habe. Es iſt ſehr zu zweifeln, daß irgend eine Dame am Hofe Ludewig's XIII. im kleinen Putze ſo viel verſchwendet habe, als die Freundinn der berühmten Ninon de l'Enclos, Marion de Lormes, welcher ſelbſt der große Cardinal Richelieu huldigte: wenn es anders wahr iſt, was von ihr erzählt wird, daß ſie ihrem Liebhaber Emeri, in einem Jahre bey einem einzigen Parfümeur für ausgenommene Handſchuhe, Fächer, Pomaden und Eſſenzen, eine Rechnung von 50000 Thalern gemacht habe [1]). Nach dem Tode ihres Gemahls legte Anna von Oeſterreich kein Roth mehr auf, und die Hofdamen konnten nicht umhin dem Beyſpiel der Königinn zu folgen [2]).

Zur Zeit der Vermählung Ludewig's XIV. mit der ſpaniſchen Infantin, trugen die franzöſiſchen Hofleute ſehr enge und kurze, aber reichgeſtickte Röcke, oder vielmehr Wämſer und ungeheure Hoſen, denen die Bänder und Schleifen an den Knien durch ihre abentheuerliche Größe entſprachen [3]). Die ſpaniſchen Hofleute hatten keine Stickereyen auf ihren Kleidern, aber viele und koſtbare Edelſteine [4]). Die Frau von Motteville fand die Beinkleider der Spanier in eben dem Verhältniſſe zu enge, in welchem die der Franzoſen zu weit waren.

1) Galant. de Roi de France III. 149. 150.
2) Motteville I. p. 221.
3) Motteville V. p. 87.
4) Ib. p. 91. 92.

Die mannigfaltigen Abänderungen in allem, was dem Gebiete der Mode unterworfen iſt, ſeit Ludwig's XIV. Zeiten bis jetzt; der Einfluß, welchen die franzöſiſchen Moden fortdauernd auf die übrigen cultivirten Länder hatten; der ſelbſtſtändige Charakter, welcher ſich in den engliſchen Moden entwickelte, und zum Theil vielen Beyfall bey andern Nationen fand; ſo wie die Eigenthümlichkeiten und der verfeinerte Geſchmack, welche ſich nach und nach in den eigenen Moden der Deutſchen zeigten, die vorzüglich ſeit der Revolution einen freyeren Schwung genommen haben, und dahin ringen, ſich von fremdem Einfluſſe ſo viel wie möglich unabhängig zu machen, ohne deshalb es ſich zu verſagen, geſchmackvolle Formen und Gebräuche des Auslandes nachzuahmen; endlich das Eigenthümliche in den Moden der andern europäiſchen und außereuropäiſchen Moden: — alles dieſes würde hier der Kürze wegen kaum angedeutet werden können und eignet ſich überhaupt auch weniger für ein encyklopädiſches Werk, als für eigne Magazine und Journale, welche der veränderlichen Göttinn der Mode gewidmet ſind, und von denen unten verſchiedene angezeiget werden ſollen. Wichtiger für unſern Zweck wird es indeſſen ſeyn, einige allgemeine Betrachtung über die Moden, über ihren Nutzen und Schaden und über die Regeln anzuſtellen, welche die Vernunft ganzen Nationen und einzelnen Perſonen in Abſicht der Moden vorſchreibt, wobey ich mich vorzüglich an Garve's ſchätzbarem Aufſatze über die Moden, im 1ſten Theile ſeiner Verſuche über verſchiedene Gegenſtände aus der Moral, der Literatur und dem geſellſchaftlichen Leben *), halte.

Daß

*) Breslau bey Korn 1792., 8. S. 117 ff.

Daß es überhaupt Moden unter den Menſchen giebt, iſt eine Folge ihrer geſelligen Natur. Sie wollen einander gleichförmig ſeyn: weil ſie mit einander verbunden ſeyn wollen. Jede in die Augen fallende Unähnlichkeit in Kleidung, Wohnung und Lebensart, iſt ein Abſtand, der die Zuneigung verhindert, und der vertraulichen Mittheilung der Ideen im Wege ſteht. — Wenn Menſchen einander einmal ſo nahe ſind, daß ſie mit einander gemeinſchaftlich handeln, oder ſich in Geſellſchaft mit einander vergnügen: ſo iſt es eben ſo wohl eine natürliche Folge ihrer Geſinnungen gegen einander, als eine unwillkührliche Wirkung ihres Beyſammenſeyns, daß ſie einander ähnlich zu werden ſtreben. Und dieſe Gleichförmigkeit, wenn ſie in einer Geſellſchaft einmal erreicht iſt, wird für jedes neue Glied, das in dieſelbe aufgenommen werden, oder in ihr mit Ehren und Vergnügen auftreten will, eine Regel.

Daher hat es Moden unter den Menſchen gegeben, ſo lange Menſchen exiſtiren. Es giebt deren unter den Wilden. Die Einſchnitte, die ſie ſich in die Haut machen, und die Farben, mit welchen ſie ſie einreiben, ſind in jeder Völkerſchaft, und oft in vielen Völkerſchaften auf einem großen Erdſtriche, gleichförmig. Wie viele und wie beſtimmte Moden in den Verzierungen ihrer Perſonen und Häuſer ſowohl, als in den Ausdrücken ihrer Höflichkeit finden wir nicht bey den Homeriſchen Helden! So wie ſich die Stände von einander abſondern, und ſich die große bürgerliche Geſellſchaft, gleichſam in mehrere kleine trennt, die nur als Corpora mit einander verbunden bleiben, ohne daß die Individuen, woraus ſie beſtehn, ſich wechſelsweiſe ſehr nahe kämen: ſo trennen und vervielfältigen ſich auch die Moden.

Ja

Ja ſie werden eben ſo gut Mittel der Abſonderung, als der Vereinigung. Der gemeinſchaftliche Ehrgeitz Vieler ſucht ſich eben ſo ſehr durch ein ähnliches Aeußeres von denen, die unter ihnen ſind, zu unterſcheiden, als die Zuneigung und Vertraulichkeit derer, die ſich einander für gleich halten, ſie bewegt, alle Unterſchiede ſo viel, als möglich, zu vermeiden.

Doch dieſer aus der Geſelligkeit entſpringende Trieb der Menſchen, ſich einander ähnlich zu machen, iſt nur ein Principium des Willens, dem zu Folge ſie nach Gleichförmigkeit in den ſichtbaren Formen, welche ſie ſich ſelbſt und ihren Handlungen, — oder welche ſie den zu ihnen gehörigen und ihren Bedürfniſſen dienenden Dingen geben, verlangen. Aber wo nimmt ihr Verſtand oder ihr Inſtinkt die Regel her, nach welcher er dieſe Aehnlichkeit jedesmahl beſtimmt? Hier kommt nun von der einen Seite der Nachahmungstrieb, von der andern die Ungleichheit welche die Natur unter den Menſchen gemacht hat, dem geſelligen Triebe zu Hülfe. Der erſte iſt hinlänglich, eine ſchon eingeführte und angenommene Mode fortzupflanzen; aber er iſt nicht genug, ſie hervorzubringen. Der Nachahmungstrieb vieler muß nähmlich ein gemeinſchaftliches Centrum bekommen. Es muß alſo einer, oder es müſſen wenige ſeyn, welche die Augen vieler auf ſich ziehen, und von ihnen als Muſter angeſehen werden. Dies würde nicht ſeyn, wenn die Natur eine vollkommene und abſolute Gleichheit unter den Menſchen gemacht hätte, oder wenn ſich dieſelbe in der errichteten Geſellſchaft erhalten könnte. Aber weil vom Anfange des menſchlichen Geſchlechts an Schönheit, Größe, Stärke, Muth und Verſtand einen Menſchen vor dem andern, und einige wenige unter

einer großen Menge auszeichneten; — und weil vom Anfange der bürgerlichen Geſellſchaft an, Reichthum und Macht auf gleiche Weiſe einzelne Individuen unterſchied: ſo entſtanden durch beydes im menſchlichen Geſchlechte gewiſſe Höhen, auf welche alle ihre Blicke richteten. Die Begierde, die jeder hat, ſelbſt vortrefflich zu ſeyn, und über andere hervor zu ragen, reitzt die meiſten, diejenigen nachzuahmen, die ſie ſchon in dem Beſitze eines ſolchen Vorzugs ſehn. Daher ſind der Moden weit mehrere, und ihre Abwechſelung ſowohl, als ihre Herrſchaft während ihrer Dauer iſt größer in einer Geſellſchaft, in der eine regelmäßige Unterordnung der Stände durch die Verfaſſung eingeführt iſt, als in einer, wo dieſer Unterſchied gar nicht vorhanden iſt, oder weniger beobachtet wird. Die Monarchie iſt der Sitz und die Quelle der Moden; beſonders eine gemäßigte Monarchie, in welcher die Stände durch allmählige Gradationen empor ſteigen. — Denn ein einzelner, alle Unterthanen in gleicher Niedrigkeit haltender Deſpot, wie es die orientaliſchen ſind, iſt von der Menge zu ſehr entfernt, iſt zu unſichtbar und zu fürchterlich, um der Gegenſtand der Nachahmung zu werden. Aber wenn der Stufen viele ſind, jeder Menſch gewiſſe andere über ſich hat, welche ihm nahe genug ſind, um von ihm beobachtet zu werden, und doch noch ehrwürdig genug, um ihn zur Nacheiferung ihrer Größe und zur Annahme ihrer Gewohnheiten zu reitzen: ſo wird der Nachahmungstrieb bey allen unaufhörlich erweckt; und er wird von Stufe zu Stufe unmerklich auf einen gemeinſchaftlichen Punkt hingezogen.

Aber zum Weſen der Mode gehört nicht bloß die Einſtimmung vieler in denſelben Gewohnheiten

oder

oder in der Wahl derſelben Sachen, zu einer und derſelben Zeit, ſondern auch die Veränderlichkeit dieſer Gewohnheiten und dieſer Wahl in der Folge derſelben. Und wodurch werden dieſe Veränderungen veranlaßt, nach welchen Geſetzen werden ſie beſtimmt?

Die Veränderlichkeit in allem, was zur Mode gehört, entſteht aus dem Triebe nach Beſchäftigung, und aus der Thätigkeit des Geiſtes, — aus dem Geſchmacke am Schönen und dem Urtheile über daſſelbe, — und endlich aus der National-Induſtrie. Sie iſt bey jedem Volke größer oder kleiner, nachdem dieſe Urſachen bey ihm in einem höhern oder mindern Grade vorhanden ſind.

1. Träge, kalte, ernſthafte Menſchen, die nur wenige Ideen, eingeſchränkte Kenntniſſe, einfache und ſtarke Leidenſchaften, und wenig Betriebſamkeit haben, — die ſich nach der Arbeit bloß durch Ruhe erhohlen, — die wenig Zeitvertreibe kennen, und nach keiner Unterhaltung verlangen, wenn ihr Bedürfniß befriedigt iſt, ſind deswegen in allen ihren Einrichtungen weniger veränderlich, weil ſie wenig über dieſelben nachdenken, und weil ihnen das Alltägliche und Gewohnte keine lange Weile macht. Sie ſind es noch weniger bey den Gewohnheiten, die ihre Bequemlichkeiten und ihre alltägliche Lebensart betreffen, weil hier jede Neuerung ſie aus der Ruhe ſtört, die ſie über alles ſchätzen, und weil ſie die Mühe ſcheuen, die es immer anfangs koſtet, eine neue Gewohnheit anzunehmen, oder ſich in eine unbekannte Form eines Dinges, deſſen man bedarf, zu ſchicken. — Eine Nation hingegen, welche Witz und Erfindungskraft hat, welche mit vielerley Kenntniſſen aller Art ausgerüſtet, und nach neuen Bildern für

ihre

ihre Jmmagination, oder nach neuen Jdeen für ihren Verſtand begierig iſt; — eine Nation, die in der Bewegung, im Geſpräch, im Spiel, kurz in Unterhaltung des Geiſtes, oder in Beſchäftigung des Körpers und der Sinne ihr einziges Vergnügen, und in Stunden der Muße ihre Erhohlung findet; eine ſolche Nation wird auch Kleider, Hausrath, beſonders alles, was zum Schmucke und zum Zeitvertreibe gehört, alles, was im geſellſchaftlichen Umgange andern zur Schau ausgeſtellt wird, oder ihnen Vergnügen verſchaffen ſoll, oft ändern. Sie ſcheut die lange Weile mehr, als die Mühe; und erträgt die Unbequemlichkeit des Ungewohnten gern, wenn ſie nur durch eine lebhaftere Senſation, dergleichen das Neue immer erregt, ſchadlos gehalten wird, oder hoffen kann, eine ſolche bey andern zu erregen.

2. Wenn wir am Schönen Geſchmack finden, und die Formen der Dinge auf uns einen Eindruck machen, deſſen wir uns bewußt ſind, und indeſſen Feinheit oder Richtigkeit wir eine Ehre ſetzen; ſo iſt es eine natürliche Folge, daß wir über dieſe Formen nachdenken, und unſern Geſchmack zu einem Gegenſtande der verſtändigen Beurtheilung und des Räſonnements machen. Sobald man aber über das Schöne und Häßliche in Dingen, die keiner abſoluten Regel der Schönheit fähig ſind, räſonnirt, und dieſe Beurtheilung oft erneuert: ſo entſtehen vielerley Ausſichten; ſo zeigen ſich mannigfaltige Geſichtspuncte. Und durch dieſe wird die Vorſtellung vom Schönen, anſtatt fixirt zu werden, wie man von einem anhaltendern Studium erwarten ſollte, ſchwankend. Das, was uns unter der Jdee der eleganten Einfalt gefiel, macht in unſrer Neigung und in unſern Begierden dem Platz, was durch Pracht die

Sinne

Sinne an ſich zieht. Bald iſt es die Vergleichung mit den Formen des Alterthums, oder einer fremden geſchätzten Nation, — bald iſt es die größre Zweckmäßigkeit der Sache, welche uns an unſerm Hausgeräthe und unſern Werkzeugen einnimmt, und unſre Wahl beſtimmt. Zu der einen Zeit iſt unſre Aufmerkſamkeit auf das Natürliche und Ungezwungne gerichtet; — und dann übertreiben wir es oft, in unſerm Anzuge, wie in unſerm Betragen, bis zum Nachläſſigen und Rohen: — zu einer andern auf das Schöne, welches in der Regelmäßigkeit und in der Proportion liegt; und dann verfolgen wir dieſe oft bis zum Steifen und Gezwungnen. Alles dieſes geſchieht nur, weil wir mit Bewußtſeyn daran arbeiten, uns und unſre Sachen zu verſchönern. Es iſt uns ſehr viel daran gelegen, die gefälligen Formen in den Dingen zu finden. Wir durchſuchen deswegen alle Beſtandtheile und Verhältniſſe der Schönheit: und niemals völlig, oder doch nicht lange befriedigt, wenden wir uns von der einen Form zu der andern, um zu verſuchen, ob wir nicht unſer Ideal durch irgend eine erreichen können. — Nicht ſo unruhig und veränderlich ſind diejenigen Nationen in ihrem Geſchmacke, die überhaupt gegen das Schöne gleichgültiger, und beſonders in ihrem Wohlgefallen an demſelben nie ſo weit gekommen ſind, daß ſie die Theorie davon unterſucht hätten. Je weniger man das, was da iſt, beurtheilt: deſto ruhiger bleibt man dabey. Wo aber alles kritiſirt, da verändert und ſtört auch alles den gegenwärtigen Zuſtand der Dinge.

3) Wenn die Arbeiten der Menſchen ſich getheilt haben; und mit der Verfertigung und Geſtaltung der Dinge, die zu unſern mannichfaltigen Bedürfniſſen gehören, ſich eigne Künſte und

Lebens=

Lebensarten beſchäftigen, die die Quelle des Erwerb's für eben ſo viele Bürgerclaſſen geworden ſind: ſo kommt das Intereſſe dieſer, der Eitelkeit der übrigen Claſſen zu Hülfe, die Veränderlichkeit der Moden zu beſchleunigen. Der erſtern genauere Bekanntſchaft und immerwährende Beſchäftigung mit demjenigen Stücke des Luxus oder der Bedürfniſſe, welches ſie hervorbringen, erhöht ihre Erfindſamkeit, — entweder noch neue Endzwecke und neue Bequemlichkeiten zu entdecken, für welche es eingerichtet und aptirt worden, oder bloß neue Formen zu erdenken, durch welche es gefallen und Aufmerkſamkeit erwecken könnte. Zugleich hängt der Unterhalt und der Wohlſtand dieſer Claſſen von der Menge der Arbeiten ab, welche ſie liefern: und es iſt ihnen alſo daran gelegen, daß die Producte derſelben öfter von ihren Kunden erneuert werden, als es, bloß ihrer Abnutzung wegen, nöthig wäre. Hierzu aber kann kein andres Motif reitzen, als wenn dieſe neuen Producte von den alten verſchieden ſind, und irgend einen Vortheil oder eine Annehmlichkeit verſprechen, welche die vorigen nicht darbothen. Je mehr alſo der Handwerks- und Künſtler-Arbeiten, die man zuſammen mit dem Nahmen der Induſtrie belegt, in einer Nation vorhanden ſind, je mehr die, welche dieſe Arbeiten verrichten, ihr Gewerbe als Kunſt betreiben; je mehr Genie ſie zu Erfindungen haben, und mit je mehr Geſchicklichkeit ſie neue Entwürfe ausführen: deſto unaufhörlicher wird bey dieſer Nation gearbeitet, die Formen aller Dinge, welche zur Kleidung, Wohnung, Hausgeräthe und Equipage gehören, es ſey zu verbeſſern, es ſey bloß zu vervielfältigen. Und bey dieſem Beſtreben der arbeitenden Claſſen, immer neue Modelle für das Modiſche zu fabriciren,

ren, kann es nicht fehlen, daß nicht auch die Neigung der genießenden, neue Moden anzunehmen, und durch dieſelben zu glänzen, unterhalten werde.

Die genannten drey Urſachen liegen in Umſtänden, welche dem ganzen Körper einer Nation zugehören. — Man kann noch eine vierte hinzuſetzen, die nur auf den höhern oder glücklichern Theil wirkt, aber eben deswegen auf die allgemeine Veränderlichkeit der National-Moden von großem Nutzen iſt, weil alle beträchtliche Neuerungen eben bey jener Claſſe den Urſprung nehmen, und von da zu den übrigen herab ſteigen. Dieſe Urſache iſt die Begierde der Reichen, ihren Reichthum, und der Vornehmen, ihren Rang äußerlich zu zeigen. Denn da die Niedrigen ſich durch Nachahmung immer an ſie hinan drängen, und ſie durch Stolz bewogen werden, ſich immer wieder von denen, die unter ihnen ſind, zu entfernen: ſo wird bey ihnen die allen Menſchen natürliche Begierde nach dem Neuen durch Eitelkeit und Hochmuth geſchärft. Das Schöne und das Zweckmäßige ſelbſt verliert ſeinen Werth in ihren Augen, ſobald ſie ſich nicht mehr in dem ausſchließenden Beſitze deſſelben ſehen; und Veränderungen, die ſich nicht von Seiten ihrer Nützlichkeit oder ihrer Eleganz empfehlen, können ihnen ſchon deswegen willkommen ſeyn, weil das Neue, wenigſtens eine Zeitlang, nicht das Allgemeine iſt.

Wie ſehr die Denkungsart und der Charakter der Reichen auf die Abwechſelung der Moden Einfluß habe, kann man auch daraus ſehen, daß faſt in jeder Nation der Gang der Abwechſelungen dieſer iſt, daß immer theurere Moden auf wohlfeilere folgen. Dies kann zum Theil daher kommen, daß, indem die Kunſt mehr an den Dingen vervollkommnet, die Arbeit des Künſtlers zu

gleich

gleich länger und ſchwerer wird, und alſo auch ſein Lohn größer ſeyn muß. Aber das iſt nicht die einzige Urſache jenes Factums. Da der Reiche der erſte und beſte Kunde des induſtriöſen Mannes und des Erfinders neuer Moden iſt, ſo muß dieſer leztre auf die Neigung deſſelben bey ſeinen Arbeiten und Erfindungen vorzüglich Rückſicht nehmen. Aber er weiß, daß ſchon die bloße Koſtbarkeit einer Waare ihr einen größern Werth in den Augen der Reichen giebt. Er ſieht, daß dieſe ſo vieles um und an ſich haben, was ganz unnütz iſt, bloß weil es Geld koſtet, und andern zeigt, wie viel ſie Geld aufwenden können. Er ſchließt alſo, daß ſie ſich viel lieber gefallen laſſen werden, daß das, was nützlich iſt, durch auſſerweſentliche Zierrathen, durch Seltenheit des Materials, oder durch Künſtlichkeit der Fabrication, koſtbar werde, um dadurch Gelegenheit zu bekommen, ihren guten Geſchmack und ihren Reichthum zugleich ſehen zu laſſen.

Vielleicht iſt dies eine der ſchädlichſten Eigenheiten der Moden, weil dadurch der Luxus und die Nachahmungsſucht den ärmern Claſſen zum Verderben gereicht. Da es die Reichſten ſind, welche den Gang der Moden reguliren, und doch dieſe Moden, wenn ſie einmahl herrſchend geworden ſind, auch unter die weniger wohlhabenden Claſſen kommen: ſo werden dieſe durch die Begierde, mit ihrem Zeitalter fortzugehn, zu immer größerm und größerm Aufwande bewogen, und oft zu Anſtrengungen über ihr Vermögen verleitet, die ſie zulezt in Armuth ſtürzen.

So viel von den **Urſachen der Veränderlichkeit in den Moden**, und von den Graden derſelben. Aber in der **Art und Weiſe, wie dieſe Veränderungen geſchehen**, zeigen

 ſich

ſich ebenfalls gewiſſe Geſetze, deren Entwickelung nicht unnütz iſt, weil ſie die Natur des Menſchen und den Einfluß des geſellſchaftlichen Zuſtandes auf ihn ſchildert.

Der Urſprung neuer Moden kommt immer von der Nation her, welche, außer dem erfinderiſchen Genie, oder einer von dem Gewöhnlichen gern abgehenden Phantaſie, auch noch dasjenige Anſehn oder die Gunſt unter den übrigen Völkern beſitzt, wodurch das von ihr Erfundene dieſen zur Nachahmung empfohlen wird.

Mit der Anzahl der auf dem politiſchen Schauplatz glänzenden, oder in der Cultur fortgeſchrittenen Nationen, und mit der Verbindung dieſer Nationen unter ſich wird das Reich der Moden erweitert. So lange jedes Volk ein von andern Völkern ganz abgeſonderter Körper war, von dem, was bey dieſen vorging, wenig erfuhr, über das, was ſie hervor brachten oder thaten, nicht urtheilte; ſo lange jedes auf die Erfindungen und auf die Sitten eingeſchränkt war, die es aus ſich ſelbſt geſchöpft hatte: ſo lange waren alle Bedürfniſſe noch einfach, die Induſtrie eingeſchränkt; und neue Veränderungen des Ueblichen waren ſchwer und ſelten. — Wenn unter rohen und unaufgeklärten Völkern ein einziges ſich der Kunſt und der Wiſſenſchaft näherte, und nach Schönheit in ſeinen Producten und in den Befriedigungsmitteln ſeiner Bedürfniſſe ſtrebte: ſo ward dieſes, durch ſeinen Charakter und ſeine Lage, gemeiniglich auf einen einzigen Weg geleitet, der es zu einem beſtimmten Ziele führte. Oder wenn auch, mit der Länge der Zeit, dieſer Charakter und dieſe Lage ſelbſt einige Aenderungen litt, die auf die Producte des Kunſtfleißes und auf die Gewohnheiten der Nation Einfluß hatten;

ten; oder wenn einzelne große Genies unter ihr auftraten, deren Erfindungen neue Ideenreihen veranlaßten, und den Grund zu Abänderungen in der Lebensart und in der Geſtalt der den Menſchen angehörigen äußern Dinge legten: ſo war doch der Fortgang vom Aeltern zum Neuern langſam, und die Revolutionen des Ueblichen folgten nur in langen Perioden auf einander. Jenes war der Fall in den Zeiten allgemeiner Barbarey; dieſes im griechiſchen Alterthume. — Wenn aber, (ſo wie die gegenwärtige Lage der Dinge in Europa iſt) auf einem Erdſtriche von mittlerm Umfange eine Anzahl von Völkern neben einander wohnt, wovon jedes auf Sittlichkeit und Geſchmack Anſpruch macht, jedes die Verſchönerung der äußern Dinge ſucht, und nach Beförderung des Kunſtfleißes ſtrebt; — wenn dieſe Nationen mit einander in beſtändigem Verkehr ſind, und die eine in kurzem alles zu ſehen und zu hören bekommt, was in der andern Aufmerkſamkeit erweckendes producirt oder gethan worden iſt; dann iſt mit dem ſchnellern Umlaufe der Erfindungen auch die Thüre zu Neuerungen bey allen geöffnet. Jeder Winkel dieſes Welttheils liefert ſeinen Beytrag zu der allgemeinen Maſſe neuer Erfindungen, neuer Bequemlichkeiten, neuer Werkzeuge, neuer Zierrathen und neuer Moden. Es iſt eine beſtändige Wirkung und Zurückwirkung, ein Wettſtreit der Induſtrie zwiſchen allen europäiſchen Völkerſchaften. Jede empfängt die aus den Werkſtätten der Fremden kommenden Waaren, und gibt die ihrigen dafür zurück. Kein Wunder, daß ſo wie der Luxus ſich zu gleicher Zeit ſo vieler Dinge bemächtigt hat, und Putz und Bequemlichkeiten unſrer Reichen und Großen aus ſo vielen Ländern und Naturreichen zuſammen geſucht

 wer-

werden, eben dieſer Luxus auch in einem Reichthume von Abwechſelungen ſchwelgt, und ſich, durch eben ſo mannigfaltige Ideen und Einfälle der Fleißigen und Erfindſamen aus allen Gegenden Europens, immer neu und glänzend erhält.

Aber ſo wie die größere Anzahl der Völker, die ſich einander ihre Producte, ihre Erfindungen und ihre Gewohnheiten mittheilen, die Abwechſelungen der Mode beſchleuniget: ſo iſt es hinwieder, wenn in dieſer Veränderlichkeit auch eine Regel und eine Gleichförmigkeit, wenigſtens für kurze Zeiträume, Platz finden ſoll, nothwendig, daß unter dieſen wetteifernden und mit einander correſpondirenden Völkern, Eines, in den Hülfsquellen und Talenten der Induſtrie einen Vorzug vor den übrigen, oder durch ſein Anſehn, es ſey das Anſehn des Vorurtheils oder der verdienten Achtung, einen Einfluß über ſie habe.

In Sachen der Mode wird dieſen Vorzug und dieſes Anſehn nicht diejenige Nation erhalten, die den andern bloß an Fleiß, an Genie zu Erfindungen, an Geſchicklichkeit in der Ausarbeitung überlegen iſt, ſondern die, welche eine fröhliche und veränderliche Phantaſie mit einem feinen Gefühl des Anſtändigen verbindet; die, reich an Combinationen eines leichten Witzes, ſehr geſellig, und beſonders ſchnell und fruchtbar in Einfällen iſt. So war die franzöſiſche Nation bis auf unſere Zeit. Auch hatte ſie ſich der Herrſchaft der Moden in Europa, wenigſtens bis zur Revolution, ohne allen Widerſpruch bemächtigt. Ob Frankreich in dieſer Hinſicht ganz wieder den vorigen Einfluß erhalten werde, muß die Zukunft lehren.

Doch vorzügliche Geſchicklichkeit, die Gabe, in dieſem Gebiethe der Kleinigkeiten das Schöne in

in allen ſeinen Abarten zu fühlen, es ſelbſt bis auf die Extreme, wo es ins Abentheuerliche übergeht, zu verfolgen, und es durch Arbeit der Hände rein und vollkommen darzuſtellen, — dieſe Geſchicklichkeit allein ſichert einer Nation noch nicht die Herrſchaft in den Gegenſtänden der Mode und des Luxus, wenn nicht noch durch größere Vorzüge, oder einen weſentlicheren Einfluß dieſe Nation die Augen der andern auf ſich gezogen, oder ſie ſich gewiſſermaßen unterwürfig gemacht hat. Das hatte die franzöſiſche Nation durch ihre Politik, ihre Siege und durch die Cultur der Wiſſenſchaften gethan, und eben die Urſachen, welche ihre Sprache allgemein machten, haben auch dazu beygetragen, ihre Kleidung, ihre Nippen und ihre Höflichkeitsbezeugungen durch ganz Europa auszubreiten.

Vielleicht iſt es in dem Fortgange der Dinge nothwendig, daß dieſe Herrſchaft einer Nation über die übrigen wegfalle. Aber alsdann wird höchſt wahrſcheinlich die Herrſchaft der Mode ſelbſt abnehmen. Ihre Blüthe dauert in der That nur ſo lange, als die Begierde nach Schmuck, Eleganz und Artigkeit zwar allgemein, die Zahl derer aber, die zu Muſtern dienen können, noch klein iſt. Zu gewiſſen Zeiten ſahen alle modiſche Leute aus allen Ländern nach Paris, nach London, oder nach irgend einem ſolchen fixen und gemeinſchaftlichen Puncte hin, von wo aus ſie die Beſtimmung ihrer ſchwankenden Wahl erwarteten. Und indem die einen erfanden und vorſchrieben, die andern ſich aufs Nachahmen und Befolgen einſchränkten, ward aus dem, was an dem Orte ſeines Urſprungs nur ein glücklicher Einfall eines guten Kopfs, die augenblickliche Laune einer angeſehenen Perſon, oder die Ausſchweifung eines Phantaſten war, an frem-

den Oertern und in entfernten Ländern Geſetz und Regel, weil dieſe nur unter dem Stempel ausländiſcher Billigung und Empfehlung das Neue, welches ihnen dargebothen wird, für ſchön erkannten. Aber wenn nun die Zeit kommt, — und ſie iſt vielleicht nicht mehr fern, — wo jede Nation auf Künſtler-Genie und Geſchmack Anſpruch macht, wo jede in ihrem Schooße Arbeiter erzeugt, die ihren Werken die Achtung ihrer Mitbürger, trotz deren eingewurzelten Vorliebe für das Ausländiſche, zu erwerben wiſſen; dann wird jede, auch in dem, was ſchön und galant heißt, Erfinderinn zu ſeyn anfangen. Wenigſtens werden ſich die Muſter der Nachahmung vervielfältigen, und die Möglichkeit der Auswahl unter mehrern wird die europäiſchen Moden von dem Zwange befreyen, von welchem ſie bis jetzt eingeengt werden. — Schon ſehen wir ſeit geraumer Zeit die engliſchen und franzöſiſchen Sitten ſowohl, als ihr Coſtume, mit einander bey der galanten Welt der übrigen Nationen wetteifern. Der deutſche Kunſtfleiß und der deutſche Geſchmack treten ſchon als Rivale von jenen auf; und bald wird der Fortgang der allgemeinen Cultur die Nationen in dieſem Puncte wieder dahin bringen, von wo ſie zur Zeit der erſten Rohigkeit ausgegangen waren, daß jede ſich freyer ihrem Naturell und ihrem Genie überläßt; — daß eine von der andern in dem Außerweſentlichen ihrer Sitten und Kleidungen ſich mehr unterſcheidet, indeß alle, durch eine gleich richtige Beurtheilung des Schönen und Anſtändigen, in der Hauptſache einander näher kommen.

Das, was jetzt von Nationen geſagt worden, iſt auch von Individuen wahr. So lange wenige in einer Nation eignen Geſchmack haben, und dieſe einen entſchiedenen Vorzug, oder ein anerkann-

erkanntes Anſehn in den Angelegenheiten des Schmuckes und des guten Anſtandes beſitzen: ſo richten ſich Viele ſklaviſch nach dieſen wenigen, die Sitten werden pedantiſch einförmig, die Moden mit einer knechtiſchen Genauigkeit nachgemacht. — Insbeſondre, wenn der Mittelſtand in einem Staate, in Erziehung und feiner Geiſtesbildung, hinter dem höhern zurück iſt, ohne daß deshalb ſeine Eitelkeit, und ſeine Begierde, den Großen gleich zu glänzen, gemindert ſey: ſo wird die Geſetzgebung der Mode bey dieſer Nation ausnehmend heilig, und der Gehorſam gegen ihre Vorſchriften ſtrenge ſeyn. Aber wenn ſich dieſer reiche Bürgerſtand, an Sinn und Erfahrung des Schönen, eben ſo empor hebt, wie er an Wohlſtand gewachſen iſt: dann beurtheilen ſeine Kinder und Zöglinge, jeder für ſich ſelbſt, was ihnen wohl oder übel ſteht, was ſie putzt oder entſtellt. Der erſte Schritt verfeinerter Sitten iſt die Nachahmung deſſen, was andre für ſchön halten: der letzte iſt die eigne Wahl deſſen, was man als ſchön erkennt.

Was nun **die Gegenſtände** betrifft, welche bey geſitteten Nationen, deren Lage und Cultur der gegenwärtigen der Europäer gleich iſt, unter **die Herrſchaft der Mode gehören**: ſo ſcheinen ſie vorzüglich unter zwey Hauptclaſſen gebracht werden zu können.

Die Mode regulirt entweder die Sachen, die zu Befriedigung unſrer körperlichen Bedürfniſſe dienen, oder die geſellſchaftlichen Gebräuche. Jene ſind Kleider, Wohnung, Hausgeräthe Equipage, und alle Arten von Schmuck: dieſe ſind von zweyerley Art, entweder Uebereinkommungen über Zeit, Ort und Form aller der im geſelligen Umgange gemeinſchaftlich vorzunehmenden Verrich-

tungen und zu genießenden Vergnügungen; oder es ſind die verabredeten Zeichen unſrer Geſinnungen gegen andre *).

In der erſten Gattung des Modiſchen gibt es einen höheren Grund der Beſtimmung für die Sache, ein älteres Geſetz für ihre Form, von welchem die Mode nicht abweichen darf. Dieſer Grund, dieſes Geſetz, liegt in der Natur jedes Bedürfniſſes, und in der unveränderlichen und ausſchließenden Schicklichkeit gewiſſer Mittel, daſſelbe zu befriedigen. — Der Menſch will ſich nähren, er will ſeinen Körper bedecken, ohne an der freyen Bewegung ſeiner Glieder gehindert zu werden; er verlangt einen Aufenthalt, der vor dem Ungeſtüm der Witterung geſchützt, hell, geſund, und zu ſeinen verſchiedenen Verrichtungen aptirt ſey: — er will ſich ſo gemächlich und ſo geſchwind, als es möglich iſt, von einem Orte zum andern bewegen. Jedes Stück des Hausgeräthes bezieht ſich auf eine körperliche Nothdurft, auf eine Arbeit, oder auf einen Zeitvertreib und eine Art der Erhohlung des Menſchen. Alles was uns umgiebt, und was unſre Wohnungen anfüllt und ſchmückt, ſind Werkzeuge: aber nicht Werkzeuge beſondrer Künſte, ſondern des allgemeinen menſchlichen Lebens. Hierdurch wird nun für die Veränderungen in allen dieſen Gegenſtänden eine gewiſſe Gränzlinie gezogen. Die Wahl der Speiſen muß innerhalb der Naturproducte ſtehen bleiben, welche zu Nahrungsmitteln dienen können; ihre

*) Es gibt übrigens auch noch Moden in geiſtigen Angelegenheiten, die nicht gerade zu mit den geſellſchaftlichen zuſammenfallen, z. B. Modeton auf der Kanzel; Modeſtudium; Modeſchriftſtellerey; Modetitel auf Büchern ꝛc. Hier wird es indeſſen genug ſeyn, auf die oben angegebenen beſondere Rückſicht zu nehmen.

ihre Zurichtung muß ſich nach der Natur unſers Geſchmacksſinns, und unſrer Verdauungskraft richten. Stoff und Schnitt der Kleider muß der Geſtalt unſes Körpers, ſeinen Bewegungen und ſeinen Gefühlen angemeſſen ſeyn. Die Materialien und Form unſrer Häuſer, — wenn ſie durch die weſentliche Natur des Geſchöpfs, das darin wohnen ſoll, weniger beſtimmt ſind —, werden es nach und nach durch die Ausbildung, die der Menſch in jedem Zeitalter, und an jedem ſeiner Wohnorte erhält, und durch die Endzwecke und Verrichtungen, mit welchen er, dieſer Ausbildung zu Folge, beſchäftigt iſt.

Aber innerhalb dieſer Gränzen, welcher weite Spielraum zu Veränderungen bleibt nicht noch übrig!

Erſtlich, die Zwecke ſelbſt, wozu wir die Mittel wählen, verändern ſich, vervielfältigen ſich, werden beſſer von uns erkannt, oder werden wenigſtens anders von uns beurtheilt. Je zärtlicher unſre Leibesbeſchaffenheit, je leckrer unſer Gaumen wird: deſto eckler werden wir in der Wahl unſrer Speiſen, und deſto ſorgfältiger und erfinderiſcher in der Zurichtung derſelben. Ein rauheres Klima oder ein weniger abgehärteter Körper erfordert eine andre Art der Bekleidung. Der active und bewegliche Abendländer mußte ſeinen Kleidern, in denen er ungehinderte Freyheit ſeiner Hände und Füße verlangte, einen andern Schnitt geben, als ſie bey dem Morgenländer hatten, der die Ruhe und das Stilleſitzen liebt. Unſre Häuſer müſſen eine neue Einrichtung bekommen, ſo wie unſre Lebensart ſich verändert, wozu ſie uns Raum und Bequemlichkeit gewähren ſollen. Jedes neue Geſchäft, jeder neu erfundne Zeitvertreib bringt einen neuen Hausrath in unſere Zimmer. Wie leer

ſieht es in den Häuſern eines Volks aus, das, wie die Türken, weder das Studiren, noch die geſellſchaftlichen Zeitvertreibe liebt, zwey Dinge, die bey den geſitteten Ständen der übrigen Europäer ein unaufhörliches Anſchaffen neuer Hülfsmittel und Werkzeuge erfordern.

Ferner, bey ganz unveränderten Endzwecken iſt doch ihre Erreichung durch mehrere Mittel möglich. Das platte und das erhobene Dach ſchützen auf gleiche Weiſe vor Regen und Schnee. Die Geſtalt des Menſchen läßt es unbeſtimmt, ob ſein ganzer Körper in ein gemeinſchaftliches Gewand von Kopf bis zu Füßen eingehüllt werden, oder ob jedes Glied ſeine eigne abgeſonderte Bekleidung bekommen ſoll. -- Welche unendliche Mannichfaltigkeit von Nahrungsmitteln läßt ſich unſer Magen gefallen, und findet unſer Körper zu ſeiner Stärkung geſchickt? Auch zu denſelben Verrichtungen können Geräthſchaften von ganz verſchiedner Structur dienen.

Aber nun kommt noch ein dritter, und faſt der Hauptgrund unſrer Veränderlichkeit, in den zur Befriedigung unſrer Bedürfniſſe gewählten Mitteln, hinzu: dies iſt das Vergnügen, welches wir an Schönheit finden, und die Begierde, welche wir haben, durch ſchöne Sachen andern zu gefallen. Wir wenden nähmlich bey allem, was wir thun, bey jedem Genuſſe, den wir uns vorbereiten, einen Theil unſerer Aufmerkſamkeit auf die bloße Ausſchmückung der Sache: theils um uns ſelbſt einen angenehmen Anblick zu verſchaffen, theils um uns den Beyfall, oder die Bewunderung anderer zu erwerben. Der Aufwand oder die Bemühung, welche erfordert wird, die Zimmer wo wir unſre Freunde aufnehmen, und die Tafel, an welcher wir ſie bewirthen, geſchmackvoll auszu-

putzen,

putzen, iſt weit größer, als das, was uns die Anſchaffung der Nahrungsmittel koſtet, mit welchen wir dieſe unſre Freunde ſättigen, oder die Veranſtaltung der Vergnügungen, mit welchen wir ſie unterhalten. Hier iſt nun das eigentliche Gebieth der Mode. Dieſe arbeitet und wählt vornehmlich für die Augen. Die andern Sinne ſind eigenſinniger und ziehn den Menſchen mit einer Art von Gewalt zu dem hin, was ihnen ſchmeichelt, oder wenden ihn von dem ab, was ihnen zuwider iſt. Was uns gut oder übel ſchmecken ſoll, welche Gefühle rauh oder ſanft, — welche Töne wohl- oder übelklingend ſeyn ſollen, wird durch eine inſtinctartige Nothwendigkeit beſtimmt. Und wo weniger Beurtheilung und Wahl ſtatt findet: da hat auch die Nachahmung weniger Einfluß. Zwar können wir uns Speiſen, die uns Anfangs zuwider waren, zu eſſen zwingen, weil wir ſehn, daß ſie andern wohlſchmecken, und können ſie endlich durch die Gewohnheit gut finden. So ſind auch, bis auf einen gewiſſen Grad, unſere Gefühls- und unſre Gehör-Empfindungen durch Beyſpiel, Nachahmung und Vorſatz veränderlich. — Aber ganz vorzüglich iſt es der Sinn des Geſichts, welchen die Natur der Willkühr und dem freyen Willen des Menſchen unterworfen hat. Die Augen laſſen ſich unendlich vielerley Anblicke gefallen; ſie gewöhnen ſich an ganz verſchiedne Geſtalten, und können, nach längerer Betrachtung, oft dasjenige ſchön finden, was ſie, bey dem erſten darauf geworfnen Blicke, mit Gleichgültigkeit oder gar mit Widerwillen anſahen. Eben deswegen hat auch das Beyſpiel über ſie eine größre Gewalt. Wir ſehen ein Gemählde, das uns anfangs wenig an ſich zog, wenn wir hören, daß es ein geſchätztes Werk eines großen Meiſters iſt, von neu-

em an, und finden endlich ſeine Schönheit, oder überreden uns wenigſtens deſſen. Auf eben die Weiſe nehmen die Leute nach der Mode ſich vor, Gefallen an den Farben, Kleidungen und Meubeln zu finden, die aus Frankreich oder aus der Hauptſtadt kommen; und es gelingt ihnen.

Die wahre Urſache, warum wir bey den Empfindungen des Geſichts mehr, als bey den Empfindungen anderer Sinne, durch unſern Vorſatz, unſer Vergnügen oder Mißvergnügen beſtimmen können, iſt, weil wir bey ihnen durch unſere Aufmerkſamkeit unſere Vorſtellungen mehr zu leiten und abzuändern vermögen. Und die Aufmerkſamkeit hat deswegen bey ihnen mehr Einfluß, weil die Gegenſtände des Geſichts länger und ununterbrochner unſerer Betrachtung ausgeſetzt ſind, als die Gegenſtände anderer Sinne. Töne gehen ſchnell vorüber, unſere Zunge ſchmeckt nicht länger, als ſie von der Speiſe berührt wird; aber Geſtalten und Farben ſchweben fortdauernd vor unſern Augen, wir können ſo lange bey ihnen verweilen, und ſo oft zu ihnen zurückkehren, als wir wollen. Eben deswegen können wir auch mehrere Seiten von ihnen erforſchen, können einen Theil von ihnen nach dem andern in Betrachtung ziehn. Und ſo wird es möglich, daß wir nach und nach Sachen in ihnen entdecken, die wir anfangs nicht wahrnahmen, daß wir die erſten Eindrücke, die uns mißfielen, durch neue angenehme verdunkeln, — und überhaupt unſere deutlichen Vorſtellungen durch das Urtheil unſers Verſtandes abändern.

Was nun auch die Urſache ſey, ſo iſt der Erfolg gewiß. Unſer Urtheil über Schönheit, und alſo auch über das, was ſchmückt und putzt, iſt weniger inſtinctartig, und kann daher öfter bey den ſcharfſinnigen und erfinderiſchen Menſchen

durch

durch neue Betrachtungen und gewählte Geſichtspunkte, bey den trägen durch Nachahmung und allmählige Angewöhnung abgeändert werden.

Und wenn dies von der Schönheit der Formen überhaupt wahr iſt, ſo iſt es noch mehr von denjenigen Formen wahr, welche allein die Mode regulirt.

Mode wird in Dingen nicht ſtatt finden, oder wenig Veränderungen leiden, die gar keiner Schönheit empfänglich ſind, und bey welchen der Nutzen oder die Wahrheit ganz allein ohne Rückſicht auf den Geſchmack gebiethet. Sie wird gleichfalls ausgeſchloſſen ſeyn von Dingen, die eine innere, abſolute und in ihrer Natur gegründete Schönheit beſitzen, — welches, beyläufig zu ſagen, immer zugleich diejenigen ſind, welchen eine gewiſſe Würde zukommt. Aber in dem ganzen weiten Gebiethe von ſolchen Gegenſtänden der Natur, und noch mehr der Kunſt, wird ſie herrſchen, bey welchen der Menſch, vermöge ſeines innern Triebs nach Vollkommenheit, oder vermöge des Wunſches zu gefallen, Schönheit ſucht, aber von ihr keine ganz deutlichen und unwandelbaren Begriffe auffinden kann. Hier wird er alles zu Hülfe nehmen, was ſeine Wahl nur immer beſtimmen, und was ihm den Beyfall anderer zuſichern kann. Und ſo wie bey der weſentlichen Schönheit die richtige Empfindung des Mannes von Geſchmack zugleich die Uebereinſtimmung der übrigen Menſchen fordert, und, wenn kein Mißverſtand obwaltet, erhält: ſo wird bey dieſen zufälligen Schönheiten die Einhelligkeit vieler ſelbſt für eine Regel des Geſchmacks gelten, und die Empfindung ſich in der Beurtheilung der Formen dem Beyſpiele und der Gewohnheit der Menge oder der Angeſehenern unterwerfen.

Moden geben aber nicht bloß den Sachen ihre Form, mit welchen wir angethan oder umgeben ſind, ſondern ſie reguliren auch gewiſſe unſrer Handlungen. Das iſt die zweyte Hauptgattung der Moden, welche auch mit dem Nahmen der Gebräuche bezeichnet werden. Dieſe laſſen ſich wieder in zwey Unterarten abtheilen.

Wenn nähmlich die Menſchen in Geſellſchaft leben, ſo entſtehen von ſelbſt gewiſſe ſtillſchweigende Verträge unter ihnen, wie ſie die Sachen, die ſie gemeinſchaftlich vorzunehmen haben, auch gleichförmig thun wollen; andere Verabredungen werden vorſätzlich und mit Bedacht zum Beſten der Geſellſchaft gemacht. Eine zweyte noch wichtigere Wirkung der Geſellſchaft, und zugleich ein noch nothwendigeres Hülfsmittel, die errichtete Geſellſchaft aufrecht zu erhalten und zu vervollkommnen, iſt, daß die Menſchen eine Sprache unter ſich einführen, wodurch ſie ſich einander die Gedanken und die Geſinnungen mittheilen, die, den Endzweck der Verbindung zu erreichen, ein Menſch von dem andern erfahren muß. In der beſondern und engern Art der Verbindung, die wir den geſellſchaftlichen Umgang nennen, der eigentlich zur Erholung beſtimmt, aber bey den cultivirten Völkern des neuern Europa eine wichtige Angelegenheit des Lebens für einen großen Theil, und vornehmlich für die höhern Claſſen der Menſchen geworden iſt, haben ſich natürlicher Weiſe beyde Sachen gleichfalls eingefunden, Conventionen, — und eine eigne Sprache des Umgangs. Jene ſind vornehmlich beſtimmt, die Zeit, die Art und Weiſe, und die Folge der geſellſchaftlichen Zeitvertreibe, die Ordnung und äußern Veranſtaltungen bey den geſellſchaftlichen Zuſammenkünften zu reguliren; dieſe beſteht aus allen den Formeln und Gebräuchen

bräuchen der Politeſſe, welche im Grunde nichts anders als Zeichen ſind, wodurch Menſchen, die mit einander umgehen, ſich wechſelsweiſe die Geſinnungen allgemeiner Liebe oder einer beſondern Achtung, nach den Verhältniſſen des Verdienſtes oder des Standes, ausdrücken wollen. — Beyde aber, jene geſellſchaftlichen Gebräuche, und dieſe Sprache der Höflichkeit, da ſie kleinere und veränderlichere Gegenſtände betreffen, als die Conventionen des bürgerlichen und Geſchäftlebens, oder als die eigentliche Sprache, welche die Mittheilung unſerer ſämmtlichen Ideen zur Abſicht hat; — da ſie zugleich zum Umgange, d. h. zu demjenigen Theile des menſchlichen Lebens gehören, bey welchem man am meiſten Schmuck und Anſtand ſucht, und nach dem Wohlgefallen anderer ſtrebt, — ſind auch unter verſchiedenen Nationen ſowohl, als in verſchiedenen Zeiten einer ſo großen Mannigfaltigkeit fähig; ſie werden durch Beyſpiel und Nachahmung während gewiſſer Perioden ſo gleichförmig beſtimmt, und in auf einander folgenden Epochen ſo gleichförmig abgewechſelt: daß ſie mit Recht unter den allgemeinen Nahmen der Moden begriffen werden, und die Natur derſelben annehmen.

Beyſpiele von jenen Conventionen ſind folgende. Daß an dem einen Orte ein Fremder, der ihn zum erſten Mahle beſucht, und Bekannte darin hat, nach ſeiner Anmeldung die Beſuche derſelben zuerſt empfängt, an einem andern ſie zuerſt machen muß; daß zu der einen Zeit, unter der einen Claſſe, dieſer Beſuch nothwendig in Perſon gemacht und nicht ohne Unhöflichkeit verſagt werden kann, in der andern eine mit dem Nahmen des Beſuchers beſchriebene und abgegebene Charte die Stelle des Beſuches vertritt; daß die

Höflichkeit der alten griechiſchen Heldenzeit, wie wir aus dem Homer ſehen, erforderte, daß der Wirth nicht eher nach dem Nahmen und Stande eines ihn beſuchenden Fremden fragte, als bis er ihn geſättigt hatte, dahingegen bey uns ſchlechterdings der Beſuch, welcher den Fremden bekannt macht, vor der Ausübung der Gaſtfreyheit gegen ihn vorhergehen muß; — daß die Geſellſchaften in unſern großen Städten des Abends ungefähr um dieſelbe Stunde zuſammen kommen; daß dieſe und keine andere Erfriſchungen gegeben werden; daß die Zeit, die man der Unterredung, und die, welche man dem Spiele oder anderm Zeitvertreibe widmet, beſtimmt iſt, daß jedesmahl und in jedem Orte gewiſſe Spiele und Zeitvertreibe herrſchen, und ſelbſt nach den Tages- und Jahreszeiten vertheilt ſind; daß in der ganzen Art der Bewirthung, der Folge der Gerichte, der Anordnung der Speiſen, in allen Häuſern von guter Lebensart ungefähr dieſelbe Regel beobachtet wird: das gehört unſtreitig unter die Moden; aber es ſind Moden für Handlungen, nicht für Sachen; es ſind Arten von ſtillſchweigenden Verträgen, welche die von allen wahrgenommene Bequemlichkeit veranlaſſet, — oder es ſind Nachahmungen eines Beyſpiels, welche das Anſehn der Perſon, die es gab, allgemein gemacht hat. — An dem einen Orte, in dem einen Jahre ſind in der artigen Welt die Dejeuners, und in einem andern die Nachmittags-Collationen im Gebrauche. Von jeder ſolcher Zuſammenkünfte ordnet die Mode nicht nur die Zeit, ſondern auch die Art der Bewirthung und der Zeitvertreibe an, durch welche ſie ſich unterſcheiden ſoll.

In den großen Hauptſtädten verbinden ſich die öffentlichen Luſtbarkeiten des Schauſpiels, der Opern,

Opern, der öffentlichen Spaziergänge mit den Privat-Unterhaltungen; und die Mode iſt es wieder, die alle dieſe Mannigfaltigkeit von Zerſtreuungen in eine gewiſſe Ordnung bringt, und den Leuten, die nichts anders zu thun haben, vorſchreibt, in welcher Jahres- und Tageszeit ſie an jedem Orte erſcheinen müſſen, um ſich allenthalben mit der ſo genannten guten Geſellſchaft zuſammen zu finden.

Die zweyte Art der modiſchen Handlungen ſind die Höflichkeitsbezeugungen, die, wenn ſie durch Worte geſchehen, Complimente heißen, und für welche das Geſetzbuch bald mehr, bald weniger weitläuftig, aber immer nach den Oertern, Ländern und Nationen verſchieden, — von Zeit zu Zeit veränderlich, in jeder einzelnen Nation und Epoche hingegen beſtimmt und entſcheidend iſt.

Zufällige Urſachen müſſen auf die Beſtimmung dieſer Formen, dieſer Gebräuche Einfluß haben; ſo wie wir auf der andern Seite aus der Einförmigkeit, mit welcher zu einer und eben derſelben Zeit die Menſchen ganzer Länder und Erdſtriche oft in den willkührlichſten Stücken jener Formen übereinſtimmen, erkennen, daß das allgemeine Principium der Mode, der Nachahmungstrieb vieler, und das Anſehn des Beyſpiels einiger auch hier das Unbeſtimmte fixirt habe.

Wir Männer im chriſtlichen Europa entblößen das Haupt, wenn wir anderen die Ehrerbiethung bezeugen wollen. Das Bedeutende in dieſem Zeichen iſt nicht ſchwer zu finden. Das entblößte Haupt nimmt dem Manne das ernſthafte, martialiſche Anſehn, welches uns die Bedeckung deſſelben giebt. Ueberdies ſtellen wir uns dadurch demjenigen gleichſam ſchutz- und wehrlos dar, den

wir über uns ſetzen. Dieſer Zuſammenhang iſt deſſen ungeachtet nicht ſo deutlich, noch ſo weſentlich, daß nicht ein anderer Geſichtspunct, in welchem andere Völker die Sache faßten, ſie auf eine entgegengeſetzte Art, ihre Höflichkeit zu bezeugen, hätte führen können. In der That bedecken die Orientaler ihr Haupt vor dem, welchem ſie Achtung beweiſen wollen. Ohne Zweifel glauben ſie das, was ſie für das wichtigſte Stück der Kleidung halten, weil es den edelſten Theil des Körpers bedeckt, am wenigſten dann weglaſſen zu können, wenn das Anſehn der Perſon, vor welcher ſie erſcheinen, fordert, daß ſie ihren vollſtändigen Schmuck anlegen. Der Vorzug der rechten Hand vor der linken, und einer gewiſſen Stelle an der Tafel vor den übrigen; — die verſchiedenen Verbeugungen jedes Geſchlechts, die Titel, durch die wir im Umgange die verſchiedenen Stände unterſcheiden, die mannigfaltigen Arten mündlicher und ſchriftlicher Begrüßung; und alles, was wir unter dem Nahmen Complimente begreifen, gehört hierher.

Unter dieſen Sachen, ob ſie gleich alle, ſo wie andere Gebräuche, von der Willkühr, die ſie eingeführt hat, auch in ihrer Dauer abhängig bleiben, ſind doch einige den Veränderungen weit weniger, als andere unterworfen, oder ſchreiten auf der Bahn ihrer Abwechſelungen weit langſamer fort. So iſt z. B. die Geberdenſprache der Höflichkeit, die wir jetzt in Europa brauchen, ſehr alt, und ſcheint vor merklichen Aenderungen noch ſehr lange ſicher zu ſeyn. Das bloß ſinnliche und körperliche Ceremoniel des Umgangs iſt aus eben den Urſachen beſtändiger, als die wörtlichen und deutlichen Ausdrucksarten deſſelben, um welcher willen auch die gottesdienſtlichen Gebräuche

bräuche länger dauern, als die eigenthümlichen Dogmen, oder Religionspartheyen. Je weniger man zur Einführung einer Sache durch deutliche Begriffe beſtimmt wird; deſto weniger und deſto ſpäter reflectirt man auch hinterdrein darüber, nachdem ſie einmahl eingeführt iſt. Gewohnheiten, die mehr den Körper als den Geiſt beſchäftigen, werden mechaniſch, und ſetzen ſich eben deswegen deſto feſter. Solche Conventionen mögen im Anfange größere Schwierigkeiten finden, ehe ſie allgemein eingeführt werden, weil die Gründe, warum ſie angenommen werden ſollen, nicht einleuchten; aber nachdem ſie einmahl herrſchend geworden ſind, wird es eben ſo ſchwer, ſie abzuſchaffen, weil alle eine große Bequemlichkeit darin finden, in dieſen Nebenſachen der Gewohnheit blindlings folgen zu können; weil der Vernünftige gar nicht mehr ſein Nachdenken damit beſchäftigt, und der thörichte Neuerer ſelten Nachahmer genug findet, um eine Revolution zu bewirken.

Titel hingegen, Complimente, alle diejenigen modiſchen Höflichkeitsbezeugungen, welche deutlicher unſre Verhältniſſe gegen andre, oder die denſelben gemäßen Geſinnungen ausdrücken; die, bey welchen man ſich immer, ſo oft man ſie wiederhohlt, des Endzwecks und der Bedeutung bewußt bleibt: dieſe werden auch öfter von neuem in Unterſuchung gezogen, und leiden von Zeit zu Zeit Reformen der Einſchränkungen.

Eine allgemeine Bemerkung, in Abſicht dieſes ganzen zweyten Hauptzweiges des Modiſchen, oder der Gewohnheiten, iſt dieſe. Je zahlreicher und zuſammengedrängter, und je verfeinerter zugleich dadurch die Geſellſchaft wird; je mehr der Luxus und der Hang zu Vergnügungen zugleich mit dem Geſchmacke und der Wiſſenſchaft in denſelben

 ſteigt:

ſteigt: deſto mannigfaltiger werden die Anordnungen und Conventionen, nach welchen Zeit, Form und Methode der geſellſchaftlichen Verrichtungen und Zeitvertreibe beſtimmt werden: — deſto einfacher hingegen, freyer, und geringer an der Zahl werden die Formen der Höflichkeit.

Die Urſache iſt klar. Da, wo viele Menſchen ſehr häufig zuſammenkommen, und durch Reichthum und Muße in den Stand geſetzt werden, ihre meiſte Zeit dem Vergnügen zu widmen: da wird nachgeſonnen, wie man am meiſten in der kürzeſten Zeit genießen könne. Ueberdies iſt eine Regel der Ordnung um ſo viel nothwendiger, je eine größere Anzahl von Perſonen ſich in gemeinſchaftlichen Beſchäftigungen vereinigen will. Endlich bey den beſtändigen Wiederhohlungen derſelben geſellſchaftlichen Auftritte werden Gewohnheiten eingeführt, theils, damit man ſich die Mühe der Wahl erſpare, theils, weil man nach und nach einſehn lernt, was das bequemſte und beſte ſey. Daher ſind es die großen Hauptſtädte von Europa, und beſonders iſt es die vornehme Welt in denſelben, wo dieſe Conventionen ſich am meiſten vervielfältigen und am vollkommenſten aufs Reine gebracht werden. Der Zuſammenfluß von Menſchen und die Menge ſowohl der öffentlichen Ergötzlichkeiten, als der Kreiſe des Umgangs in den erſten, die beſtändige und ernſthafte Beſchäftigung der andern, mit den geſellſchaftlichen Zuſammenkünften macht, daß dort die Nothwendigkeit entſteht, gewiſſe Regeln zu machen, und hier nach und nach die Einſicht erworben wird, welche Regeln dem geſelligen Vergnügen die angemeſſenſten ſind. — In Paris hatte ſonſt, (denn bey der gänzlichen Umkehrung aller Dinge werden unſtreitig die Moden, und vielleicht ſelbſt der Charakter,

welcher

welcher ſie beſtimmte, nicht mehr die alten bleiben) jede Jahreszeit ihre beſondern Spatziergänge, ſo wie ihre beſondere Kleidung. In dieſem Monathe war die ſchöne Welt in den Thuillerieen, in einem andern im Garten von Luxemburg. Die Kirchen wie die Theater wurden zu beſtimmten Tagen beſucht.

Die Bezeigungen der Höflichkeit hingegen müſſen in einer Geſellſchaft, wie die der großen Welt iſt, deren Glieder unter einander faſt gleich und dabey zahlreich ſind, einfach werden. Schon die Menge derer, welchen man ſeine Höflichkeit bezeigen will, macht es nothwendig, daß man gegen jeden kurz ſey. Nur in kleinen Geſellſchaften kann das Beſchwerliche und Lächerliche, das mit langen Complimenten verbunden iſt, verborgen bleiben. — Ferner ſind es die vielerley Unterordnungen und Abtheilungen des Ranges, welche das Geſetzbuch der Höflichkeit weitläuftig machen, ſobald man es als Pflicht anſieht, dieſelben im Umgange immer auf eine merkliche Weiſe zu reſpectiren. In der großen Welt ſehen die meiſten Perſonen, die dazu gehören, ſich der Geburt nach ungefähr für gleich an: und die, welche es nicht ſind, werden, indem ſie in dieſelbe Zutritt erhalten, über ihren bürgerlichen Stand erhoben. Ueberdies lernen die Menſchen, durch den Umgang ſelbſt, die Hinderniſſe der Geſelligkeit kennen und vermeiden, worunter die immerwährende Rückſicht, auf jede kleine Verſchiedenheit des Ranges unter den Geſellſchaftern eines der beſchwerlichſten iſt. Daher kommt es, daß in den oberſten Kreiſen der am meiſten verfeinerten Nationen die Menſchen endlich anfangen, einander mehr als bloße Menſchen anzuſehen, und dieſem Verhältniſſe zufolge, alle andre Ausdrücke, als die der allgemein-

ſten Hochachtung weglaſſen, oder äußerſt abkürzen. Sogar diejenigen weſentlichern Beziehungen, nach welchen man die eine Perſon beſonders ſchätzt, eine andre zärtlicher liebt, werden dort bey Seite geſetzt, oder gefliſſentlich verborgen, und alle Glieder vereinigen ſich durch kalte, aber gleiche Aeußerungen einer bürgerlichen Achtung gegen einander. Dies alles verkürzt und vereinfacht die conventionellen Regeln, die unter dem Nahmen der Complimente den letzten Zweig des Modiſchen ausmachten.

Nirgends bekommen dieſe Zeichen des Ranges und der Achtung, verbunden mit der Anordnung der Geſellſchaft, einen größern Umfang, eine fixere Beſtimmung, und eine höhere Wichtigkeit, als an den Höfen, wo ſie unter dem Nahmen der Etiquette zugleich ein Gegenſtand des Rechts geworden ſind, worüber ernſthafte Streitigkeiten vor den ehrwürdigſten Tribunälen geführt werden, und ein Gegenſtand einer Wiſſenſchaft, welche man eines weitläuftigen Studiums würdig ſchätzt. — Die Hoheit der Perſonen iſt es nicht allein, die hier den Kleinigkeiten einen Glanz giebt, und Thorheiten, die wir bey Geringern verlachen, in unſern Augen ehrwürdig macht: ſondern es giebt auch eine reelle Urſache, warum bey Perſonen, welche die Regierung eines Staats führen, oder an derſelben mehr oder weniger Theil nehmen, die Beſtimmung des Rangs der einen, und die Art, wie die andern ihn anerkennen ſollen, — beſonders bey öffentlichen Gelegenheiten, wo das Volk Zuſchauer und Theilnehmer iſt, — eine größere Aufmerkſamkeit verdient, als bey Privatperſonen, die ohne Auctorität, bloß Achtung in der Welt zu fordern haben und genießen. Die Etiquette, welche jene Rangordnung, und alle darauf ſich beziehenden

ziehenden Höflichkeitsbezeugungen regulirt, hängt mit der Organiſation des Staats, mit der Vertheilung der Macht, mit der Würde und dem politiſchen Einfluſſe der verſchiednen Stände und Aemter zuſammen, oder ſcheint wenigſtens damit zuſammen zu hängen.

Die obige Eintheilung führt uns noch zu einigen andern Betrachtungen.

1. Unter den Sachen, welche die Mode regulirt, (inſofern ſie den Handlungen entgegengeſetzt ſind), ſtehn keine ſo unmittelbar und ſo allgemein unter ihrer Herrſchaft, als die Kleider. Gemeiniglich denkt man nur an Form und Farbe von dieſen, wenn man von den Moden reden hört. In der That ſind, im Putze der Menſchen die Abwechſelungen weit ſchneller, und die Uebereinſtimmung zu jedem Zeitpuncte größer: zwey Sachen, die zu dem Begriffe des Wortes Mode zu gehören ſcheinen.

Die Urſache, warum die Kleidung unter den modiſchen Sachen eine ſo vorzügliche Stelle einnimmt, liegt ohne Zweifel darin, daß ſie öfter erneuert, und daß ſie mehr geſehen wird.

Auch die Neuerungsſucht der Menſchen muß zuerſt durch Nothwendigkeit rege gemacht werden. Die Sachen, welche wir oft erneuern müſſen aus Bedürfniß, weil ſie ſich ſchnell abnutzen, werden von uns auch ihrer Form am öfterſten, bloß unſers Geſchmack wegen, und aus Neigung verändert, es ſey um ein erhöhtes Vergnügen an ihnen zu haben, oder um mehr damit zu gefallen. Das ihm bequeme Hausgeräthe, ſo lange es ganz und reinlich iſt, vertauſcht auch der wohlhabende Mann nicht leicht: oder er erwartet außerordentliche Gelegenheiten, wo er dazu aufgefordert wird. Die mittlere und noch mehr die untere Claſſe iſt froh,

wenn ſie nach und nach diejenigen Bequemlichkeiten und Verzierungen in die Hände bekommt, deren die Reichſten und Vornehmſten überdrüſſig geworden ſind, oder die bey Sterbe- und andern Fällen zerſtreut werden. Auf dieſe Weiſe wandelt die Begierde, ſich neuen Hausrath, eine neue Anordnung oder Auszierung ſeiner Wohnzimmer zu verſchaffen, nur wenige Perſonen, und auch dieſe nur ſelten an, und erſtreckt ſich, unter den Claſſen der bürgerlichen Geſellſchaft, nicht über eine beſtimmte Gränze. Die Erfindungskraft der Künſtler wird nicht ſo ſehr in Thätigkeit geſetzt, wo die Nachfrage nach ihren Producten nicht ſo ununterbrochen iſt. Die Revolutionen der Moden in der Form der Gebäude, Hausgeräthe und Equipage gehn daher langſamer vorwärts. Nach dem Maße, als dieſe Dinge ſich den eigentlichen Kunſtwerken nähern, als ſie einen beſtimmteren Zweck und feſtere Regeln der Schönheit haben, ſind ſie auch weniger den bloß eigenſinnigen Veränderungen unterworfen, dergleichen, im Schnitt und Farbe der Kleider, wo faſt alles willkührlich iſt, die Mode machen kann. Und nur dieſer Eigenſinn, der etwas ſonderbares ſucht, aber nicht die Vernunft, welche wählt, kann unaufhörlich verändern.

Was aber den Kreislauf der Kleidermoden noch mehr beſchleuniget, was dieſem Wirbel die ſo weite Ausdehnung giebt, daß er alle Stände der Geſellſchaft, nur den allerärmſten ausgenommen, mit ſich fortreißt, iſt, daß Kleider ein beſtändiger Gegenſtand der Beobachtung und der Beobachtung aller ſind. Was am meiſten geſehn wird, das ſucht der Eitle am meiſten auszuzieren, und das kann der Liebhaber des Neuen am leichteſten copiren. An allen öffentlichen Orten, im

Schau-

Schauſpielhauſe, auf den Spaßiergängen in den Straßen der Stadt, ſtellt der Reiche und Vornehme ſeine Kleider und ſeinen Putz zur Schau aus. Ihn von dieſer Seite ſeiner Pracht oder ſeines Geſchmacks kennen zu lernen, dazu hat jeder Zutritt: dahingegen das Uebrige ſeines Wohllebens, ſo wie ſeiner Gewohnheiten nur denjenigen bekannt wird, die ihn in dem Innern ſeines Hauſes ſehen. Daher geht dort die Bewunderung, welche das Neue, beſonders bey den Zuſchauern der wohlhabenden Mittelclaſſe, erregt, bald in Bekanntſchaft mit der Form und der Beſchaffenheit der Sache, und dieſe in Begierde und Nachahmung über. Dieſe weniger unterbrochne, und ſchnellere Mittheilung jeder neuen Erfindung in der Form und Farbe des Kleiderſchmucks, vom Höhern zum Niedrigern, vom Reichen zum Mittelmanne, reitzt auch die arbeitſame Claſſe mehr, auf ſolche neue Erfindung zu denken.

Man kann noch als eine dritte Urſache hinzuſetzen, daß alles übrige, was nach dem Geſchmack der Mode ſich verändert, nur zu den Zierrathen der Dinge gehört, die uns umgeben, die Kleidung zur Ausſchmückung unſrer Perſon ſelbſt. Das Intereſſe, welches uns dieſe verſchönern heißt, iſt eben ſowohl das größte als das allgemeinſte. Eben in dem Verhältniſſe wächſt alſo auch die Aufmerkſamkeit auf das Neue, welches in dieſer Gattung erſcheint, und der Trieb, es nachzuahmen.

Man könnte eine Stufenleiter von Dingen angeben, auf welcher der Eigenſinn und die Willkühr der Moden, nach und nach, in die unwandelbaren Geſetze der Schönheit übergeht. Die Arbeiten des Schneiders und Putzmachers würden die erſten Glieder dieſer Progeſſion ſeyn, die Werke der bildenden Künſte die letzten: zwiſchen beyden

den würden, in einer unabſehlichen Reihe, die Producte der Handwerker ſtehn, welche die verſchiedenen Arten des Hausraths und der Werkzeuge liefern, und denen die Formen ihrer Werke von der Zeichenkunſt, die Endzwecke von den menſchlichen Bedürfniſſen vorgeſchrieben werden. Die Baukunſt würde vielleicht in der Mitte dieſer Reihe ihren Platz finden, da, wo Geſetze der Proportion allgemeine Bedürfniſſe des Lebens, und beſondere Gewohnheiten der Zeit und der Geſellſchaft ihre Forderungen faſt in gleichem Grade mit einander vereinigen. Man würde finden, daß der menſchliche Geiſt allenthalben nach Schönheit und Zweckmäßigkeit ſtrebet, aber ſie nicht allenthalben mit gleicher Beſtimmtheit finden kann. Da, wo er ſie am unvollkommenſten entdeckt, ſchwankt der Geſchmack am meiſten hin und her, durchläuft ohne Ende alle mögliche Abwechſelungen von dem einen Extrem zu dem andern, und ſucht ſich für das höhere Vergnügen an Schönheit, das er vermißt, durch das niedrigere an Neuheit und Abwechſelung ſchadlos zu halten. Zuweilen geräth er bey dieſen Verſuchen zufällig auf Formen, die eine größere innere Angemeſſenheit zur Abſicht, oder eine dem Auge gefälligere Proportion haben, und dann ſteht auch das ſich umwälzende Rad der Mode eine Zeitlang ſtille. Wir ſehen daher Kleidungsſtücke und Köpfzeuge dieſer Art, zum Lobe der männlichen Vernunft und des weiblichen Geſchmacks, noch immer im Gebrauche, indeß andere gleichzeitige Moden ſchon längſt neuen Erfindungen Platz gemacht haben.

In dem Maße, als die Natur der Sachen an ſich beſtimmter iſt, oder das, was wahrhaft ſchön an ihnen iſt, deutlicher eingeſehen wird, in eben dem Maße treten ſie aus dem Gebiethe der

Mode heraus, und gehen in das der Kunſt über. Aber die höchſte Kunſt ſelbſt, die Nachahmung der Natur durch Bildnerey oder Zeichnung, macht ſich eben ſo wenig ganz von dem Einfluſſe der Mode los, ſo wenig auf der andern Seite in den frivolſten Stücken des Putzes und bey den willkührlichſten Abänderungen deſſelben ohne Rückſicht auf Kunſt oder Proportion ausgeſchloſſen wird. Iſt dies nicht vielleicht ſelbſt ein Beweis, daß in dem Wohlgefallen, welches wir für eine Wirkung der objectiven Schönheit halten, etwas unſrer eignen Denkkraft, und, in ſo fern dieſe durch freywillige Aufmerkſamkeit geleitet wird, unſrer Willkühr zuzuſchreiben ſey?

2. Vergleicht man die beyden Hauptgattungen der Moden, die in den Handlungen, oder die Gebräuche des Wohlſtandes, mit denen der Sachen in Kleidung und Equipage: ſo findet man, daß jene bey weitem nicht ſo geſchwind von den höhern Ständen zu den niedrigern übergehn, als dieſe. Augenſcheinlich deswegen, weil die erſtern in der Geſellſchaft ſelbſt, in welcher ſie herrſchen, gleichſam eingeſchloſſen bleiben, und denen nicht ſichtbar werden, die zu ihr nicht Zutritt haben; die letztern aber auch außer dem Hauſe, auf allen öffentlichen Plätzen, in den Zuſammenkünften des größern Publikums geſehen werden, und der Beobachtung aller ausgeſetzt ſind. In den Hauptſtädten Europens iſt daher der gute Bürgerſtand von dem Adel in ſeiner Kleidung, wie in ſeinem Mobiliar, wenig unterſchieden, aber er weicht noch ſehr in den Regeln der Höflichkeit von demſelben ab. Die bürgerliche Dame fordert vielleicht an eben dem Orte den Handkuß von einem Fremden, als eine allgemeine Höflichkeitsbezeugung, an welchem die adliche es ihm als einen Fehler gegen den

Wohlſtand auslegt, wenn er dieſes Zeichen einer beſondern Vertraulichkeit mit einer bloßen Begrüßung verwechſelt.

Das iſt auch die Urſache, warum in der ſogenannten guten Geſellſchaft ein Verſtoß gegen das Liebliche in Abſicht des Wohlſtandes, und gegen die hergebrachten Regeln des Betragens mehr mißfällt, als eine unmodiſche Tracht. Die Geſellſchaft ſetzt nothwendig einen größern Werth auf das, was ihr ausſchließend zugehört. Ueberdies iſt die Art, wie man handelt, ein ſichereres Anzeigen von den Menſchen, unter welchen man gelebt, von den Muſtern, die man täglich vor Augen gehabt hat, als die Art, wie man ſich kleidet. Gewohnheiten nimmt man unmerklich und faſt unvermeidlich an, wenn man Sachen immer auf eine gleichförmige Weiſe machen ſieht; aber in ſeiner Kleidung kann man aus Wahl und Vorſatz, von den Beyſpielen derer, unter welchen man lebt, abgehn, oder auf der andern Seite, ohne es zu wiſſen, die Regeln des Ueblichen verletzen, weil man darauf keine Aufmerkſamkeit wendet. Jeder Menſch zeigt die Claſſe, zu der er gehört, durch den Wohlſtand an, welchen er beobachtet. Und derjenige alſo, der unter der Geſellſchaft der oberſten Claſſe erſcheint, und die Conventionen derſelben übertritt, oder mangelhaft und unſchicklich beobachtet, kündigt ſich bey ihr entweder als einen Menſchen von niedrigerm Stande an, oder als einen, der freywillig ſich mit ſchlechterer Geſellſchaft verbunden hat, und in beyden Fällen verliert er von ihrer Achtung.

Hierdurch wird zugleich ein Umſtand erklärt, der von mehreren aufmerkſamen Beobachtern der Sitten der verſchiedenen Stände angemerkt worden iſt, der, daß der Luxus in Kleidern in dem

reichen

reichen Mittelſtande mehr, als in dem vornehmen herrſcht, und durch jenen mehr, als durch dieſen, zu einem gewiſſen Uebermaße getrieben wird. Wenn die Modeſucht ein den reichen Bürgerfamilien vorzüglich eigner Fehler iſt: kommt es nicht daher, weil die Eitelkeit derſelben, die ſich in andern Gegenſtänden des Luxus von dem Adel übertroffen ſieht, und weder Mittel noch Gelegenheit hat, das Glänzende ſeiner ganzen Lebensart nachzuahmen, ſich mit deſto größerer Hitze auf den einzigen Zweig der Ueppigkeit wirft, in welchem ſie hoffen kann, es dem höhern Stande gleich zu thun, und ſelbſt durch Geld und Aufwand einen Vorzug über ihn zu erhalten. So viel iſt gewiß, daß in Handlungsſtädten im Durchſchnitte mehr Pracht in Kleidern, und ihrer Menge und Mannigfaltigkeit getrieben wird, als in Reſidenzen. Tafel und Dienerſchaft iſt beym reichen Kaufmanne ſelten derjenigen gleich, die man in den Häuſern der Großen findet; aber der Staat, mit welchem er und ſeine Familie erſcheint, ſticht oft gegen die Einfachheit des Anzugs der letztern ab.

Es giebt einen Geſichtspunct, unter welchem die Moden dem Beobachter der menſchlichen Natur einen noch wichtigern Gegenſtand für ſeine Unterſuchungen darbiethen. Ohne Zweifel iſt dieſe Natur ſelbſt, ſo wie ſie ſich in der Geſchichte des ganzen Geſchlechtes, zeigt, nicht ſtillſtehend, ſondern fortſchreitend. Ohne Zweifel gehn in den wichtigern Angelegenheiten der Menſchheit, in Politik und Moral, in Wiſſenſchaften und Künſten, eben ſo unaufhörliche Veränderungen vor, als in den Kleinigkeiten ihres Schmucks oder ihrer Zeitvertreibe. Aber jene Fortſchritte des menſchlichen Geſchlechts mit eignen Augen zu beobachten, die Geſetze dieſer Veränderungen aus ſelbſt gemachten

Erfah-

Erfahrungen zu abſtrahiren: das iſt für ein ſo kurzdauerndes und ſo kurzſichtiges Weſen als der Menſch iſt, nicht wohl möglich. Die Revolutionen geſchehen hier zu langſam, und können alſo eben ſo wenig unmittelbar wahrgenommen werden, als die Bewegung der Sonne auf ihrer jährlichen Bahn. Nur aus der Geſchichte, nur durch die Vergleichung mehrerer Menſchenalter kann der Piloſoph einige Data erhalten, woraus er auf den Urſprung und die Richtung der ihm erſt nach längern Perioden ſichtbaren Veränderungen muthmaßliche Schlüſſe zieht. Aber wie ſehr müßte er nicht wünſchen, ſelbſt Zeuge und Zuſchauer eines Theils derſelben ſeyn zu können!

Hier kommen ihm nun die ſchnelleren Abwechſelungen, die in den zufälligern und kleinern Eigenheiten der Menſchen vorgehn, und die man unter dem Nahmen der Moden zuſammenfaſſen kann, zu Hülfe. Im Grunde geſchehen dieſe Abwechſelungen nach eben den Geſetzen, welche bey den wichtigſten Revolutionen zum Grunde liegen. Eben der Charakter der menſchlichen Natur im Ganzen, eben die Local- und National-Unterſchiede, welche die Veränderungen in Staatsverfaſſung, Litteratur und moraliſcher Aufführung beſtimmen, hier die Reformen beſchleunigen, dort aufhalten, haben auch auf den Gang, und die bald ſchnellere bald langſamere Veränderlichkeit der Moden Einfluß. Hier im Kleinen kann alſo der Philoſoph beobachten, was er beym Großen nur durch das Räſonnement erkennen kann. Mancher Umſtand, der ihm hier von ſelbſt in die Augen leuchtet, kann ihm Veranlaſſung werden, die Begebenheiten der Geſchichte unter neue Geſichtspuncte zu faſſen, oder aus denſelben neue Reſultate zu ziehn.

Zuerſt

Zuerſt erkennt man aus denſelben, daß der große Haufen auch in Dingen, wo er frey zu ſeyn glaubt, regiert wird; und daß er größtentheils von einem oder wenigen Menſchen regiert wird, ſelbſt da, wo ſein Recht, durch Mehrheit der Stimmen zu entſcheiden, am unbeſtrittenſten iſt. Die allgemeinſten und größten Aenderungen der Moden in Europa haben oft ihren Urſprung in dem Einfalle einer einzigen Perſon gehabt, die gerade an einem ſolchen Orte und in ſolchen Umſtänden lebte, daß ihr Beyſpiel Eindruck zu machen, und Nachahmer in mehrern Ländern zu erwecken fähig war. Wie oft iſt nicht ein Anzug, ein Kopfputz, der zufällig einer Favoritinn am franzöſiſchen Hofe wohlgeſtanden, und den Beyfall des Tages erhalten hatte, nach und nach in alle große und kleine Städte Europens durchgedrungen, und hat das Modell des modiſchen Putzes für lange Zeit abgegeben?

Ganze Nationen, ganze Geſellſchaften kommen nie zugleich auf einerley Gedanken. Der große Haufe würde ewig beym Alten bleiben. Alle Erfindungen, alle Neuerungen kommen immer von einzelnen Perſonen her: und die Nachahmungsbegierde, oder der Ehrgeitz breitet ſie aus, wenn die Perſon Aufmerkſamkeit erweckt, oder wenn die Neuerung gefällt. Es iſt unglaublich, wie geſchwind ſich die Kette verlängert, und wie die Anzahl der Nachahmer ſich in kurzem vermehrt.

So wie es für ganz Europa faſt immer einen Hauptſitz der Moden giebt, und einen Punct, aus welchem ſie ſich verbreiten: ſo giebt es wieder einen für jeden Staat, für jede Provinz, für jede Stadt, für jeden Stand. In jedem Kreiſe genauer mit einander verbundner Menſchen finden ſich gewiſſe dirigirende Perſonen, die den Ton an-

geben, deren Wahl von andern gemeiniglich gebilligt wird, oder deren Beyſpiel durch ihr Anſehn zur Nachahmung bewegt. Dieſe untergeordneten kleinen Partheyen mit ihren Anführern ſtehen unter dem Einfluſſe der größern: und das ganze Syſtem der Mode-Erfinder und der modiſchen Leute in Europa bildet eine Art von großem Staate, der unſichtbar, von unbekannten Obern, aus der Ferne regiert wird, in deſſen mannichfaltigen Unterabtheilungen aber ſich der Einfluß des allgemeinen Geſetzgebers mit der Autorität der kleinern Regenten und Dynaſten jedes Diſtricts vereinigt.

Die Moden und ihre Geſchichte zeigen uns zweytens, was die Verbindung mehrerer Nationen unter einander für Wirkungen auf die einzelnen Menſchen in jeder habe, und welche Folgen daraus für das geſellige Leben der Privatperſonen entſtehen. Eine von andern Völkern abgeſonderte Nation iſt faſt immer in ihren Gewohnheiten unveränderlich. In der Nation ſelbſt iſt oft kein Muſter ſo erhaben oder ſo beliebt, daß es gegen die Verehrer des Alterthums mit einer neuen Erfindung durchdringen könnte. Das Neue leuchtet aus der Ferne mit einem weit hellern Glanze. Die Nachahmung koſtet unſrer Eitelkeit weniger, wenn das Modell entfernt iſt: und ſie ſchmeichelt ihr ſogar, wenn daſſelbe uns allein bekannt iſt. Auf der andern Seite wird der Erfindungsgeiſt der die Mode beherrſchenden Nation mehr belebt, wenn er für die Einwohner mehrerer Länder arbeitet.

Bey der ſo genauen Verbindung, welche heut zu Tage unter den europäiſchen Nationen obwaltet, ſind es doch vorzüglich nur die vornehmern Stände, die durch dieſes Band verknüpft werden,

und der Zuſammenhang verliert ſich bey dem gemeinen Manne faſt gänzlich. Die Höfe kennen einander am genaueſten durch die Nachrichten der Geſandten, und durch den Zuſammenhang der Staatsgeſchäfte. Briefe und Boten gehen unaufhörlich von einem Fürſten zu dem andern. — Der Adel der verſchiedenen Länder kennt ſich durch Heyrathsverbindungen, durch Geſandtſchaften, durch Reiſen, durch die öffentlichen Geſchäfte, an deren Verwaltung er Antheil nimmt, endlich ſelbſt durch die Geſchichte und das genealogiſche Studium.— Die Kaufleute aller Länder machen ein anderes, aber minder verbundenes Corpus aus. Weniger bekümmert um die Perſon und die Familie, als um den Reichthum und den Credit ihrer ſogenannten Freunde, haben ſie weniger Anlaß, weniger Reitz, fremde Sitten und Gewohnheiten, als fremde Waaren kennen zu lernen. — Der Handwerker eines Landes weiß von den Handwerkern andrer Länder nur, was wandernde Geſellen ihm mittheilen; der Tagelöhner und der eigentliche Pöbel weiß gar nichts von ſeines Gleichen in der Fremde. Dieſe Claſſen haben oft unter den nächſten Nachbaren die gröbſten Vorurtheile gegen einander, weit entfernt, daß ſie ſich nachahmen ſollten.

Dieſer Zuſtand der Dinge macht, daß es ein Gegenſtand der Eitelkeit wird, mit ausländiſchen Sitten und Moden bekannt zu ſeyn, und noch mehr, von allen darin vorgehenden Veränderungen ſchnell Nachricht zu haben. Man ſieht dieſes als das Eigenthum und das Unterſcheidende eines höhern Standes an, der ſich dazu mehrere Hülfsmittel zu verſchaffen weiß, oder man ſchließt daraus überhaupt auf die größere Bekanntſchaft und einen weitern Wirkungskreis des Menſchen; indem derjenige wahrſcheinlich in fremden Ländern

bekannt iſt, der von dorther ſchnell Nachricht erhält. So haben die franzöſiſchen Sitten bey uns und bey vielen Nationen größern Eingang gefunden, weil ſie zuerſt bloß adeliche Sitten unter dieſen geweſen ſind. Wenn ſie den Beyfall der Nation, von welcher ſie herkamen, um ihrer Bequemlichkeit oder Annehmlichkeit willen erhalten hatten: ſo erhielten ſie den Beyfall derer, zu welchen ſie gebracht wurden, auch durch den Glanz, welchen ſie mittheilten.

Sobald mehrere Nationen mit einander in beſtändigem Verkehr ſtehen, und eine Art von Geſellſchaft ausmachen: ſo wird unter ihnen eben der Fall ſich ereignen, der unter mehreren zu einem geſellſchaftlichen Ganzen verbundenen Individuen eintritt. Eine oder etliche werden über die andern einen Vorzug und eine gewiſſe moraliſche Herrſchaft erhalten. So viel iſt gewiß, daß, ſeitdem die europäiſchen Nationen durch Religion, Politik und Handel in nähern und ununterbrochenen Umgang mit einander gekommen ſind, immer eine unter den übrigen den Ton angegeben hat, und für ſie in Dingen, die von einem willkührlichen Geſchmacke und einer vielſeitigen Beurtheilung abhangen, Muſter geweſen iſt.

Eine ſolche Herrſchaft einer Nation über andere hat auf dieſelben einen ähnlichen Einfluß, als die Macht eines Monarchen oder das Anſehn eines Hofes auf die Sitten in der bürgerlichen Geſellſchaft hat.

In der Demokratie ſind die Sitten unveränderlicher, und neue Gebräuche finden ſchwerer Eingang, weil, da jeder ſich ſo gut dünkt, als der andre, auch jeder nur ſeinen eigenen Geſchmack zu ſeiner Regel macht.

In der Monarchie hingegen iſt ſowohl die Gleichförmigkeit der Mode zu derſelben Zeit, als die Abwechſelung der Mode in verſchiedenen Zeiten größer, indem alle ihre Blicke auf die Oberſten und Erſten des Staats richten, und Aenderungen, die dieſe aus Einſicht oder Eigenſinn machen, wie Geſetze befolgen.

Auf gleiche Weiſe iſt die Herrſchaft der Mode bisher nirgends feſter gegründet, und ihre Abwechſelungen ſind nie ſo häufig geweſen, als in Europa, und in dem Zeitalter, wo mehrere Nationen auf eine, als ihre Lehrmeiſterinn und ihr Muſter, hingeſehen haben, von deren Litteratur bezaubert, und für deren Geſchmack mit günſtigen Vorurtheilen eingenommen geweſen ſind. Denn indem alsdann jede neugierig darnach forſchte, was bey dieſer geehrten Nation vorgehe, was bey ihr Sitte ſey, was ihre Induſtrie oder ihre Kunſt neues hervor bringe; bekamen insbeſondere die Großen einer jeden einen neuen Bewegungsgrund, die von dort herkommenden Verfeinerungen der Lebensart und des Coſtume anzunehmen, weil ſie ſich dadurch von ihren geringern Landsleuten unterſcheiden konnten.

Es erklärt ſich aber aus dieſer Schilderung der Sachen, warum nach dem Zeugniſſe der beſten Beobachter in Frankreich, dem Lande, aus welchem andere Völker ihre Moden ſo lange herhohlten, die Mode weniger gebietheriſch herrſchte, als bey denen, zu welchen ſie durch Nachahmung überging. Dort fiel der Grund weg, welcher den Ausländern die ihnen zugeführten Erfindungen der Galanterie ſo ſehr empfahl. Dort nahm überdies jeder mehr oder weniger an dem Erfindungsgeiſte Antheil, durch den ſich die Nation auszeichnete, und durch den ſie ſich das Anſehn in Sachen des

Geſchmacks erworben hatte. Es gab bey ihr viele Erfinder und wenige Nachahmer; — alſo wenigere Gleichförmigkeit, welche das Weſen der Mode ausmacht. Endlich ſind bey der Nation, deren Moden von ihr ſelbſt erfunden worden, und bey welcher die Gewohnheiten der höhern Stände die allgemeinen nur verfeinerten National-Gewohnheiten ſind, dieſe höhern Stände in Tracht und Sitten von dem Mittelſtande weniger unterſchieden. Die Mode iſt alſo hier weniger ein Kennzeichen des Ranges. Wenn demnach die Modeſucht bey denjenigen Nationen, welche ihre Neuerungen aus der Fremde hohlen, durch zwey Triebfedern unterſtützt wird, durch den Stolz der ſich unterſcheiden, und durch die Eitelkeit, welche gefallen will: ſo hat dieſelbe bey den Nationen, wo dieſe Neuerungen einheimiſch ſind, nur die letzte Leidenſchaft allein zu ihrer Stütze.

Wenn die alten Völker das, was Mode heißt, weniger gekannt haben; wenn die Aſiaten ſie noch nicht kennen: ſo liegt die Urſache darin, daß weder im Alterhum, noch je in Aſien, — daß überhaupt zu keiner Zeit und in keinem Welttheile ein Syſtem ſo vieler, ſo geſitteter und ſo genau mit einander verbundener Staaten exiſtirt hat, als in den letzten Jahrhunderten in Eurpa. So wie die öftere Mittheilung der Gedanken, und unter einer größern Anzahl von Menſchen einen ſchleunigern Fortgang der Meinungen hervor bringt: ſo entſtehen auch deſto mehr Abwechſelungen in Sitten und Sachen des Geſchmacks, in einem je größern Bezirke ſich die Menſchen einander zum Muſter dienen.

Ein drittes Geſetz, welches man für die Revolutionen der menſchlichen Dinge überhaupt von den Moden abſtrahiren kann, iſt, daß es in dieſen

ſen, wie im Laufe der Geſtirne, Perioden giebt, wo die Veränderlichkeit derſelben ſtille zu ſtehn ſcheint, und andere, wo ſie mit beſchleunigter Geſchwindigkeit forteilt. Zuweilen erhalten ſich gewiſſe Moden lange; andere gehen ſchnell vorüber.

Die Erfindungen in den Moden ſind denen in den Künſten und Wiſſenſchaften ähnlich. Die Genies zu denſelben werden nicht zu allen Zeiten in gleicher Anzahl gebohren. — Aber das iſt noch nicht alles. Zuweilen ſind die Wiſſenſchaften bis zu einem gewiſſen Schlußpunct gebracht worden, wo ſie gleichſam ruhen müſſen. Man hat nähmlich entweder die Aufgaben, welche ſeit geraumer Zeit die Welt beſchäftigten, aufgelöſet; man hat gefunden, was man ſuchte: und ehe man wieder neue Fortſchritte thun kann, müſſen erſt wieder neue Fragen aufgeworfen, neue Beobachtungen geſammelt werden. Oder eine Reihe kleiner Erfindungen hat ſich endlich mit einer großen, welche das Reſultat von allen iſt, geendigt; die Frucht iſt aus ihrem Keime nach und nach hervorgewachſen. Aber nun gehört Zeit und eine Reihe neuer Vorbereitungen dazu, ehe ein neuer Keim ſich entwickelt, — ehe eben ſo merkwürdige neue Aufſchlüſſe können gefunden werden. Auf eben die Weiſe gelangen die Moden in Sitten und Kleidungen der Menſchen, mitten durch ihre Abwechſelungen hindurch, zuweilen auf einen fixen Punct. Man erkennt nähmlich, daß die Bequemlichkeit oder Annehmlichkeit der Sache, nach welcher man bey den mehrmahligen Abänderungen derſelben ſtrebte, ohne ſie finden zu können, wirklich durch die letztre Neuerung etwas gewonnen habe. Man iſt vielleicht auf eine Kleidung, auf eine Form des Hausgeräthes, auf eine Auszierung der Wohnung, eine Anordnung der geſelligen Tafel gerathen, die

bequem und ſchön zugleich iſt. Bey ſolchen Moden ruht, ſo zu ſagen, der veränderliche Genius derſelben ein wenig aus, — froh, in ſeinen zufälligen Würfen etwas wirklich ſchönes und dem Zwecke gemäßes getroffen zu haben. Es muß einige Zeit vorbeygehn, ehe man über die neue, allgemein gebilligte Tracht oder Gewohnheit ſo ſehr von neuem raffinirt, um Mängel an ihr zu entdecken, oder ehe man des Guten und des Bequemen ſelbſt überdrüſſig wird, und anfängt, nur nach einer Veränderung zu verlangen, wenn es auch eine Verſchlimmerung ſeyn ſollte.

Die Geſchichte der Mode lehrt uns viertens, welchen Gang Neuerungen nehmen, wenn ſie in einer Geſellſchaft Eingang finden und das Alte verdrängen. Das erſte iſt, daß ſie Aufſehn machen und Widerſpruch erregen. Einem großen Theile der Menſchen iſt das Fremde, das Ungewohnte, an und für ſich zuwider. Ein andrer mißbilligt die Eitelkeit, die unter immer veränderten Geſtalten von neuem die Augen auf ſich ziehn will. Ein dritter hat ſich in die alte Mode ſo hineingeformt, und findet ſie ſeinen beſondern Bedürfniſſen und Eigenheiten ſo angemeſſen, daß er ſie ſich, als ein Stück der ihm nothwendig gewordnen Bequemlichkeiten, nicht will rauben laſſen. — Dieſe Oppoſitions-Parthey iſt anfangs die zahlreichere: und die geſetzteſten, vernünftigſten Leute gehören gemeiniglich zu derſelben. Zwar iſt es zuweilen auch bey dieſen bloßes Vorurtheil, wodurch ihre Mißbilligung veranlaſſet wird; aber dieſes Vorurtheil ſelbſt ſteht mit der Vernunft in Verbindung. Der Weiſe nähmlich wünſcht Einförmigkeit und Beſtändigkeit in Kleinigkeiten, um ſeine Aufmerkſamkeit ganz auf das Wichtigere beyſammen haben zu können. In Gewohnheiten,

die

die er ſich einmahl zu eigen gemacht hat, läßt er ſich nicht gern ſtören, weil eine neue anzunehmen, ihm immer wieder einige Zeit und Mühe koſtet.

Indeſſen eben dieſe Widerſetzlichkeit, welche die Neuerung bey dem größern Haufen findet, verbunden mit dem Beyfall, den ſie bey dem kleinern und eitlern erhält, ſetzt die Gemüther in die Bewegung, wodurch ſie zu einer Aenderung vorbereitet werden. Die Sache wird debattirt: viele berathſchlagen ſich darüber mit ſich ſelbſt und mit andern; und die noch nichts von ihr wußten, lernen ſie zuerſt durch den lauten Tadel ihrer Gegner kennen. Nun dürfen nur die, welche die Mode zuerſt aufbrachten, ſtandhaft bey derſelben bleiben, — vorgeausſetzt, daß ſie durch ihren Rang oder aus andern Urſachen im Anſehn ſtehn, — oder das Neue mag etwas gefälliges und angenehmes haben, welches nach und nach die Vorurtheile beſiegt: ſo wird ſie am Ende um deſto ſchneller um ſich greifen, je mehr ſie im Anfange angefochten wurde.

Ich ſetze noch eine vierte Analogie zwiſchen der Abwechſelung der Moden, und den Fortſchritten der Politik, der Wiſſenſchaften, und der Sitten hinzu.

In Meinungen, die keiner Demonſtration und keiner ſinnlichen Evidenz fähig ſind, — und in Sitten, die keinen unwandelbaren Grund und keinen abſoluten Maßſtab des Guten in unſrer Natur haben, werden immer Verſchiedenheiten unter den Menſchen entſtehn. Dieſe Verſchiedenheiten werden Partheyen erregen: und dieſe Partheyen werden, nachdem der Gegenſtand wichtig iſt, oder nachdem die Leidenſchaften einer Nation finſtrer oder fröhlicher ſind, ſich entweder haſſen, oder ſich über einander luſtig machen. In der

Religion, in der Philoſophie, in der Politik, in den moraliſchen Grundſätzen, — endlich in den Moden, haben ſich die Menſchen immer in Factionen getheilt, die mit Waffen der einen oder der andern Art gegen einander zu Felde gezogen ſind. Die Folgen davon ſind, wenn nicht allemahl verderblich, doch unangenehm, und den Genuß des Lebens und der geſelligen Freuden zu vermindern fähig.

Indeß ſehen wir auch hier einen Fortſchritt zum Beſſern; und er iſt eben aus der Vervielfältigung der Partheyen, und aus der ungebundnern Freyheit, mit welcher man vom Gewöhnlichen abweicht, entſtanden.

So lange man noch wenige theologiſche und philoſophiſche Meinungen kannte, und jeder über der ſeinigen, als der einzigen, hielt, wobey Rechtſchaffenheit und Glückſeligkeit beſtehen könnte: ſo lange war dieſe Verſchiedenheit eine Quelle von Verfolgungen und bürgerlichen Kriegen. Nachdem man alles verſucht, alle Arten von Meinungen, auch die ungereimteſten und die kühnſten behauptet, geprüft, widerlegt, und von neuem hervor geſucht hat: — hat man einzuſehen angefangen, daß in dunkeln und ſpeculativen Materien gleich vernünftige und gut denkende Leute ſehr weit von einander abgehn, — und daß mit allen Syſtemen ein ehrliches Herz und tugendhafte Geſinnungen beſtehen können. Seitdem bringt dieſe Uneinigkeit der Menſchen weniger Haß, und alſo weniger Unheil hervor.

Auf gleiche Weiſe, wenn in einer Nation das geſellige Leben gleichſam aufzukeimen anfängt, und die Menſchen zuerſt auf Kleidung, Putz, Stellungen und Formeln der Höflichkeit, und alles was zum Wohlſtande gehört, aufmerkſam wer-

den: ſo iſt anfangs die Herrſchaft der Gewohnheit ſehr tyranniſch. Weil man noch wenig Verſchiedenheiten in dieſen Dingen kennt, wenig Abänderungen erlebt hat: ſo ſcheint das, was einmahl in Abſicht derſelben eingeführt iſt, ſo gut, als nothwendig zu ſeyn. Und es iſt eine Folge hiervon, daß, wer dieſe für ſo heilig gehaltenen Regeln des Wohlſtandes nicht kennt, oder übertritt, für einen verächtlichen, oder für einen haſſenswürdigen Menſchen gehalten wird. Dieſen Zwang, dieſe Pünktlichkeit des Wohlſtandes finden wir in den frühern Perioden der Cultur bey allen Nationen, ſelbſt bey der, von welcher wir die Regeln des guten Geſchmacks bekommen haben, den Griechen. In Lucians Werken kommt ein Aufſatz vor, wo der Verfaſſer ſich gegen den, an welchen die Schrift gerichtet iſt, mit den ausgeſuchteſten Gründen darüber entſchuldiget, daß er bey einem Morgenbeſuche ſeinen Gönner nicht mit dem rechten Worte begrüßt hatte *). Eben deswegen, weil die Sineſer in ihrer Cultur auf dem Puncte, wo das Ceremoniell des Umgangs ſich ausbildet, aber noch ſteif und unnatürlich iſt, ſtehn geblieben ſind, haben ſie ſo verwickelte Geſetze des Wohlſtandes, und beobachten dieſelben mit einer größern Genauigkeit, als die weſentlichſten Pflichten der Moral. Noch jetzt werden wir in allen kleinen Orten, in allen abgelegnen Provinzen, — allenthalben, wo die Geſelligkeit ſchwach, der Umgang eingeſchränkt iſt, und die Einwohner gegen andere ihrer Zeitgenoſſen zurück ſind, gewahr, daß daſelbſt ein gegen die eingeführten Wohlſtandsregeln begangener Fehler weit härter geahndet, und um nicht von dem Ueblichen abzuweichen, eine weit größere

*) Er hatte ὑγιαίνειν für χαίρειν gebraucht.

größere Behutſamkeit angewandt wird, als in den feinſten Geſellſchaften der Hauptſtädte. In dieſen, die gleichſam die Mittelpuncte der großen Geſelligkeit ſind, läuft das Rad der Moden und Gebräuche weit ſchneller um. Der Veränderungen, welche man hier einander folgen und ſich verdrängen geſehen, — der Verſuche, die man zu Verfeinerungen oder zu Abwechſelungen in Sachen des Geſchmacks gemacht hat, ſind ſchon ſo viele geweſen; man iſt ſo oft von dem Natürlichen ins Gezwungene gerathen, und von dem Künſtlichern wieder zu dem Natürlichen zurückgekommen, daß man endlich gegen alle Moden, Manieren, Kleidungen, und gegen alles, was keine weſentliche Schönheit oder Schicklichkeit in ſich hat, gleichgültiger geworden iſt. Aus allen verſuchten und wieder verlaſſenen Thorheiten iſt, — ſo wie in dem vorhergehenden Falle aus der Menge vertheidigter und vergeſſener Irrthümer zuletzt — zwar nicht allgemeine Uebereinſtimmung — aber allgemeine Toleranz entſtanden.

Dieſe Toleranz beruht darauf, daß man in Beurtheilung der Menſchen und ihrer Handlungen das Weſentliche vom Willkührlichen, und die Sachen von ihren Zeichen unterſcheiden lernt. Man ſieht mit der Länge der Zeit durch die Vergleichung der ſich häufenden Erfahrungen ein, im geſchäftigen Leben ſey Klugheit und Rechtſchaffenheit — im geſelligen ein gebildeter Verſtand und Menſchenfreundlichkeit das wahre und einzige Nothwendige. Zwar müſſen ſich dieſe Eigenſchaften durch gewiſſe äußere Formen in Worten, Geberden und Handlungen ausdrücken. Dieſe Formen müſſen ſchicklich und verſtändlich ſeyn, als Zeichen; ſie müſſen nicht mißfällig und unanſtändig ſeyn, in ſo fern ſie als körperliche Bewegung

in die Sinne fallen; jenes, weil man ſonſt aus ihnen auf das Innere nicht richtig ſchließen kann; dieſes, weil ſonſt der Eindruck der geiſtigen Schönheit durch den ſinnlich unangenehmen Anblick verdunkelt wird. Uebrigens ſind ſie den Sprachen ähnlich, bey welchen vieles willkührlich iſt. Je mehr Umgang jemand mit der Welt gehabt hat, deſto geſchwinder wird er ſich an eine ihm fremde Bezeichnung ſittlicher Gedanken und Geſinnungen gewöhnen. Dies macht dann am Ende den Mann vom feinſten Wohlſtande und der vollkommenſten Höflichkeit, wenn, mit dem Beſitze jener weſentlichen Geſellſchaftstugenden und der Fertigkeit, ſie auf die anmuthigſte Weiſe an den Tag zu legen, zugleich Nachſicht gegen andere, und die Bereitwilligkeit verbunden iſt, ihren Reden und Handlungen die vortheihafteſte Auslegung zu geben.

Noch iſt der **moraliſche Geſichtspunct** übrig, unter welchem ſich die Moden betrachten laſſen.

Erſtlich, was iſt der **Nutzen oder Schaden**, den ſie und die Leidenſchaften, die von ihnen erregt werden, — die häufigen Abwechſelungen derſelben auf der einen, die Anhänglichkeit an ihre Vorſchriften auf der andern Seite, — den Menſchen und den Staaten bringen? Zweytens, was iſt das pflichtmäßige, oder, welches einerley iſt, das **vernünftigſte Betragen der einzelnen Menſchen in Abſicht der Moden?** Welches iſt der National-Charakter, der, in Beziehung auf ſie, einem Volke zu wünſchen wäre?

Die Antwort auf die erſte Frage läßt ſich aus folgenden Grundſätzen beurtheilen.

Es iſt ſicher, daß jeder Menſch ſo viel vollkommner iſt, je mehr er alles, was er thut, nach ſeinem eignen Urtheile thut. Alſo je weiter die

Herr-

Herrſchaft der Mode um ſich greift, deſto mehr ſchränkt ſie das eigene Urtheil der Menſchen ein, deſto weniger Wahl, Freyheit und Moralität bleibt in ſeinen Handlungen.

Wenn der Codex der Höflichkeit bey den Sineſern wirklich ſo weitläuftig, und von ſo hohem Anſehn iſt, als die Reiſebeſchreiber ſagen; wenn er ſo viele ihrer Schritte und Handlungen, die bey uns einfach und willkührlich ſind, beſtimmten und zuſammengeſetzten Formalitäten unterwirft: ſo iſt er gewiß eines der größten Hinderniſſe, welche dieſe ſo zeitig policirte Nation in ihrem Fortgange zur Vollkommenheit aufgehalten haben.

Auf der andern Seite, da es dem Menſchen nicht möglich iſt, auf viele Dinge zugleich ſeine Aufmerkſamkeit zu richten: ſo iſt es eine Erleichterung für den denkenden Mann und den, welcher mit wichtigen Dingen zu thun hat, wenn die unwichtigern ſchon zum voraus beſtimmt ſind, oder von der Gewohnheit regulirt werden. Er überläßt ſich alſo gern in gewiſſen Stücken einer blinden Nachahmung, um in andern deſto ungetheilter ſeinen Verſtand und ſeine Urtheilskraft anwenden zu können. Moden billigt er alſo aus eben den Urſachen, aus welchen ihm poſitive Geſetze überhaupt willkommen ſind.

Es iſt in der That etwas äußerſt ſeltnes, und es läßt ſich auch kaum gedenken, daß ſehr vernünftige, d. h. nachdenkende Männer (denn, wie kann die Vernunft ſich thätig erweiſen, als im Denken?) ſehr modiſch ſeyn ſollten. Die Gelehrten und die Leute von Genie ſind von jeher der Vernachläſſigung ihres Aeußern, und beſonders einer Unbekanntſchaft mit den Sitten und Gewohnheiten der Zeit beſchuldiget worden. Dies

iſt

iſt auch eine der Urſachen, durch welche ſie oft von der Geſellſchaft ausgeſchloſſen worden ſind, als welche dieſe Mängel in Abſicht des conventionellen Anſtändigen oft mehr verachtet, als ſie die Vorzüge des Verſtandes und der Wiſſenſchaft ſchätzet.

Es iſt ein Hang zu Kleinigkeiten, und eine Aufmerkſamkeit auf ſolche nöthig, wenn man, in Abſicht der Stücke, welche unter der wandelbaren Herrſchaft der Mode ſtehn, immer gehörig unterrichtet ſeyn, und ihre Vorſchriften ſchicklich befolgen ſoll. Wichtige Geſchäfte, ernſthafte Studien entfernen den Menſchen immer etwas von den Schauplätzen, wo Luxus und Eitelkeit ihre Muſter und ihre neuen Erfindungen aufſtellt. Sie wenden überdies die Aufmerkſamkeit des Geiſtes von denſelben ab, indem ſie das Gemüth mit Gegenſtänden und Beſtrebungen ganz andrer Art anfüllen. Der Menſch, der die öffentlichen Angelegenheiten, oder ſeine eignen mit Ernſt und Eifer verwaltet, der, welcher die Wiſſenſchaften anbaut oder lehrt, und in irgend einem wichtigen, vom Staate ihm aufgetragnen, oder von ſeiner Lage ihm angewieſenen Berufe dem Publicum zu nutzen, arbeitet, behält unter dieſen Umſtänden weder Gelegenheit, noch Muße, noch Unbefangenheit des Gemüths genug, um die Beobachtungen anzuſtellen, oder den Fleiß anzuwenden, welche der Mann nach der Mode nothwendig braucht, wenn er dieſen Titel mit Ehren tragen ſoll.

Nicht nur das geſchäftige Beſtreben, die neuſten Moden kennen zu lernen, ſondern auch die Nachgiebigkeit des Geſchmacks, ſie immer ſchön zu finden, kann nur in einem ſchwachen Geiſte ſtatt finden.

Ein

Ein jedes ſelbſt denkendes und lebhaft empfindendes Weſen hat ſeine Eigenheiten, und läßt ſich nicht ſo ſchnell in ſeinen Neigungen durch Andrer Billigung oder Beyſpiel lenken, — es ſey denn in den Gegenſtänden, welche außer ſeiner eigentlichen Sphäre liegen, und gegen die es alſo gleichgültiger iſt. Aber eine Sache für wichtig halten, und doch in ihr ſich ganz nach anderer, nicht nach eignem Urtheile richten; — ſich viel und lebhaft damit beſchäftigen, und doch immer nur durch die herrſchenden Meinungen regiert werden, zeigt Schwäche und Kleinheit an.

Dies gehört demnach unter die übeln Folgen häufig abwechſelnder Moden, daß ſie die Frivolität und den Leichtſinn nähren; daß ſie eine unrichtige Schätzung des Werths der Menſchen veranlaſſen; daß ſie oft den Weiſen von der Geſellſchaft entfernen, und dem Thoren darin ein Anſehn geben.

Wo Kleidung und Sitten einfach, gleichförmig und weniger veränderlich ſind: da herrſcht ſicher unter den Bürgern Ernſthaftigkeit des Charakters, und ein gewiſſer Geiſt der Gleichheit; aber auch vielleicht weniger Geſelligkeit und weniger Induſtrie. Was für eine reichhaltige Materie wird dem Geſpräche entzogen, wenn niemand über die Moden und über die Etiquette Rath geben kann, oder ſich Raths zu erhohlen braucht. Welcher Reitz fehlt den geſellſchaftlichen Zuſammenkünften, wo die Eitelkeit in neuem und wohlgewähltem Putze nicht mehr wetteifern kann!

Und wie viel weniger Beſchäftigung muß die arbeitende Claſſe haben, wo die Diſtinctionen des Ranges und des Reichthums ſich mehr durch dauernde Koſtbarkeiten, als durch oft erneuerten und veränderten Schmuck zeigen!

Es iſt oben ſchon noch eine andre ſchädliche Seite der Moden bemerkt, daß, da die Reichſten gemeiniglich die Mode beſtimmen, (weil ſie es ſind, auf die der große Haufe ſieht), die Abänderungen derſelben oft keine andre Abſicht haben, als neue Mittel zu ſuchen, Reichthum zu zeigen. Daher die theurern Moden ſo oft die wohlfeilern, eben ſo guten, verdrängen. Und dies hat die ſchlimme Folge, daß ſie die Glücksumſtände des Mittelſtandes immer mehr und mehr zerrütten, und bey einem zu eiteln Volke den Ruin vieler Familien hervorbringen.

Wenn die Moden unverändert bleiben: ſo kann Reinlichkeit und Sorgfalt den Unterſchied zwiſchen dem alten Kleide oder Hausgeräthe des Unbegüterten, das nur wohl erhalten worden iſt, und zwiſchen dem neuen des Reichen unmerklich oder doch weniger auffallend machen. Aendert ſich aber Schnitt und Form der Sachen: ſo wird es auf den erſten Augenblick ſichtbar, welche von ihnen in der gegenwärtigen Zeit verfertigt worden ſind, und welche aus einer ältern herſtammen: und der Abſtand zwiſchen dem Reichen, der ſeinen und ſeines Hauſes Schmuck immer wieder erneuern kann, und dem weniger Vermögenden, der ſich mit dem einmahl angeſchafften lange Zeit behelfen muß, fällt ſogleich ins Auge, als beyde zuſammenkommen. Daher wird der Stolz des einen genährt, der andre findet ſich gedemüthigt, und die Abſonderung zwiſchen ihnen wird größer. Oder wenn der Aermere der falſchen Schaam die Klugheit und die Sparſamkeit aufopfert, und das noch Brauchbare ſeiner Sachen ſo oft vertauſchen will, als es unmodiſch wird: ſo zieht er ſich wirkliche Noth zu, indem er einem Uebel der Einbildung abzuhelfen ſucht.

Die Moden, — um dieſe Betrachtungen unter einfache Geſichtspuncte zuſammenzufaſſen, — ſind zu betrachten, entweder inſofern ſie ein Theil des Luxus, oder inſofern ſie Producte des Fleißes und der Erfindſamkeit, oder inſofern ſie Beſchäftigungen für die Aufmerkſamkeit und Gegenſtände der Begierden für die modiſchen Menſchen ſind.

In der erſten Beziehung kommt es hauptſächlich auf die Fragen an, 1) in wiefern bey einer Nation die Veränderlichkeit der Moden ſelbſt den Luxus befördere, und wie viel Schuld die erſtre habe, wenn der letztre ſeine Gränze überſchreitet. 2) ob der Luxus, der mit größern aber ſeltner zu erneuernden Koſtbarkeiten getrieben wird oder ob der, welcher ſeinen Glanz und ſeinen Genuß in der häufigen Abwechſelung und Umgeſtaltung der Zierrathen findet, der beſſere ſey.

Allerdings wird Prachtliebe von der Mode nicht erſt erzeugt: aber ſie hat ohne dieſelbe weniger Nahrung, — ſie bleibt mehr eingeſchloſſen in den Ständen und Familien, die durch ihre Vorzüge im Staate zu ſchimmern verbunden ſind, und vermöge ihrer ererbten Reichthümer alte Kleinodien beſitzen. Da der Menſch, der ſeine alten, ihm längſt bekannten Koſtbarkeiten zur Schau ausſtellt, ſelbſt keinen Genuß von ihrem Anblicke haben kann, ſondern lediglich, wenn ihn etwas dabey freut, durch die Eitelkeit vergnügt wird, andern ſeine Schätze zu zeigen: ſo wird der Trieb, dieſelben zu vermehren, oder neuen Aufwand in Anſchaffung ähnlicher zu machen, wenig erweckt. Auch dem Zuſchauer und Bewundrer aus dem größern Haufen werden endlich dieſe Sachen alltäglich. Er ſieht ohne das den Beſitz derſelben als etwas an, welches gar nicht für ihn gehört:

und

und wenn er nie oder ſelten Veränderungen darin bemerkt, ſo wird auch endlich ſeine Aufmerkſamkeit auf dieſelben matt, womit ſeine Begierde alſo zugleich wegfällt. Hingegen wenn der Reiche an jeder neuen geſchmackvollen, oder für geſchmackvoll gehaltnen Form ſeines Putzes und der ſein Haus ſchmückenden Gegenſtände, ſchon im Anſchauen derſelben ſich ſelbſt vergnügt, indem er ſich zugleich dadurch geſchmeichelt findet, daß er andern zeigt, wie viel er aufwenden könne: ſo wirken zwey Triebfedern auf ihn, ihn zu einem immer größern und größern Aufwande zu bewegen. Und damit vermehrt ſich zugleich der Reitz für andre, ihm nachzuahmen: — wie denn jeder das, was andre ſeit undenklicher Zeit beſeſſen haben, weit weniger beneidet, und weniger ſelbſt zu haben wünſcht, als das, was ſie eben jetzt ſich anſchaffen.

Aber eben hieraus kann man beurtheilen, welcher Luxus an ſich der beſſre ſey. Der mit Ausſtellung unveränderlicher, aber ſehr koſtbarer Dinge getriebne, iſt der Luxus roher Völker und barbariſcher Zeitalter. Er befriedigt weder die Sinne, noch beſchäftigt er die Einbildungskraft. Gold, Silber und Edelgeſteine aufzuhäufen, dazu gehört weder Verſtand noch Geſchmack; und ſie vorzuweiſen, kann weder ein angenehmes Gefühl erregen, noch das mindeſte zu denken geben. Aber der Luxus, der mit den unaufhörlich ſich verändernden Producten des Kunſt- und des Handwerksfleißes getrieben wird, ſetzt voraus, daß man über ſeine Gefühle und Bedürfniſſe raffinirt habe, und zieht einen wirklichen Genuß neuer Bequemlichkeiten oder Annehmlichkeiten nach ſich. Er vergnügt das Auge durch ſchönere Geſtalten, oder erquickt es wenigſtens durch den Glanz der Neuheit. Er iſt nicht nur ein Werk der Kunſt, ſon-

dern bringt auch Kunſtgefühl und die an daſſelbe geknüpfte Geiſtescultur bey denjenigen hervor, für welche er arbeitet. In einem bloß prächtigen, goldreichen Pallaſte kann ein ungebildeter, geſchmackloſer Menſch wohnen. Aber umgeben von allen den fein ausgedachten Bequemlichkeiten, und den mannigfaltig ſchönen Formen, welche unſer modiſcher Luxus fordert, und immer aufmerkſam darauf erhalten durch neue Erfindungen und eine unaufhörliche Veränderung der decorirten Scene, — kann der Reiche unſers Zeitalters nicht ohne alle Bildung des Geiſtes bleiben, ſelbſt wenn er ſich nur dem Genuſſe des Vergnügens widmet. Es wird nicht ohne Grund von den Großen geſagt, daß ſie alle Künſte zu wiſſen ſcheinen, ohne eine gelernt zu haben. Indem der Kunſtfleiß ihnen ſeine Producte zuerſt und in der größten Menge und Abwechſelung vorweiſet, weil ſie ſie am beſten bezahlen können, bringt er ihnen zugleich Begriffe von unzähligen Dingen bey, die ſie zuvor nicht kannten, und bildet ihren Geſchmack durch die mannigfaltigen Vergleichungen, zu denen er ſie nöthigt. Nie wird alſo Eitelkeit und Prachtliebe bey einer Nation, die eine einfache und ſtets gleichförmige Lebensart, wenige Bedürfniſſe und unveränderliche Mittel zu deren Befriedigung, — die mit einem Worte keine Moden hat, weder ſo hoch ſteigen, noch ſich unter alle Stände ſo weit ausbreiten, — als bey einer, wo der Luxus eben ſowohl zuſammengeſetzter, als durch die Mode abwechſelnder iſt. Aber nie werden auch jene Leidenſchaften der erſten Nation zu ihrer Aufklärung und Bildung ſo nützlich werden, nie ſie zu ſo vielerley Beſchäftigungen des Geiſtes veranlaſſen, noch das Fehlerhafte, das in ihrem Weſen liegt, durch gelegentliche gute Folgen ſo reichlich bey ihr vergüten.

güten. Dort trennt der Luxus die Stände, hier vereinigt er ſie, indem die niedern bald für den Geſchmack der höhern arbeiten und ihn bilden helfen, bald ihn nachahmen. Dort dient die Pracht der Großen, die nie verändert, und ſelten zur Schau ausgeſtellt wird, nur ihren Stolz zu unterſtützen, und ſelbſt den Deſpotismus zu befeſtigen, weil das Volk von der Bewunderung des ihm ganz unbekannten und ihm unerreichbaren Prunks, zur Unterwürfigkeit unter den, welcher darin erſcheint, leicht übergeht. — Hier wird ſie ein Zunder für den Ehrgeitz aller Claſſen, ein Gegenſtand der Unterſuchung oder der Nacheiferung, — eine Veranlaſſung zur Arbeitſamkeit für die eine, zur Kenntniß und zum Geſchmack für die andere. — Kurz, wie die Unmäßigkeit im Eſſen, wenn der Menſch ſich mit einer einfachen Speiſe überfüllt, zugleich unedler, und nach dem Zeugniſſe einſichtsvoller Aerzte auch ſchädlicher iſt, als wenn er, durch eine Mannigfaltigkeit von Gerichten und Zurichtungen gereitzt, das Maß ſeines Bedürfniſſes überſchreitet: ſo hat die Unmäßigkeit im Aufwande auf die äußere Lebensart überhaupt an ſich einen rohern und geſchmackloſern Charakter, und einen minder vortheilhaften Einfluß durch ihre Folgen, wenn ſie das Prächtige bloß in einzelnen wenigen und nie veränderten Koſtbarkeiten, als wenn ſie es in mannigfaltigen und ſtets abwechſelnden Verſchönerungen der täglichen Bedürfniſſe ſucht.

Hieraus erhellet zugleich, daß unter dem zweyten Geſichtspuncte, — als Producte der Kunſt oder der Handarbeit betrachtet, — die Gegenſtände der Moden durch ihre Veränderlichkeit ſelbſt der Geſellſchaft Nutzen bringen, und den Individuen am wenigſten ſchädlich werden. Für das bloße Bedürfniß arbeiten nur wenige Hände. Um

die wirklich verbrauchten Sachen wieder herzuſtellen, oder die abgenutzten Bequemlichkeiten zu erneuern; dazu reicht eine viel kleinere Anzahl fleißiger Menſchen zu. Aber wenn auch für das bloße Vergnügen des Auges, das nach Salomo ſich nimmer ſatt ſieht, und nie lange an demſelben Anblicke ſich ergötzt, erfunden und gearbeitet wird; wenn eine veraltete Form den Kleidungen und dem Hausgeräthe allen Werth in den Augen der Reichen und Modiſchen benimmt, ſo tauglich und unverſehrt auch der Stoff ſeyn mag: ſo kann die induſtriöſe Claſſe im Staate weit zahlreicher werden; ſie kann weit ununterbrochner mit Arbeit beſchäftigt ſeyn; und, welches ein Hauptmoment iſt, ſie gelangt in ihrem Gewerbe zu einer weit größern Geſchicklichkeit. Sich noch weiter in die hiermit gränzenden Unterſuchungen einzulaſſen, — ob dieſe ſo große Vervielfältigung und Vertheilung der Handarbeiten auch glückliche Menſchen mache, ſo wie ſie viele Menſchen ernährt: — dies würde von dem Gegenſtande dieſer Abhandlung zu weit entfernt liegen. Im Allgemeinen darf man annehmen, daß, was die Bevölkerung vermehrt, und dieſe Vermehrung fortdauernd erhält, auch der Menſchheit überhaupt nicht nachtheilig ſey.

Die beyden bisher betrachteten Beziehungen der Moden ſind eigentlich politiſche. Und unter denſelben zeigen ſie ſich von ihrer vortheilhafteſten Seite. Der Geſetzgeber, welcher den Luxus aus ſeinem Staate nicht gänzlich verbannen kann, wird ihn lieber in manniafaltige Arten, und unter eine große Anzahl von Gegenſtänden vertheilt, als ihn auf einige wenige concentrirt, — ihn lieber in immer veränderten Geſtalten ſich gleichſam erneuern und fortpflanzen, als in einer einzigen unverändert fortdauern ſehen. Er wird den Hang zu

Dingen

Dingen, welche die Kunſt hervor bringt, und welche nur durch ihre Form und die Fabrication koſtbar werden, bey ſeiner Nation lieber ſehn, als die Begierde nach den bloßen koſtbaren Natur-Producten und Sachen, deren Werth lediglich in ihrem Stoffe liegt, dergleichen Gold, Silber und die edlern Steine ſind. Und beyde Wünſche erreicht er leichter, wenn in den Bequemlichkeiten und in der Lebensart bey ſeinem Volke, die einen immer etwas neues erfinden, und die andern es nachmachen; alle aber einander ähnlich ſeyn wollen, indeß ſie ſich zugleich nach Veränderung ſehnen; das heißt, wenn es Moden und modiſche Leute unter ihm giebt.

Aber in dem Verſtande und Herzen der einzelnen Menſchen, welche von der Mode beherrſcht werden, iſt die Wirkung derſelben zweydeutiger.

Der erſte Umſtand, der hierbey in Betrachtung kommt, iſt, daß die Mode die Dinge, welche die Begierden reitzen, ſo erſtaunlich vervielfältigt.

Bey jedem Wechſel in den Methoden, oder in Werkzeugen zu der Befriedigung unſerer Bedürfniſſe, werden die letztern immer zugleich erweitert. Durch eben das Raffinement, welches neue Formen des alten Putzes ausfindig macht, kommt man auch bald auf ganz neue Arten des Schmuckes. Indem wir die Geräthe unſrer Wohnungen und unſrer Tafeln oft erneuern, lernen wir Bequemlichkeiten und Zierrathen beyder Arten kennen, die wir zuvor gar nicht begehrten. Das Gefühl, das beym Alten nach und nach ſtumpf wird, erwacht und belebt ſich wieder bey dem Neuen; und ſo wird es in der Nation, die ſtets neue Moden hat, nach und nach immer zarter und weichlicher, — unterſcheidet das Angenehme und

Unangenehme immer genauer, und fordert immer vielfachere und ſorgfältigere Anſtalten zu ſeiner Befriedigung. Die Moden gehn daher immer von dem Einfachern zu dem Künſtlichern und Zuſammengeſetztern fort; und die Menge der Dinge vermehrt ſich täglich, welche zu beſitzen, oder mit denen ſich auszuzieren für den Mann nothwendig wird, der, auch im beſten Sinne des Worts, ein Mann nach der Mode ſeyn will.

Wie ſehr werden dadurch die Gegenſtände der ſinnlichen Begierden vervielfältigt, und wie ſehr alſo auch die Veranlaſſungen zu allen den unſittlichen Leidenſchaften vermehrt, zu welchen jene Begierden Anlaß geben, ſobald ſie entweder unzeitig, und den Glücksumſtänden des Menſchen nicht angemeſſen, oder unmäßig ſind! Die großen Vorwürfe der Habſucht und des Ehrgeizes biethen ſich nur ſelten dar. In Zeitaltern und bey Nationen, wo die Menſchen beynahe darauf eingeſchränkt ſind, ſich Ländereyen und Geld, oder Herrſchaft zu wünſchen, und die in ihre täglichen Haushaltung Einförmigkeit und Einfalt haben, kann das Gemüth der Menſchen zuweilen ruhig werden, und hat, wenn edlere Anlagen der Wißbegierde oder der Tugendliebe in ihm ſind, Zwiſchenzeiten, wo es, von niedrigen Wünſchen ungeſtört, an der Erreichung dieſer Zwecke arbeiten kann. Aber in einer Nation, wo der Luxus der Moden eingeführt, und dieſer in alle Theile des einſamen und des geſelligen Lebens eingedrungen iſt: da iſt die Anzahl der Dinge, welche die Begierden der Menſchen reizen, unendlich; und jeder Tag biethet ihnen etwas neues dar, wonach ſie entweder mit Heftigkeit ſtreben, oder deſſen ſie mit Unzufriedenheit entbehren. Bald macht uns ein modiſches neues Putzſtück, bald ein geſchmack-

vollere

volleres oder bequemeres Meubel lüſtern und unruhig. Der, welcher heute mit der Auszierung ſeines Hauſes, oder mit den Anſtalten zu ſeinen künftigen Gaſtgebothen eben fertig geworden iſt, lernt morgen vielleicht in den Häuſern der noch reichern und vornehmern Leute, als er iſt, oder in den Magazinen der Manufacturiſten und Kaufleute ſchönere, oder doch neumodiſchere Modelle von allem dem, was er angeſchafft hat, kennen; und nun iſt ihm ſeine ganze Herrlichkeit auf einmahl verleidet. Er muß entweder durch neuen Aufwand die entdeckten Lücken ſeines Apparats ausfüllen und dieſe Flecken wegwiſchen, oder er muß mit Mißvergnügen und einiger Schaam dasjenige behalten und anderer Augen zeigen, was ihm nun weder ſelbſt mehr das gehoffte Vergnügen macht, noch bey andern die erwartete Ehre bringt. Da nun, vermöge des unaufhaltbaren und nie verſiegenden Stroms der Mode, dieſer Veränderungen kein Ende iſt; — da alle dieſe mannigfaltigen Gegenſtände der Begierden unſern Beſtrebungen, ſie zu erreichen, ſtets zuvorlaufen, indem die induſtriöſen Menſchen vieler Länder ſchon immer wieder arbeiten, neue Wünſche in uns zu erregen, indeß wir noch beſchäftigt ſind und Geld aufwenden, um die alten zu befriedigen: wie wäre es dann den Menſchen, die in dieſer Atmosphäre leben, und von dem Hange zu modiſcher Eleganz angeſteckt ſind, möglich, je ein ganz freyes und unbekümmertes Gemüth zu haben?

Dieſe Gegenſtände der Begierden, welche das modiſche Syſtem der Europäiſchen Lebensart aufſtellt, ſind erſtaunlich zahlreich: und ſie ſind zugleich klein. Das iſt ein zweyter Umſtand. Sie beſchäftigen den Geiſt der Menſchen, deren Aufmerkſamkeit einmal auf ſie gerichtet iſt, unaufhörlich

lich, aber nie oder ſelten ſehr ſtark und lebhaft. Sie entzünden alle Augenblicke kleine Aufwallungen von Begierde oder Unmuth, aber ſie erregen ſelten große Leidenſchaften. Sie machen alſo den Geiſt zugleich klein, indem ſie ihn beunruhigen.

Vielleicht vergüten ſie den Schaden, welchen ſie thun, indem ſie noch größere Uebel verhüten. Vielleicht iſt es dieſer zuſammengeſetzte und veränderliche Luxus unſrer Tage, welcher dazu beyträgt, uns andre Tugenden und andre Laſter zu geben, als die Alten hatten. Er hat nähmlich alle die Wirkungen aufs Gemüth, welche die auf vielerley Gegenſtände zerſtreute oder von einer Kleinigkeit zur andern übergehende Aufmerkſamkeit hervorbringt. Dadurch werden zugleich die Begierden gleichſam getheilt: und concentrirte, und alſo ſehr gewaltſame und wüthende Leidenſchaften kommen ſeltner zum Vorſchein. Auf der andern Seite aber wird das Gemüth auch eben ſo unfähig, ſich den ernſthaftern Angelegenheiten des Berufs oder der Pflicht mit ungetheilter Kraft zu widmen; oder ſich von der Herrſchaft der Begierden, die der Verfolgung ſeiner edlern Endzwecke im Wege ſtehn, ganz los zu machen. Vielleicht giebt es in einer Nation, die mit Kleidung, Ameublement und Equipagen, und endlich mit der Etiquette ſehr viel zu thun hat, — weniger Menſchen von einem brennenden Ehrgeitze, oder von einer unauslöſchlichen Rachſucht. Aber die ganz uneigennützigen und unbeſtechlichen Patrioten, die, welche ihr ganzes Leben dem gemeinen Beſten aufopfern, und mit ihm allein beſchäftigt ſind, werden in derſelben eben ſo ſelten ſeyn.

Die Mode iſt aber nicht nur eine Verführerinn, die in uns beſtändig neue Begierden entzündet: ſie iſt auch eine Geſetzgeberinn, die uns

vor=

vorſchreibt, was wir thun oder laſſen müſſen, wenn wir auf einen gewiſſen Grad der Achtung in der Geſellſchaft Anſpruch machen; ſie iſt eine Richterinn, welche unſern und andrer Werth in unſern Augen entſcheidet. In dieſem dritten Geſichtspuncte kann ſie den Individuen nicht weniger nachtheilig werden.

Schon iſt überhaupt die Pünctlichkeit in Kleinigkeiten, (und das iſt der Charakter des modiſchen Mannes), etwas, welches den Geiſt der Menſchen erniedrigt und verengt, indeß es ſein Leben beſchwerlich macht. Die menſchlichen Handlungen ſollen, von Rechtswegen, durch Pflicht und Geſetze nur in großen Sachen gebunden ſeyn, wobey es auf Wohl und Weh der Geſellſchaft, auf Ausbildung oder Verſchlimmerung des Gemüths ankommt: aber bey kleinen ſollen ſie frey, und dem auf der Stelle gefällten Urtheile, und der individuellen Willkühr eines jeden überlaſſen bleiben. Der modiſche Luxus kehrt es um: er giebt ſehr beſtimmte Regeln für das Aeußre des Anzugs, für die Anordnung der Zimmer, der Tafel, der Equipagen, für die Art der Bewirthung bey jeder feyerlichen oder fröhlichen Zuſammenkunft und — welches das ſchlimmſte iſt, — er ändert dieſe Regeln oft ab, obgleich immer mit gleich ſtrenger Forderung des Gehorſams gegen die, welche eben gelten; aber er macht dafür oft die öffentliche Meinung nur allzu nachſichtig gegen Handlungen, wobey wirkliche Geſetze des Landes oder der Moral übertreten werden.

Eine Sache, welche auf hunderterley Art geſchehen kann, nur auf eine einzige Art thun zu müſſen: eine, welche vielerley gleich zweckmäßiger Geſtalten fähig iſt, nur in einer einzigen ſehen zu wollen: iſt an ſich ein Vorurtheil, und ein Eigenſinn.

ſinn. Und wer an vielen ſolchen Vorurtheilen klebt, iſt ſchon dadurch von der richtigen und ſoliden Denkungsart abgewichen, welche den vernünftigen Mann unterſcheidet; hat dadurch ſchon ſein Gemüth überhaupt dem leeren Wahne, der Einbildung und der Laune geöffnet. Aber wenn er nun noch in ſeinen Gedanken eine beſondre Ehre damit verbindet, jene ſo willkührlich beſtimmte Art und Geſtalt zu wiſſen und nachzuahmen; wenn er ſich deswegen über andre erhebt, weil er in dieſen Puncten beſſer unterrichtet, und weil er in ihrer Beobachtung genauer iſt; wenn er geneigt iſt, diejenigen geringer zu ſchätzen, oder ſich von denen zu entfernen, die, unwiſſender oder gleichgültiger in Abſicht der Geſetze der Mode, ſie öfter als er übertreten: denn verſchlimmert er ſowohl ſeinen Charakter, als ſeinen Zuſtand. Indem er ſich einen ganz falſchen Maßſtab des Werths macht, hindert er ſich in der Arbeit an ſeiner eignen Vollkommenheit, und beraubt ſich des Genuſſes und des Vortheils, den ihm die Vollkommenheiten andrer gewähren würden.

Aus dem Triebe der Geſelligkeit ſind, wie ich oben geſagt habe, die Moden entſtanden. Um andrer Menſchen willen putzt man ſich, nicht für ſich ſelbſt. Um der Geſellſchaft willen, die man in ſeine Zimmer führen will, ziert man ſie mit koſtbaren Meubeln aus. Was ſoll uns mehr mit andern Menſchen verbinden, als unſre Tafel? Nur um ihnen einen angenehmen Anblick, oder uns vor ihnen durch unſre Einrichtung Ehre zu machen, nehmen wir zu ihrer Beſetzung ſo viele Künſte zu Hülfe, und ſind dabey ſo genau in Beobachtung aller Geſetze der Mode. — Aber eben dieſe mannichfaltigen Zierrathen und Vorkehrungen, welche beſtimmt waren, das geſellſchaftliche

liche Leben angenehmer zu machen, und durch einen neuen Reiß, den ſie dem Umgange geben, die Menſchen öfter und näher zuſammenzubringen, haben, indem ſie zu zahlreich, zu künſtlich, und beſonders zu veränderlich geworden ſind, und ein zu geſetzgeberiſches Anſehn erworben haben, das geſellſchaftliche Leben beſchwerlich und mühſam gemacht, den Umgang von ſeinem wahren Endzwecke, der Austauſchung der Ideen, abgelenkt, die Menſchen von einander getrennt, und den Saamen zum Neide und zum Stolze, zwey der ungeſelligſten Leidenſchaften, unter ſie ausgeſtreuet.

Zwiſchen den Menſchen von verſchiedenem Stande und verſchiedenem Vermögen iſt dadurch eine größere Scheidewand aufgeführt worden. Reichthum und Rang geben dem, welcher ſie beſitzt, einen entſchiedenen Vorzug in allen Artikeln des modiſchen Luxus: der Rang, inſofern er den Menſchen den beſten und glänzendſten Muſtern näher bringt; der Reichthum, inſofern er ihn in den Stand ſetzt, ſie nachzuahmen. Der Einfluß hiervon erſtreckt ſich, ſo wie der Luxus ſelbſt, auf alle Theile des menſchlichen Lebens, und erhält alſo den Abſtand jener Claſſen beſtändig ſichtbar. Dieſe Scheidewand, die durch lauter Kleinigkeiten, aber Kleinigkeiten, die in die Augen fallen, oft Leute von einander trennt, die nach ihren innern und weſentlichen Eigenſchaften gemacht waren, Freunde zu ſeyn, iſt ein großes Uebel. Aber es iſt dem Luxus nicht allein zuzuſchreiben, da der Grund dazu ſchon in den Verfaſſungen der bürgerlichen Geſellſchaft liegt. Die Hinderniſſe hingegen, die durch ihn der Umgang auch bey denjenigen Menſchen leidet, welche Stand und äußere Verhältniſſe mit einander verbunden haben, kommen ganz auf ſeine Rechnung. Er iſt es, wel-

cher

cher die Zurüſtungen dazu ſo weitläuftig und mühſam gemacht hat, daß die Sorge dafür oft das geſellige Vergnügen ſelbſt, wozu ſie abzwecken, vernichtet, und faſt immer vermindert. Wie viel hat nicht der gaſtfreye Mann, welcher modiſche Leute in ſeinem Hauſe bewirthen will, — zu bedenken, zu veranſtalten, anzuordnen! — Wie viel hat er nicht bey aller ſeiner Kenntniß des Ueblichen, und bey ſeiner angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit von der Nachläſſigkeit oder Ungeſchicklichkeit ſeiner Bedienten zu befürchten! Aus einem Gegenſtande der Luſt iſt eine Sache der Eitelkeit geworden; und wo Eitelkeit iſt, da iſt Kummer und Sorge. Unter der Herrſchaft der Moden und der Etiquette tritt jeder, wenn er in Geſellſchaft erſcheint, oder wenn er Geſellſchaft zu ſich einladet, gleichſam auf einen Schauplatz von Zuſchauern auf, deren Beyfall er einärnten will, deren Tadel und Satyren er ſich aber zugleich Preis giebt. Jeder iſt mit ſich beſchäftigt, um nicht Blößen zu geben, oder mit andern, um ihre Blößen auszuſpähen. Die Aufmerkſamkeit aller wird auf Nebenſachen gezogen, und die Hauptſachen im Umgange, das vertrauliche Geſpräch, die Mittheilung der Gedanken, die Ergießungen des Herzens ſind oft ſo gut als vergeſſen.

Das gilt von dem Modiſchen in den Sachen, die man um und an ſich hat, daß gilt von dem Modiſchen in dem Anſtande und dem Betragen, welches einen Theil von uns ſelbſt ausmacht. In derjenigen Geſellſchaft, die dieſen Anſtand am feinſten gleichſam ausgearbeitet, und ihn den meiſten und den beſtimmteſten Regeln unterworfen hat, wird es oft für ein größeres Verdienſt gehalten, dieſe Regeln zu wiſſen, und mit Geſchicklichkeit und Leichtigkeit beobachten zu können, als einen

einen ausgebildeten Verſtand und ein gutes Herz zu haben. Man nennt das erſtere Welt haben. Zwar wenn dieſe Conventionen wohl ausgedacht, wenn die Regeln des Ueblichen ſo geſchmackvoll gewählt ſind, wie dies in den oberſten Claſſen cultivirter Nationen am erſten zu erwarten ſteht, ſo bekommt allerdings der Mann, deſſen Sitten ſich nach denſelben gebildet haben, dadurch einen gewiſſen Glanz, der alle ſeine andern perſönlichen Vorzüge ins Licht ſetzt, und auch in Ermangelung derſelben an ſich noch gefällt. Es iſt alſo die Achtung nicht grundlos, die man jener Eigenſchaft bezeigt. Aber die übertriebene Schätzung derſelben iſt ohne Zweifel ein Hinderniß größerer Tugenden. Indem die adliche Jugend den verdienſtvollen Mann, dem es an dieſem Firniſſe der Weltſitten fehlt, zurückgeſetzt, und andere dadurch allein mitten unter dem Genuſſe aller Arten von Vergnügungen ohne Wiſſenſchaft und Arbeitſamkeit ihr Glück machen ſieht: ſo wird ihr Hang zur Frivolität genährt; das Motif, welches ſie zu ernſthaften Bemühungen antreiben ſollte, wird geſchwächt, und die feine, artige, modiſche Welt wird eben durch das, was ſie in allen dieſen Puncten vollkommner macht, in dem, was den wahren Werth des Menſchen beſtimmt, unvollkommner und ſchlechter.

Kein Stand aber iſt, dem der Hang zum Modiſchen ſo ſehr ſchadet, und bey welchem dieſer Luxus dem Glücke und der Ruhe der Menſchen ſo gefährlich wird, als der Mittel- oder der gute Bürgerſtand.

Die Galanterie, in den Moden ſowohl, als in den Sitten, hat ihren eigentlichen Sitz an Höfen und beym Adel, wo ererbter Reichthum und ererbte Würde mit Muße und dem Triebe nach

Ver-

Vergnügungen zuſammen kommen. Hier kann ſie ſich am geſchmackvollſten ausbilden, weil die vorzüglichſten Muſter, die beſten Producte der Kunſt und des Fleißes dieſer Claſſe von Menſchen, die Geld und Ehre zugleich auszutheilen hat, am erſten zugeführt werden, und unter ihr, wegen des allgemeinen und ununterbrochnen Zuſammenhangs derſelben, geſchwinder in Umlauf kommen. Hier kann die Beſchäftigung damit weniger Uebel anrichten und weniger Gutes ſtören, theils weil ſie den Großen leichter wird, und ihnen weniger Mühe und Zeit koſtet, theils weil ſie dieſelben ſchon völlig müßig, oder nur mit den Angelegenheiten der Haushaltung und der Regierung beſchäftigt vorfindet, zwey Gegenſtände, wovon der eine viele Unterbrechungen leidet, der andere vielen Umgang mit Menſchen erfordert. Der höhere Bürgerſtand, welcher jener obern Claſſe nahe genug iſt, um ihren Staat und Putz ſowohl, als ihre Sitten kennen zu lernen, und deſſen Eitelkeit immer aufgeregt wird, beyde nachzuahmen, iſt doch in einer viel ungünſtigern Lage, um in beyden zu einer gleichen Vollkommenheit, mit eben ſo wenigen Inconvenienzen, zu gelangen.

Er iſt auf der einen Seite nicht ſo leicht im Stande, ſich von allem, was modiſch und galant, was in jeder Sache die neuſte Erfindung und die anſtändigſte Sitte ſey, zu unterrichten. Er ſieht nicht ſo gute Muſter, ſieht ſie nicht ſo beſtändig, und lernt die Veränderungen, die in den Meinungen der Menſchen vom Anſtande, oder in den Arbeiten und Producten ihrer Induſtrie vorgehen, nicht ſo geſchwind kennen. Es ſind alſo gemeiniglich bey ſeiner Einrichtung Lücken, es ſind in ſeinen Sitten Widerſprüche. Die verſchiedenen Theile ſeiner Haushaltung, ſo wie die Gewohnheiten

heiten ſeiner Etiquette, paſſen ſelten vollkommen zu einander. Seine und der Seinigen Kleider ſind vielleicht prächtig und ausgeſucht modern, und ſeine Wohnung iſt gemein und altväteriſch ausgeziert: oder ſeine Zimmer ſind glänzend, und ſein Tiſch iſt bürgerlich; oder die Tafel iſt mit einem läſtigen Ueberfluſſe beſetzt, und die Gäſte werden übel bedient. — Gemeiniglich lernt der wohlhabende Bürger die Etiquette und den Luxus der vornehmen Welt erſt nach und nach kennen; ſo wie ſein wachſender Reichthum ihn in den Stand ſetzt, mehr zu kaufen, oder ſeine zunehmenden Verbindungen ihm Gelegenheit geben, mehr zu ſehen. Eben ſo ſtufenweiſe alſo ſtaffirt er ſich und ſeine Haushaltung aus. Faſt immer bleiben daher noch Spuren des erſten Zuſtandes, von dem er ausgegangen iſt, zurück. Das Alte und das Moderne, das Gemeine und das Vornehme miſcht ſich bey ihm mehr, als bey demjenigen, der ſchon in einem üppigen und auf modiſchem Fuße lebenden Hauſe gebohren und erzogen iſt. — So ſind auch oft die Ausdrücke ſeiner Politeſſe. Er iſt vielleicht pedantiſch genau in Beobachtung gewiſſer Regeln guter Lebensart, und überſieht andre, oder verbindet zuweilen eine zu demüthige Höflichkeit mit einer falſch angebrachten Würde.

Sobald eine bürgerliche Familie Anſpruch darauf macht, genau modiſch zu ſeyn: ſobald iſt die größere Schwierigkeit, welche ſie hat, dazu zu gelangen, und das öftere Mißlingen der Bemühungen, die ſie darauf wendet, für ſie eben ſo wohl eine Quelle von Sorgen und Mißvergnügen, als eine Veranlaſſung zu Fehltritten. Entweder wird ihr häusliches und geſellſchaftliches Vergnügen geſtört, indem ſie, bey der größten Aufmerkſamkeit auf die Beobachtung des Anſtändigen und

des Ueblichen, ſich doch alle Augenblicke in Gefahr ſieht, daſſelbe zu verfehlen: oder, wenn ſie allen Roſt des Alterthums und des bürgerlichen Weſens von ſich abreiben, und ſich durchaus und gänzlich moderniſiren will, ſo wird ſie zu einem Aufwande genöthigt, und zu Zerſtreuungen veranlaſſet, die ihrem Wohlſtande oder der Tugend ihrer Glieder nachtheilig ſind.

Denn nun kommt noch der zweyte Umſtand in Betrachtung, der dem bürgerlichen Mittelſtande das modiſche Weſen nachtheilig macht. Der größte Theil dieſes Standes hat ſeine Zeit mit Geſchäften beſetzt, die Brot bringen ſollen. — Er iſt nicht dazu beſtimmt, bloß ſeinem Vergnügen nachzugehn: er ſoll arbeiten, und iſt zum Arbeiten gewöhnt. Bleibt er dieſem ſeinem Berufe getreu, ſo wird ſeine Galanterie unfehlbar darunter leiden. Es bleibt ihm alsdann nicht Muße genug übrig, auf alle Forderungen der feinen Lebensart zu denken, alle dazu nöthigen Dinge anzuſchaffen, oder ſich die dazu nöthigen Fertigkeiten zu erwerben. Ueberdies geben alle bürgerlichen Geſchäfte dem Menſchen einen gewiſſen eignen und charakteriſtiſchen Geiſt, und Sitten, die damit zuſammenhängen, — die aber von den eigentlich modiſchen Sitten der feinern und vornehmen Welt abweichen. Mit den Sitten ſteht hinwiederum der Geſchmack in Verbindung: — und ſo wird der gute und ſeine Pflicht erfüllende Geſchäftsmann, wenn er doch zugleich der Mann nach der Mode ſeyn will, ſich ſelbſt und ſeine Haushaltung immer mit Unzufriedenheit betrachten. — Geht er aber aus ſeiner Sphäre gänzlich heraus, um ſich in eine höhere zu erheben; entzieht er ſich den Geſchäften und widmet er ſich der Frivolität und dem Luxus, um nur vollkom-

men

men artig zu werden: wie oft bereitet er alsdann nicht ſein und der Seinigen Verderben vor? Oder, wenn er auch ſein Vermögen nicht verſchwendet, ſo bildet er doch ſelten ſeinen Geiſt auch nur ſo gut aus, als Ueppigkeit und geſellſchaftliches Wohlleben die Höfe und die vornehme Welt ausbildet. Der Mittelmann muß zwiſchen Arbeit und Geſellſchaft ſeine Zeit theilen, oder er muß ſich gefallen laſſen, auch mit ſchlechten und ſittenloſen Menſchen umzugehen. Seine Claſſe biethet nicht genug wohlhabende und wohlerzogne Müſſiggänger dar, um einen großen Kreis von eleganter Geſellſchaft auszumachen. Will er alſo immer unter modiſchen Zerſtreuungen leben: ſo muß er auch die Unbeſonnenen, die Verſchwender, die Liederlichen ſeines Standes, oder die der vornehmern Stände, mit in ſeinen Umgang ziehn. — Und ſo verſchlimmert er ſein Inneres, ſeinen Kopf und ſein Herz, indem er ſein Aeußeres glänzend machen will.

Die letzte Folge aus der Vervielfältigung modiſcher Bequemlichkeiten und modiſcher Zierrathen, und aus der auf den Beſitz beyder gerichteten Sinnlichkeit und Eitelkeit der Menſchen, iſt die Liebe zum Gelde und die Hochſchätzung des Reichthums.

Wenn der Wünſche viele ſind, die man mit Hülfe des Geldes befriedigen kann; wenn dieſe oft vorkommen; wenn deren Befriedigung eben ſo wohl den Weg zur Achtung und zum Anſehn, als den zum ſinnlichen Genuſſe bahnt: ſo muß man nothwendig nach und nach anfangen, das Geld als das vornehmſte Mittel zur Glückſeligkeit, und als die ſolideſte Baſis der Ehre anzuſehen. Jene Bedingung wird durch den Luxus der Moden erfüllt. Für Geld kann man alle die Sachen, wel-

che zu einer eleganten Haushaltung gehören, haben. Mit Gelde, wenn man deſſelben viel beſitzt, kann man ſich ſogar den Geſchmack gewiſſermaßen erkaufen, indem man entweder die Künſtler und Kenner bezahlt, die uns denſelben lehren, — oder indem man ſo vielmahl ſeine Einrichtung verändert, und ſo mannigfaltige Sachen anſchafft, bis man durch die immerwährende Vergleichung auch endlich ſein Urtheil berichtiget. — Modiſcher Luxus iſt es hauptſächlich, der den Reichthum gleichſam ſichtbar macht, und ihn aus den Käſten ſeines Beſitzers vor die Augen des Publikums bringt. Dadurch allein aber kann er zu einem Mittel werden, ſich Anſehn zu verſchaffen. Die Bewegungsgründe ſind alsdann verdoppelt, welche der Liebe zum Gelde ihren Urſprung geben.

Zwar finden wir, daß auch bey denjenigen Nationen die Geldbegierde ſtatt findet, welche ſich nur wenige Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten für ihr Geld zu verſchaffen wiſſen, und weder in ihren Erfindungen, noch in ihrem Geſchmacke Fortſchritte machen. So unverändert das türkiſche Coſtume, ſo wenig zahlreich ihr Hausgeräthe, ſo einfach und abwechſelungslos ihre ganze Lebensart und häusliche Einrichtung iſt: ſo gehören deſſen ungeachtet Geitz und Gewinnſucht unter die Charakterzüge dieſer Nation. Selbſt der Tartar, in deſſen Gezelte, außer ſeinem Pferdeſchmucke und ſeinen Waffen, wenig andere Dinge des Bedürfniſſes oder der Pracht Platz finden, iſt deswegen nicht ohne Begierde, Geld zu ſammeln; und wenn er es nicht zu brauchen weiß, ſo vergräbt er es, und iſt mit dem bloßen Bewußtſeyn eines andern Menſchen verborgnen und ihm unnützen Schatzes zufrieden.

Vielleicht verhält ſich die Sache ſo, daß die Begierde nach Eigenthum einer der älteſten und der natürlichſten Triebe des menſchlichen Herzens iſt, der ſich zuerſt bloß auf die Liebe zum Leben und die Furcht vor dem Mangel gründet. Dieſer Habſucht des rohen uncultivirten Menſchen macht die Entdeckung neuer Bedürfniſſe gleichſam eine Diverſion. Die Begierde wird auf mehrerley Gegenſtände gerichtet, und verliert alſo etwas von ihrer erſten Heftigkeit, die ihr eigen war, da ſie nur noch einen einzigen hatte. Auf dem Fortgange der Cultur giebt es einen Zeitpunkt, wo die Menſchen an Kunſt, Schönheit und dem Anſtändigen Geſchmack gewinnen, und doch noch einfach in ihrer Lebensart ſind; — wo ſie den geſelligen Umgang und Reinlichkeit lieben, aber noch die Pracht verſchmähen, und ihr Wohlleben aus wenigen Genüſſen zuſammenſetzen. — In dieſer glücklichen Periode, welche die Griechen um die Zeit des Sokrates erreicht zu haben ſcheinen, iſt der Umgang der Menſchen mit einander der freyſte und traulichſte, und der Genuß des geſelligen Lebens am reinſten. Die Menſchen geſellen ſich dann zuſammen nach den Aehnlichkeiten, die ſich zwiſchen ihren Charakteren oder den Gegenſtänden ihrer Wißbegierde finden, nicht nach der Aehnlichkeit ihres Aufwandes, ihrer Moden und ihrer Etiquette. — Der Geiſt wird unter ihnen durch Ehrbegierde, Gefühl des Schönen, und geſellige Freuden abgelenkt von dem trocknen und ſeelenloſen Geſchäfte des Geldſparens und Gelderwerbs; und wird doch noch nicht, durch eben dieſen Ehrgeiz und eben dieſe Geſelligkeit, wieder auf die Begierde nach Reichthum zurückgeführt. — Dies letztere geſchieht am Ende der verſchiedenen Perioden der Cultur, wenn während derſelben ſich der

Luxus immer mehr vervielfältigt hat, indeß der Geſchmack aufs äußerſte verfeinert worden iſt, nach welchem Verhältniſſe dann auch die Moden häufiger abwechſeln und ihre Herrſchaft auf mehrere Dinge verbreiten. Dann kann man mit andern Menſchen nicht anders zum Umgange ſich vereinigen, als wenn man in allem Flitter des modernen Putzes gleich ihnen ſchimmert. Der, welcher ſeiner Haushaltung dieſen Glanz nicht geben kann, hält ſich ſelbſt der Vertraulichkeit mit denjenigen, welche davon umgeben ſind, nicht würdig, oder wird von ihnen zurück geſtoßen. Gleichviel eingebildete und erkünſtelte Bedürfniſſe, und einen gleich großen Vorrath von Hülfsmitteln zu ihrer Befriedigung haben: das iſt das Band, welches die Menſchen an einander knüpft, und von dem übrigen Haufen abſondert. — Diejenige Achtung, welche dem Menſchen den Eintritt in die beſte Geſellſchaft ſeines Wohnorts verſchafft, hängt, unter dieſen Umſtänden, guten Theils von der modiſchen Eleganz und Artigkeit ſeines Aeußern und ſeiner Haushaltung ab. Und da dieſe nur von dem, welcher den dazu nöthigen Aufwand zu machen im Stande iſt, erlangt werden kann; von dem aber, welcher viel darauf wendet, auch leicht erlangt wird: ſo erwacht nun die Begierde reich zu ſeyn, von neuem in aller Herzen, ſelbſt in den Herzen derer, welche den gebildetſten Verſtand haben, und die Gegenſtände geiſtiger Unterhaltung am beſten kennen.

Mit der Begierde nach Eigenthum fangen die Menſchen ihre Thätigkeit an; die Begierde nach Gelde ſcheint unglücklicher Weiſe eine der letzten Leidenſchaften zu ſeyn, in die ſich alle andern auflöſen.

Noch iſt unter den oben angegebenen Puncten der Unterſuchung der letzte zurück, — die Beſtimmung der Regeln, welche die Vernunft ganzen Nationen und einzelnen Perſonen in Abſicht der Moden vorſchreibt.

Zwar Nationen in irgend einer Sache, und vornehmlich in dieſer, Regeln zu geben, iſt vergebliche Mühe. Es iſt keine, in welcher die Entſcheidung ſo ganz demokratiſch geſchähe, und ſo wenig durch die Vorſtellungen einzelner Perſonen gelenkt werden könnte. In keiner kommt es ſo ſehr auf die allgemeine Denkungsart, und zwar auf die Denkungsart mehrerer Länder zugleich an. So wie die Moden, durch die Mittheilung der Gewohnheiten und Erfindungen des einen Volks an das andere entſtanden: ſo richtet ſich auch der Geſchmack an denſelben, und die Leidenſchaft, mit welcher ſie geſucht werden, nach Geſetzen des Anſtandes, in welchen die Meinungen und Geſinnungen dieſer mit einander correſpondirenden Nationen ſich gleichſam vereinigen. Das Geſetzbuch der Mode iſt, wie das der Ehre, ein allgemeines Geſetz für ganz Europa, und muß, wenn es Verbeſſerungen bedarf, in allen Ländern zugleich abgeändert werden. Die Reformen, die man in einem Lande allein zu machen verſucht, indeß die andern dem alten Syſtem ergeben bleiben, werden auch in jenem nicht lange beſtehen.

Der Moraliſt kann alſo nur ſagen, welcher Charakter, nach ſeiner Meinung, einer Nation zu wünſchen wäre. Er kann ſich das Ideal eines Volks entwerfen, welches zu gleicher Zeit Genie und Erfindungsgabe mit Einfachheit in den Sitten und Mäßigung in den Begierden beſitze, — welches in allem, was wahre Bedürfniſſe, und die Werkzeuge zu nützlichen Verrichtungen betrifft,

neue und beſſere Methoden ohne Unterlaß erdenke, und in dem, was bloßer Putz iſt, und nur durch die Koſtbarkeit gefällt, die Unveränderlichkeit und die Einfalt liebe; — das Ideal eines Volks, das für ſeine Bequemlichkeiten, und denjenigen Sinnengenuß, der mit dem Wohlgefallen am Schönen, und mit den moraliſchen Empfindungen zuſammenhängt, ſehr große Empfindlichkeit habe, und für beyde viel arbeite, verſuche, erfinde; — aber das dem bloßen Eigenſinne der Gewohnheit, der Prachtliebe der Eitelkeit ſo wenig als möglich einräume, und auf ihre Erfindungen ſo wie auf ihre Entſcheidungen wenig Werth lege. Er kann ſich vorſtellen, daß dieſe Nation frey und ungebunden in ihren Sitten, und doch zugleich artig ſey, viel wahre Höflichkeit und wenig Etiquette habe; — und das Anſtändige der äußern Sitten mehr in dem wahren und warmen Ausdrucke guter Geſinnungen, als in der Beobachtung conventioneller Regeln ſuche; — daß bey ihr die Sitten und der Luxus der Großen keine ſolche Unterſcheidung verurſachten, wodurch der rechtſchaffene und verſtändige Mittelmann von ihrer Geſellſchaft ausgeſchloſſen würde; — und daß endlich dieſer letztere weder durch den Mangel an modiſcher Eleganz gedemüthigt, noch durch übelgelingende Verſuche, ſie zu erlangen, beunruhiget, — mit ſeiner einfachern Lebensart doch Würde zu verbinden wiſſe.

Aber was kann er thun, um das Ideal realiſiren zu helfen? Nichts als auf ſich ſelbſt und die einzelnen Perſonen zurück zu gehn, auf die er durch ſeine Vorſtellungen Einfluß zu haben hoffen kann, und zu unterſuchen, was ihm und ſeines Gleichen die Pflicht befiehlt und die Klugheit anräth. Nur dadurch verbeſſert ſich das Sittliche der

Natio-

Nationen, indem die Individuen, jedes für ſich, das Ziel der Vollkommenheit aufſuchen, und darnach hinſtreben.

Die bekannteſte, und in der That die nothwendigſte Regel für dieſe in Abſicht der Moden iſt, nicht zu langſam und nicht zu ſchnell den Abwechſelungen derſelben zu folgen; — weder durch Alterthum, noch durch Neuheit, ſich in ſeinem Aeußern auszuzeichnen. Es verräth eben ſo ſehr einen Geiſt der Kleinigkeiten, ein Verdienſt in den Widerſtand zu ſetzen, den man der Einführung unbedeutender Aenderungen, im Ueblichen der Kleidung oder des Betragens thut, als ſich mit der ſchnellen Nachahmung derſelben zu brüſten. Iſt es Eigenſinn oder Nachläſſigkeit, welche unſern Putz und unſere Sitten altväteriſch macht: ſo vergiebt dies die Geſellſchaft noch weniger, weil ſie immer Aufmerkſamkeit auf ſich, und Nachgiebigkeit gegen ihren Geſchmack und ihre Entſcheidungen fordert.

Es giebt hierin einen **dreyfachen Abweg**, der von den Vernünftigen gemißbilligt wird.

Der erſte iſt eine eigenſinnige Anhänglichkeit an das Alte. Sie entſteht entweder aus Geſchmackloſigkeit, oder aus Unzufriedenheit des Menſchen mit ſeinem Zeitalter, oder aus Geitz, oder endlich aus bloßem Mangel an Aufmerkſamkeit. Nachdem die Quelle iſt, aus welcher das altmodiſche Weſen entſteht, nachdem ſind auch die Modificationen deſſelben.

1. Das Neueſte in den Moden iſt nicht allemahl das Schönſte. Aber in einem Zeitalter, das in der Cultur allgemeine Fortſchritte macht, gehn doch viele der Veränderungen, welche durch den allgemeinen Beyfall, den ſie erhalten, modiſch werden, wirklich vom Schlechtern zum Beſſern

über. Unſere Kleidung iſt in vielen Stücken bequemer geworden, als die unſerer Vorfahren; unſere Meubeln haben ſich den rein und eleganten Formen der Natur und des Antiken mehr genähert. Mitten unter dieſe hat die Phantaſie und die Neuerungsſucht von Zeit zu Zeit abentheuerliche, ausſchweifende und unnatürliche Moden gemiſcht, die aber gemeiniglich unter den übrigen die flüchtigſten ſind, und am ſchnellſten vorüber gehn. Der geſetzte Mann von gutem Geſchmacke wird mit ſeinem Zeitalter fortgehn, aber er wird nicht jedem Einfall des Tages gehorchen; er wird, indem er ſich nach den Gewohnheiten richtet, doch noch unter ihnen wählen; er wird die nützlichen Neuerungen mit Beyfall annehmen, und durch ſein Beyſpiel zu verbreiten ſuchen, die gleichgültigen, wenn ſie fortdauern, mitmachen, die abgeſchmackten unnachgeahmt vorüber gehen laſſen, oder wenn ſie allgemein geworden ſind, ſie ſo weit mäßigen, daß er weder durch ſein abſtechendes Aeußere andern auffallend werde, noch ſich ſelbſt durch die Nachahmung fremder Thorheiten mißfalle.

Der geſchmackloſe Menſch ſieht von allen dieſen Verbeſſerungen nichts, oder er findet wenigſtens daran kein ſo ſtarkes Vergnügen, daß ſeine Liebe zur Bequemlichkeit, — eine Neigung, die immer für das Alte iſt, — dadurch überwunden würde. Er empfindet den Uebelſtand nicht, ſich von den Perſonen, mit welchen er zuſammenkommt, auf eine auffallende Weiſe zu unterſcheiden. Dieſe Art von altväteriſchen Leuten ſind zugleich gemeine Köpfe, ohne Aufklärung, ohne feines Gefühl, — und in ihrer innern Bildung hinter ihrem Zeitalter eben ſo weit zurück, als in ihrem Coſtume.

2. Was die Schwäche oder Verkehrtheit der Urtheilskraft bey dieſer Claſſe thut: das thut das Vorurtheil und vorgefaßte Meinung bey der Claſſe der Unzufriednen. Sie entfernen ſich mit Fleiß von den Trachten und Gebräuchen der gegenwärtigen Zeit, weil ihnen nichts von dem, was vorhanden iſt, gefällt, und weil ſie es einmahl für allemahl bey ſich ausgemacht haben, daß ihre Zeitgenoſſen Thoren ſind. Alte Leute finden ſich oft in dieſem Falle, und man vergiebt es ihnen am leichteſten. Sie haben ſo viele Urſachen, die Zeiten ihrer Jugend ihrem jetzigen Zuſtande vorzuziehn; daß man die kleine Täuſchung überſieht, nach welcher ſie die Verſchlimmerung, die nur in ihrer eigenen Natur vorgegangen iſt, in den Dingen und Menſchen außer ſich ſuchen. — Ueberdies iſt auch der Greis von derjenigen Nachgiebigkeit gegen die Meinungen und den Geſchmack anderer, welche man von dem jüngern Manne fordert, losgeſprochen. Aber wenn grämliches Weſen und allgemeine Tadelſucht dieſen letztern unmodiſch macht: ſo thut der Fehler des Charakters, welcher ſich dadurch offenbaret, dem tadelſüchtigen Sonderlinge in den Augen der Welt weit mehr Schaden, als der Uebelſtand ſeines altfränkiſchen Aeußern.

Es iſt ein Zeichen der Heiterkeit ſowohl, als der geſelligen Gemüthsart, wenn der Menſch geneigt iſt, in der Geſellſchaft, worin er ſich befindet, mitzumachen, was die andern ihm vorſchlagen, und woran ſie Vergnügen finden, wenn es auch ſeinem eignen Geſchmacke nicht vollkommen gemäß iſt. Auf gleiche Weiſe wird der Menſch, der, gutlaunig und gutherzig zu gleicher Zeit, über die Welt, unter welcher er lebt, weder zu zürnen noch zu klagen Urſache hat, ſich auch die Gewohnhei-

ten

ten derſelben leicht gefallen laſſen, und ſelbſt ſich mancher ihrer Phantaſien, die er nicht billigt, unterwerfen.

3. Entſteht das altfränkiſche Weſen aus Geitz, welcher den Aufwand nicht machen will, den die Anſchaffung der neuen modiſchen Sachen erfordert, ſo hat es wieder einen andern Charakter, der vielleicht nicht ſo mißfällig, aber verächtlicher iſt. Um dieſen Urſprung zu erkennen, muß man Stand und Vermögen eines Menſchen wiſſen, und ſeine ganze übrige Aufführung mit dieſem Theile derſelben vergleichen können. Der Reiche hat einigermaßen die Verbindlichkeit, den Kunſtfleiß zu unterſtützen, indem er ſeine Producte ihm abkauft, — und der Vornehme, welcher die Augen der Welt auf ſich zieht, iſt auch zu einer größern Sorgfalt verpflichtet, ſich nach dem Geſchmacke derſelben zu richten. Wenn wir in den Häuſern der Perſonen, welche beyde Vortheile vereinigen, von der einen Seite die Spuren von Stolz und Eitelkeit ſehen, — von der andern aber, einen altmodiſchen Geſchmack finden: ſo können wir keck glauben, nicht, daß dieſe Menſchen über die Kleinheit der modiſchen Galanterie erhaben ſind, ſondern daß ſie von einer noch ſtärkern Geldliebe, als ihre Eitelkeit iſt, beherrſcht werden. Der, welcher mit Anſtand altmodiſch ſeyn will, muß ſich im Ganzen gleichgültiger gegen den Beyfall der Welt zeigen. Der, welcher bey großem Vermögen, die dem Geſchmacke des Zeitalters gemäße Auszierung ſeiner Perſon und ſeines Hauſes vernachläſſiget, muß durch die anderweitige wohlthätige oder nützliche Anwendung ſeiner Reichthümer, durch wichtige Beſchäftigungen, oder durch einen Charakter von großer Würde, dieſen Uebelſtand gut machen. Derjenige Reiche und Große hingegen, welcher

nur

nur ein gewöhnlicher Menſch iſt, muß auch durch‑aus die üblichen Sitten haben, und ſich dem allgemeinen Geſchmacke, ſo wie den gewöhnlichen Aufforderungen der Geſellſchaft, in der er lebt, gemäß bezeigen, wenn er irgend etwas darin gelten ſoll. Der, welcher der Welt nicht durch große Arbeiten oder wichtige Dienſte nützlich iſt, muß wenigſtens ſein Geld und ſeinen Fleiß, ihrem Vergnügen und der Beförderung der Induſtrie, durch einen geſchmackvollen Luxus widmen.

4. Es giebt endlich Leute, die ſich ſonderbar kleiden, und in ihrem Anſtande und ihrer häuslichen Einrichtung von allem abweichen, was durch die ſtillſchweigenden Conventionen der Mode unter ihren Zeitgenoſſen zur Regel geworden iſt, — weil ſie dieſe Conventionen gar nicht wiſſen, — weil ſie auf das Aeußere der Menſchen, unter denen ſie leben, ſo wenig Achtung geben, daß ſie unmöglich das ihrige darnach bilden können. Einige derſelben leben von der Welt ſo entfernt, und ſind, durch Unglücksfälle oder aus Wahl, auf einen ſo kleinen Kreis von Geſellſchaft eingeſchränkt, daß ſie weder Gelegenheit haben, die Moden und Sitten der Zeit zu erfahren, noch Urſache finden, es ſich Geld oder Mühe koſten zu laſſen, um dieſelben anzunehmen. Andre ſind mit ihrem Geiſte auch von den Dingen und Menſchen abweſend, von welchen ſie umgeben ſind: oder werden wenigſtens von ihrem ſinnlichen Anblicke wenig gerührt. Entweder hat ſich irgend ein intereſſantes Studium ihrer Aufmerkſamkeit gänzlich bemächtigt, und ſie für jeden Gegenſtand, der nicht darauf Beziehung hat, blind und taub gemacht: oder es iſt bloße Zerſtreuung, welche ſie hindert, auf irgend etwas Acht zu geben, — ein Zuſtand, der immer eine gewiſſe Schwäche des

Geiſtes

Geiſtes verräth. Alle dieſe Menſchen, die nicht wiſſen, was in dem Gebiethe der Mode Neues vorgegangen iſt, bleiben natürlich beym Alten. Und je länger ſie leben, und jemehr der Zeitraum anwächſt, den ſie ſo abweſend, dem Körper oder dem Geiſte nach, von der menſchlichen Geſellſchaft zubringen: deſto weiter wird der Abſtand, der ſich am Ende deſſelben zwiſchen ihrer Tracht, ihrer häuslichen Einrichtung, und ihren Complimenten, und zwiſchen der in der übrigen Welt gewöhnlichen Art ſich zu kleiden, zu wohnen und ſich zu betragen findet. Aus welcher Urſache auch dieſe Unwiſſenheit des Ueblichen und des Modiſchen entſtehe; ſo iſt ſie doch immer dem Menſchen nachtheilig. Sie ſey ein Unglück oder ein Fehler: ſo ſtört ſie immer, mehr oder weniger, die Verbindung des Menſchen mit ſeinen Zeitgenoſſen, in deren Umgange er doch allein ſein Vergnügen, oder die Gelegenheiten Gutes zu thun finden kann. Sie macht ihn bald verlegen und mißmüthig, bald verdrüßlich und ungeſellig. Hängt er noch an dem Urtheile andrer, und wird er gewahr, daß über ſein Aeußeres ein nachtheiliges Urtheil gefällt wird: ſo wird er durch die Unruhe, welche ihm dieſes verurſacht, gehindert, ſeine übrigen guten Eigenſchaften zu ſeinem Vortheile zu zeigen. Vielleicht wendet er nun fruchtloſe Bemühungen an, ſich nach den Meinungen und Sitten der Geſellſchaft zu fügen, und wird abgeſchmackt und affectirt, weil er zu ſpät artig zu werden ſucht. Oder ergreift er die Parthey, das ſelbſt zu tadeln und als lächerlich darzuſtellen, wovon er abgewichen iſt: ſo iſt er in Gefahr, der Geſellſchaft, welche er doch niemals bekehrt, noch überdies läſtig zu werden, da er ihr ſonſt nur mißfallen hätte.

Den Gelehrten hat man in vorigen Zeiten den Fehler vorzüglich Schuld geben, daß ſie ihr Aeußeres vernachläſſigten, und durch Sonderbarkeiten in ihrem Putze oder in ihren Höflichkeitsbezeugungen ſich auszeichneten. Dies wird immer der Fall ſeyn, wenn entweder das gelehrte Studium auf keine Gegenſtände geht, welche die übrigen Stände beſchäftigen und vergnügen, oder wenn die Welt- und Geſchäftsleute gar keinen Geſchmack an den Wiſſenſchaften finden. — Durch beydes wird der Gelehrte natürlicher Weiſe von der Geſellſchaft ausgeſchloſſen. Und in ſeiner Studierſtube, oder in dem engen Kreiſe ſeiner Zunftgenoſſen, kann er nicht anders als altfränkiſch und unmodiſch werden. Dieſer Zuſtand der Dinge hat ſich heut zu Tage in Europa ſehr geändert. Der Geſchmack an Kenntniſſen iſt allgemeiner geworden: und die Wiſſenſchaften haben alles in ihr Gebieth gezogen, was nur irgend einen beträchtlichen Zweig des practiſchen Lebens ausmacht. Die Verbindung zwiſchen der Gelehrſamkeit und den Geſchäften iſt jetzt größer als jemahls: alſo auch die zwiſchen den eigentlichen Gelehrten und den Weltleuten. In eben dem Maße verliert ſich alſo auch die altmodiſche Tracht und das linkiſche Weſen der erſten.

Es iſt gewiß, daß man unter den Sonderlingen, die ſich lächerlich kleiden, und in Sachen des Wohlſtandes ſich ſeltſam betragen, zuweilen Leute von ausgezeichnetem Genie findet. Theils tritt bey ihnen der Fall ein, den ich zuvor berührte, daß die auf ihre eignen Ideen concentrirte Aufmerkſamkeit, daß ihre mit lebhaften Dichtungen angefüllte Imagination, oder ihr an eine Kette von Schlüſſen geheftetes Nachdenken, die Eindrücke der Sinne ſchwächt, und ſie deswegen

ſowohl

ſowohl unachtſamer gegen die äußern Verzierungen andrer, als gleichgültiger in Abſicht ihrer eignen macht. Theils iſt mit der Originalität des Genies nicht ſelten ein Hang zum Außerordentlichen, und etwas Bizarrerie im Charakter und in der Handlungsweiſe verbunden. Der, welcher in ſich natürliche Eigenſchaften zu entdecken glaubt, welche Bewunderung erregen, ſpricht ſich leicht von der Aufmerkſamkeit und der Mühe los, welche es koſtet, andern durch die Befolgung ihres Geſchmacks, und durch die Nachahmung ihrer Sitten zu gefallen. Noch natürlicher ſcheint es, daß, wer mit ſeinen Ideen einen eignen Gang geht, oder in ſeiner Einbildungskraft ganz neue Geſtalten der Dinge zuſammenſetzt, auch in ſeinem Geſchmacke und ſeinen Neigungen etwas auszeichnendes habe, und daher auch in ſeinem Coſtume und in ſeiner Aufführung von dem Ueblichen abweiche. Ein Geiſt, den die Natur nicht mit einem eignen Stempel bezeichnet hat, nimmt eher das Gepräge der gangbaren Sitten und der herrſchenden Mode an: mit größern Kräften hingegen iſt auch eine beſtimmtere Form und Richtung derſelben verbunden, wodurch diejenige äußre Bildung der Sitten, welche die Geſellſchaft und die Nachahmung geben ſoll, weniger möglich wird.

Es giebt daher ſehr ſchätzbare Menſchen in altfränkiſcher und geſchmackloſer Kleidung; vortrefliche Köpfe unter einem bizarren oder vernachläſſigten Haarputze: und Geiſt und Herz eines Mannes können zu aller der Ausbildung gelangt ſeyn, deren ſein Zeitalter ihn fähig macht, indeß die Moden, welche er trägt, und die Regeln des Wohlſtandes, nach denen er ſich richtet, noch aus vergangnen Jahrhunderten ſind. — Aber es würde ſehr irrig ſeyn, aus der Vernachläſſigung der

Moden und Sitten der Zeit, auf jene höheren Geiſteskräfte zu ſchließen, oder auch nur beyde oft vereiniget zu glauben. Die eigentlichen Genies, — die, welche mit großem Verſtande oder großer Einbildungskraft auch etwas ſo Eigenthümliches verbinden, daß ſie dadurch zur Erfindung des Neuen geſchickt, aber zugleich zur Nachahmung des Ueblichen unfähig werden, ſind überhaupt ſelten. Auch unter den Genies giebt es immer noch viele, welche originell in ihrem Denken, und ganz gemein in ihrer Kleidung und in ihrem Decorum ſind; — welche in den Werken ihrer Kunſt, oder in der Betreibung ihrer Geſchäfte ſich über die übrigen Menſchen erheben, und in ihrem alltäglichen und geſelligen Leben ſich denſelben völlig gleich ſtellen. Die Leute hingegen von bloß geſunder Vernunft, die jenes Eigenthümliche nicht haben, ſind, eben durch ihren Verſtand, auch zur Beobachtung der Regeln des Wohlſtandes, welche die allgemeine Gewohnheit vorſchreibt, ſowohl geſchickter als aufgelegter. Dieſe Claſſe, — die ſchätzbarſte und unentbehrlichſte von allen, — findet man alſo am erſten unter einem Aeußern, welches ſich weder durch Alterthum noch Neuheit auszeichnet. Der größte Theil derjenigen Menſchen hingegen, welche, auf eine auffallende Weiſe, ſich von der Geſellſchaft, in welcher ſie leben, in Sachen der Moden und der Gewohnheit, unterſcheiden, zeigt ſich eben ſo abgeſchmackt in ſeinen Reden, und eben ſo widerſinnig bey ſeinen Unternehmungen, als ſeine Kleidung oder das Ameublement ſeiner Zimmer gothiſch, und als ſein Wohlſtand veraltert iſt. Sey es Mangel des Beobachtungsgeiſtes, ſey es Eigenſinn und Steifheit des Charakters: dieſelbe Miſchung intellectueller und moraliſcher Mängel, die ſie ſo unfähig

 macht,

macht, das Syſtem modiſcher Sitten zu lernen, und das Gute, welches in der Uebereinſtimmung mit ihren Nebenmenſchen liegt, zu ſchätzen, — eben dieſe Miſchung hindert ſie auch überhaupt, richtig zu denken, und bey ihren Handlungen mit ſich ſelbſt, oder mit den Regeln der gemeinen Menſchenvernunft zuſammen zu ſtimmen.

Der zweyte Abweg in Abſicht der Moden iſt, eine übermäßige Pünctlichkeit in Befolgung aller ihrer Veränderungen.

Es giebt Perſonen, beſonders unter dem weiblichen Geſchlechte, welche glauben, ihre ganze Achtung bey der Geſellſchaft ſtehe auf dem Spiele, wenn nur eine Falte ihres Kleides anders gelegt, und eine Nadel in ihrem Kopfzeuge anders geſteckt ſey, als es die ſtrengſte Mode erfordert; — Perſonen, die ſich ſo ſehr fürchten, mit einer neuen Mode etliche Tage zu ſpät zu kommen, als immer ein Feldherr nur fürchten kann, ſich mit ſeinen Operationen zu verſpäten, und ſich vom Feinde, in Beſetzung eines vortheilhaften Poſtens, zuvor kommen zu laſſen.

Eine Folge davon iſt, daß auch die Wißbegierde und die Thätigkeit dieſes modiſchen Schönen durch den Gegenſtand völlig erſchöpft wird, welcher ihren Ehrgeiz ſo ſehr in Bewegung ſetzt. Ihre unaufhörliche Nachforſchungen gehen darauf, zu erfahren, was Mode ſey, und ihr vornehmſtes Geſchäft iſt es, das, was ſie in dieſer Abſicht den einen Tag gelernt haben, den andern in Ausübung zu bringen. Jenes macht den Gegenſtand ihrer Geſpräche und ihrer Beobachtungen aus, wenn ſie in Geſellſchaft ſind; und mit dieſem füllen ſie ihre einſamen Stunden aus. Sie ſind immer in Berathſchlagungen über ihren Putz, entweder mit ihren Geſpielinnen, oder mit ihrem Schneider und

Galan=

Galanteriehändler. Das Studium der Mode iſt weitläuftig und ſchwer, wenn man dieſer eigenſinnigen und veränderlichen Führerinn auf allen ihren Schritten und Tritten nachgehn, und ihre Vorſchriften, bis auf ihre flüchtigſten Grillen, verfolgen will.

Wie kann aber in einem Geiſte, der ohne Nachlaß mit dieſen Kleinigkeiten angefüllt iſt, Raum zu dem Wichtigen übrig bleibt; — es ſey zu den Gegenſtänden der Erkenntniß, welche ihn ſelbſt zieren und anbauen ſollen, es ſey zu den Geſchäften des Lebens, welche ſeine Pflichten ausmachen? — Und wie iſt es möglich, daß nicht der ganze Maßſtab, nach welchem der Menſch den Werth der Dinge beſtimmt, verfälſcht, und alſo ſeine Urtheilskraft mit ſeinem Geſchmacke zugleich verdorben werde, wenn er ſich gewöhnt, das Außerweſentlichſte und Willkührlichſte in den Auszierungen ſeiner Perſon und ſeiner Sachen für etwas unentbehrliches und geſetzliches zu halten.

Es iſt ein wirkliches Verdienſt für ein Frauenzimmer, ſich gut zu putzen. — Da es zu den Endzwecken, welche die Natur ſich mit dieſem Geſchlechte vorgeſetzt hat, gehört, daß es gefallen ſoll, ſo iſt jede Bemühung, die es anwendet, ſich wirklich zu verſchönern, ſeiner Beſtimmung gemäß. Und es iſt allerdings den Frauenzimmern erlaubt, mehr Zeit und Sorgfalt auf die Wahl und Anordnung ihrer Kleidung zu wenden, als wir Männer ihr widmen dürfen. — Aber worin beſteht dieſes Verdienſt? Eben darin, daß ſie in dieſer Wahl ihren Verſtand und ihren guten Geſchmack zeigen; — nicht darin, daß ſie die Moden, — ſondern darin, daß ſie ſich ſelbſt kennen; daß ſie wiſſen, was ihnen wohl, und was ihnen übel ſteht; daß ſie Formen und Farben der Kleider nach ihrem

Geſichte, nach ihrem Wuchſe, auch ihrem Alter und ihren Umſtänden gemäß, wählen; daß ſie ihre natürlichen Mängel geſchickt zu verbergen, ihre ſchönſten Theile ans Licht zu bringen wiſſen, ohne Affectation zu verrathen; — daß ſie mit einem Worte ihrer Natur treu bleiben oder derſelben zu Hülfe kommen, indes ſie doch von dem Ueblichen auf keine auffallende Weiſe abweichen. — Dieſes Verdienſt nun kann ſich ein Frauenzimmer erwerben, welches ſtrenge der Mode folgt. Ihm iſt alles pünctlich vorgeſchrieben. Alles was die Vornehmſten oder die Galanteſten ſeines Geſchlechts tragen, iſt ein Geſetz, welches es befolgen muß, es mag dadurch verunſtaltet oder verſchönert werden. Die Modethörinn urtheilt nicht über ihren Putz, ſie wählt nicht: ſie äfft nur nach. Sie ſchmückt ſich nicht ſelbſt, — ſie übergiebt ſich nur ihrem Coeffeur und ihrem Schneider, ſie auszuſtaffiren.

Doch dieſe eigene Wahl ſeines Anzugs, welche einem Frauenzimmer ſehr rühmlich iſt, wenn es unter mehreren üblichen Trachten die ihm angemeſſenſte ausſucht; wenn es, ohne nach dem Neueſten zu haſchen, bey dem an ſich ſchönen, welches die Mode zuweilen hervorbringt, am längſten aushält, und am ſchnellſten zu denſelben zurück kehrt; wenn es weiß, ſich nach der allgemeinen Gewohnheit zu richten, und doch etwas eigenthümliches beyzubehalten; wenn es, mit einem Worte, immer den klügſten und beſten ihres Geſchlechts ähnlich erſcheint, indeß es doch keine knechtiſche Nachahmung verräth: dieſe Wahl, ſage ich, gränzt an einen Fehler, der eben ſo, wie die bisher geſchilderten, zu vermeiden iſt. Er iſt von den drey Abwegen, die ich oben angekündigt habe, der letzte. Indeß der altfränkiſche Sonderling

das Coſtume der Vorwelt eigenſinnig und geſchmackslos beybehält, — der Modethor ſein Verdienſt in der pünctlichen Gleichförmigkeit ſeines Aeußern mit den neueſten Modellen der Galanterie ſetzt: ſucht eine dritte Claſſe, der es mehr darum zu thun iſt, die Augen auf ſich zu ziehn, als zu gefallen, und die nur Aufſehen machen, nicht gerade Beyfall erhalten will, das Neue, welches die zweyte Claſſe von andern copirt, ſelbſt zu erfinden, und andern zur Nachahmung aufzuſtellen. Das ſind Sonderlinge einer andern Gattung, als jene Altmodiſchen. Sie weichen auch von allem Ueblichen ab, — aber durch das Neue und Außerordentliche. Entweder übertreiben ſie die Moden auf eine ausſchweifende Weiſe, und die ihnen nur allein eigen iſt: oder ſie ſelbſt ſetzen Farben und Formen der Dinge zuſammen, wie ſie vor ihnen noch niemand ſah, niemand trug. — Reichthum und Pracht kann ſolche Thorheiten erträglich machen. Denn wenn das Ausſchweifende nur glänzt, wenn es nur oft neu und verändert erſcheint: ſo läßt die große Welt es ſich gefallen, und der Pöbel ſtaunt es an, obgleich die klugen Leute darüber lachen. Aber wenn Zeichen der Armſeligkeit, oder auch nur eines mittelmäßigen Vermögens, ſich mit ſolchen ſelbſt erfundnen und ausſchweifenden Moden verbinden: ſo iſt die kahle, nackte Abgeſchmacktheit der letztern ſo ſichtbar, daß die Perſon, welche ſie trägt, der allgemeinen Verachtung nicht entgehen kann.

Für einen Mann iſt es durchaus unſchicklich, ſich mit Erfindung von neuen Moden abzugeben. Einem Frauenzimmer hinwiederum thut alles Ausſchweifende und Außerordentliche in der Kleidung und in dem Betragen deswegen mehr Schaden, weil es von den dem weiblichen Cha-

rakter unentbehrlichſten Tugenden mehr abweicht. Jener verräth durch eine ſolche Originalität in Kleinigkeiten, daß er nichts beſſeres zu thun hat; daß ſeine Aufmerkſamkeit auf eben ſo unwichtige Gegenſtände gerichtet iſt, als ſein Ehrgeitz; — daß er ſehr wünſcht, bemerkt zu werden, und doch daran verzweifelt, durch ſeine perſönlichen Eigenſchaften oder ſeinen Rang in der Geſellſchaft es zu erhalten. Wenn ſeine neuen Erfindungen, wie dies gemeiniglich der Fall iſt, noch dazu auf eine widerſinnige Art zuſammen geſetzt, ſeltſam in der Form, und grell in den Farben ſind: ſo veranlaßt er zugleich ein nachtheiliges Urtheil über ſeinen Geſchmack. Das Frauenzimmer hingegen, welches ſich von ſeines Gleichen durch einen ſeltſam erfundenen und ihm eigenen Putz auszeichnet, erregt gegen ſich entweder den Argwohn der Coketterie, da man doch Sittſamkeit von ihm fordert, oder den einer Gleichgültigkeit gegen die Urtheile des Publikums, die man dieſem Geſchlechte weit weniger als dem unſrigen verzeiht. Das Weib ſoll ſich nicht bemühen, Aufſehn zu machen, und der Mann ſoll es nur durch die Werke ſeines Verſtandes oder ſeines Fleißes erregen. Jenes ſoll mehr das Schöne und das Gefällige, als das Originelle und Unterſcheidende ſuchen; dieſer ſoll ſich nur durch wichtige und perſönliche Eigenſchaften auszeichnen.

Doch findet ſich nicht immer durch die Erfahrung beſtätigt, was man aus allgemeinen Gründen vermuthen ſollte, daß nur ſchwache Köpfe, und Leute ohne Verſtand dieſen Ehrgeitz haben könnten, Erfinder ausſchweifender Moden zu ſeyn. Es vereinigen ſich im menſchlichen Charakter oft die widerſprechendſten Züge. Die Thorheit mancher Menſchen iſt, wie der wirkliche Wahnwitz

andrer,

andrer, nur auf einzelne, oder wenige Gegenſtände eingeſchränkt. Sie reden und handeln klug in allen Theilen ihres öffentlichen und Privatlebens; aber in einem einzigen Puncte betragen ſie ſich wie Kinder, oder wie Schwachſinnige.

Bey dieſer Art Thoren, von der ich hier rede, iſt es oft eine verlängerte Kindheit, die ihre Ausſchweifungen veranlaßt. Sie haben die Gränze zwiſchen dem Jünglings- und dem männlichen Alter nicht wahrgenommen; und, was ohne großen Tadel zu verdienen, das Spielwerk ihrer erſten Jugendjahre geweſen war, iſt unvermerkt die Beſchäftigung ihres Lebens geworden. Andre glauben vielleicht wirklich, am beſten dabey zu fahren, wenn ſie zuerſt durch etwas Narrheit die Augen andrer auf ſich ziehn, und dann ſich den Gaffern als geſcheite Leute zeigen. Indeſſen iſt es mit einer Vernunft, die ſich nicht auf die geſammte Aufführung erſtreckt, immer eine mißliche Sache. Eine ſolche einzelne Thorheit iſt wie ein böſer Schaden an einem äußern Theile des Körpers, der zwar mit der Geſundheit des Ganzen beſtehen kann, aber doch immer dieſelbe bedroht, und gegen ſie bey andern Verdacht erregt.

Der Schluß aus dieſem allem iſt folgender. Der Erfindungsgeiſt, wenn der Himmel einen Menſchen damit begabt hat, ſoll nur auf das gerichtet ſeyn, was entweder ſein Beruf von ihm fordert, oder was an ſich groß und gut iſt: in allem was klein iſt, oder was für ihn zu Nebenſachen gehört, iſt die Nachahmung am rechten Orte. Beſonders wenn der Endzweck dieſer Nebenſachen iſt, ſich auszuzieren, ſo muß man, da man ſich nur für andere putzt, auch den Geſchmack andrer dabey zu Rathe ziehn. Man beleidiget aber denſelben durch jede auffallende Verſchiedenheit, ſie

beſtehe in der Beybehaltung des Alten, nachdem alle andere es abgelegt haben, oder in der Anlegung des Neuen, ehe es noch irgend eines Menſchen Beyfall erhalten hat.

Der Inhalt der bisher ausgeführten erſten Regel iſt alſo, **zwiſchen alten und neuen Moden die Mittelſtraße zu halten.** — Nach ihr iſt keine wichtiger als dieſe, **daß man die Moden des Standes, zu dem man gehört, nicht überſchreite.**

Derjenige, welcher ſich hervor zu drängen ſucht, und darnach ſtrebt, höheren Claſſen der Geſellſchaft, als in der er gebohren iſt, näher zu kommen, begeht einen verzeihlichen Fehler, — weil er einer gemeinen Schwäche der menſchlichen Natur unterliegt. Er irrt, weil er glaubt, daß im höhern Stande durchaus und im Ganzen mehr Glückſeligkeit oder mehr Vollkommenheit vorhanden ſey. Aber er hat nicht Unrecht, daß er dahin zu gelangen ſtrebt, wo er Vorzüge zu entdecken glaubt.

Aber derjenige iſt ein Thor, welcher dieſen Uebergang aus einer niedrigern Claſſe in eine höhere durch Nachahmung des Putzes und des Luxus dieſer letztern ſich zu erleichtern einbildet. — Er verräth dadurch erſtlich zu ſehr ſeine Begierde. Und ſobald dieſe offenbar wird, ſo widerſetzen ſich derſelben alle: ſeines Gleichen, aus Neid; die Höhern aus Stolz. Alle Veränderungen des Ranges in der Geſellſchaft ſind Veränderungen der Meinung der Menſchen von uns. Und dieſe müſſen nach und nach erſchlichen, oder ſie müſſen durch Verdienſte erworben, aber ſie können nicht ertrotzt werden. Das Glück und unſere perſönlichen Vorzüge müſſen uns den Weg bahnen, und wir müſſen die Gelegenheit brauchen. Aber ſeine

Anſprüche ankündigen, ehe man die Macht hat, dieſelben durchzuſetzen, heißt ihnen auf immer ein Hinderniß in den Weg legen.

Zum andern iſt es klein und verächtlich, den Schein einer Sache anzunehmen, wovon die Wirklichkeit uns fehlt. Man lügt eben ſowohl, wenn man ſich über ſeinen Stand kleidet, oder die Moden eines höhern Standes an ſich trägt, als wenn man ſich einen vornehmen Nahmen giebt. Man kann in beyden Fällen nur die Abſicht haben, Unbekannten eine falſche Idee von ſich beyzubringen. Und wie unerlaubt, wie vergeblich ſelbſt, ein ſolches Beſtreben ſey, leuchtet ein.

Was die geſellſchaftlichen Gewohnheiten, was insbeſondre die Formen der Höflichkeit und des guten Anſtandes betrifft: ſo muß derjenige, welcher zur guten Geſellſchaft gehören, oder von ihr zugelaſſen werden will, auch die Sitten der höchſten Claſſe kennen, und eine Fertigkeit haben, ihre Regeln zu beobachten. — Und da es unleugbar iſt, daß, im Ganzen, der Wohlſtand dieſer Claſſe der beſte, ihre Gewohnheiten am vernünftigſten ausgedacht, ihre Sitten dem geſelligen Vergnügen am meiſten angemeſſen ſind: ſo iſt es dem vernünftigen und cultivirten Manne aus jedem Stande ſehr natürlich, ſie vorzuziehn, und ſehr erlaubt, ſie ſelbſt nachzuahmen. Indeſſen muß er ſich wohl hüten: dieſelben in alle Geſellſchaften mitzubringen. Es iſt ein beſondrer Vorzug, wenn ein Menſch Biegſamkeit genug hat, ſich in mehrere Sitten und Gewohnheiten zu ſchicken; — Aufmerkſamkeit genug, um dieſe Verſchiedenheiten zu bemerken, und genug Achtung für die Geſellſchaft, in welcher er iſt, um ſich nie vor ihr auszeichnen zu wollen.

Dies ſcheint mir die wahre Lebensart des Weltmanns, — im beſten Verſtande des Wortes, — zu ſeyn: wenigſtens iſt es die einzige, welche von ihm ſtudirt ſeyn will, bey der er denken muß; und auf die alſo ſein Geiſt und Herz einen Einfluß hat. Denn das bloß mechaniſche Nachmachen der Gewohnheiten und Sitten, die man von Jugend auf geſehen hat, wenn ſie auch die vortreflichſten wären, kann keine große Tugend ſeyn, ſo wie es keine großen Talente fordert. Daß alſo ein vornehmer Mann die Sitten vornehmer Leute an ſich trägt, das giebt von der Beſchaffenheit ſeines Innern, worauf es doch beym Fürſten und beym Bettlern zuletzt ankommt, wenig oder nichts zu erkennen. Etwas mehr Verdienſt iſt bey dem Menſchen von geringerem Herkommen, und einem ſeltnern Umgang mit der großen Welt, der doch den darin ſchicklichen Wohlſtand ohne Affectation beobachtet. — Aber was einen höhern Grad ſowohl von Beobachtungsgabe, als von feiner und menſchlicher Empfindung anzeigt, iſt, wenn man ſich in gleichgültigen und willkührlichen Dingen, die doch zugleich in jeder Claſſe durch ihr eigne Conventionen ausgemacht ſind, den Perſonen, unter denen man iſt, gleichſtellt, und verſchiedene Rollen, höhere und niedrigere, auf eine gleich anſtändige, edle und natürliche Art zu ſpielen weiß; — wenn man die bürgerlichen Sitten unter Bürgern beybehält, indem man das Gemeine davon abſondert, — und dem Adel durch adliche Sitten näher tritt, ohne die Anmaßungen zu zeigen, die der Stolz oft damit verbindet.

Noch **einige zerſtreute Anmerkungen** über die ganze Materie, welche in den verſchiedenen Abtheilungen des vorhergehenden nicht ihren beque-

bequemen Platz fanden, mögen hier am Ende derſelben ſtehen.

Die erſte betrifft die modiſchen Sitten oder die Etiquette. Die Vollkommenheit derſelben iſt nach folgendem Maßſtabe zu beſtimmen: „je weniger ſie künſtlich und zuſammengeſetzt, und je angemeſſener ſich zugleich dem Zwecke ſind, die geſellige Einigkeit zu unterhalten und die Mittheilung des Vergnügens zu erleichtern; je weniger ſie die Freyheit einſchränken, und je mehr ſie doch Geſelligkeit und geſellige Tugenden ausdrücken, deſto vollkommner ſind ſie.“

Denn von der einen Seite muß der Umgang frey ſeyn, wenn er angenehm ſeyn ſoll: weil nur bey der Freyheit der ungehinderte Gebrauch aller Seelenkräfte ſtatt findet; und weil insbeſondre Imagination, Witz und Zärtlichkeit, die drey Sachen, welche die Würze jedes geſellſchaftlichen Vergnügens ausmachen müſſen, durch Zwang getödtet werden.

Auf der andern muß der Umgang artig ſeyn. Das heißt erſtlich, er muß alles vermeiden, was durch ſeinen ſinnlichen Eindruck, oder durch ſeine Nebenidee anſtößig iſt, was den Augen und Ohren mißfällt, oder was in der Imagination, (ſey es aus welcher Urſache es wolle) unangenehme Bilder erregt. Das heißt zweytens, er muß alles enthalten, was als Ausdruck, oder als Zeichen des Wohlwollens und der Achtung nöthig iſt, welche die Glieder der Geſellſchaft gegen einander hegen ſollen. So viele verſchiedene Verhältniſſe es in der bürgerlichen Geſellſchaft giebt, ſo verſchiedne Pflichten eines Menſchen gegen den andern daraus erwachſen: ſo vielfach modificirt ſich auch dieſer Ausdruck. Um deſto zuſammengeſetzter wird alſo auch die Wort- und Gerberdenſprache der

Poli-

Politeſſe. Aber eine gemeinſchaftliche Geſinnung muß durch alle die mannichfaltigen Höflichkeitsbezeugungen hindurchſchimmern, welche die Abtheilung der Stände, und die natürliche und geſetzliche Ungleichheit der Menſchen ſo vervielfältiget hat: das iſt die Geſinnung einer mäßigen Selbſtſchätzung, welche aus dem Bewußtſeyn der Rechtſchaffenheit entſteht; und die Geſinnung eines allgemeinen Wohlwollens, — welches auch dem Reſpecte gegen Höhere zum Grunde liegen muß. Dadurch allein bekommen die abwechſelnden und zuſammengeſetzten Formen der Politeſſe diejenige Einheit, durch welche ſie einer wahren Schönheit fähig werden. Und derjenige iſt der artigſte Mann, der in ſeinen Ausdrücken und in ſeinem ganzen Bettragen, das, was er jedem Alter, Range und Verdienſte zu leiſten hat, am beſten mit dem zu vereinigen weiß, was er ſich ſelbſt als einem Manne von Charakter und Ehre, und was er der allgemeinen und großen menſchlichen Geſellſchaft ſchuldig iſt, deren Glieder, trotz aller zufälligen Unterſchiede, doch durch eine weſentliche Gleichheit und durch gemeinſchaftliche Rechte verbunden ſind.

Der Gang der Natur in Verfeinerung der Politeſſe iſt ſonderbar. Aber er befremdet weniger, wenn man ihn mit der Geſchichte der Wiſſenſchaften vergleicht. Denn faſt durch gleich krumme Wendungen haben die Menſchen ſich dem Ziele in jeder Art der Vollkommenheit genähert.

Zuerſt ſind die Sitten roh. Der Menſch iſt natürlich, aber grob; — er affectirt nicht, aber er iſt unhöflich und ungefällig. Er iſt in ſeinen Complimenten lakoniſch und wahr; — aber er läßt es auch an den nöthigen Zeichen von Aufmerkſamkeit und Achtung ermangeln.

Dann

Dann kommen die weitläuftigen Complimente, die Ziererey und das gezwungne Weſen. Das Geſetzbuch der Artigkeit wird ſehr complicirt. Alle Gradationen des Ranges erhalten ihre eigne Sprache, ſowohl für die, welche ihren Rang zu behaupten, als für die, welche den Rang andrer zu reſpectiren haben. Der Umgang wird ſteif, und das Weſen deſſelben, das Geſpräch wird über der Form faſt vergeſſen.

Zuletzt vereinfachen ſich wieder dieſe Regeln; die Forderungen der verſchiedenen Stände werden weniger pünctlich und mannigfaltig; die Titel kürzen ſich ab, die Geberden und Stellungen werden freyer, die Sitten nähern ſich von neuem der erſten Einfalt, aber einer Einfalt, die, da ſie mit einem feinen Gefühl aller Verhältniſſe und aller Obliegenheiten des menſchlichen Lebens verbunden iſt, nun den Charakter der Eleganz bekommt.

Dieſer ſchnelle Uebergang der Sitten von grober Einfalt, zum Studirten, — und vom Mangel aller Höflichkeit, zu einer ſehr prunkvollen und beſchwerlichen, würde mehr befremden, wenn wir nicht in der Succeſſion der wiſſenſchaftlichen Fortſchritte des Menſchen etwas ähnliches wiederfänden. In der Philoſophie folgt die äußerſte Subtilität faſt unmittelbar auf die Unwiſſenheit; und das Grübeln über die unbeantwortlichſten Fragen, auf die völlige Gleichgültigkeit gegen alle Erkenntniß. — In allen menſchlichen Handlungsarten geht das Natürliche erſt hinter dem Künſtlichen her, und das Schwere und Zuſammengeſetzte muß dem Leichten und Einfachen Bahn machen. So iſt es in den Formen von Kleidung, Hausgeräthe und Equipage, welche die eigentlichen Moden ausmachen, ſo in denen des Umgangs, welche zur Etiquette gehören.

Der

Der menſchliche Geiſt iſt wie eine elaſtiſche Feder. Wenn der Druck, welcher ihn zuerſt in völliger Unthätigkeit erhielt, aufhört, und die Feder ihre Kraft zu äußern anfängt, ſo treibt ſie den Menſchen allenthalben, mit unwillkührlicher Gewalt, über ſein Ziel hinaus. Es gehört Zeit dazu, daß er gleichſam Herr von ſich ſelbſt, von ſeiner Thätigkeit und von ſeinen Bewegungen werde. Dann erſt mißt er ſeine Mittel gegen ſeine Zwecke ab: und nur dann lernt er eine Verrichtung und ein Studium mit den übrigen ins Gleichgewicht bringen: und nur dadurch ſchränkt er ſie alle in gewiſſe Gränzen ein, und macht ſie ſimpler, indem er ſie zugleich zweckmäßiger macht.

Es giebt eine Art Menſchen, die nicht ſowohl der Mode in Befolgung aller ihrer Veränderungen getreu, als nur ſehr ſorgfältig ſind, die von ihnen einmahl gewählte, in ihrer völligen Genauigkeit und Eleganz zu beobachten. Das ſind die Leute, welche die Franzoſen tirés à quatre épingles nennen. — Sie geben auf ihre Kleidung, auf jede Kleinigkeit in der Anordnung ihrer Wohnzimmer und ihrer Tafel, auf ihre Stellungen und auf ihre Complimente, genau Achtung: nicht, um allen dieſen Dingen die Formen der neueſten Erfindung und des modernſten Geſchmacks zu geben; ſondern um nur das Ideal von Artigkeit und gutem Ton zu erfüllen, welches ſie ſich ſelbſt gebildet haben. Wenn dieſes alte und im übrigen verſtändige Leute thun, ſo gefallen ſie gemeiniglich; — ſelbſt wenn einige Schwäche dabey ſichtbar wird. Man rechnet ihnen dieſe Aufmerkſamkeit, andern zu gefallen, als ein Verdienſt an, da ſie ſelbige in einem Alter und unter Umſtänden beweiſen, wo andre nur ihre Bequemlichkeit ſuchen. Die meiſten talentvollen Menſchen ſind

um ihr Aeußeres unbekümmert, und die Greiſe werden es nach und nach. Wenn alſo die Geſellſchaft, einen aus beyden Claſſen, von dieſer Regel abweichen, und ſich der Mühe unterziehn ſieht, welche eine pünctliche Eleganz, ſie ſey alt- oder neumodiſch, verlangt: ſo erkennt ſie dieſe ihr bewieſene Achtung mit einiger Dankbarkeit. Es iſt auch wirklich ein angenehmer Anblick, einen, ohne Affectation, nettgeputzten alten Mann, und einen in ſeinem Hausweſen elegant eingerichteten Philoſophen zu ſehen.

Aber zu weit muß dieſe Sorgfalt nicht getrieben werden, oder zu ſichtbar muß wenigſtens dieſe Aufmerkſamkeit nicht ſeyn: ſonſt verräth der Menſch entweder einen Geiſt der Kleinigkeiten, oder eine Eitelkeit, die ſich weder mit wahren Verdienſten verträgt, noch dem Alter wohl anſteht. Reinlichkeit und guter Geſchmack ſind zwey Geſetze, wovon das eine unerläßlich für jeden Menſchen iſt, der in der Geſellſchaft gelitten werden will, das andre von großem Anſehn für den ſeyn muß, der von ihr aufgeſucht zu werden wünſcht. Aber die Vorſchriften derſelben ſind nicht genau beſtimmt, ſie können auf mehr als eine Art beobachtet werden; ſie verlangen weder eine immer gleiche Regelmäßigkeit, noch machen ſie eine ununterbrochne Aufmerkſamkeit nothwendig. Sie ſchließen ſo gar nicht die gratam negligentiam aus, welche ſelbſt der weiblichen Schönheit einen neuen Reitz giebt, aber dem männlichen Ernſt und der männlichen Anmuth ſo vorzüglich angemeſſen iſt. — Wenn es, in Kunſtwerken, der Zweck und der Triumph des großen Meiſters iſt, die Kunſt zu verbergen: ſo iſt es noch mehr nothwendig, in dem, was das edelſte Werk der Natur, den Menſchen, nur bekleiden und ſchmücken ſoll, die Zwangloſig-

keit

keit der Natur, und den Anſchein der Zufälligkeit, den ſie ihren Producten zu geben weiß, beyzubehalten. Das, was in der Kleidung, wie im Anſtande, der Beobachtung allgemeiner, vorher beſtimmter und unabänderlicher Regeln zu ähnlich ſieht, es mögen Regeln ſeyn, welche uns bloß die Mode und die Etiquette aufgedrungen hat, oder ſolche, die wir ſelbſt uns vorgeſchrieben haben, iſt ohne Anmuth und Grazie, ſo ſchön oder ſo zweckmäßig es an ſich ſeyn mag; und nur das gefällt, in dieſen kleinen Verſchönerungen der Perſon oder des Betragens des Menſchen, was auf der Stelle erfunden und gedacht, die Folge immer neuer Ueberlegungen, aber leichter und zwangloſer Ueberlegungen zu ſeyn ſcheint.

Die Modeſucht mit Prachtliebe verbunden, und von dem Reichthume, der ihr ein Genüge thun kann, unterſtützt, hat etwas verführeriſch reitzendes; aber Modeſucht im armſeligen Gewande iſt äußerſt lächerlich. Das **Neumodiſche** muß durchaus auch neu und ſchön ſeyn, wenn es gefallen ſoll: und die Veränderung der Form bey einem abgenutzten Stoffe dient nur dazu, deſſen Mängel mehr ins Licht zu ſetzen. — Dieſer Umſtand, verbunden mit vielen andern, macht alſo für die, durch die Unterſchiede des Reichthums, und der Würde abgetheilten Rangordnungen der menſchlichen Geſellſchaft, einen ähnlichen Unterſchied ihrer Moral, auch in Abſicht der Moden, nothwendig. Es giebt Stände und Lagen im bürgerlichen Leben, welche Pracht erfordern, weil — wenigſtens nach der bisherigen Meinung der Menſchen, und bey dem Unverſtande des großen Haufens, — von dieſer Pracht ein Theil des obrigkeitlichen Anſehns abhängt, mit welchem dieſe Stände, zum Wohl des Staats und zur allgemeinen

meinen Sicherheit, bekleidet ſeyn müſſen. Es ſammeln ſich ferner in einem blühenden Lande bey einzelnen Perſonen und Familien ſo große Reichthümer, daß ſie ohne irgend einer andern ihrer Pflichten den für ſie nöthigen Aufwand entziehn zu dürfen, noch genug übrig behalten, ihrer äußern Lebensart den möglich größten Glanz zu geben. — Diejenigen nun, denen vermöge des Ranges, welchen ſie unter ihren Mitbürgern einnehmen, erlaubt, und faſt gebothen iſt, Pracht zu zeigen; und die durch ihr Vermögen dazu in den Stand geſeßt ſind, können ſowohl mit mehr Recht, als mit mehr Ehre, allen Abwechſelungen der Mode folgen, und jede neue Erfindung der Induſtrie, ſo wie ſie aus den Werkſtätten des Künſtlers kommt, annehmen und nutzen. Da ſie dem Neuen immer zugleich Glanz geben: ſo erſcheint es, wenn es wirklich ſchön iſt, in ſeinem vortheilhafteſten Lichte; und ſelbſt das Thörichte und Ausſchweifende wird bey dem Schimmer, der es umgiebt, weniger anſtößig. — Der Reiche von minderem Range, der vermöge ſeiner Einkünfte den Luxus der Vornehmſten mitmachen kann, aber vermöge ſeiner Lage im bürgerlichen Leben dazu nicht aufgefordert wird, und zu einem gewiſſen Prunke nicht einmahl berechtigt iſt, wird eben den Grad der Mäßigung in Abſicht des Modiſchen beobachten müſſen, mit welcher er überhaupt die Pracht ſeiner Kleidung, die ſeiner Wohnung und ſeiner Equipage einzuſchränken verbunden iſt. Das prunkloſe Schöne hat fixere Regeln, und iſt wenigern Veränderungen unterworfen; ſo wie hingegen das Neumodiſche, von Pracht entblößt, oft allen ſeinen Werth verliert, und für den Anblick eben ſo wenig Anziehendes behält, als es beym Gebrauche Bequemes hat. Der Mann endlich,

deſſen Rang und Vermögen gleich mittelmäßig ſind, wird in allen den Dingen, die unter das Gebieth der Mode gehören, aus Pflicht ſowohl, als des guten Geſchmacks wegen, oft beym Alten bleiben, wenn die vornehmere und reichere Welt Neuerungen macht. Nicht nur hat er etwas anderes und nothwendigeres zu thun, als ſich um alle dieſe neuen Moden zu bekümmern, und für die Herbeyſchaffung der dazu nöthigen Sachen zu ſorgen; nicht nur hält ihn eine weiſe Oekonomie ab, ſein mäßiges Einkommen auf das Ueberflüſſige zu wenden, da vielleicht noch dringendere Bedürfniſſe ſeiner ſelbſt und der Seinigen unbefriedigt ſind, ſondern auch ſelbſt die Begierde, Beyfall zu erhalten, wenn ſie bey ihm von Ueberlegung geleitet wird, weiſet ihn an, den Sachen ſeines Putzes und ſeiner Haushaltung, die er ſich nicht koſtbar an innerm Werthe anſchaffen kann, auch ein beſcheidnes äußeres Anſehn zu geben; wozu dies mit gehört, daß ſie ſich nicht durch das Neumodiſche in Form und Farben unterſcheiden. Eine Kleidung, ein Hausrath, eine Equipage, die wohlfeil und von gemeinem Stoffe ſind, müſſen auch einfach und gemein in ihrem Schnitt und Verzierungen ſeyn, ſonſt fehlt es ihnen an derjenigen Uebeinſtimmung, welche das Weſen des Geſchmackvollen ausmacht. Der Mittelmann, welcher nicht im Stande iſt, alles um ſich herum ſchön und glänzend zu machen, muß doppelt ſorgfältig ſeyn, Harmonie zwiſchen den verſchiedenen Theilen ſeiner Haushaltung und ſeiner Lebensart hervor zu bringen, — welches er am erſten erreicht, wenn er nichts außerordentlich verzieret, alſo auch den Glanz der Neuheit an ſeinen Sachen zu vermeiden ſucht, und nur alle Flecken des Schmutzes und der Vernachläſſigung von ihnen abwiſcht.

Eine

Eine gewiſſe Nachſicht gegen die Thorheiten der Menſchen gehört unter die ſchätzbaren Eigenſchaften. Wer könnte wohl mit einiger Zufriedenheit unter den Menſchen leben, der alles mit ihnen ſo genau nehmen, und über jeden unrechten Schritt, den er ſie thun ſieht, bitter oder traurig werden wollte? Und wer könnte hoffen, der Geſellſchaft, unter der er zu leben hat, angenehm zu bleiben, wenn er alle Augenblicke etwas an ihr zu tadeln findet?

Und unter allen Thorheiten verdient vielleicht keine dieſe Nachſicht mehr, als die, welche die Menſchen begehn, um herrſchende Moden mitzumachen. Sie ſind deswegen verzeihlicher, weil ſie weniger freywillig ſind. Ich gebe es zu, daß der Gehorſam, mit welchem ſich viele Perſonen der Mode unterwerfen, ſklaviſch iſt, und von ihnen nicht gefordert wird. Aber ſich ihrer Herrſchaft ganz zu entziehn, iſt den meiſten, die noch in der Welt zu leben gedenken, unmöglich. Niemand kann alſo mit Recht das Ausſchweifende, welches ſich von Zeit zu Zeit in Stücken des weiblichen Putzes findet, den Schönen allein zur Laſt legen, die mit denſelben ausgeſchmückt erſcheinen. Vielleicht mißbilligt ihr erſtes richtiges Gefühl, ſo wie das unſrige, die ungeheure Höhe ihrer Kopfzeuge und Hüte, die etwas wilde Unordnung ihres Haarputzes, die den Gang verhindernde Länge ihrer Schleppkleider, ihre bis an das Kinn aufgebauſchten Halskrauſen. Aber anfangs richteten ſie ſich nur aus Gefälligkeit und Nachgeben nach Gewohnheiten, die ſie, trotz ihrer Mißbilligung, immer allgemeiner werden ſahen. Endlich gewöhnte ſich ihr Auge daran; der Uebelſtand verſchwand, ſo wie die Unbequemlichkeit, bey genauerer Bekanntſchaft der Sache; und die Nebenidee der Ar-

tigkeit oder des Ranges aller der Perſonen, welche ſie einſtimmig in dieſen Anzügen erſcheinen ſahen, verband endlich ſelbſt in ihren Augen eine gewiſſe Annehmlichkeit oder Würde damit, die ſie dafür einnahm. Warum haben wir, die wir uns zu ihren Richtern aufwerfen, uns der natürlichen Folge der Eindrücke, welche dieſe neuen Moden auf menſchliche Augen und Gemüther machen, nicht eben ſo ungehindert überlaſſen? Was können die Schönen, die wir tadeln, dafür, daß unſere Entfernung von der Welt, unſer Geſchlecht, unſer Alter, uns die mißfälligen Moden nicht ſo oft als ſie ſehen läßt, viel weniger unſere Eitelkeit eben ſo rege macht, ſie nachzuahmen? In gleichen Umſtänden würden wir gerade ſo urtheilen, gerade ſo uns betragen, wie ſie.

Ueberdies, da es in dem Weſen der Mode liegt, veränderlich zu ſeyn, und ſtäte Veränderungen nur möglich ſind, wenn die Sache durch alle Formen hindurchgeht, deren ſie fähig iſt, ohne ganz ihren Endzweck zu verfehlen: ſo iſt es natürlich, daß, in dieſem ewigen Kreislaufe, das Unſchickliche zuweilen auf das Paſſende, und das Ausſchweifende und Uebertriebne auf das Angemeſſene und Zweckmäßige folge. Immer bey dem Alten zu bleiben, iſt wider die Natur des Menſchen, wenigſtens des Menſchen in Zeitaltern der blühenden Induſtrie, und eines ausgebreiteten geſelligen Verkehrs. Der Wunſch nach Neuheit aber zerſtört eben ſo oft das Schöne, das wirklich gefunden war, als er, nach vollendetem Zirkel der Thorheiten, das Vernünftige wieder herbeyführt. — Es fragt ſich nun, welches fürs menſchliche Geſchlecht vortheilhafter, welches eine Anzeige größrer Vollkommenheit ſey: — ob dieſe Feſtigkeit des Urtheils und dieſe überwiegende Herrſchaft des guten

ten Geſchmacks, welche machen würde, daß die Menſchen bey dem Schönen und Zweckmäßigen, wenn ſie es einmahl gefunden haben, feſt hielten, und das Langweilige eines immer gleichen Anblicks um der wirklichen Proportion, oder der innern Güte der Sache willen, ertrügen; — oder dieſe raſtloſe Thätigkeit des Geiſtes, welche ſie immer nach neuen Ideen, und nach Hervorbringung veränderter Formen in den Dingen außer ſich, lüſtern macht, geſetzt auch, daß ſie von richtigern Ideen zu verkehrten, und von ſchönern Formen zu häßlichern übergehen ſollten? — Auf dieſem letztern Wege ſind die Menſchen doch, in allen Sachen, ihrer Vollkommenheit immer näher gerückt; nicht auf einer geradlinichten Bahn, ſondern in einer Art von Schneckengange. Sie entfernen ſich immer periodenweiſe von dem Puncte der Wahrheit und Schönheit, den ſie ſchon erreicht zu haben ſchienen; aber auf ihrem Rücklaufe kommen ſie demſelben doch wieder um ein Stück näher. So hat der Kreislauf der Moden in Kleidungen und Meubeln durch alle Abentheuerlichkeiten, durch welche er in der Reihe vergangener Jahrhunderte bis auf unſere Zeit hindurch gegangen iſt, doch im Ganzen unſere Kleidung bequemer, und unſern Hausrath zweckmäßiger und einfacher gemacht, als beydes bey unſern Vorfahren geweſen iſt.

Giebt es irgendwo einen Endpunct oder ein Ziel der Vollkommenheit, wo der menſchliche Geiſt, wenn er es erreicht, ruhen wird? Und wird er es je erreichen? Fragen, die aus der Erfahrung nicht beantwortet werden können, und die nach der Analogie verneint werden müſſen. Wenigſtens glaube ich, daß das Zeitalter, in welchem die ewig dauernden und unwandelbaren Moden erfunden

ſeyn werden, noch weit ſpäter eintreten wird, als das, worin die Philoſophen ſich über allgemein geltende und unabänderliche Principien der Metaphyſik und Moral vereinigen werden.

Ich ſchließe mit einer allgemeinen **Betrachtung**, die allen vorigen zum Grunde liegt.

Die Vernunft iſt ein ehrwürdigerer Geſetzgeber, als die Gewohnheit; und die Einſicht des Guten ein höheres Princip als der Nachahmungstrieb.

Dieſe Vernunft lehrt mich aber die großen und fortdauernden Verhältniſſe, in denen ich als Menſch, als Bürger, als Vater, als Ehemann, als Beamter des Staats, als Reicher oder Armer — ſtehe, und die Pflichten, die mir vermöge dieſer Verhältniſſe obliegen, den flüchtigen Verbindungen, die ſich nur auf den Umgang beziehn, und den kleinern Obliegenheiten, die ich nur als angenehmer Geſellſchafter zu beobachten habe, vorziehn.

Aber alles, was die Mode regulirt, hat nur ſeinen Bezug auf das Gefallen in der Geſellſchaft und auf die Erleichterung und Vermehrung des geſellſchaftlichen Vergnügens. Alles hingegen, was den modiſchen Luxus einſchränkt, und uns in Befolgung der modiſchen Veränderungen Mäßigung vorſchreibt, hat ſeinen Bezug auf Tugend und Glückſeligkeit, und iſt zur Aufrechterhaltung der Ehre und des Glücks der Familien nothwendig, wodurch es mittelbar auch für das Wohl des Staates wichtig wird.

Gewohnheit und Sitte muß allerdings in unſerm Leben die Kleinigkeiten regieren, damit Vernunft und Ueberlegung für das Große übrig bleibe. Aber auch nicht weiter als auf Kleinigkeiten muß dieſe Gewohnheit ihre Rechte erſtre-

cken. Und auch die Sorgfalt, mit der man ſie beobachtet, muß nicht größere Anſtrengung, mehr Zeit und mehr Aufwand koſten, als andere wichtigere Endzwecke und Pflichten, denen wir unſere Kräfte, unſere Tage und unſer Vermögen zu widmen ſchuldig ſind, erlauben.

Endlich da die Abſicht, warum wir Moden mitmachen, keine andere iſt, als weil wir zwiſchen uns und andern Menſchen die Gleichförmigkeit, die der vertraulichen Verbindung mit ihnen günſtig iſt, zu erhalten wünſchen: ſo iſt klar, daß wir den Endzweck der Moden am beſten erreichen, wenn wir uns nach den Gewohnheiten der vernünftigſten und geſetzteſten Perſonen unſers Geſchlechts richten. Da aber dieſe mit ihrem Innern, als dem Wichtigern, ſtets mehr, als mit dem Aeußern beſchäftigt ſind: ſo können wir ihre Mode nicht wohl anders befolgen, als indem wir die der Galanterie ein wenig vernachläſſigen.

Wenn man übrigens die Moden zu einem Gegenſtande des Spottes macht, oder ſie von ihrer lächerlichen oder wenigſtens ſcherzhaften Seite betrachtet, wie ſie häufig bloß aus Laune, aus Mangel, aus Hochmuth, oder zur Verdeckung körperlicher Gebrechen erfunden, und von andern, die mit dieſen Gebrechen nicht behaftet waren, begierig nachgeahmt wurden, um ſich durch das Neue auszuzeichnen; ſo bieten ſie ein weites Feld zu Betrachtungen allerley Art dar, die indeſſen eben ſo oft für die Menſchheit betrübend als unterhaltend ſind. Hof macht in ſeiner hiſtoriſch-kritiſchen Encyklopädie *) in dieſer Hinſicht über die Moden folgende Bemerkungen:

*) V. Th. Preßburg 1787. S. 149 ff.

Die Ohren des menſchlichen Geſchlechts haben gemeinhin keine Bewegung, weder willkührliche, noch unwillkührliche, obgleich Muſkeln da ſind, die ſich in denſelbigen endigen. Man ſagt, daß die kleinſten Ohren die ſchönſten ſind; allein die größten, und die zugleich gut abgerundet ſind, hören am beſten. Es giebt Völker, die die Oeffnung der Ohren unmäßig groß machen, indem ſie Stücke Holz oder Metall hinein drängen, die nach und nach immer durch größere Stücke erſetzt werden, und mit der Zeit wird das Loch der Oeffnung ungeheuer groß, und das Ohr wächſt beſtändig nach dem Maße, als die Oeffnung ſich erweitert. Man weiß nicht, worauf dieſer ſonderbare Gebrauch, das Ohr ſo ſchrecklich zu vergrößern, ſich gründet; und es ſcheint eben ſo unbekannt zu ſeyn, woher der faſt allgemeine Gebrauch komme, der unter allen Nationen gewöhnlich iſt, die Ohren, bisweilen auch die Naſenlappen, zu durchbohren, um Ringe, Buckeln und dergleichen zu tragen; ob wir gleich den Urſprung davon einem wilden und nackten Volke zuſchreiben, das geſucht hat, ſolche Sachen, die ihm am koſtbarſten ſchienen, auf die am wenigſten unbequeme Art mit ſich auf die Weiſe herum zu tragen, daß es ſie an dieſe Theile feſt macht.

Die Sonderbarkeit und Verſchiedenheit der Gebräuche erſcheinet noch klarer in den mancherley Arten die Haare des Kopfes und Bartes aufzuſetzen. Einige, als die Türken, ſchneiden ihre Kopfhaare ab, und ihren Bart laſſen ſie wachſen; andere, als die meiſten Europäer, tragen ihr eigenes, oder geborgtes Haar, und laſſen ihren Bart ſcheeren; Wilde reißen ihren Bart aus, und hüten ſorgfältig die Haare auf dem Kopfe. Die Negern ſcheeren ſich Figuren auf dem Kopfe, bisweilen wie Sterne, ein andermahl Kränze, wie die Mönche, und am gewöhnlichſten in wechſelweiſen Streifen, ſo daß eben ſo viel beſchoren iſt als beſetzt bleibet; und eben ſo machen ſie es auch mit ihren kleinen Jungen. Die Talapoins in Siam ſcheeren den Kindern, die ſie in ihrer Erziehung haben, den Kopf und die Augenbraunen. Jedes Volk hat hierin andere Gebräuche. Einige ſetzen einen größern Werth auf die Haare des Barts an der Oberlippe, als auf die am Kinn; andere ziehen die auf den Backen und dem Kinn vor; einige

einige kräuſeln ſie, andere tragen ſie glatt. Es iſt nicht lange, daß wir die Haare auf dem Kopfe hinten herunter gekämmt, und auf die Schultern herab fallend trugen; jetzt iſt die Mode, die Haare in einem Beutel, oder wie ein Ferkelſchwänzchen, oder zuſammen gebunden zu tragen, an den Seiten aber werden ſie aufgeſtutzt wie Taubenſchwingen. Unſere Art Kleidung iſt ſehr von der Art unſerer Voräaltern unterſchieden. Die Mannigfaltigkeit darin iſt ſo groß, als die Verſchiedenheit der Nationen, und was das ſonderbarſte dabey iſt, ſo haben wir unter allen Arten von Anzug diejenige erwählt, die die unbequemſte iſt, das iſt die franzöſiſche, die, ob ſie gleich von allen Völkern Europa's nachgeahmt wird, doch unter allen Arten ſich zu kleiden die mehreſte Zeit erfordert, und der Natur am wenigſten angemeſſen zu ſeyn ſcheinen.

Die Menſchen halten, und werden immer das für das ſchätzbarſte halten, was anderer Menſchen Augen auf ſich zieht, und ihnen einen vortheilhaften Begriff von Vermögen, Macht und Größe verſchafft.

Der Werth der glänzenden Steine, die zu allen Zeiten für koſtbare Zierden gehalten worden ſind, gründet ſich allein auf ihre Seltenheit und ihren blendenden Glanz. Eben das kann man auch von den prächtigen Metallen ſagen, deren Laſt uns ſo leicht vorkommt, wenn ſie zur Zierde auf alle Falten unſrer Röcke geſetzt werden. Dieſe Steine und dieſe Metalle ſind weniger für uns Zierden, als Zeichen für andre, woran ſie uns bemerken, und eine hohe Vorſtellung von unſern Reichthümern bekommen ſollen; und wir bemühen uns noch dieſe Vorſtellung deſto größer zu machen, je breiter wir das Metall aufſetzen; daher kommt es, daß ſo wenige im Stande ſind, die Perſon von den Kleidern zu unterſcheiden, und ohne Vermiſchung von dem Mann und Metall zu urtheilen.

Alles demnach, was ſelten und glänzend iſt, wird Mode ſeyn, ſo lange als die Menſchen ſich bemühen werden, mehrere Vortheile vom Reichthum zu ziehen, als von der Tugend; und ſo lange, als die Mittel, beträchtlich zu ſcheinen, von dem unterſchieden ſind, was wirklich in Betrachtung zu kommen verdient. Aeußerlicher Glanz hängt ſehr von

der Art ſich zu kleiden ab, und dieſe Art nimmt verſchiedene Geſtalten an, nachdem man Abſichten hat, in dieſem oder jenem Lichte betrachtet zu werden. Der beſcheidene Mann, oder der dafür will angeſehen ſeyn, will dieſe Tugend durch die Einfalt ſeiner Kleidung an den Tag legen, dagegen der Eitle nichts unterläßt, das ſeinem Stolze, oder ſeiner Eitelkeit ſchmeicheln kann; folglich ſucht er Ehre in dem Reichthum oder der Seltenheit ſeiner Zierrathen.

Es iſt noch eins, das die Menſchen gemeiniglich zur Abſicht haben, nähmlich ihren Leib kleiner, oder größer erſcheinen zu laſſen. Nicht zufrieden mit dem engen Raum, darin unſer Daſeyn umgränzt iſt, wollen wir in dieſer Welt noch mehrern Raum einnehmen, als die Natur uns vergönnet hat; wir ſuchen unſere Geſtalt durch Schuhe mit hohen Abſätzen, oder aufgeblaſene Gewänder zu vergrößern, und ſo weit ſie immer ſeyn mögen, iſt nicht die Eitelkeit, die ſie bedecken, noch weit größer? Warum iſt das Haupt eines Richters oder Doctors mit ſo einer ungeheuren Menge geborgten Haares umgeben, und der Kopf unſrer jungen Herren ſo ſchlecht bedeckt? Der eine will uns von der Unermeßlichkeit ſeiner Wiſſenſchaften aus der phyſicaliſchen Weite ſeines Kopfes, deſſen Größe er noch erweitert, urtheilen laſſen, und der andre ſucht vielleicht den ſeinigen kleiner zu machen, um uns einen Begriff von ſeinem Leichtſinn zu geben.

Es giebt Moden, deren Urſprung vernünftig iſt, ſie ſollen nähmlich gewiſſe Unvollkommenheiten verbergen, und die Natur weniger unangenehm darſtellen. Nimmt man die Menſchen überhaupt, ſo giebt es unter ihnen mehrere ungeſtaltete und häßliche Geſichter, als wohlgeſtaltete und ſchöne Perſonen; und Moden, die nur ein Gebrauch der mehreſten ſind, ein Gebrauch, den die übrigen annehmen, ſind aus dieſer Urſache von den mehreſten eingeführt und aufgebracht worden, deren Vortheil es war, ihre Fehler erträglich zu machen; Frauenzimmer haben ihre Geſichter bemahlt, als die Roſen ihrer Wangen verblichen waren, und eine natürliche Bläſſe ſie unangenehmer machte, als andere waren. Dieſer Gebrauch iſt faſt allgemein unter alle Völker der Erde eingeführet; und die Mode, die Haare mit Puder zu weißen, und ſie vermittelſt der Operation des Kräuſelns und Friſirens aufzuputzen, iſt zwar nicht

ſo allgemein und neuer, ſcheint aber erfunden zu ſeyn, die Farben des Geſichts zu erheben, und deſſen Geſtalt aufs vortheilhafteſte zu zeigen.

Nach der Mode zu leben, bemerkt ein ſcharfſinniger Schriftſteller, iſt eine Art Seuche, welche beſonders in großen Städten ſehr weit um ſich greift, und man wird in ſelbigen, vom höchſten Stande an, bis zum niedrigſten wenige finden, die nicht auf gewiſſe Art davon angeſteckt wären.

Ein jeder macht ſichs zur erſten und wichtigſten Beſchäftigung, andern in ihrem Betragen nachzuäffen; man glaubt dadurch eben das Anſehn und die Ehrerbietung zu erhaſchen, welche Vornehme und Begüterte, wornach man ſich bildet, haben; und eben dieſe Ehrfurcht, nebſt dem von den Schneidern, Friſeurs und Putzmacherinnen erfundenen liſtigen Kunſtgriffe, daß ein jeder, welcher nach dem von ihnen erdachten Schnitte und Figuren ſich nicht bildet, ohne viele Umſtände von ihnen für einen Schafkopf ausgeſchrien und verachtet wird, verurſachet eigentlich, daß man gemeiniglich alle vier Wochen andere Geſtalten von Frauenzimmern, und etwa alle zwölf Wochen veränderte Figuren von Hüten und Kleidern der Mannsperſonen ſiehet.

Ob aber eine Figur, ein Ding, oder ein Kleid, welches in der Mode iſt, nachahmungswürdig ſey? — ob es ſich für uns, unſern Körper und deſſelben Zuſtand paſſe? — ob Vernünftige nicht unſrer ſpotten werden, wenn wir eine Mode mitmachen? und beſonders, ob wir, wenn wir modenmäßig uns betragen, unſerer Schatulle, die zu andern unentbehrlichen Dingen ſo nöthigen Mittel nicht entziehen? — um alles das bekümmert man ſich faſt gar nicht, oder doch nur ſelten, und am allerwenigſten erwäget man die traurigen Zerſtörungen, welche für einen ganzen Staat daraus entſtehen, wenn alles nach der Mode lebet. —

Die Moden haben gemeiniglich einen ſehr lächerlichen Urſprung, wenigſtens die allermehreſten.

Ein Herr, welcher einen üblen Ausſchlag der Hände verbergen, und doch eine Dame führen wollte, verſteckte die Hand unter den Weſtſchoß. Dieſer Herr war ein Mann von Anſehn, und dieſes war genug, ſich ins künftige das Geſetz zu machen: „wer ein Frauenzimmer führen will, muß den Weſtſchoß über die Hand legen.“

Ein

Ein anderer bekam den Grind; er ließ ſich den halben Kopf beſcheeren, und mit Puder beſtreuen. Unſere nachahmende Männchen ließen ſich alſo die Haare abſchneiden, und nannten dieſe Grindfriſur eine Vergette.

Eine vornehme Dame hatte ungemein viele Blattern im Geſichte — wovon? das weiß ich nicht. Sie hielt es aber für gut, dieſelben durch kleine Pfläſterchen zu bedecken. Seit der Zeit iſt kein Frauenzimmergeſicht ſchön, wenn es nicht bunt iſt; und man trug wohl eher Sonne, Mond und Sterne im Geſichte, vielleicht um uns anzuzeigen, daß hier ein Wirthshaus ſey, wo jeder gegen Bezahlung aufgenommen würde.

Es ward eine Hofmode, lange Schleppen zu tragen. Die Damen fuhren und gingen nur in geputzten Zimmern; wer ſollte glauben, daß auch diejenigen, welche den tiefſten Koth durchwaten, Schleppen tragen, und ſich und andern zur Laſt fallen würden? Aber gleichwohl thun es ſelbſt die, welche das Geld zu einer Schleppe leihen müſſen; und von dieſer Klaſſe ſind gewöhnlich die Weiber der Friſeurs und die Putzmacherinnen, weil dieſe Klaſſen von Menſchen verpflichtet zu ſeyn glaubt, alles mitzumachen. Wie abgeſchmackt es aber iſt, wenn ein dergleichen Weib, das vor Armuth und Hunger oft rohe Bohnen eſſen möchte, Schleppen trägt, iſt leicht zu erachten.

Es iſt unſtreitig für das ſchöne Geſchlecht ſehr bequem, ſich des Morgens in einen Mantel einzuhüllen, und diejenigen, welche ſich aus verſchiedenen Abſichten nicht ſchnüren, ſind unter einer Enveloppe ſehr zuträglich geputzt. Man verbeſſerte ſeit einiger Zeit dieſe Erfindung durch eine Art von Kappen, welche man Capuchons nennet. Dieſe Verbeſſerung hat auf der Reiſe, oder bey üblem Wetter ihren Nutzen; aber wie lächerlich iſt ſie nicht, wenn ſie ins kleine gearbeitet, in der Geſtalt eines Beutelchens am Halskragen hänget. —

Ein Toppee mag noch ſo fürchterlich aufgethürmet, ein Kopfputz eines Frauenzimmers noch ſo abgeſchmackt und verſtellend ſeyn, — haben einige vom erſten Range nur erſt ein ſolches, ſo wird es im Augenblick nachgemacht, denn es iſt nach dem Ausſpruch des Friſeurs und der Putzmacherinn Mode.

Alles,

Alles, was Eitelkeit hat, was prangen will, ſchaffet ſich ein ähnliches, es mag die Figur deſſelben für die Geſichtsbildung, für den eitlen Schädel, auf welchen es gebauet wird, ſich paſſen, oder nicht.

Man beurtheile einmal, ob ein Toppe von ſechs Zoll Höhe, ein hageres drey Zoll im Durchſchnitt haltendes Köpfchen eines jungen Herrn anmuthiger machet, und ob Wangen, worauf Jugend und Schönheit blühen, durch eine ſogenannte Dormoiſe verſchönert werden.

Von der Erfindung, welche unter der letzteren Benennung vor einigen Jahren im Gange war, muß ich noch etwas anführen, welches der Thorheit der Mode eine höhere Farbe giebt. Hätten unſre Schönen die Urſache dieſer Erfindung gewußt, ſo könnte man verſichert ſeyn, daß eine jede Bedenken getragen haben würde, daran Geſchmack zu finden, denn ſie ſtammen eigentlich aus einem gewiſſen häßlichen Hauſe in Paris her, in welchem man bemühet iſt, durch dieſe Hülle verdächtige und ſcheußliche Merkzeichen des Antlitzes den Augen zu verdecken.

Weil indeſſen dieſe Nachricht in anderen Ländern nicht bekannt wurde, ſo wurde dieſer Schanddeckel der Folgen des Laſters im Augenblick allgemein gebräuchlich, und gab Gelegenheit, daß die hübſcheſten Bildungen lange Zeit verdecket blieben, und alle Schönheiten, gleich den Nachteulen bis auf die Augen verhüllet werden. — Eigentlich war eine Dormoiſe nur zu dem Ende erfunden, um einen angefreſſenen Knochen des Geſichts, und ſcheußliche Furchen der Haut zu bedecken, und in unſern Gegenden diente ſie dazu, die verehrungswürdigſten Reizungen zu begraben.

Man muß in der That in der Welt oft viele Thorheiten mitmachen. Ein Sonderling wird verächtlich; aber alles mitzumachen iſt ein Zeichen eines ſchlechten Geſchmackes. Und warum ſollte eine Mode, die bequem, und für meinen Körper anſtändig iſt, durch eine ſchlechtere verdrängt werden? Man kann alſo einen Menſchen gewiſſermaßen aus ſeinem Anzuge beurtheilen.

Wir kennen aus der Geſchichte die fünfhundert Eſel, welche der Kayſerinn Poppea allenthalben nachfolgen muſten, um ſie mit Milch für ihre Bäder und Schminke zu verſorgen. Wir wiſſen es, daß die

die Cleopatra den Glanz ihrer Reize durch den ausgeſuchteſten Putz zu erhöhen, und mit ihrer Kunſt den Erſten und Zweyten der Menſchen, den Cäſar und Anton zu feſſeln wußte. Es iſt uns bekannt, daß die Berenice ſo ſchöne Haare hatte, daß ſie einem Geſtirne des Himmels einen eignen Nahmen gaben. Wir haben es geleſen, daß die Semiramis einen wüthenden Aufruhr ſtillte, indem ſie ſich plötzlich von ihrer Toilette losriß, und mit entblößtem Buſen und in dem ganzen nachläſſigen Anzuge einer halbgekleideten Frau auf einem Balcon ſehen ließ.

Man hat uns die ganze Coquetterie der ſchönen Helene nicht verſchwiegen, die alles in Flammen ſetzte, und einen Krieg verurſachte, der nach dreyßig Jahrhunderten, mit gleichem Rufe, der Welt noch im Gedächtniß ſchwebt. Man hat es uns in der Jugend gelehrt, daß die Jeſabel, die von Hunden gefreſſen wurde, Roth auflegte; aber die Dichter der Alten, ſo meiſterhaft ſie ſchilderten, haben die Moden dieſer entfernten Zeiten nicht mit der Wahrheit vor Augen geſtellet, daß wir uns einen richtigen Begriff von denſelben machen könnten.

Ich bin es verſichert, daß eine Bacchantin mit fliegendem Haare, dem Thyrſus in der Hand, und dem Epheukranze um den Kopf, eben ſo ſchön, als eine en Vergette coeffirte Marquiſin, ſcheinen; bin es verſichert, daß die Tunika der römiſchen Damen mit den offenen Roben der neuern Europäerinnen gleiche Anmuth haben ſollte; verſichert, daß ihre Sandalen eben die Eleganz wie unſre hohen, kleinen Schuhe, erhalten könnten; aber am Ende, was koſtete es, uns eine Beſchreibung ihrer Coeffüre und des mit derſelben verbundenen Putzes, ihrer Abwechſelungen, und des ſchimmernden Ganzen zu geben? Warum haben die Schriftſteller nichts von der Anordnung der Haare hinterlaſſen? Warum es unterlaſſen, uns die Baſis des wunderbaren Gebäudes kenntbar zu machen, wo es anfing, wo es ſich endigte? Wo ordnete man den Topas, wo die Perle hin? Wie waren die Blumen eingeflochten? Und wer hat ſie verhindert, die an Abwechſelung reiche Sphäre der Moden zu mahlen? Aber, ach! ich fühle es ſelbſt, indem ich den Pinſel in die Hand nehmen will, daß es unmöglich iſt, dieſe Kunſt vom weiteſten Umfange, ſo ganz unerſchöpflich, von allen

gemei-

gemeinen Regeln ſo ganz unabhängig zu malen! Man muß die Schönheit, die ihren Spiegel mit dem innigſten Blicke des Wohlgefallens belohnt, nur anſchauen, bewundern und ſchweigen.

In der That, wenn ich auch eine Locke mit ihren zwey wundergroßen Attentions, ein Kopfzeug à la Gertrude, à la Henri Quatre, aux Navets, aux Cériſes, à la Fanfan beſchreiben wollte, wollte darauf von der Bonnet artiſté, von den Sentiments repliés. von der Eſclavage briſé reden, ſo würde ich doch das mit Diamanten beſetzte Kratzeiſen, den von Edelgeſteinen glänzenden Kamm nicht beſchreiben, nicht die Phyſiognomie nach der Mode mahlen, und die Halsbänder von einem unbekannten Geſchmacke nicht zeichnen können. Ich würde nichts als Worte hinſchreiben, und Homer ſelbſt mit ſeinem Genie, hat mit leichterer Mühe den Schild des Achilles als den Kopfputz der Helene gezeichnet.

Ich will alſo ſchweigen, und den neugierigen Ausländer, der alle die mannigfaltigen Formen unſrer glänzenden Moden kennen möchte, in die Oper ſchicken, damit er ſie an dem Kopfe unſers Frauenzimmers und nicht in einer nackten, unverſtändlichen Beſchreibung vor ſich habe.

Im Anfange dieſes Jahrhunderts trugen die Frauen auf einer ſchönen entblößten Bruſt Kreutze und den heil. Geiſt von Diamanten. Guter Gott, ſchrie ein Prediger auf der Kanzel, wie kann man doch das Kreutz, das Sinnbild der Kaſteyung, und den heil. Geiſt, den Schöpfer aller guten Gedanken, an einem ſolchen Orte entheiligen!

Die herrſchende Farbe in dem Augenblicke, da ich dieſes ſchreibe, iſt Dos und Ventre de Püce *). Man hat vor allem die Kopfzeuge au Parc anglois bis zum Unſinn geliebt. Man ſah Windmühlen, Luſtwäldchen, Flüſſe, Schafe, Schäfer und Schäferinnen,

*) Aber ſeit der Zeit ſind Boue de Paris und Merde d'oie die Modefarben geworden. Mein Buch iſt ſchon zur Hälfte antik. Ich wollte von der Coeffure à l'heriſſon reden, aber die Coeffure à l'Enfant hat ſie verdrängt. Die Federn werden ſchon ſeltner und ſchweben nicht mehr in ganzen Büſchen um den Kopf herum. Wie eine Sache malen, die ſchon um ihrer Unſtetigkeit willen dem Pinſel entwiſcht? Hoſ.

nen, und einen Jäger im Gehölze auf dem Kopfe der Frauen. Aber da die Kutſche für dieſe Coëffuren zu niedrig war, ſo erfand man die Springfeder, die ſie erhöhen, und wieder niederlaſſen kann. Das größeſte Meiſterſtück der Erfindung und des Geſchmacks!

Die Geſchichte der Poufs, Pets en l'air, Coques Chignons, Bouillons, Chiffons ſollte der Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften, die ſo tiefe Unterſuchungen über die Halsbänder, und den Schmuck der römiſchen Damen herausgegeben hat, anvertraut werden. Und der gegenwärtige? — Warum nicht davon reden? Die Kopfzeuge à la Grenade, à la Thisbé, à la Sultane, à la Corſe haben ihre Periode gehabt, ſo wie die Hüthe à la Boſton, à la Philadelphie, à la Collin-Maillard. Die Coëffure en Limaçon iſt auf dem Punkte Abſchied zu nehmen. Aber billig ſollte ich von den Jüpons groſsis, bouffis, ebaubis reden, welche die Hüften ausfüttern und den Frauen Fleiſch geben, die nichts als Haut und Knochen ſind. Ich verſpreche alſo ein Journal der Federn und der Jüpes, welches beſſer, als das Journal des Savans und das Journal von Neufchatel aufgenommen werden wird.

Der Tül, die Gaze, und der Marli, beſchäftigen hundert tauſend Hände, und man hat Soldaten, Validen und Invaliden Marli machen, ihn herumtragen, feil bieten und verkaufen geſehen.

Nun müſſen wir noch hören, was einer unſrer kraftvolleſten Schriftſteller *) über dieſes Chapitre ſagt:

„Das Schauſpiel der Moden beluſtigt in Frankreich mehr als irgendwo, weil es, wie die Bilder einer Zauberlaterne abwechſelt, und nie ſo einförmig wird, als unſere Nachahmung. Mancher deutſche Hof in ſeiner Galla ſieht aus, wie ein Aſſortiment Dresdner Puppen aus einer Form und von einer Glaſur. Eine junge Franzöſinn iſt ehrgeitziger; ſie erfindet ihren Putz ſelbſt, oder ändert die Mode nach ihrer Geſtalt, und verſteht mehrentheils ihren Vortheil. Auf einem Ball bey dem Prinzen Soubiſe ſah ich alle jungen Damen verſchieden gekleidet, jede war

*) Siehe Sturz Schriften. 1 Theil, pag. 74.

war auf eine eigenthümliche Art aufgeſetzt, garnirt und verziert. Freylich wird ein neues Kopfzeug ſo ernſthaft unterſucht, wie ein neues Drama; und wenn manche Erfindung ihre Jahrszeit durchlebt, ſo fallen auch andere am Tage ihrer Geburt. Alles, was für den Nachttiſch beſtimmt iſt, gehört hier ins Gebiet des Genies. Es giebt in Paris Artiſtes en fait de Jupes à baleine und Artiſtes perruquiers. Die Akademie der Wiſſenſchaften unterſucht nicht immer Maſchinen, um Pfröpfe aus Bouteillen zu ziehen *); ſie erhebt ſich oft zu gemeinnützigen Gegenſtänden, und ernennt Commiſſäre, um einen neuen Lockenbau zu prüfen. Mir iſt folgendes ehrenvolle Zeugniß bekannt: L'Academie ayant examiné les Ouvrage du Sieur Garaſſe, Artiſte Coëffeur des Dames, elle atteſte la ſolidité de ſon tiſſu, reconnoit l'élégance de ſes formes et applaudit à ſon zèle ingénieux. Leider hilft das Brevet dem Künſtler nicht immer, man appellirt von der Akademie an eine Tänzerinn.

Ich ging geſtern zu einer berühmten Modehändlerinn, welche Puppen durch ganz Europa verſendet. Hier ſah ich mit Unmuth ein Heer Automaten, furchtbarer für uns als ein galliſches Kriegsheer, weil es ſchon Jahrhunderte lang brandſchatzt. Eine Puppe kam mir vorzüglich abgeſchmackt vor; iſt ſie verkauft? fragte ich. Oui, Monſieur, elle eſt deſtinée pour le Nord, ou l'on aime les couleurs ſingulieres et merveilleux. Aber hat man ſich in Paris je ſo gekleidet? Eh! mon Dieu, non Monſieur! mais on a des Magazins à vuider, il faut de la varieté et il s'agit de ſatisfaire au goût de chaque nation. Ich ward erbittert bey dem Gedanken, daß vielleicht bald die Puppe im Putzzimmer einer deutſchen Prinzeſſinn anlangt; daß ſie denn den Hof und die Stadt umbildet, und ganze Garderoben zum Trödel verurtheilt; daß ſie manchem Ehemann heimliche Seufzer, mancher modeſiechen Frau ihren Schlaf koſten wird; daß ſie Freundſchaften trennt und Gallenfieber ausbrütet, dieſe mißgeſtaltete Brut der Phantaſie eines elenden Weibes, das von ihrem Boden herab uns plündert und verſpottet.

Zum

*) S. Hogarth's Mariage à la Mode.

Zum Theil ſind wir durch die Anglomanie der heutigen Franzoſen gerächt. Sie treffen überall auf wandelnde Riding-Coats, in deren Falten ein gebrechliches, übel ebauchirtes, halb wieder aufgelöſetes Weſen zappelt, oder auf engliſche Fuhrwerke, überthront von einem Kutſcher aus der Titanenfamilie, der Streitroſſe mit einer Donnerſtimme lenket; hintenauf haben ſich noch ein Paar Rieſen gelagert, nebenher ſpringt nicht ſelten ein furchtbarer Hund, und in einer Ecke des Kaſtens werden ſie das einballirte Reſtchen einer alten Familie gewahr — es jammert ſie des mit Ungeheuern umringten Pigmäen.

Zu gleicher Zeit wimmelt es von Engländern hier, die durchaus pariſer Stutzern ähnlich ſeyn wollen. Nichts iſt hudibraſtiſcher, als ein nervichter Britte, wenn ihn ſein Schneider franzöſiſch aufgezäumt hat, und er ſich bäumt und ſträubt in ungewohntem Zeuge, wie ein ungebrochenes Pferd im Schlittengeſchirre. Sonderbar iſt es, daß die Söhne der Freyheit ſich knechtiſch unter jede Mode bequemen, und daß der unterthänige Franzos immer eine National-Verzierung anbringt. Er ſteckt in ſeinem Reitknechtshabit einen großen Blumenſtrauß an die Bruſt, und hinter ſeinem Nacken ſchwillt der kleine engliſche Kadogan zur Größe eines Puddings. Wenn Miß ihren mit einer Roſe geſchmückten Chip-Hat auf die Mitte ihres braunlockigen Kopfes ſetzt, ſo hängt der Chapeau à l'angloiſe ſchief auf der gepuderten Franzöſinn, und die Roſe wird zur Guirlande. Auch die gerühmten Coſtume-Trachten auf dem hieſigen Theater ſind alle ſo durchfranzöſirt, daß ſie nicht mehr kenntlich ſind.

Ich ſchweige von meinen Landsleuten; ihre Mißgeſtalten beluſtigen mich nicht. Es geht mir nahe, manchen mit dem Clinguant aller Nationen ausſtaffirt zu ſehen, wie einen von den Europäern beſchenkten Wilden; zu hören, wie man es belacht, daß ein ehrlicher Deutſcher immer jede neue Thorheit auf ſich pfropft. Viele ſind mit einer allgemeinen Muſterkarte drapirt, und tragen ihre Reiſegeſchichte auf ſich herum; man kann ihnen, von ihrem Hut zu den Stiefeln, aus Italien durch Frankreich nach England folgen, und durch die bunte Laſur leuchtet oft eine herbe Grundfarbe von Studenten-Eleganz

durch

durch. Warum reiſen wir nicht ſpäter, wenn Kopf und Herz feſter ſind? Nun flattern wir in die Welt, wie ein weißes Blatt, daß jeder Thor mit ſeinem Wahnwitz befleckt, und oft mit unauslöſchlicher Schrift.

Ich preiſe unſre Landsmänninnen. Sie haben doch der Schminke widerſtanden. Hier iſt ſie nicht mehr Kokètterie, ſondern nothwendiger Theil des Anzuges. Neulich entlief mir eine Dame im Begriff in den Wagen zu ſteigen, und rief mit aller Würde des tragiſchen Entſetzens: Ah grand Dieu! j'ai oublié mon rouge. Nur verächtliche Dirnen ahmen in Frankreich durch das Rothe die Farbe der Natur nach, une honnête femme met le rouge à tranchant. Sie trägt nähmlich unter jedem Auge einen ſcharf abgeſchnittenen karmoiſinfarbigen Fleck auf. Ich finde dieſe Flecken leidlicher auf einem lederfarbenen alten Geſichte, als auf jugendlichen Wangen, weil ſich auf jenem die Nuance ſanfter vereinigt. Welchen Unſinn man nicht aus Gewohnheit erträgt! Wer zuerſt ſeinen Kopf in einem Mehlſack herumkehrte, und es wagte, in einer ehrbaren Verſammlung zu erſcheinen, würde zuverläſſig dem Arzte empfohlen; und wir lachen über die Römerinnen und ihren Puder aus Goldſtaub, über die ſchwarzen Zähne in Indien, über die gelben Finger in Egypten? Ich ſah ein Bild einer bekannten Schönheit aus der Zeit Ludwigs XIV. als Göttinn der Liebe in einem Wagen von Tauben gezogen — mit einer Fontange. Das ging an im großen Jahrhundert des Geſchmacks. Wie ſehr muß alles Gefühl abarten, ehe der weſpenartige Leib unſrer Mädchen gefällt, ehe wir uns mit den Reifröcken ausſöhnen, die ein engliſcher Schriftſteller ein verkehrt angelegtes Feſtungswerk nennet. Als die Frau eines däniſchen Conſuls die Gemahlinn des Kaiſers von Marokko beſuchte, fühlte dieſe neugierig auf dem Reifrock herum, und fragte voller Erſtaunen: „biſt du das alles ſelbſt?" Unſre Mütter hatten ihre Außenwerke nicht viel ſcharfſinniger hinten angebracht. Es ſind noch Strafgeſetze wider die unnatürliche Prachtgeſchwulſt übrig. In Franz des Erſten Zeiten ließ ſich jeder ehrbare Mann barbiren, und nur die Stutzer trugen Bärte. Ich finde in einer Stelle des Ben-Johnſon, daß eine Tabakspfeife damahls unter die Nippes eines

zierlichen Herrn gehörte, und daß man ſie am weib-
lichen Nachttiſch mit eben dem wichtigen Anſtande,
wie jetzt eine Riechflaſche herauszog. Als Madame
de Motteville den Hof der Infantinn und künftigen
Gemahlinn Ludwigs XIV. ſah, war es Mode, bey
den ſpaniſchen Damen die Bruſt zu bedecken, und
den Rücken zu entblößen.

Es verdient bekannter zu werden, daß vor ei-
nigen Jahren eine Franzöſinn, auf dem Spatziergan-
ge des Pallaſtes von Orleans, mit lilasfarbner
Schminke erſchien, und es iſt unbegreiflich, daß der
Verſuch ohne Nachahmung blieb.

Die Geſchichte des Menſchen iſt oft dem Tage-
regiſter eines Bedlams ähnlich; ſie erzählt die Vi-
ſionen der Kranken. Was uns heute als Triumph
des guten Geſchmackes vorkommt, ſinkt vielleicht
morgen zum Unſinn herab. —

Beſchreibungen und Abbildungen der modern-
ſten Formen in Kleidungen, Hausgeräthen ꝛc. wird
übrigens niemand hier erwarten, da eine Mode
immer von einer andern verdrängt wird, und nur
ſo kurze Zeit die neueſte ſeyn kann. Wer keine
Gelegenheit hat, auf eine anderweitige Art zur
Kenntniß der neueſten Moden zu gelangen, dem
werden vorzüglich folgende Zeitſchriften hierzu gute
Dienſte leiſten.

Journal des Luxus und der Moden. Herausge-
geben von F. J. Bertuch und G. M. Kraus.
Mit ausgemahlten und ſchwarzen Kupfern Wei-
mar, im Verlage des Induſtrie-Comptoirs. Seit
1786. (Der Jahrg. von 12 Stücken in 8 koſtet
4 Rthlr. Sächſ.)

Journal für Fabrik, Manufactur, Handlung und
Mode. Leipzig jetzt bey Chr. Hempel. Seit
1794. *). (Der Jahrgang, aus 12 St. in 8.
beſtehend, mit Zeugproben, ſchwarzen und illum.
Kupfern koſtet 5 Rthlr.)

Leipzi-

*) Die ſchon früher nähmlich ſeit 1791 erſchienenen Jahr-
gänge dieſes Journals haben den Titel: Journal für Fa-
brik, Manufactur und Handlung.

Leipziger Modemagazin, für das Neueſte in Kunſt, Geſchmack, Mode, Lebensgenuß ꝛc. herausgegeben von Gruber und Berrin. Im Induſtrie-Comptoir zu Leipzig, ſeit 1796. 4. (Der Jahrg. aus 12 Heften beſtehend mit 50 illum. Kupfern koſtet 6 Rthlr.)

Hamburgiſches Journal der Moden und Eleganz. Hamburg bey Meyn und Mahncke, ſeit 1802. Der Jahrg. koſtet 6 Rthlr. Sächſ.

Auch haben in den letztern Jahren die beyden berliniſchen Zeitungen angefangen, öfters Nachrichten von neuen ausländiſchen und einheimiſchen Moden zu liefern, und als einen Beweis, wie wenig ſklaviſch man jetzt in Anſehung dieſes Punctes in dieſer Hauptſtadt denkt, theile ich zum Schluſſe des gegenwärtigen Artikels noch eine Stelle aus einem Stücke vom vorigen Jahre der in der Ungerſchen Druckerey herauskommenden Zeitung mit, wo der Verfaſſer ſich über die hieſigen Moden auf folgende Weiſe äußert:

Wir erhalten häufig Anfragen aus der Provinz, was denn in Berlin Mode ſey, und warum wir nur aus Paris und London die Neuigkeiten der Mode meldeten. Aber, meine ſchönen Leſerinnen, wir haben keine allgemeine Moden; wir richten uns nach den Gebräuchen anderer Moden, und verändern unſre Kleidungen, nachdem Witterung, Anſtand und beſonders dasjenige es fordert, was der Deutſche mit dem Ausdruck: es kleidet mich oder es kleidet ſie, verbindet. Wirklich iſt eine allgemeine Mode ein Ding, das ſich nicht gut mit der allgemeinen Zufriedenheit verträgt. Weder Farben noch auch der Kleiderſchnitt ſind jedem Gegenſtand angemeſſen, und ſelbſt das Einförmige der Moden immer in jeder Geſellſchaft gleich und überhäuft zu ſehen, iſt ein Anblick, der einem endlich widrig werden muß. Wir ſehen daher in unſern Zirkeln Helme, Hüte, Hauben, Spitzen, Blumen, Federn. Wir ſehen alles, was die fremde Mode uns bringt, manchmal ganz nach ihr geformt, manchmal in einer lieblichen Veränderung, welche die reizende Schöpferinn ſelbſt ſich ſchuf. Wir haben ſchwarze und blonde Perrücken,

Blumen à l'Iphigenie und Aufſätze à la Figaro. Das erſte, was Frankreich u. England gebiert, wird uns gebracht, und wir tragen es, wenn es uns kleidet, und legen es auf die Seite, wenn es uns entſtellt. Was halten Sie von einer ſolchen Benutzung der Mode? Iſt ſie nicht beſſer, als wenn ſie ſich in das ewige Einerley hüllt? Genügt Ihnen dies nicht, ſo haben Sie hier die neueſten Anzüge von drey ſehr bekannten Berliniſchen Grazien, die durch ihre geſchmackvolle Wahl im Anzug immer auf eine lange Reihe Nachahmerinnen rechnen können. Die erſte trägt einen weißen Baſthut mit Nacaret-Florpuffen, deren an einer Seite herunterhangende Enden mit goldenen Frangen beſetzt ſind. Ein Demi fichu von Points iſt auf der linken Bruſt angeſteckt und hängt zur Rechten nachläſſig herunter. Die zweyte Dame ſchmückt ein Viole oder langer Shawl von Flor oder Muſſelin mit geſtickter Kante à l'Iphigenie platt über die Friſur hangend. Das Kleid iſt Roſataft mit geſtickten Muſſelinermeln. Die dritte, die ich Ihnen im Morgenanzug bey Kerſtens ſchildere, trägt einen Oberrock von Kaſimir mit rundem wulſtigen Sammtkragen von gleicher Farbe, der vorn zuläuft. Der Oberrock iſt über der Bruſt mit 4 kleinen ſchwarzen Knöpfchen zugeknöpft. Die Ermel ſind lang und eng. Die Bruſt deckt ein feines Hemdchen (Chemisette) mit ſchöner weißer Stickerey. Hinten angeſetzte Caracopuffen. Lange Schleppe. Dazu ein Negligeehäubchen von weißem Atlas, mit einem Filetnetz von Goldfaden überzogen. Rings herum läuft eine 2 Finger breite Goldſpitze. Der linke Backen zieht ſich tiefer in das Geſicht als der rechte. Rechts ſitzt ein Büſchel weißer ſchwankender Rohrkolben mit vergoldeten Spitzen. Schuhe von rothem Engliſchem Atlasleder.

Modeartikel, Modewaaren, nennt man im Waarenhandel allerley neue Artikel, die vor der Hand durch ihre Neuheit gefallen, und häufige Abnehmer finden, aber in kurzem durch andere, die aufs neue ankommen, verdrängt werden. Frankreich und die Hauptſtädte der verſchiedenen Reiche in Europa ſind es, die den Provinzen und Landſtädten in Anſehung dieſer Waaren den Ton angeben.

geben. **Modewaarenhändler** heißt man beſonders die Kaufleute, welche mit den verſchiedenen Sachen, die zum Frauenzimmeranzuge und Putz gehören, Handel treiben. Dieſes Fach erfordert, wie man ſich leicht vorſtellen kann, Geſchmack, Urtheilskraft und eine gewiſſe Thätigkeit. Der Modehändler muß den günſtigen Zeitpunct wahrzunehmen wiſſen, und bey ganz neuen Artikeln verhältnißmäßig größern Gewinn ſuchen; aber bey ſolchen, die nicht mehr ganz neu ſind, räth die Klugheit, daß er losſchlage, und mit einem geringen Vortheile fürlieb nehme; endlich bey ſolchen, deren Zeit ſchon vorüber iſt, ſey er zufrieden, wenn er nur die Koſten wieder erhält, damit am Ende nicht gar Ladenhüter daraus werden, die ihrem Mann offenbaren Verluſt bringen.

Die Arbeit der Modehändlerinn wird von Herrn Grauſand im XIV. Theile der Deſcription des arts et metiers beſchrieben.

Modedocken, ſ. **Modepuppen**.

Modehändler, ſ. unter **Modeartikel**.

Modekrankheiten, ſ. im Art. **Krankheit**, Th. 47, S. 674. Auch Unzer's Arzt, Th. 5, S. 241 ff. in der zweyten Ausgabe.

Model, der, (der Ton auf der erſten Sylbe) ein Wort, welches in den bildenden Künſten und bey einigen Handwerkern, beſonders in einer dreyfachen Bedeutung üblich iſt. Es bedeutet nähmlich

1. ein Maß, in welchem Verſtande es doch nur bey den Säulenordnungen und andern Verzierungen an Gebäuden vorkommt, wo man das Maß, nach welchem man alle Glieder und Theile der Ordnungen und ihre Weiten von einander auszumeſſen pflegt, den **Model** nennt. Der Model iſt aber keine beſtimmte Größe, wie ein Fuß oder eine Elle, ſondern er iſt unbeſtimmt, die gan=

ze oder halbe Dicke einer Säule. Iſt die Säule ſehr hoch, und folglich auch ſehr dick, ſo iſt der Model groß; iſt die Säule klein, ſo wird auch der Model klein. Wenn alſo der Baumeiſter den Aufriß gewiſſer Gebäude zeichnet, ſo mißt er die Theile nicht nach der abſoluten Größe in Fußmaß, ſondern bloß nach der verhältnißmäßigen in Modeln und deſſen kleineren Theilen.

Vitruvius und ſeinem Beyſpiel zufolge Palladio, Serlio und Skammozzi nehmen überall die ganze Dicke der Säule; nur in der doriſchen nehmen die drey erſten die halbe Säulendicke zum Model an. Andere nehmen, nach dem Beyſpiel vieler anderer, die halbe Säulendicke zum Model an.

Da in jedem Gebäude Theile vorkommen, deren Größe weit unter dem Model iſt: ſo muß dieſer in kleinere Theile eingetheilt werden. Die meiſten Baumeiſter theilen ihn in 30 Theile ein, die ſie Minuten nennen; Goldmann, dem auch Sulzer folgt, hat ihn in 360 Theile eingetheilt, um dadurch die vielen Brüche zu vermeiden, welche bey der obigen Eintheilung vorkommen. Man hat aber deſſen ungeachtet die Eintheilung des Models in 30 Theile beybehalten, weil die Brüche nicht viel zu ſagen haben, und übrigens auch die Höhen der Glieder ſich leichter behalten laſſen, wenn man ſie durch kleine Zahlen ausſpricht, als wenn man ſo viele Zahlen merken ſoll, wie ſie bey der goldmanniſchen Eintheilung vorkommen.

Der Baumeiſter, welcher einen Plan macht, hat zwey Maßſtäbe, nach denen er ſich richten muß, den, welcher die abſoluten Größen angiebt, und der folglich nach Ruthen, Fuß und Zoll eingetheilt iſt, und den, wodurch er die Verhältniſſe beſtimmt, und der nach Modeln und deſſen Theilen

len abgetheilt iſt. Er muß alſo wiſſen, den Modelmaßſtab mit dem andern zu vergleichen. Geſetzt, es wäre einem aufgegeben, ein Gebäude von joniſcher Art aufzuführen; der Platz, den es einnehmen ſoll, wird ihm gezeigt; er mißt denſelben nach Ruthen und Fuß aus. Aus der Größe dieſes Platzes wird auch die Höhe des Gebäudes von ihm dergeſtalt beſtimmt, daß es nach Maßgebung ſeines Gebrauchs und des Platzes, den es einnimmt, wohl proportionirt werde; die Höhe wird alſo zuerſt nach Ruthen- und Fußmaß beſtimmt, und daraus muß hernach die Größe des Models hergeleitet werden.

Man nehme an, der Baumeiſter habe gefunden, daß ſein Gebäude von einer durchgehenden joniſchen Ordnung, von der Erde bis oben an den Kranz, 60 Fuß hoch ſeyn müſſe. Um nun die Zeichnung machen zu können, muß er nothwendig einen Maßſtab nach Modeln haben, folglich muß er wiſſen, wie viel Fuß und Zoll der Model ſey. Er weiß, daß die ganze Ordnung vom Fuß der Säule bis oben an den Kranz 21 Model ſeyn muß *); mithin müſſen 60 Fuß 21 Model geben, wenn nähmlich die Säulen mit ihren Füßen gerade auf dem Boden ſtehen. In dieſem Fall alſo nimmt man den 21ſten Theil von 60 Fuß, das iſt, 2 Fuß 10 Zoll $3\frac{9}{21}$ Linie für den Model. Hieraus iſt offenbar, wie in andern Fällen zu verfahren wäre.

Wollte man dem Gebäude einen durchlaufenden Fuß von 6 Fuß hoch geben, und die Säulen erſt auf dieſen Fuß ſtellen: ſo würde die Säulenordnung nur noch 54 Fuß hoch werden; mithin wäre alsdenn der Model nur der 21ſte Theil

*) S. Säulenordnung.

von 54 Fuß oder 2 Fuß 5$\frac{1}{9}$ Zoll. Wollte man noch überdies die Säulen auf Säulenſtühle ſtellen: ſo iſt klar, daß die ganze Höhe der Ordnung alsdann von 25 Modeln müßte genommen werden. Mithin wäre in dieſem Falle ein Model der 25ſte Theil von 60 oder von 54 Fuß.

Vignola, der jeder Säulenordnung ihre eigene Höhe giebt, findet den Model auf folgende Weiſe. Er theilt die ganze Höhe in 19 Theile. Davon nimmt er 4 Theile zum Poſtament, 3 zum Gebälke und die übrigen 12 für die Säule. Will man kein Poſtament haben, ſo wird die ganze Höhe in fünf Theile getheilt, davon einer zum Gebälke, und vier zur Säule gerechnet werden. Wobey aber offenbar iſt, daß das Verhältniß des Gebälkes zur Säule in den zwey Fällen nicht daſſelbe bleibet.

Dieſes gilt nur von den Gebäuden von einer einzigen durchgehenden Ordnung. Sollen zwey oder mehr Ordnungen auf einander kommen, ſo hat nothwendig jede Ordnung ihren beſondern Model. In zwey auf einander ſtehenden Ordnungen muß der Model der obern zu dem Model der untern, auf welcher jene ſteht, ſich verhalten, wie die Dicke des untern Stammes zu der Dicke des eingezogenen Stammes. Alsdenn wird die Berechnung des Models etwas ſchwerer. Ein Beyſpiel aber kann hinlänglich ſeyn, die Art dieſer Berechnung zu lehren.

Man nehme an, es müſſe ein Gebäude 100 Fuß hoch, von zwey über einander ſtehenden Ordnungen, einer niedrigen und einer hohen, aufgeführt werden, und die Säulen ſollen auf Poſtamenter von vier Modeln kommen. Auf dieſe Art wird die ganze Höhe der untern niedrigen Ordnung

nung 24 Model, der höhern aber 28 Model ſeyn*). Mithin müſſen die 24 Model der niedrigen und die 28 Model der höhern Ordnung hundert Fuß ausmachen. Allein dabey muß auch dieſe Bedingung ſtatt haben, daß die obern Model zu den untern ſich verhalten wie 4 zu 5. Denn ſo verhält ſich die untere Dicke der niedrigen Säule zu der obern Dicke. Wenn man alſo für den untern Model x ſetzet, und für den obern y, ſo müſſen dieſe beyden Bedingniſſe erfüllt werden:

1) daß $x : y = 5 : 4$

2) daß $24\,x + 28\,y = 100$.

Daher findet man x oder den untern Model $2\frac{9}{58}$ Fuß; den obern aber 1 Fuß und $\frac{21}{29}$. Dieſemnach würde das untere Geſchoß 24 mal $2\frac{9}{58}$, oder $51\frac{21}{29}$ Fuß, das obere $48\frac{8}{29}$ Fuß hoch werden.

Wiewohl der Model keine beſtimmte Größe hat, ſo hat man doch noch kein ſo großes Gebäude geſehen, deſſen Model über vier Fuß, noch ein ſo kleines, deſſen Model unter einem Fuß geweſen wäre. Außer dem Model, wodurch die Verhältniſſe der Haupttheile beſtimmt werden, giebt es noch einen andern, der bloß zur Verzierung der Thüren und Fenſter gebraucht wird. Sind an dieſen Oeffnungen Säulen, ſo wird der Model, ſo wie der Hauptmodel nach der Säulendicke genommen. Werden aber dieſe Oeffnungen bloß mit Einfaſſungen verziert, ſo kann füglich die Höhe des Geſimſes zum Model genommen werden.

S. Sulzer's allgem. Theorie der ſchönen Künſte. III Th. S. 406.

Stieglitz Encyklopädie der bürgerlichen Baukunſt. III. S. 676 ff.

II. **Model** bedeutet ferner eine Figur, ein Bild, eine Bedeutung, welche beſonders bey den Nähte-

*) S. Säulenordnung.

Nähterinnen und Webern angetroffen wird. **Allerley Model in ein Tuch nähen.** Indeſſen iſt das Zeitwort **modeln** in dieſem Verſtande üblicher.

III. Eine vertiefte Form, einen andern Körper darein zu gießen oder zu drücken, um ihm dadurch die verlangte Geſtalt zu geben; **eine Gießform, Form oder Patrone. Ein Gießmodell,** einen flüſſig gemachten Körper darein zu gießen, um ihm eine gewiſſe verlangte Geſtalt zu geben. **Der Knopfmodel, Kugelmodel, Schrotmodel Blumenmodel** ꝛc. Knöpfe, Kugeln, Schrot, Blumen ꝛc. zu gießen. **Der Töpfermodel,** worein die Töpfer ihre Arbeiten drücken, wenn ſie ſolche bilden. **Etwas in einen andern Model gießen.** Im Ital. Modello.

So ſehr dieſes Wort auch mit dem Lat. Modulus überein kommt, ſo iſt es doch wahrſcheinlicher, daß es mit demſelben aus einer einzigen Quelle herkommt, als daß es unmittelbar von demſelben abſtammen ſollte. In der letzten Bedeutung gehört es zu dem Geſchlechte der Wörter **Muth,** ein oberdeutſches Maß, **Mutter,** ein vertiefter Raum, dem Lat. Modius, dem mittlern Latein. Modellus, ein Lägel, Gefäß, und anderer dieſer Art. Da die Wörter, welche eine Vertiefung bezeichnen, gemeiniglich auch eine Erhöhung bedeuten, ſo erhellet daraus zugleich die Verwandtſchaft mit dem mittlern Lat. Modulus und Franz. Moule, ein Holzhaufen von beſtimmter Größe, dem Deutſchen **Mandel, Malter** u. a. m. In der erſten Bedeutung eines Maßes ſcheint es zunächſt zu meſſen, Niederſ. meten, und deſſen Hauptworte **Mat** das Maß, zu gehören. In beyden Fällen bedeutet das Suffixum el ein Werkzeug oder Subject.

Modelbret, in den Stückgießereyen, ein an einer Seite mit einem eiſernen Bleche beſchlagenes Bret, worein die Frieſen und Stärke des Metalles eingefeilet ſind, und welches auch das **Formbret** genannt wird.

Modell,

Modele, Franz. ſ. **Modell.**

Modelgeer, das, im gemeinen Leben einiger Gegenden, beſonders Oberdeutſchlandes, ein Nahme des **Kreuzkrautes** oder der **Kreuzwurz,** Senecio vulgaris Linn. Nach andern führt der **Kreuzenzian,** Gentiana cruciata Linn. dieſen Nahmen.

Modellholz, Franz. Trouſſau, auf den Eiſenhütten die eiſerne Stange mit dem Holze, worin die Stange bey dem großen Durchſchnitt einer Röhre, die gegoſſen werden ſoll, ſtecket. Sie bildet eigentlich den Kern zu derſelben. Sie iſt viereckig, und nur an beyden Enden, wo ſie zum Rahmen heraus reichet, rund, um umgedrehet werden zu können. Man umwindet ſie mit einem Bande oder Strick von Heu gemacht, recht feſt, den man mehr oder weniger dick macht, nachdem der Durchſchnitt der Röhre groß oder klein iſt. Zu den Röhren von großen Durchmeſſern paßt man den eiſernen Baum in ein Stück Holz an der eiſernen Stange mit Vorſteckhaken an jedem Ende. Der Durchſchnitt von dem alſo zuſammen geſetzten Modellholz muß $1\frac{1}{2}$ bis 2 Zoll kleiner, als der ſeyn, den der Kern haben ſoll, damit man noch 8, 10 bis 12 Linien Erde um denſelben thun kann, daß er den verlangten Durchmeſſer der Röhre erhalten möge.

Modell, das, *) in der weiteſten Bedeutung, ein jeder Gegenſtand, welcher nachgeahmt wird, beſonders, welcher in den bildenden Künſten nachgeahmt

*) Die im Deutſchen ſonſt ungewöhnliche Verlegung des Tones von der Stammſilbe beweiſet, daß dieſes Wort zunächſt aus dem Franzöſchen Modele, welches wieder von dem Lat. Modulus abſtammet, oder vielmehr mit dem obigen Model eines Geſchlechts iſt, entlehnt worden. Im Engl. lautet dieſes Wort Mould, und da ſtammet es zunächſt von Model, Mulde, Malter ꝛc. ab.

ahmt wird. So wird die Perſon, welche in Zeichnungsſchulen von dem Meiſter derſelben, nackt und in einer von ihm gewählten Stellung hingeſtellet wird, damit die Schüler darnach zeichnen können, ein Modell genannt. Doch wird der Nahme bisweilen auch andern aus Thon, Gyps, oder einer andern Materie gebildeten Figuren oder Formen gegeben, nach welchen ein Werk gezeichnet oder gebildet wird. Wenn von Mahlerakademien die Rede iſt, ſo bedeutet **Modell** insgemein aber einen lebendigen Menſchen, der wegen ſeiner Schönheit und guten Verhältniſſes aller Glieder den Nachzeichnern zum Muſter dient. In engerer Bedeutung iſt es ein nach dem verjüngten Maßſtabe verfertigter kleiner Körper, welcher einem größeren ähnlich iſt, oder wornach ein größerer verfertigt wird. So verfertigen ſich die Bildhauer ſolche **Modelle** von Wachs, Thon, Gyps ꝛc. ihre größeren Werke darnach auszuarbeiten. Das **Modell eines Hauſes, einer Mühle, einer Maſchine** ꝛc. eine körperliche Vorſtellung derſelben im Kleinen, oder von einer andern Materie und zur Probe, wie die Maſchine ꝛc. bey der eigentlichen Ausführung ſich ausnehmen wird.

Das weſentlichſte der Modelle, in der letztern Bedeutung, beſtehet darin, daß die Maſchine, oder das Gebäude, wovon ſie eine Abbildung ſind, genau entworfen und deutlich vorgeſtellt werde; je genauer und deutlicher dieſes geſchiehet, deſto vollkommener iſt das Modell. Die Materie, woraus das Modell gemacht iſt, kann daſſelbe zwar koſtbarer machen; aber zu ſeiner weſentlichen Vollkommenheit nichts beytragen. So ſoll ſich zu Florenz ein koſtbares Modell von der Stadt und dem Hafen Livorno befinden, welches, nach Leuther's Beſchreibung, aus Laſur, Jaſpis und an-

dern edeln Steinen zuſammen geſetzt iſt. Das Modell von der Paulus-Kirche zu London ſoll, nach Goldmann's Zeugniß, 2000 Pfund Sterling, und das von der St. Peters-Kirche zu Rom, mehr als 5000 Cronen gekoſtet haben. Man hat Maſchinen-Modelle aus dem ſchönſten indianiſchen Holze, aus geſchliffenem Stahl, aus Meſſing und aus vergoldetem Kupfer. Zu Schwechat bey Wien ſiehet man die ganze Kattunfabrik mit allen Handgriffen und Maſchinen künſtlich aus Wachs vorgeſtellt. Es werden ganze Bergwerke aus den koſtbarſten Stuffen, und die ſich darauf befindenden Bergwerksmaſchinen aus geſchlagenem Silber zuſammen geſetzt.

Wenn man durch das Modell nur ſeinen Gedanken zeigen, oder einen vorläufigen Entwurf machen will: ſo läßt man daſſelbige, um die Koſten zu erſparen, anfangs gemeiniglich nur ſchlechtweg und obenhin aus gemeinem Holze, aus Erde oder Gyps verfertigen, ohne auf das wahre Maß, und die Proportion Acht zu haben. Nachdem aber der erſte Gedanke Beyfall gefunden, oder nachdem man aus mehrern vorgelegten Modellen eins erwählt hat, das ins Große gebracht werden ſoll, pflegt man um ein genaues Verhältniß beſorgt zu ſeyn, welches nach dem Umſtande des Orts eingerichtet, und nach dem verjüngten Maßſtabe ausgearbeitet iſt. An einem ſolchen genauen Modelle werden diejenigen Theile, die an der großen Maſchine von Holz, Eiſen oder Meſſing ſind, auch im Kleinen aus eben dieſer Materie, aus gleichem Holz, Eiſen oder Meſſing gemacht, oder wenn das ganze Modell hölzern iſt, läßt man doch diejenigen Theile, die aus Eiſen oder Meſſing ſeyn ſollten, mit ähnlichen Farben unterſcheiden.

Die Größe des Modells iſt willkührlich. Das oben gedachte von der St. Peters-Kirche in Rom, welches in dem Vatican aufbehalten wird, iſt, wie es Goldmann beſchreibet, 22 Fuß lang, 16 breit und 14 hoch. Von der Größe, die man dem Modelle geben will, oder geben kann, hängt die Beſtimmung des verjüngten Maßſtabes ab; wie ſich nähmlich die Länge oder die Breite der Maſchine zur erwählten Länge oder Breite des Models verhält, eben ſo muß das wahre Maß ſich auch zum verjüngten Maßſtabe verhalten. Bey einem Modelle das ein ganzes Gebäude vorſtellen ſoll, kann man, nach Goldmann's Rath und Anweiſung, füglich den hundertſten Theil des wahren Maßes für den verjüngten Maßſtab annehmen. Die gewöhnlichen Maſchinenmodelle bekommen eine bequeme Größe, wenn man einen, oder einen halben, wenigſtens einen Viertelzoll für einen Fuß gelten läßt. Bey einem kleinern Maßſtabe, beſonders wenn die Maſchine ſehr zuſammen geſetzt iſt, werden einige Theile gar zu klein, und können nicht deutlich genug entworfen werden. Der Maßſtab, an den man ſich bey Verfertigung des Modells gehalten hat, ſoll demſelben ſo beygeſetzt ſeyn, daß er gleich bey dem erſten Anblick des Modells in die Augen fällt, damit man, wenn es beliebet, von einem jeden Theile ſogleich das Maß nehmen könne.

In einigen Umſtänden muß man ſich bey dem nähmlichen Modell eines doppelten Maßſtabes bedienen, und einige Theile nach einem größern, oder nach einem kleinern Maße beſtimmen, als andere. Z. B. Es ſoll von einer Waſſermaſchine, von einem Druckwerke, das mit 3 zolligen Stiefeln, das Waſſer gegen 80 Klafter hoch hinauf treibet, ein genaues Modell gemacht werden,

und an dem Maßſtabe ſoll ein Viertelzoll einen Schuh gelten; wenn dieſes Modell wirklich Waſſer ſchöpfen ſoll, kann man die Stiefeln und Kolben nicht ſo klein machen, als es die Proportion erfordert, denn bey ſo kleinen Stiefeln, die nur eine Linie im Durchmeſſer halten, würde es ſchwer ſeyn, ſolche Ventile anzubringen, die wirklich ſpielen; den Steigeröhren hingegen kann man die proportionirte Höhe nicht geben. Man macht alſo die Stiefeln etwas weiter, und die Steigröhren nur ſo hoch, als es die Bequemlichkeit zuläßt; bemerket aber dabey, wie hoch dieſe und wie weit jene hätten ſeyn ſollen. Wenn das Modell von einer ganzen Fabrik, die ein weitſchweifiges Werk enthält, und mehrere Umſtände, mehrere Maſchinen erfordert, z. B. das Modell von einer ganzen Meſſingfabrik, nach einem kleinen durchaus gleich großen Maßſtabe, hat müſſen eingerichtet werden: ſo pflegt man von denjenigen Theilen, die zu klein ausgefallen ſind, und folglich nicht deutlich genug vorgeſtellt werden konnten, z. B. von den Meſſinghammern, Drathmühlen, Stockſcheeren, und dergl. ein beſonderes Modell von einem größern Maßſtabe zu machen. Diejenigen Theile aber, die an der Maſchine aus Eiſen geſchmiedet, oder aus Metall gegoſſen werden, wie die krummen Zapfen an der Waſſermaſchine, die Stiefeln an einem Druckwerke und dergleichen pflegt man zuvor, in ihrer natürlich wahren Größe, aus Holz zu machen, damit ſie den Arbeitern zu einem Muſter, zu einer Lehre dienen können. Ein Hammerſchmidt, wenn er einen geſchnitzten krummen Zapfen vor Augen hat, wird die Figur und das Maß nicht leicht verfehlen; der Gießer aber muß das Modell zuvor abformen, um das flüſſige Metall in die gemachten Formen gießen zu können.

Wenn man ſich von der Einrichtung eines Gebäudes oder Maſchine einen vollkommenen Begriff machen will, thut auch ein ſchlechtes Modell öfters beſſere Dienſte, als der genaueſte Riß. Wer von der Richtigkeit dieſes Satzes nicht überzeuget iſt, darf nur den Abriß von einer Maſchine gegen das Modell halten. Der Abriß befindet ſich auf einer ebenen Fläche, und hat nur eine einzige Stellung; man ſiehet auf demſelben niemals alle Theile zugleich und diejenigen, die man ſehen kann, ſiehet man ſelten ganz, und allezeit nur von einer Seite. Wenn man auch neben dem Aufriſſe, einen Grundriß und einen Durchſchnitt hat, und neben dieſen dreyen noch einige einſchichtige Theile beſonders gezeichnet hat: ſo wird doch eine große Uebung erfordert, um ſich aus dieſen Zeichnungen eine rechte Vorſtellung von dem ganzen Werke zu machen. Das Modell aber hat wirkliche Erhöhungen und Vertiefungen, wie ſie im Großen vorkommen; es kann ſelbiges in verſchiedene Stellungen gebracht und auf allen Seiten betrachtet werden. Es verdeckt nicht ein Theil die andern, und wenn ſich etwa einer nicht ſo deutlich zeigen ſollte: ſo läßt ſich das ganze Modell ſo leichtlich aus einander legen, daß man alle übrigen Theile hinweg ſetzen, und einen jeden inſonderheit ſtehen laſſen, unterſuchen, abmeſſen und auf dieſe Art das wahre Verhältniß, welches ein Theil mit den übrigen hat, deutlich und richtig einſehn kann. Man kann das Gleichgewicht zwiſchen der wirkenden Kraft und dem Widerſtand ohne Mühe berechnen; man kann mit einem Worte von dem ganzen Werke beynahe ſo vollkommen aus dem Modell, als aus der Maſchine ſelbſt belehret werden.

In vielen Umſtänden wird man leichter aus dem Modelle, als aus der Maſchine ſelbſt klug; die Maſchinen ſind oft weitläuftig, ihre Theile ſind nicht an einem Orte beyſammen, ſondern ſie nehmen ein ganzes Gebäude ein; folglich kann man das ganze Werk auf einmal nicht überſehen, man muß durch verſchiedene Orte herum gehen, wenn man alle Theile der Maſchine zu Geſicht bekommen will. Man betrachte nur eine der bekannteſten Maſchinen, eine Kornmühle. Das Waſſerrad iſt außer dem Gebäude; der Mehlkaſten ſtehet innerhalb auf ebener Erde, und fällt bey dem erſten Eingang in die Augen; das Kammrad und das Mühlſteingetriebe ſind hinter dem Mehlkaſten gleichſam verborgen; zu den Mühlſteinen muß man in das oberſte Stockwerk gehen, u. ſ. w. und nachdem man alle Theile, einen nach dem andern, geſehen hat, geſchiehet es gar oft, daß man zuletzt doch nicht weiß, worin die weſentliche Einrichtung des ganzen Werks beſtehe, wie die Theile mit einander verbunden ſind, und einander bewegen. Bey dem Modell aber überſiehet man mit einem Blick alles, was zur Maſchine gehört; man hat alle Theile, die durch das ganze Gebäude zerſtreut ſind, zugleich vor Augen, mithin ſiehet man den ganzen Zuſammenhang und die ganze Einrichtung. Weil ſich das Modell wirklich bewegen läßt: ſo ſiehet man, wie die Kraft angebracht iſt, und die Maſchine in Bewegung bringet, wie ſich die Geſchwindigkeiten der bewegten Theile gegen einander verhalten, wie oft der Mühlſtein bey jedem Umlaufe des Waſſerrades herum läuft, wie die Arbeit, der Ordnung nach, fortgehet, und nach den Regeln der Mechanik erleichtert oder beſchleuniget wird.

Wenn man ein neues unbekanntes Werk, eine Fabrik, ein wichtiges Gebäude aufzuführen geſonnen iſt, ſind die Unkoſten, die auf ein genaues Modell verwendet werden, gut angelegt, und ſie werden durch die vielfältigen Dienſte, die ein ſolches Modell dem Bauherrn ſowohl, als dem Baumeiſter leiſtet, gewiß mit Vortheil erſetzet. Weil man an dem Modell das ganze Werk und alle ſeine Theile auf einmahl überſiehet: ſo kann der Bauherr, wenn er nur eine geringe Einſicht hat, gleich bey dem erſten Anblicke bemerken, ob ein jeder Theil am rechten Orte angebracht iſt, ſeinen gehörigen Platz einnimmt, und eine gute Stellung bekommt? Ob zur Arbeit, zu gewiſſen Handgriffen, zu andern Geſchäften ein genugſamer Raum übrig bleibet? Er kann dem Baumeiſter, wenn ſie beyde auf das Modell ſehen, ſeine Meinung deutlicher erklären, und der Baumeiſter kann ihm durch das Modell vieles begreiflich machen, das er ſonſt niemahls würde eingeſehen haben; er kann die vorfallenden Zweifel, und die gemachten Einwürfe auf eine begreifliche Art widerlegen; er kann, wenn es nöthig zu ſeyn ſcheint, das ganze Werk ohne Unkoſten abändern, das Modell einrichten, und die beobachteten Fehler noch in der Zeit verbeſſern, bevor das Gebäude angefangen iſt; er kann endlich, nachdem er das Modell mit dieſer Vorſicht vollkommen hergeſtellt, und nach reifer Ueberlegung mit dem Bauherrn darüber einig geworden, ſicher zur Ausführung ſchreiten, und den Bau ungehindert fortſetzen, ohne zu befürchten, daß etwa, wie es nicht ſelten geſchiehet, ſchon nach vollendetem Werke noch einige nothwendige Aenderungen mit vielen Unkoſten vorgenommen werden müſſen.

Auch den Werkleuten leiſtet ein genaues Modell unter dem wirklichen Baue gute Dienſte; es erleich-

erleichtert und verkürzt ihre Arbeit ſehr viel. Es wird ihnen, wenn ſie das Modell vor Augen haben, ſo leicht kein wichtiger Zweifel vorfallen, oder ſie werden denſelben ohne vieles Nachdenken ſich ſelbſt leicht auflöſen; ſie werden ſich in allen Fällen und Umſtänden zu helfen wiſſen, und bey etwa ſich ereignenden Schwierigkeiten, auch in Abweſenheit des Baumeiſters, allezeit zu rechte kommen.

Ueber die eigentliche Verfertigung der Modelle läßt ſich im Allgemeinen übrigens nicht viel ſagen, da ſie aus ſo verſchiedenen Materien beſtehen, und eben ſo verſchieden und mannigfaltig eingerichtet ſind, als die Maſchienen, Gebäude ꝛc., die ſie im Kleinen vorſtellen. Um ein Modell zu machen, muß man Meiſter in der Kunſt ſeyn, die ſich mit der Verfertigung oder dem Bau des Originals beſchäftiget; wenigſtens muß man die Fertigkeit haben, das Modell mit der größten Genauigkeit auf dem Papier zu entwerfen, um es von ſolchen Künſtlern machen zu laſſen, die in derjenigen Materie arbeiten, wovon das Modell ſeyn ſoll.

Faſt alle Künſtler und Handwerker gebrauchen zu gewiſſen Theilen ihrer Arbeiten Modelle, um deſto ſicherer die verlangten Sachen darzuſtellen. Bey einigen ſind ſie ganz unentbehrlich. Dahin gehören zum Beyſpiele die Modelle der Gießer und der Schmiede.

Die Modelle für die Schmiedearbeiten verfertiget man aus Holze, und beobachtet dabey, daß man an den Orten, welche bloß auf der Drehbank oder mit der Feile bearbeitet werden können, nur Holz ſtehen läßt. Uebrigens dringet man darauf, daß das Maß in allem ſo genau, als möglich iſt, beybehalten werde, daß die Oberfläche des Eiſens, wenn es aus der Schmiede kommt, rein und nicht ſchuppicht ſey, daß es keine Riſſe habe, und daß man es

nach dem Ausglühen unter die Aſche ſtecke, und es langſam erkalten laſſe.

Auch die Modelle, welche man dem Gießer ſchickt, werden aus Holz verfertigt, wenn die Arbeit maſſiv und einförmig ſeyn, d. i. bloß mit der Feile und auf der Drehbank bearbeitet werden ſoll. Allein ſoll ſie mit getriebener Arbeit verzieret werden; ſo muß man dieſe Theile auf dem Holze in Wachs abformen, wenn man damit umzugehen weiß; wo nicht, ſo laſſe man ſie von einem Bildhauer oder Ciſelirer modelliren. Wenn man es recht gut machen will, muß man das Modell zuerſt in Bley abgießen, das Stück von einem Ciſelirer ausbeſſern, und es hernach in Meſſing abgießen laſſen.

Bey allen Modellen, die man dem Gießer giebt, muß man darauf ſehen, daß, wenn ſie in dem Sande abgeformet worden, man ſie wegnehmen könne, ohne daß an der eingedrückten Geſtalt dadurch etwas verdorben werde. Es müſſen daher die eingedrückten Theile kleiner ſeyn, als die obern. Will man eine cylindriſche Höhlung machen, ſo mache man ſie in dem Modell unten enger als oben.

Die Gießer gießen diejenigen Theile, welche hohl ſeyn ſollen, über Kerne, die ſie in der Form befeſtigen. Die Größe des Kernes beſtimmt alsdann die Dicke des gegoſſenen Stückes. Man trage Sorge, ſelbige durch einen hervorſtehenden Theil anzudeuten. Wenn man z. B. eine Pumpenröhre haben will, und von dem Gelbgießer einen hohlen Cylinder verlangt, ſo gebe man ihm einen hölzernen Cylinder, und laſſe an jedem Ende einen cylindriſchen Theil ſtehen, nach welchem er den Kern einrichtet, damit das Stück die verlangte Dicke bekomme.

Man vergeſſe bey Verfertigung der Modelle nicht, daß das Meſſing beym Erkalten einkriecht, und daß daher das gegoſſene Stück allemahl kleiner wird, als das Modell. Folglich muß man dieſes ein wenig ſtärker machen, als die Arbeit werden ſoll.

Aber eben dieſe Urſache, welche das Stück von außen kleiner macht, macht es inwendig, wenn es hohl iſt, zugleich weiter, und folglich wird die Dicke vermindert. Man muß daher auch hierauf Acht haben.

Endlich iſt das Modell, wenn es aus dem Guſſe kommt, rauh; es muß alſo die Oberfläche, ſowohl

in=

inwendig als auswendig weggeſchafft werden, und auch alsdann finden ſich noch oft genug Fehler, denen man abhelfen muß. Alles dieſes nöthiget uns, die Modelle größer zu machen, als das Stück werden ſoll.

Beym Schiffbau iſt ein Modell die Abbildung des zu erbauenden Schiffs, welches die Schiffszimmerleute von kleinen Holzſtücken nach verjüngtem Maßſtabe machen, um vermittelſt deſſelben zu beurtheilen, wie der Bau im Großen ausfallen werde. Unterdeſſen hat Herr Bouguer ſehr richtig angemerkt, daß dieſe kleine Probe des Modells, und das Mittel, von ihm auf das größere, in Verhältniß des Maßſtabes zu ſchließen, ſehr unrichtig ſey. Die kleine Kopie kann, um nur ein Beyſpiel anzuführen, ſich bey der Unterſuchung ſeines Verhältniſſes in Folge der Bemaſtung unmöglich ſo bezeugen, wie das Original in ſeiner wahren Größe. Denn man kann ja den Wind auch nicht verkleinern. Einige nennen auch Modell die Verzeichnungen des Baues, auch das Gerippe ohne Verkleidung.

Bey den Glaſern findet man von dünnen Bretern oder Pappe zugeſchnittene Modelle zu runden, acht- und ſechseckigen Fenſterſcheiben, die aber nunmehr ſelten in neuen Gebäuden gemacht, ſondern nur noch an alten Gebäuden angetroffen werden. Doch in Oberdeutſchland und der Schweiz ſind dieſe Scheiben noch im Gebrauch. Die runden Scheiben werden nach dem Zirkel mit dem Diamant zugeſchnitten, und die am Rande ſtehen gebliebenen Ecken mit dem Kröſel abgebrochen. Runde Scheiben werden öfters ſchon auf den Glashütten geliefert. An einigen Orten hat man auch einen Diamantzirkel, womit ſie rund geſchnitten werden.

Modelle der Watten ſind die von Hanfwerge verfertigte Watte, welche zum Muſter der baumwollenen oder ſeidenen Watten dienet. Der Wattenmacher nimmt nähmlich eine Hand voll Hanfwerg, kämmt ſolches in der feſtliegenden Kardätſche überall gleichviel, alsdenn kardätſchet er dieſes Werg mit der andern Kardätſche ſoviel, wie möglich, durch, und ſuchet dadurch das Werg ſowohl zu reinigen, als auch dahin zu bringen, daß die Fäden deſſelben ſo gleich, wie möglich, liegen. Nunmehr nimmt er Wattenleim, nachdem er das wohl kardätſche Werg in dem Wattenrahmen ausgebreitet, und mit den Fingern überall gleich und dünne ausgezogen hat, und tränkt damit die im ganzen Rahmen ausgebreitete Watte, indem er ſolchen mit einem Pinſel von ſanften Borſten überall gleich beſtreichet, ſo, daß ſich von dem Leim auch etwas einziehe. Der Leim iſt ſehr fließend, denn er muß zwar das Ganze wohl zuſammen halten, aber auch nicht, wenn er trocken iſt, ſo hart werden, daß er gleichſam breche. Denn die Watte muß nicht ſteif, ſondern ſanft und weich ſeyn. Nachdem dieſe beſtrichene Seite trocken geworden, ſo beſtreicht er auch auf die nähmliche Art die andere Seite. Eine ſolche Watte iſt ſelten dicker, als 4 oder 5 Linien, und ein Wattenmacher muß dieſer Modelle viele im Vorrath haben, weil er ohne dieſelben die baumwollnen, oder ſeidnen Watten nicht machen kann.

Allerley Arten der Modelle, ſo wie ſie bey den Künſten und Handwerken vorkommen, zu beſchreiben, würde hier indeſſen nicht am rechten Orte ſeyn, indem ihre nähere Anzeige in verſchiedene beſondere Artikel gehört. So wird man z. B. von den Modellen in den Porzellan-Manufacturen, der Nadler, der Zinngießer ꝛc. in den

Artikeln Porzellan-Manufactur, Nadler, Zinngießer ꝛc. das nöthige finden.

Zu den beſonders merkwürdigen Modellen, die ſich durch die daran gewendete Mühe und Kunſt, oder durch die Koſtbarkeit des Materials, woraus ſie verfertiget ſind, auszeichnen, gehöret unter andern das im Art. Kunſtkammer, Th. 55, S. 394 ſchon erwähnte Modell des Tempels Salomon's, welches ſich in der Modellenſammlung zu Dresden befindet. An dieſem ſchönen Modelle iſt ſechs Jahr, und zwar in den erſten Jahren von acht Geſellen gearbeitet worden, und es ſoll zuſammen an 12000 Thaler, oder, nach anderer Bericht, 8000 gekoſtet haben. Der Tempel hat 24 Fuß im Quadrat. Der Grund und das meiſte Inwendige iſt Eichenholz, das Aeußere aber und die Zierrathen ſind von Birnbaum, und die Feſtons ſind von Birkenrinden, welche in Formen geſchlagen ſind. Am Tempel ſind 6726 Säulen, die eben ſo viele zierliche Capitale haben, welche letztere alle von Bley gegoſſen und von Goldſchmieden verſchnitten ſind. Die Gitter ſind von ſauberem Draht. Das ganze Werk iſt hohl, und hat viele künſtlich gemachte Gewölbe. Man kann alles ſtückweiſe von einander nehmen und recht beſehen. Die Treppen ſind alle nach den Regeln der Baukunſt. Das ganze Werk ſteht auf hohen Böcken, oder auf einem Gerüſte, darin man eine Treppe herunterſteigen muß, und alsdenn den Boden überall aufmachen, und alles inwendig von unten herauf beſehen kann. Alles iſt nach der Bibel und Villalpandi Beſchreibung des Tempels gemacht. Der Räuch- und Brandopferaltar ſind von Metall gegoſſen, die übrigen goldenen Gefäße ſind von Kupfer, Silber oder Zinn, die kleineren Gefäße aber,

aber, als Schaufeln, Zangen ꝛc. ſämmtlich von Silber, welches allein 2000 Mark gekoſtet haben ſoll. Die Prieſter ſind nach ihren verſchiedenen Kleidungen und Geſchäften von Holz geſchnitzt und zum Theil angeſtrichen und ihre Bilder ſind eine Viertelelle hoch. Das Allerheiligſte iſt noch einmal im Großen gemacht, wie auch die Stiftshütte und Bundeslade, genau nach der Bibel. Breter und Stangen ſind vergoldet, die Vorhänge und Decken ſo vielfarbig, als ſie wirklich waren. Um die Decke von Dachsfellen natürlich vorzuſtellen, hat Hr. Schott, der alles angegeben hat, Felle von ungebohrnen Kälbern aus England kommen laſſen *). Neuerlich iſt ein ähnliches Modell des Salomoniſchen Tempels von Schiffnern bekannt geworden, welches zwar weniger koſtbar, aber doch ſehr künſtlich und natürlich iſt.

S. die Beſchreibung in des Hr. von Bibra Journal von und für Deutſchland von 1785. 2 Th. 39 S.

Im Kaufhauſe zu Bremen ſind zwey Modelle von Orlogsſchiffen nach allen Theilen und Zubehör ſehr artig gemacht. Das größeſte iſt etwa vier Ellen lang, mit drey Verdecken und 61 kleinen meſſingenen Kanonen; das andere iſt drey Ellen lang mit 42 Stücken **). Zu Dresden im grünen Gewölbe iſt ebenfalls ein künſtliches und zugleich koſtbares Kriegesſchiff, deſſen Taue und Strickwerk von Gold gedrehet ſind. Die Segel ſind aus Elfenbein ſehr fein, wie Papier geſchnitzt, und auf dem einen iſt das Sächſiſche Wappen. Das Schiff hat dreyfach über einander ſtehende Kanonen von Meſſing, jede drey Zoll lang. Es ſteht auf einem Poſtemente vom Neptun getragen, und

*) S. von Uffenbachs Reiſen 2 Th. 115 S. f.
**) S. von Uffenbachs Reiſen 2 Th. 184 S.

und ſegelt mit klingendem Spiele um dieſes Poſtement herum, wobey die Matroſen die Anker lichten und rudern.

S. Beſchreibung des grünen Gewölbes zu Dresden und der kaiſerl. Schatzkammer zu Wien, 5 S.

Unter den vielen in den verſchiedenen Kunſtſammlungen in Berlin befindlichen Modellen zeichnet ſich vorzüglich das Modell von einer Strecke des Schleſiſchen Rieſengebirges, von etwa $2\frac{1}{2}$ Quadrat-Meilen, aus, welches in dem Kabinet des Bergwerks- und Hütten-Departements befindlich iſt. Der Holzſchneider Sigismund Kahl in Steinſeiffen hat ſolches auf Veranlaſſung des Freyherrn von Heinitz Excellenz in Holz ausgearbeitet, und es iſt dies Modell, welches $6\frac{1}{2}$ Fuß lang und 2 Fuß 4 Zoll breit iſt, mit aller nur erdenklichen Genauigkeit ſowohl in Beobachtung der Natur überhaupt, da alle Höhen und Tiefen auf das richtigſte abgemeſſen und nachgebildet ſind, als auch in Rückſicht der kleinſten Nebenumſtände bearbeitet. Ja man kann behaupten, daß von den in der ganzen vorgeſtellten Gegend belegenen Dorfſchaften und einzelnen Wohnungen, gewiß kein einziges Haus zu finden iſt, das nicht auch auf dieſem Modell an ſeinem gehörigen Ort ſtände; eben ſo ſind auch alle übrige wichtige Theile, als Waldungen, hervorragende Steinklippen, Gebirgswaſſer, Teiche, Wege, einzelne Fußſteige, die Landesgränze, ja ſogar einzelne große Steine, und ſelbſt die verſchiedenen Holzarten, durch Hülfe der Farben, mit höchſter Treue dargeſtellt. Die Gegend, welche dies Modell umfaßt, iſt von dem Mittagsſtein und dem Anfang des Dorfs Brünekenberg über der Schneekoppe als dem höchſten Punkt dieſes Gebirgs, angerechnet,

net, bis zu Ende des Dorfs Hermsdorff in der Breite, und von den böhmiſchen Grenzbauden bis zum Buſchvorwerk und dem oberen Theil der Stadt Schmiedeberg in der Tiefe.

S. Berliner Monathsſchrift 1783. Jun. S. 536 fl. Nicolai's Beſchreibung von Berlin und Potsdam II B. S. 805 fl.

Dieſes Modell iſt eine Nachahmung des berühmten von Pfyfferſchen Modells von die Schweitz, welches letztere aber bey weitem größer iſt, und den größten Theil der Schweitz gleichſam wie eine in erhabener Manier gearbeitete Landkarte vorſtellt. An Kunſtwerth in Hinſicht der Arbeit und der Ausführung aller Theile werden ſie von Kennern gleich geſchätzet, wiewohl bey dem Pfyfferſchen die Materie der Gebirge, (wie einige Reiſende es anmerken) immer aus eben der Steinart beſteht, aus welcher die Gebirge ſelbſt zuſammen geſetzt ſind, oder vielmehr nur zu beſtehen ſcheint. Von dem Pfyfferſchen Modelle, welches ſich in Lucern befindet, geben unter andern folgende Schriftſteller Nachricht:

Normann, in ſeinem ſtatiſtiſchen Handbuche der Schweitz.

Meiners, in den Briefen über die Schewitz.

Fried. Leop. Graf zu Stolberg's Reiſe in Deutſchland, der Schweitz, Italien und Sicilien I B. Königsberg und Leipzig bey Nicolovius. 1794. 8. S. 120 fl. Derſelbe ſagt über dieſes Modell:

Von dannen gingen wir zum franzöſiſchen Generallieutenant, dem Herrn von Pfyffer, welcher ein geborner Lucerner iſt, und ſeit zwanzig Jahren an einer Vorſtellung der innerſten Schweitz arbeitet. Er hat ſeine Vaterſtadt zum Mittelpunkte genommen; es iſt auch ungefähr der Mittelpunkt des ganzen Landes. Dieſer Mann hat ſeine Arbeit mit Geiſt unternommen, mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit und Geſchicklichkeit führet er ſie aus. Auf einer ungeheuern Tafel überſieht man in erhabner

Arbeit

Arbeit die Vorſtellung von zweyhundert und zwanzig Quadratſtunden. Man ſieht, in ihrer wahren Proportion, alle Berge und Thäler, die in dieſem Raume liegen. Man erſtaunt zu ſehen, welch ein Maulwurfshügel der Albis, der bey uns für einen anſehnlichen Berg gelten würde, gegen den Rigi; welch ein Hügel dieſer gegen den Pilatus; wie viel höher als der Pilatus die Reihe von Schneegebirgen ſey, welche mit gleich hohen Gipfeln ſich zackig vom Kriſpalt, aus dem der Rhein entſpringt, bis zu den ſavoyiſchen Gebirgen erſtrecket. Dieſe letztern ſind nicht mit auf der Tafel, aber der Kriſpalt und ein Theil des viel minder hohen Gothard. Jede Landſtraße, und die Fußpfade, welche über die Gebirge führen, ſind ausgezeichnet; jeder Waſſerfall, jeder Strom mit ſeinen Brücken, jede Stadt und jedes Dorf, ja die einzeln zerſtreuten Häuſer. Deutlich ſind die Wälder des Laubholzes von Tannenwäldern unterſchieden. Man ſtelle ſich vor, welche Schwierigkeiten der Mann zu überwinden hatte, um alle dieſe Höhen und Tiefen genau aufzunehmen, in Gegenden, wo einzelne Felſen und Haine ihm oft ſo viel Zeit nahmen als Gebürge und Forſten. Dieſe Schwierigkeiten wurden noch durch die für ihre Freyheit ſo eiferſüchtigen Bewohner der kleinen Kantone vermehrt, welche ihm oft die Aufnehmung und Abzeichnung wehrten, aus Furcht, daß dereinſt ein Feind ſie nutzen möchte. Er machte daher viele dieſer Arbeiten bey Mondſchein. Thäler, welche für unzugänglich gehalten wurden, und unbeſtiegne Gipfel beſuchte der unverdroſſene Mann, der doch weit über funfzig Jahr alt war, als er dieſe Unternehmung anfing. Die ganze Maſſe iſt mit ſo vielem Fleiß als Kunſt aus Maſtix bereitet. Die Farben ſind natürlich. Ich glaubte, die Nadelhölzungen wären aus Schlacken gemacht, er lächelte, ging in ſein Kabinett, und kam zurück mit einer umgekehrten zottigen Nachtmütze von Baumwolle.

Aus ſolchen Zotten, ſagte er, die ich mit Maſtix überkleide, mache ich die Tannenwälder, welche Sie hier ſehen.

Hinter der Seite, wo die hohen ſüdlichen Gebirge abgebildet ſind, hat er in der Entfernung von einigen Schritten ein kleines abgeſtuftes Gerüſte ſtellen laſſen. Von dieſem nimmt ſich die ganze Arbeit

vorzüg-

vorzüglich ſchön aus. Hier überſah ich im Kleinen Gebirge, wie ich einſt auf der Hochwang, einem Berge in Graubünden, rechts die Tiroler Gebirge, links den Gothard, und zwiſchen ihnen zahlloſe Gipfel dieſes großen Zwiſchenraumes überſchaute.

Der General Pfyffer iſt ein gefälliger, lebhafter Greis von beynahe achtzig Jahren *).

Sehr intereſſant und belehrend für jeden Freund des Alterthums, beſonders aber der Bau- und bildenden Künſte, ſind die Korkmodelle, welche die noch in und um Rom befindlichen Ruinen von Tempeln und Monumenten im Kleinen mit der täuſchendſten Aehnlichkeit vorſtellen, wie man ſie in Caſſel zu bewundern Gelegenheit hat, und die der verſtorbene Roſt in Leipzig in ſeiner Kunſthandlung zum Verkaufe ausbot, und die jetzt mit außerordentlicher Treue und Geſchicklichkeit von dem Herrn Conditor Mey in Erfurt verfertiget und den Liebhabern für verhältnißmäßig ſehr billige Preiſe überlaſſen werden. „Bis jetzt, ſagt Roſt in ſeiner Anzeige aller Kunſtwerke in der Roſtiſchen Kunſthandlung zu Leipzig, I. Abth. S. 43—56, ſind nur wenige dieſer in ihrer Art einzigen und herrlichen Modelle bekannt. Nur ein einziger berühmter Künſtler und Architect zu Rom hat die noch in und um Rom befindlichen Ruinen von Tempeln und Monumenten des Alterthums, in Größe von 12 bis 20 Zoll, nach den großen Originalen mit der bewundernswürdigſten Genauigkeit nachgeahmt.“

Dieſe in Rom verfertigten Modelle in Kork, von denen verſchiedene in Caſſel befindlich ſind, waren die vorzüglichſten Muſter, die Herr Mey kopierte. Er reiſete nach Caſſel und Leipzig, um ſich eines geſchickten Mannes zu verſichern, der ſie richtig

*) Dieſes ſchrieb der Herr Graf im September 1791.

richtig aufnehmen und nachzeichnen könnte. Er verglich mit dem Maße, das bey jedem Stücke nach römiſchen Palmen angegeben iſt, und mit der ganzen Ausführung die Werke eines Piraneſi und Palladio, und ſo entſtanden die ſeinigen, die von allen Freunden der Kunſt und von Kennern, die an Ort und Stelle waren, wegen ihrer Treue in der Nachbildung, wegen ihres architektoniſchen Ebenmaßes, wegen ihrer meiſterhaften Vollendung bewundert werden. Herr Mey gehört daher unter die erſten deutſchen Künſtler, welche die Anwendung des Korkes zur Nachbildung der alten Monumente im hoher Grade vollendet zeigten.

Seine Kunſtwerke tragen überhaupt das Gepräge der höchſten Vollkommenheit, die ſich mit dieſer Maſſe erreichen läßt. Das Monument ſcheint durch ſeine Maſſe — den löcherigen Kork, und die Farben, die der Künſtler der mahlenden Zeit gleichſam abgeſtohlen hat, — für das Alterthum zu ſprechen, wohin es gehört. Alle Schattirungen, Figuren, Mauern, Thüren, Pfoſten, Säulen, Gänge, Wölbungen, Bogen, Inſchriften, Auszierungen, der ganze innere und äußere Schmuck, alle verfallene, verwitterte, bemooſte Theile, kurz alles, was die Zeit übrig gelaſſen und was ſie angehängt hat, alle Einſenkungen in die Erde, Verſchüttungen oder Verſtümmelungen ſind mit der wahrſten Nachbildung dargeſtellt; nichts geht verloren, von dem kleinſten und ſchmächtigſten Geſimſe bis auf die ſtärkſten Maſſen, von dem kleinſten ausgefallenen Steine bis auf die Hauptpfoſten und Schlußſteine; von der Art, Steine zu ſchichten, bis auf die Füllung iſt alles angegeben. Die genauſte Verjüngung erſtreckt ſich auf die kleinſten und zarteſten Theile. Nach dem in

der

der Specification angeführten Maße, welches das Geſtelle mit begreift, und nach dem auf dem Geſtelle angedeuteten und in römiſche Palmen aufgelöſten Maßſtabe laſſen ſich alle Monumente auf Verlangen entweder vergrößern oder ſo weit verkleinern, als es die Natur der Sache erlaubt.

Wer kennt nicht den Vorzug richtiger Modelle vor allen Abbildungen und Kupferſtichen, wenn dieſe auch noch ſo getreu und täuſchend wären? Wie ſehr müſſen alſo ſelbſt die ſorgfältigſten architektoniſchen Zeichnungen eines Desgodetz, Piraneſi, le Roy, Stuart ꝛc. gegen dieſe mit unglaublicher Genauigkeit ausgeſchmückten Korkmodelle zurückſtehn? Wenn der Kupferſtecher oder Mahler in Darſtellung der bedeckten Schönheiten z. B. an den Gewölben in den Gängen, ſeine Zuflucht zu Vereinzelungen nehmen, und ſo das unzertrennlich Verbundne trennen muß, ſo ſieht man hier jeden Theil an das große Ganze nach der Ordnung geknüpft, die ihr der Künſtler, ſeinem Vorbilde gemäß, ſo beſtimmt geben konnte. Wenn die heilige Legende nur ein einziges Monument der Baukunſt, das ſich weniger durch ſeinen Geſchmack, als durch die Heiligkeit ſeiner Beſtimmung empfiehlt, — die Kapelle von Loretto, durch Engel an ihren jetzigen Ort hintragen läßt, ſo muß man über die hohe Wirkſamkeit und die himmliſche Magie der Kunſt erſtaunen, die alle Monumente des Alterthums, ohne dem Orte ſeine Zierde zu rauben, transportabel gemacht, und die Mittel der Möglichkeit, an ihrer Bewunderung Theil zu nehmen, den Kunſtſinn durch Anſchauen und Vergleichung zu ſchärfen, wahren Kunſtgeſchmack zu verbreiten, und den Begriffen von architektoniſchen Kunſtwerken mehr Klarheit, Deutlichkeit

lichkeit und Beſtimmtheit zu geben, unter dem Publikum vervielfältigt hat.

Kein Werk der Kunſt kann deswegen würdiger ſeyn, einen Platz in den Kunſtkabinetten zu finden, als dieſe Modelle; keins hat mehr Anſpruch unter den Verzierungen geſchmackvoller Zimmer zu glänzen; keins mehr, die Tafeln großer Herrn zu ſchmücken, da dieſe oft durch die geſchmackloſeſten und widerſinnigſten Aufſätze entſtellt ſind, und dem Kunſtliebhaber, bey der nicht ſelten an dieſem Orte gewöhnlichen Langeweile, gar keinen Stoff zu belehrenden Geſprächen gewähren.

Obgleich die Maſſe ſo leicht iſt, darf man doch wegen ihrer Dauer und Feſtigkeit ganz unbeſorgt ſeyn. Der treffliche Künſtler weiß jedes einzelne Stück der Korkmaſſe nicht nur mit ſeinen Theilen, ſondern auch mit dem Ganzen ſo zu befeſtigen, daß jedes Monument ohne die geringſte Gefahr an die entfernteſten Orte verſendet werden kann, und es auch zu verhüten, daß ſich der Kork in der Hitze nicht wirft. Auch die kleinen Figuren, die an dieſen Monumenten nicht von Kork gemacht werden, weil ſie handelnde Perſonen vorſtellen, werden von einer Maſſe verfertigt, die mit dem Kork allen Einwirkungen widerſteht.

Specification aller Monumente von Kork, die der Conditor Mey in Erfurt verfertigt hat, und die bey den Gebrüdern Gädicke in Weimar um beygeſetzte äußerſte Preiſe in Commiſſion zu haben ſind.

1) Arco di Conſtantino, lang 2 Schuh 2 Zoll; breit 1 Schuh 1 Zoll; hoch 9 Zoll. Preis 35 Dukaten; in der roſtiſchen Kunſthandlung in Leipzig koſtet dieſes 58 Dukaten.

2) Arco di Settimo Severo, 2 S. 3 Z. l.; 1 S. br.; 1 S. 10 Z. h.; 36 Duk.; bey Roſt 50—58 Duk.

3) Arco di Tito, h. 1 S. 8 Z.; br. 1 S.; l. 1 S. 8 Z.; Pr. 32 Duk.; bey Koſt 35—45 Duk.

4) Arco di Severo Pio, h. 1 Sch. 4 Z.; l. 1 S. 8 Z.; br. 1 S. 33 Duk.; bey Koſt 36 Duk.

5) Arco di Druſo, h. 1 S. 8 Z.; l. 1 S. 7 Z.; br. 1 S. 2 Z.; 33 Duk.; bey Koſt 36 Duk.

Dieß Monument kann auch, ohne ſeiner Schönheit zu ſchaden, nach einem kleinern Maßſtab verfertigt werden.

6) Arco di Giano, h. 1 S. 5 Z.; im Quadrat 1 S. 6 Z. Pr. 28 Duk.; bey Koſt 30—36 Duk.

7) Tempio di Tivoli, h. 1 S. 3 Z.; im Quadrat 1 S. 7. Z.; Pr. 20 Duk.

Ein kleiner, 8. h. 10 Z. im Quadrat, koſtet 11 Duk.

8) Tempio della Teſte, 1 Sch. 5 Z. h.; im Quadrat 1 S. 8 Z. koſtet 20 Duk.; bey Koſt 25—30 Dukaten.

Ein kleinerer 10 Z. h. 10½ Z. im Quadrat koſtet 11 Duk.

9) Tempio della Minerva Medica, h. 1 S. 3 Z.; im Quadrat 1 S. 7 Z. koſtet 25 Duk.; bey Koſt 30—36 Duk.

Ein kleinerer zu 8 Z. H. u. 9 Z. im Quad. 13 Z. Pr. 13 Duk.

10) Tempio di Veſta, h. 1 S. 2 Z.; im Quadrat 1 S. 6 Z. koſtet 22 Duk.; bey Koſt 25—30 Dukaten.

11) Tempio della Fortuna virile, treu nach Palladio, h. 1 S. 2 Z.; l. 1 S. 8 Z.; br. 10 Z.; Pr. 24 Duk.; bey Koſt 30—36 D.

12) Tempio di Giove Statore, h. 1 S. 8 Z.; l. 1 S. 2 Z.; breit 1 Sch. 13 Duk.; bey Koſt 15—18 Dukaten.

13) Tempio di Giove Tonante, h. 1 S. 3 Z.; im Quadrat 1 S.; Pr. 13 Duk.

13) Pyramide di Ceſtio, h. 1 S. 8 Z. im Quadrat 2 S. Pr. 26 Duk.; bey Koſt 30—36 Duk.

Ein kleinerer 10 Z. h.; 1 S. im Quadrat 16 Dukaten.

15) Bagna della Nimfa Egeria, h. 10 Z.; im Qu. 1 S. 3 Z. koſtet 20 Dukaten; bey Koſt 30—36 Dukaten.

16) Sepolcro degl'Orazii in Albano, h. 9½ Z., im Quadr. 1 S. 20 Duk.; bey Koſt 30—36 Duk.

Dieß

Dieß Grabmal kann auch nach einem grö-
ßern Maßſtabe verfertigt werden.

17) Tempio del Sole et della Luna, h. 10½ Z.; l. 1 S. 9 Z., breit 1 S. 20 Duk.; bey Koſt 30 —36 Duk.

Auch nach einem größern Maßſtabe.

18) Sepolcro di Plauzio, h. 11 Z., im Quadrat 1 S. 1 Z. Pr. 16 Duk.

Auch nach einem größern Maßſtabe.

19) Tempio della Concordia, h. 1 Sch. 5 Z.; l. 1 S. 10 Z.; br. 1 S. 1½ Z. 22 Duk. bey Koſt 25—30 Duk.

20) Tempio della Salute, h. 1 S. 9 Z. im Quadr. 1 S. 6 Z. Pr. 28 Duk. bey Koſt 30—36 Duk.

21) Tempio della Fortuna muliebre, h. 1 S. 5 Z.; br. 1 S. 4 Z.; l. 1 S. 9 Z. Pr. 28 Duk. bey Koſt 30—36 Duk.

22) Ponte Salara, l. 4 S. 11 Z.; br. 1 S. 4 Z.; h. 1 S. 5 Z. 33 Duk. bey Koſt 35—45 Duk.

23) Foro di Pallade, h. 1 S. 8 Z.; l. 1 S. 8 Z.; br. 1 S. Pr. 24 Duk. bey Koſt 25—30 Duk.

24) Foro di Nerva, h. 1 S. 5 Z.; br. 1 Sch. 6 Z.; l. 1 S. 9 Z. Pr. 30 Duk. bey Koſt 30—35 Duk.

25) Mauſoleo di Cecilia Metella, h. 1 S. 3 Z. im Quadr. 1 S. 6 Z. 30 Duk.

26) Tempio d'Antonio e Fauſtina, h. 1 S. 5 Z. l. 2 S. 3 Z.; br. 1 S. 11 Z. 25 Duk.

27) Caſtello dell'Aqua Claudia, h. 1 S. 7 Z.; l. 2 S. 6 Z.; br. 1 S. 2 Z. 33 Duk.; bey Koſt 35 —45 Duk.

28) Caſtella dell'Acqua Marcia, h. 1 S. 5 Z.; l. 2 S. 9. Z.; br. 1 S. 6 Z. 30 Duk.

29) Baſilica d'Antonio, h. 1 S. 8 Z.; l. 3 S. 8 Z. br. 1 S. Pr. 28 Duk. bey Koſt 30—35 Duk.

Auch in einem kleinern Maßſtabe.

30) Emiſſario del Lago di Caſtello Gandolfo, h. 1 S. 2 Z.; br. 1 S. 6 Z.; l. 3 S. 6 Z. 36 Duk. bey Koſt 50—58 Duk.

31) Portico d'Ottavia, h. 1 S. 9 Z.; br. 1 S. 6 Z.; l. 2 S. 32 Duk. bey Koſt 35—45.

Iſt auch in 12 Z. Höhe, 8 Z. Breite, 1 S. Länge, zu 22 Duk. vorräthig.

32) Palazzo di Mecenate, h. 1 S. 5 Z.; l. 4 S. 10 Z.; br. 2 S. 42 Duk. bey Koſt 58—58 D.

33) Theatro di Marcello, h. 1 S. 4 Z.; l. 3 Sch. 8 Z.; br. 1 S. 8 Z. 50 Duk. bey Roſt 55 – 65 Duk.

34) Panteon, h. 1 S. 8 Z.; br. 2 S.; l. 2 Sch. 8 Z.; 120 Duk. bey Roſt 150 – 168.

35) Colliſeo, h. 1 S. 8 Z.; ovalförmig lang 3 S. 4 Z.; br. 2 S. 4 Z. 120 Duk. bey Roſt 150 – 168 Duk.

Kann noch halb und noch einmahl ſo groß verfertigt werden.

36) Tempio della Pace, h. 1 S. 6 Z.; l. 3 Sch. 6 Z.; br. 1 Sch. 3 Z. 30 Duk. bey Roſt 30 – 35 Duk.

37) Der Tempel von Päſtum, 1 S. 3 Z. h. 3½ S. l.; 1 Sch. 4 Z. br. 45 Duk.

38) Ein kleines gothiſches Monument, welches ſich vor dem Brühler Thor zu Erfurt befindet, 1 S. 5 Z.; 1 Sch. br. 12 Duk.

39) Die Bildſäule des Churfürſten von Maintz, die ſich in Erfurt auf dem Graben befindet.

40) Mehrere Uhrgehäuſe in antikem Geſchmacke.

Der größere Theil dieſer Monumente iſt wirklich fertig, und kann an die Liebhaber um beygeſetzte Preiſe alsbald abgeſendet werden. Pack- und Frachtkoſten trägt der Käufer. Vorräthig ſind Nr. 1. 1. 4. 7. 8. 8. nach kleinerem Maßſtabe. 9. 9. nach kleinerem Maßſtabe. 10. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 37. 38. 39. 40.

Auf ſichere Beſtellungen können auch die nicht vorräthigen binnen kurzer Zeit abgeliefert werden, da viele einzelne Theile, die nur zuſammen geſetzt werden dürfen, vorräthig liegen.

Da die Korkmodelle des Herrn Mey denjenigen, welche in der roſtiſchen Kunſthandlung zu haben ſind, nicht nur gleich kommen, ſondern ſie noch übertreffen ſollen, ſo zeugt der billigere Preis ſehr von der Anſpruchloſigkeit und Beſcheidenheit des Künſtlers. Mehrere Nachricht von dieſen Meyiſchen Kunſtwerken findet man in

Wieland's Neuem Teutſchen Merkur. IV. St. 1800. S. 325. Ueber Herrn Mey's Felloplaſtick*).

Herr

*) Die Griechen nannten die Korkeiche φελλος. Felloplaſtik heißt alſo Bildnerey in Kork.

Herr Karl Löſcher, vormals Gräfl. Thuniſcher Bergmeiſter, jetzt wohnhaft in Freyberg, empfiehlt den Freunden der Bergswerkswiſſenſchaften die von ihm vollkommen nach der Natur verfertigten **Modelle vom praktiſchen Grubenbau.** Das Innere des Grubenbaues iſt an dieſen Modellen ſo deutlich und richtig nach dem verjüngten Maßſtabe vorgeſtellt, daß auch ganz Unwiſſende ſich eine deutliche Vorſtellung davon machen können. Das Geſtein iſt mit dem Freybergiſchen Gneisgebürge vollkommen täuſchend, man ſieht alle Arbeiten in dem Geſtein, die Baue ſind in einzelnen Piecen vorgeſtellt, daß man jedes Stück bequem vor ſich nehmen nnd betrachten kann. Die ganze Anzahl der Modelle beläuft ſich auf 28 Stück, z. B. Straßenbau, Firſtenbau, Kunſtſchacht, u. ſ. w. desgleichen die ſämmtliche Stollen- und Schacht-Zimmer- und Mauerung; es befindet ſich auch ein Markſcheiderszug mit dabey, wo man die Operation des Markſcheiders auf dem Stollen ſehen kann; desgleichen ein ſehr lehrreiches Stück vom Streichen und Fallen der Gänge. Alle dieſe Modelle ſind ſehr dauerhaft und können zuſammen in einer Kiſte ſehr gut eingepackt und auf dem Poſtwagen verſendet werden. Eine ſolche Suite von Modellen koſtet, mit Beſchreibung und Emballage, 65 Rthlr.

Intelligenzblatt der allgemeinen Literaturzeitung, 1798. Nr. 10.

Von ſehr umfaſſendem Nutzen ſind übrigens die **Modellſammlungen,** welche man an mehreren großen Orten zum Behuf der Bildung junger Handwerker, Künſtler und Baumeiſter und anderer Liebhaber der Wiſſenſchaften veranſtaltet hat.

In Berlin hat unter andern die Realſchule auf ihrem ſo genannten Maſchinenſaale eine ſehr inſtructive Sammlung von Modellen, ſowohl von den wichtigſten ökonomiſchen, mechaniſchen und architektoniſchen Sachen, als Polyſpaſten, Schrauben, Haſpeln, Hebeladen, alle Arten Mühlen, allerhand Waſſermaſchinen, Schleuſen, Brücken, von Bergwerks- und Hüttenmaſchinen, von holländiſcher Zwirnmühle, Webeſtühlen, Backöfen, Spinnmühlen, Nadlerwippe, von allerley Arten des Pfluges, der Egge, Dreſchmaſchinen u. ſ. w., von Oefen, von allen Arten Gewölben, Portalen, Häuſern, Palläſten, Landhäuſern, von Artillerieſtücken, Feſtungen, Lägern u. ſ. w.; als auch von den merkwürdigſten wirklichen Gebäuden und andern Dingen, die bey Ausländern oder im Alterthum berühmt ſind, z. B. Model vom Thurm zu Piſa, römiſchen Triumph, römiſchen Lager, Pantheon, Pyramide, Thurm und Stadtmauern zu Babylon nach Herodot u. a. Die Abbildung der Felſen und der Feſtung Gibraltar vom Hrn. Catel hierſelbſt; u. a. m., wovon beſonders der Herr Ober-Conſiſtorial-Rath Hecker in der Einladungsſchrift vom 14ten April 1800 Nachricht gibt.

Von viel größerem Umfange, und jetzt ſchon einzig in ſeiner Art, iſt aber das große technologiſche **Modell- und Kunſt-Cabinett in Paris** das durch den Biſchof Gregoire in den Zeiten des National-Konvents zuerſt in Vorſchlag gebracht wurde. Dieſes iſt ſeitdem durch den ihm vorgeſetzten Aufſeher, den B. Molard, ſo gut eingerichtet und geordnet worden, daß es ſchon dem öffentlichen Gebrauche hat freygegeben werden können. Auf den Bericht Gregoires wurde dieſes Conſervatoire des arts et métiers in die geräumi-

geräumigen Säle und Nebengebäude der ehemaligen Abtei St. Martin verlegt. Eine groſse Anzahl Maſchinen aus Vaucanſon's Sammlung in der Antons-Vorſtadt, ſo wie die ganze Sammlung der aufgehobenen Akademie der Wiſſenſchaften, und die herrlichen Modelle und Kunſtwerke aus der Gallerie des Herzogs von Orleans wurden dahin abgeliefert. Ungeachtet des ſchlechten Finanz-Zuſtandes wurde doch mit dem Bau und der Anordnung der Gallerien ununterbrochen fortgefahren, ſo daſs die Gallerien des Erdgeſchoſſes jezt ganz vollendet ſind, und man bereits an denen des erſten Stockwerks arbeitet. Die unermeſslichen Schätze dieſer Sammlung, die auch aus vielen Privatſammlungen in Paris und den Departemets ſehr beträchtlichen Zuwachs erhalten haben, und durch die Kommiſſaire bey den ſiegreichen Armeen, beſonders aus den Kabinetten des Erbſtatthalters und aus Italien vergröſsert worden ſind, ſollen unter dem Nahmen Muſéum d'Induſtrie dem Genuſſe und Unterrichte des Publikums geöffnet werden. In der geräumigen Kirche der genannten Abtei ſollen die Maſchinen von gröſserm Umfange aufgeſtellt, in den Höfen und Gärten aber die hydrauliſchen Maſchinen, die Feuerſpritzen u. ſ. w. angebracht werden. Eine zahlreiche Bibliothek aller zur Technologie und Naturkunde gehörigen Werke iſt gleichfalls ſchon in Bereitſchaft, und ein ſchöner und geräumiger Saal bleibt ganz eigentlich für die jährliche groſse Ausſtellung aller neu erfundenen oder verbeſſerten Fabrikate und Kunſt-Produkte im ganzen Umfange der Republik beſtimmt. Die Konſervatoren werden dann ein eigenes Bulletin des arts in jeder Dekade herausgeben, und mehrere chemiſche und techniſche Vorleſungen, die jezt nur durch Subſkrip-

 tion

tion in dem Lycée des arts oder der polytechniſchen Schule Statt fanden, werden hier auf Unkoſten des Staats mit der größten Bequemlichkeit und Verſinnlichung gehalten werden können. Von dieſem Central-Muſeum ſollen ſich dann durch alle Präfektur-Städte ähnliche Muſeen ausbreiten, wozu auch ſchon in Gregoires erſtem Bericht die Grundlinien vorgezeichnet ſind.

Von den Modellſammlungen in Petersburg ſ. Georgi's Beſchreibung der Ruſſ. Kaiſ. Reſidenzſtadt St. Petersburg, St. Petersburg 1790. 8. S. 313. 317.

In Caſſel, — außer dem, was im Art. Kunſtkammer, Th. 55, S. 394 davon geſagt worden, Bernoulli's Reiſen, III. S. 161.

In Göttingen, — ſ. Hollenberg's Reiſe, S. 22.

In Stockholm, — ſ. Deutſches Magazin 1795. Febr. S. 153.

Vom Nutzen der Modelle zum Unterrichte in der Kriegswiſſenſchaft, ſ. im Art. Kriegsſchule, Th. 52, S. 27 fl.

Von Modellen von Gebäuden und nützlichen Maſchinen, als einer angenehmen und nützlichen Beſchäftigung für Kinder, ſ. im Art. Kinderſpiel, Th. 37. S. 854 fl.

Von der Verfertigung der Modelle, welche die Bildhauer zu den Statuen gebrauchen, ſ. den Art. Modellieren.

Von den Modellen zu den gegoſſenen Statuen, ſ. den Art. Statue.

Da unſer Zeitalter übrigens ſo geſchäftig iſt, nützliche Erfindungen gemeinkündig zu machen, ſo haben wir dem Fleiße unſerer Schriftſteller auch verſchiedene Werke zu verdanken, die dazu beſtimmt ſind, die neuen Maſchinen und neuen Formen in

Meublen

Meublen und Hausgeräthen durch Abbildungen und Beſchreibungen bekannt zu machen. Außer den am Schluſſe des Artikels Mode ſchon genannten Zeitſchriften, welche zu dieſem Behufe gleichfalls ſehr brauchbar ſind, gibt es noch verſchiedene, die für die eine oder andere Kunſt und Handthierung inſonderheit beſtimmt ſind, wohin vorzüglich folgende gehören:

Modell-Magazin für Gold- und Silberarbeiter. Leipzig im Induſtrie-Comptoir. Erſte Sammlung mit 7 Kupfertaf. in klein Folio 1 Rthlr. (1802?).

Modell-Magazin für Porzellan- und Fayance-Fabriken, wie auch für Zinngießer und Töpfer. Eben daſ. 1. Heft mit 1 Kupf. Querfol. 1 Rth.

Abbildung der eiſernen Waaren, welche auf den Königl. Preuß. Eiſenwerken zu Malapane, Gleiwitz und Kreutzberg in Schleſien gegoſſen werden. Erſtes Heft (1801?) kl. Fol. Mit 13 Kupfertaf. und ½ Bogen Erklär. derſelb. 1 Rth. (Es ſind Modelle von eiſernen Thorwegen, Fenſtergittern, Brücken, Einfaſſungen, die vielen Beyfall finden. S. Jen. Lit. Zeit. 1801. May. St. 147.)

Neues Modellbuch eleganter Wäſchzeichen zu Tafeltüchern, Servietten und Taſchentüchern, mit 26 Medaillons, als Einfaſſungen zu Buchſtaben und Nummern; nebſt 2 Alphabet verſchiedener ſchöner Schrift, gezeichnet von Emilie Berin. Leipzig, im Induſtrie-Compt. 1801. 6 gr.

Modelltuch, oder auserleſene Deſſeins zum Zeichnen und Stricken, nebſt einem engliſchen und franzöſiſchen Alphabet, auf einem Foliobogen. Leipzig bey Böhme, 1799. 12 gr.

Modell-Magazin für Oekonomen, oder Abbildung und Beſchreibung der nützlichſten und bequemſten Geräthſchaften, Werkzeuge und Geſchirre für Haushaltungen, Landwirthſchaften, Viehzucht, Feld-, Garten- und Wieſenbau, Brauerey und Branntweinbrennerey. Nach den neueſten in- und ausländiſchen Erfindungen und Verbeſſerungen von Johann Riem, Kurfürſtl. Sächſiſchem und Fürſtl. Anhalt-Pleßiſchem Kom-

miſſionsrath, und J. A. Heine, Architekten in Dresden, in Verbindung mit mehreren Landwirthen herausgegeben. Erſtes Heft. Leipzig, bey Voß und Compagnie (1803). Preis 1 Thlr. 8 Gr. Dieſes erſte Heft enthält: 1) Beſchreibung und Abbildung eines Kalkſtreu-Karrens; 2) desgl. eines Wirthſchafts-Karrens; 3) desgl. einer Flachs- und Hanfbrechmaſchine; 4) desgl. einer Wäſchmangel oder Wäſchrolle; 5) desgl. einer Häckſel- oder Siedemaſchine; 6) desgl. zweyer Waſchmaſchinen und 7) eine neu erfundene Waſchmaſchine mit Stampfen. Die dazu gehörigen 6 Kupfertafeln ſind von dem geſchickten Architekt Heine nach den Modellen ſelbſt gezeichnet und ſauber in Kupfer geſtochen worden.

Magazin aller neuen Erfindungen. Leipzig, bey Baumgärtner 1801 ff. mit vielen Kupfern. Bis jetzt 16 Hefte in gr. 4. jedes 1 Rthlr.

Modellbrett, bey den Ledervergoldern und Verſilberern, ſ. im Art. **Leder**, Th. 68, S. 683.

Modell-Cabinett, ſ. **Modellſammlungen**, im Art. **Modell**, oben, S. 549.

Modellholz, ſ. oben, S. 525.

Modellieren, ein verb. regul. act. et neutr. aus dem Franz. Modeler, ein Modell machen. In Thon, Wachs modellieren, ein Modell aus Thon, aus Wachs verfertigen. Imgleichen ſo viel als abformen, Franz. Mouler. Eine Bildſäule modellieren.

Nie wird ein geſchickter Künſtler ſogleich den Meiſſel ergreifen, und einen Block bloß nach ſeiner ungeordneten Einbildungskraft zu einer Figur umſchaffen. Er ſammelt vielmehr vorher ſeine Gedanken, und druckt die Erfindung ſeiner Figur in einem Modell aus. So entwirft ein Dichter vorher einen Plan, ehe er ſich an die Ausarbeitung eines Gedichts waget. Es iſt aber unmöglich, daß der Künſtler ſeinem Modell Ebenmaß,

Leichtig-

Leichtigkeit, und Geſchmack ertheilen kann, wenn er nicht in das Innerſte der Zeichnungskunſt eingedrungen iſt. Daher läßt man zwar einen Lehrling dieſer Kunſt anfänglich nach Vorſchriften zeichnen, wenn er ſich aber in Zeichnungen dieſer Art geübet hat, ſo hält man ihn an, nach Modellen (nach dem Runden) der alten griechiſchen Kunſtwerke Zeichnungen zu entwerfen. Dis iſt um ſo viel nöthiger, da der Mahler eine Figur nur aus einem einzigen Geſichtspunkt vorſtellet, der Bildhauer aber ſein Kunſtwerk der Beurtheilung des Kenners von allen Seiten ausſetzet. Zuletzt muß der Lehrling nach der Natur zeichnen. Allein man verlanget noch mehr von einem Figuriſten. Er ſoll die Spannung der Muskeln bey der angenommenen Stellung der Figur ſo ausdrucken, wie es die Natur der Handlung mit ſich bringet u. d. m. Daher iſt ihm eine anatomiſche Kenntniß des menſchliſchen Körpers unentbehrlich. Durch alle dieſe Uebung vorbereitet bringt man den Lehrling endlich zum Modelliren, wobey er, wie in der Zeichnungskunſt, mit einzelnen Theilen den Anfang macht, und von dieſen zum Ganzen übergehet.

Die Erfindung einer Figur bleibt zwar dieſelbe, ſie mag nun in Thon, Holz, Stein, oder in irgend einer andern Materie ausgedruckt werden: Unterdeſſen muß der Künſtler doch eine ſolche Maſſe zum Modelliren wählen, die ſich leicht unter ſeiner Hand nach den gefaßten Gedanken bilden läſſet, und wovon er ohne Schaden abnehmen und hinzuſetzen kann. Modelle zu Figuren verfertigt er daher aus Thon, Wachs, oder auch aus Stuck. Am liebſten wählt der Bildhauer aber zu Modellen dieſer Art den Thon, weil er in dieſer Maſſe die feinen Züge, mit Beyhülfe eines

naſſen

naſſen Schwamms und eines Pinſels, weit beſ=ſer ausdrucken kann, als in Wachs. Daher wollen wir uns auch vorzüglich mit der Verfertigung eines Modells aus Thon beſchäfftigen.

Der Künſtler nimmt zu einem Modelle entweder Töpfer= oder Pfeiffenthon. Der letzte giebt dem Modell bloß ein beſſeres Anſehen, denn übrigens iſt eine Thonart zu dieſem Zweck gerade ſo brauchbar, als die andre. Doch kann der Künſtler nur ſolche Thonarten wählen, die von Natur geſchmeidig ſind, und nicht zu ſtark ſchwinden. Ueberdem muß er den Thon jedesmal von allem Sande und andern fremden Körpern reinigen. Aus der letzten Urſache wird er zerſtoßen, geſiebet, und alle Beymiſchungen werden bey dieſer Arbeit weggeſchaft. Man verwandelt ihn endlich in eine ſteife Maſſe.

Bey der Ausbildung der Skitze aus Thon muß das Genie des Künſtlers, eine genaue Bekanntſchaft mit der Zeichnungskunſt, und ſeine erlangte Fertigkeit das Beſte thun, Dinge die man entweder nicht beſchreiben, oder füglich vorausſetzen kann. Ein Poußir=Stuhl und einige Poußir Hölzer erleichtern das Mechaniſche dieſer Arbeit. Der Poußir=Stuhl beſtehet aus zwey Theilen, aus einem 4 Fuß hohen hölzernen Geſtelle oder Fuß und einer Scheibe, die auf dem Fuß ruhet. Die Scheibe hängt durch einen langen hölzernen Zapfen mit dem Fuß zuſammen. Man kann alſo dieſe Scheibe vermittelſt des Zapfens nicht nur nach allen Seiten umdrehen, ohne den Fuß zu verrücken, ſondern auch erhöhen und erniedrigen. Der Leſer wird leicht errathen, daß der Thon beym Modelliren auf dieſem Lager oder der Scheibe ruhet, und daß der Poußir=Stuhl die Bequemlichkeit verſchaft, daß man das Mo=

dell bequem nach allen Seiten drehen kann, ſo wie es Schatten und Licht mit ſich bringet. Die Poußir-Hölzer ſind theils rund, theils halbrund, andre ſind wieder hohl, und von jeder Art ſind einige gerade, andre an einem Ende aufgeworfen. Es iſt gleichgültig, ob man Poußir-Hölzer von hartem Holz, oder von Elfenbein wählt.

Der Künſtler bildet einen Theil der Skiʒe von Thon nach dem andern im Groben mit der Hand aus, nimmt ab und ſeʒt nach Befinden hinzu, und arbeitet jede Fläche mit den Poußir-Hölzern, mit dem naſſen Schwamm und mit dem Pinſel weiter aus, wie es ihm in jedem einzelnen Fall am ſchicklichſten ſcheint. Daher trift es ſich, daß der eine Künſtler auf dieſe, der andre auf eine andre Art zu Werke gehet, und beyde doch zu einem Zweck gelangen, wenn ſie nähmlich beyde Meiſter in ihrer Kunſt ſind. Die Handgriffe, zu welchen ſich jeder Künſtler von Jugend auf gewöhnet hat, ſind ihm natürlicher Weiſe die geläufigſten. Aus der zahlreichen Menge Poußir-Hölzer wählt er jederzeit dasjenige, das ſich am beſten zu jeder Vertiefung oder Wölbung paſſet. Wenn er einen Theil des Modells zur Vollkommenheit gebracht hat, ſo ebnet er den Thon mit einem naſſen Pinſel, und ſucht hierbey das Feine mancher Züge noch zu erheben. Trift es ſich, daß er Fehler bemerkt, wenn er den Thon mit dem Pinſel gewaſchen hat, ſo muß er den modellirten Theil, oder auch das Ganze von neuem umarbeiten. Unterbrechen Zeit und Umſtände die Arbeit, ſo bedeckt er die Skiʒe mit einem naſſen Tuch, und hindert hierdurch, daß der Thon nicht trocken wird. Damit aber das Modell nicht von dem Tuche verleʒet werde, ſo entfernt er dieſes in etwas durch ein paar Nadeln, die er in den Thon

ſteckt,

ſteckt, oder beſſer, durch ein kleines Gerüſte, welches den Thon umgiebet.

Was ſoll man noch weiter von dem Modelliren einer Skitze ſagen? Etwa daß die Skitze von der Erfindungskraft und dem Geſchmack ihres Meiſters zeugen, daß ſie der Natur gemäß Ebenmaß, Handlung, eine ſchickliche Stellung haben muß? Alles dis gehört zu der Kunſt des Bildhauers, wovon anjetzt die Rede nicht iſt. Dis aber kann man nicht mit Stillſchweigen übergehen, daß ſich der Meiſter bey kleinen Mängeln nicht verweilet, wenn er eine Skitze verfertiget, und ſeine Gedanken nicht ſogleich ſammeln kann, gerade wie der Schriftſteller bey dem erſten Entwurf ſeiner Schrift kleine Unvollkommenheiten der kaltblütigen Ausbeſſerung überläſſet. Bey einem ausgearbeiteten Modell, oder bey der Verfertigung der Figur ſelbſt verbeſſert der Bildhauer gleichfalls die überſehenen Mängel der Skitze. Ja geſchickte und ſorgfältige Meiſter, die nicht bloß ums Brot arbeiten, entwerfen wohl zuweilen von eben der Figur zwey bis dreymahl eine Skitze, wenn die erſten Verſuche ihren Beyfall nicht erhalten, und wenn der Kenner oder auch wohl der künftige Beſitzer der Figur in Stein Abänderungen wünſchet. Die Forderungen des Beſitzers iſt aber für einen geſchickten Künſtler insgemein eine unangenehme Verſuchung, zumal wenn jener kein Kenner iſt. Läßt man dem Künſtler Zeit, ſo bildet er die Skitze mit aller Vollkommenheit aus, daß ſie ihm zugleich zum Modell bey der Verfertigung der Figur in Stein dienet. In dieſem Fall muß er freylich nicht nur die Wirkung des Ganzen, ſondern auch das Verhältniß der Theile gegen einander genau prüfen.

Soll die vollſtändig ausgearbeitete Skize zugleich der Leitfaden bey der Arbeit in Stein ſeyn, ſo läßt ſie der Künſtler, wenn ſie völlig trocken iſt, in einem Töpferofen brennen. Man ertheilt hierdurch dem Modell Haltbarkeit und Dauer, damit es nicht nur nicht bey der langwierigen Bearbeitung des Steins zerfällt, ſondern damit man es auch zum Andenken, und vorzüglich zum Unterricht künftiger Lehrlinge dieſer Kunſt aufbehalten kann. Der Töpfer muß das Modell in ſeinem Ofen mit einem großen Topf, oder mit einer Kapſel von Thon bedecken. Die Glaſur der benachbarten Töpferarbeit ſpringt häufig ab, und dis würde die unbedeckte Figur verletzen.

Sieht ſich aber der Künſtler genöthiget, die Skize in Eil zu verfertigen, ſo bildet er ſie nur in ſo weit aus, daß man daraus ſeine Gedanken und überhaupt ſeine Erfindung erſehen kann. Bey Skizen dieſer Art erwartet man nicht Genauigkeit, ſondern vielmehr Feuer der Einbildungskraft und der Erfindung.

Bey den vollkommen ausgearbeiteten Modellen hängt es von der Willkühr des Künſtlers ab, ob er ein ſolches verjüngt, oder nach der Größe der künftigen Größe ausbilden will.

Der Künſtler ſieht ſich in dieſem Falle genöthiget, ein Modell in der gedachten Größe von Thon zu verfertigen. Das ausgearbeitete Modell von Thon muß nun zwar gleichfalls mit dem Pouſir-Griffel, wie die Skize, ausgearbeitet werden, allein allerdings mit mehrerer Sorgfalt und Richtigkeit. Die Skize iſt, ſo zu ſagen, nur die erſte Anlage des Modells, und der Künſtler kann ſie mit einer zwangloſen Freyheit ohne alle mühſame Bearbeitung verfertigen. Sorgfalt und Genauigkeit muß er aber anwenden, wenn er ein vollkom-

menes Modell verfertiget. Insbeſondere muß er jedem Theile ein ſchickliches Verhältniß gegen die übrigen Theile und gegen das Ganze geben, und wenn ſein Auge einen entdeckten Fehler nicht ergründen kann, den Zirkel gebrauchen.

Die Proportion der Theile wird in der Zeichnungskunſt gelehret. Man kann hier die Regeln dieſer Kunſt füglich voraus ſetzen, zumahl da die Bildhauer in dieſer Sache nicht übereinſtimmen. Die mehreſten folgen zwar der Proportion, die einige Kunſtverſtändige bey einigen Antiken bemerkt haben, aber doch mit einigen Abänderungen. Einige machen die Figur acht Köpfe, andre zehen Geſichtslängen hoch. Beyde theilen jeden Haupttheil in kleinere Theile, nach welchen ſie die Länge, Breite, und Dicke jedes Gliedes und überhaupt jedes Theils ausmeſſen. Allein, wie geſagt, die Bildhauer ſtimmen in dieſe Sache nicht völlig mit einander überein, und daher giebt es noch verſchiedene andre Abtheilungen. Das geübte Auge thut in den mehreſten Fällen das Beſte, und nur in zweifelhaften Fällen nimmt man zu den Vorſchriften der Zeichnungskunſt ſeine Zuflucht.

Auch in Abſicht der mechaniſchen Handgriffe, womit man den Thon zu einem Modell umbildet, weichen die Künſtler verſchiedener Gegenden von einander ab. Der Italiäner macht anfänglich aus Thon einen kantigen Körper in erforderlicher Größe, und bildet dieſen dergeſtalt zu einem Modell um, daß er von den äußern Theilen zu den innern übergehet. Er ſiehet alſo die Thonmaſſe wie einen Marmorblock an, nimmt daher nach und nach das Ueberflüſſige mit den Poußir-Griffeln ab, und arbeitet die angelegten Theile endlich vollkommen aus. Der franzöſiſche Künſtler ſchlägt gerade den entgegengeſetzten Weg ein, denn er arbeitet

arbeitet das Modell von dem Innern nach dem Aeußern aus. Er verfertiget ſich nähmlich anfänglich nur eine magere und nackte Skitze, legt nach und nach die Muskeln, das Gewand u. d. g. an, und arbeitet zuletzt alle Theile vollkommen mit dem Poußir-Griffel aus. Im Grunde betrachtet folgt der deutſche dem franzöſiſchen Künſtler nur mit dem Unterſchiede, daß einige ſogleich das Gewand, und kurz die ſämmtlichen Theile des Modells anlegen, nach und nach weiter ausbilden, und hierbey nach Befinden abnehmen und hinzuſetzen.

Iſt das Modell nicht ſonderlich groß, ſo läßt man es in einem Töpferofen brennen. Allein der Thon hat leider den Fehler, daß er ſchwindet und aufſpringet. Das erſte nöthiget den Künſtler, das Modell um ſo viel größer zu verfertigen, als er glaubt, daß der Thon ſchwinden werde, wenn nähmlich das Modell ſo groß ſeyn ſoll, als die künftige Figur von Stein. Denn bey einem verjüngten Modell ſchadet das Schwinden des Thons nicht, da das Modell in allen Theilen ziemlich gleich verkleinert wird. Weit ſchädlicher iſt es aber, wenn der Thon Riſſe bekommt, denn dieſe bleiben ſich in allen Theilen gleich. Einige Künſtler glauben dieſem Fehler vorzubeugen, wenn ſie das Modell dergeſtalt über einem Stabe verfertigen, daß in der Axe des Modells eine Oeffnung entſtehet, wenn man es von dem Stocke abnimmt. Die Riſſe entſtehen durch die eingeſchränkte Luft, der man durch dieſes Loch einen freyern Ausgang verſchafft. Bey dem Modell von Thon zu einer großen Statue entſteht noch die Schwierigkeit, daß man es in einem Töpferofen nicht brennen kann, wegen ſeiner Größe. Man könnte es zwar ſtückweiſe brennen, z. B. die Arme, die Füſſe, den

Kopf und den Rumpf, jedes beſonders, und die ausgebrannten Stücke wieder zu einem Ganzen zuſammen ſetzen; allein die Arbeit iſt mühſam, und es könnten auch leicht Fehler entſtehen.

Der Künſtler ſchlägt daher bey einem großen Modell einen andern Weg ein, und verfertiget über dem ungebrannten Modell von Thon eine ſogenannte verlorne Form, in welcher er ein Modell von Gyps gießet. Er überziehet nähmlich das ganze Modell, die Grundfläche der Plinte ausgenommen, mit einer Rinde von Gypsbrey, die etwa einen Zoll dick iſt. Die ganze Rinde beſtreicht er mit einer Schwärze, die er aus zerſtoſſenen Kohlen und Waſſer verfertiget, und über dieſen Anſtrich trägt er durchgängig noch Gypsbrey einige Zoll dick auf, wodurch die Form Haltbarkeit erhält. Sobald der Gyps anfängt zu binden, theilt er mit einem Meiſſel die Rinde dergeſtalt ab, wie er meinet, daß ſich die Stücke dieſer Rinde bequem von dem Runden des Modells von Thon werden abnehmen laſſen. Nach Maßgabe des gezeichneten Umriſſes der abgetheilten Stücke hauet er mit dem Meiſſel in die Gypsrinde ein, aber nur bis auf den ſchwarzen Anſtrich der innerſten Gypsrinde. Der Meiſſel beſchädiget die Gypsrinde ſowohl, als das Modell von Thon, wenn er tiefer eindringet. Sobald der Künſtler alle Stücke der Rinde mit dem Meiſſel abgeſondert hat, ſo ſchlägt er endlich noch mit der Hand gegen die Gipsrinde, und durch die Erſchütterung zerſpringet die innere Rinde, welche das Modell unmittelbar berühret, nach Maßgabe der Einſchnitte.

Man ſiehet leicht, daß ſich nunmehr ein Stück der Gypsrinde nach dem andern von dem Modell von Thon abnehmen läſſet. Allein es bleiben

bleiben hin und wieder an dem Gyps Stücke Thon hangen, die ſich von dem Modell ablöſen, und hierdurch wird das Modell beſchädiget und unbrauchbar. Die Stücke Thon nimmt man von der Gypsrinde mit einem ſcharfen Eiſen ab. Auf dieſe Art entſtehet nun aus den zuſammengeſetzten Stücken der Gypsrinde eine Form, worin der Bildhauer ſein beſchädigtes Modell nach ſeiner ganzen Größe in Gyps wieder herſtellen kann. Der Künſtler übertüncht nähmlich die innere Fläche der Gypsform, vermittelſt eines Pinſels, mit einer klebrichten Materie, die den Gypsbrey nicht hindert, in die feinſten Züge der Form einzudringen. Er nimmt hierzu entweder Seifenwaſſer, oder Seifenwaſſer und Baumöhl in gleichen Theilen, oder auch gewöhnlich bloß Baumöhl. Die zuſammengeſetzten Stücke der Form werden hierauf ſämmtlich wieder mit einer ſtarken Schnur vereiniget, die Form wird auf den Kopf geſtellt, und der Gypsbrey in diejenige Oeffnung eingegoſſen, die unter der Plinte entſtehet, wie aus dem obigen erhellet. Man ſchüttet nähmlich in ein Gefäß mit Waſſer ſo viel Gypsmehl, bis ein ganz dünner und flüſſiger Brey entſtehet, wenn man dieſe Miſchung umrühret. Der flüſſige Gyps hat die Eigenſchaft, daß er in kurzer Zeit in einen dickern und ſteifern Brey übergeht, und daß er endlich völlig bindet. Er dringt aber nur alsdenn in die feinſten Züge der Form ein, wenn man ihn ganz flüſſig eingießet. Daher entſteht ein unvollſtändiger Guß, wenn der Bildhauer nicht den erforderlichen Zeitpunkt beobachtet, und den Gyps in die Form gießet, wenn er bereits anfängt, in dem Gefäße zu binden, worin er zubereitet iſt. Der Künſtler kann den Gyps zwar wieder mit hinzugegoſſenem Waſſer flüſſig machen,

 allein

allein eine Gypsfigur, die mit ſolchem Gyps gegoſſen wird, iſt mürbe und zerbrechlich.

Sobald der Gypsbrey in die Form gegoſſen iſt, wird dieſe dergeſtalt nach allen Seiten gedrehet, daß ſich der Gypsbrey auf ihrer ganzen innern Fläche verbreitet. Dies beobachtet der Künſtler jederzeit, wenn er von neuem Gyps in die Form gießet, und die gegoſſene Gypsrinde nimmt hierdurch nach und nach an Stärke zu. Der Künſtler ſetzt dieſe Arbeit ſo lange fort, bis die Gypsrinde die erforderliche Dicke hat, die bey einem großen Modell etwa drey bis vier Zoll, bey kleinen Figuren aber höchſtens nur einen Zoll beträgt. Selten wird ein Modell maſſiv gegoſſen, denn man kann bey einem hohlen Modell den Gyps ohne merklichen Schaden ſparen. Daher wurde das Modell von Gyps zu der Statue **Schwerin's** gleichfalls hohl gegoſſen. Sobald man merkt, daß der Gyps durchgängig bindet, ſo werden die Stücke der Form von dem Ausguß abgenommen, und wenn dieſer vollſtändig ausfällt, ſo hat der Künſtler nichts weiter bey dem gegoſſenen Modell zu thun, als daß er den Grad abnimmt, der auf dem Gypsmodell durch die Fugen der Form entſteht. Am leichteſten läßt ſich dieſer Auswuchs mit einem feinen Meiſſel abnehmen, wenn der Gyps nur noch bindet.

Iſt aber das Modell von Thon nicht zu groß, und der Künſtler befindet ſich in einer ſolchen Lage, daß er Zeit und Mühe auf eine Form verwenden kann, ſo verfertigt er ſtatt der **verlornen Form** eine ſolche, die **dauerhaft** iſt, und mehr als einen Ausguß verträgt. Dieſe dauerhaften Formen ſind bey wichtigen Kunſtwerken um ſo viel ſchätzbarer, da ſie ein Modell vervielfältigen, und es in die Hände der Liebhaber und Kenner bringen.

gen. Nie kann eine Form dieſer Art aus wenigen Stücken zuſammen geſetzt werden. Jede Figur hat ihre Vertiefung, und ihre eingehenden und zurückgezogenen Winkel, welche hindern, daß man eine Form, die aus wenigen Stücken beſteht, bequem wieder von dem Ausguß abnehmen kann. Eben dieſer Fall findet ſtatt, wenn ein Theil der Figur eine Rundung hat, die einen halben Zirkel überſteigt, wie z. B. der Arm oder der Fuß bey der Figur eines Menſchen.

Dieſe und verſchiedene ähnliche Fälle nöthigen den Künſtler, jede Form aus einigen groſſen Schalen oder Rinden von Gyps zuſammen zu ſetzen, in welchen einige Kernſtücke liegen. Mit den letzten formt der Bildhauer die Vertiefung, die Winkel, und die Biegungen der Figur beſonders ab. Zum Beyſpiel mag eine Form zu dem Kopf eines Apollo dienen, welche ein ehedem in Berlin lebender Bildhauer, Herr Caſpar Adam, nach der Antike zur Uebung copiret und geformet hat, als er noch zu Rom Penſionnaire des Königs von Frankreich war. Die ganze Form beſtehet aus drey Haupttheilen oder Schalen, in welchen die nöthigen Keil- oder Kernſtücke liegen. Der eine Theil iſt der Hinterkopf, und die andern beyden Theile bilden zuſammengeſetzt den Vorderkopf. Das Ganze reicht nur bis an die Schultern. Die Form von Gyps wird auf dem copirten Modell von Thon folgendergeſtalt verfertiget. Wegen der Rundung des Kopfs muſte der Künſtler die Form wenigſtens in zwey Stücken verfertigen. Er wählte aber, um ſicherer zu gehen, drey Stücke, da das Geſicht viele Vertiefungen hat, und überdem noch den Rand des Halſes ein Stück des Gewandes umgiebt, wodurch einſpringende Winkel entſtehen.

Man verſenkt daher das Modell von Thon ſoweit in Sand oder weichen Thon, daß nur derjenige Theil des Modells aus dem Thon oder Sand hervorraget, den man mit einer einzigen Formſchale überkleiden will. Das Modell mag z. B. zuerſt ſoweit verſenkt ſeyn, daß nur der Hinterkopf vorſpringt, das übrige aber in der gedachten Maſſe ſteckt. Doch wählt jeder Künſtler bey dieſer Arbeit diejenigen Handgriffe, die ihm am geläufigſten ſind. Statt das Modell zum Theil in Thon oder Sand zu verſenken, umwickeln daher einige den Theil des Modells, der bedeckt ſeyn ſoll, mit einem Tuch, andre zeichnen ſich den Theil des Modells ab, den ſie mit einer einzigen Formſchale bedecken wollen, und umgeben ihn nach Maßgebung der Zeichnung mit einem Wall oder einer Leiſte von Thon.

Der Künſtler muß nunmehr die Vertiefungen, Winkel, und Biegungen des abgeſonderten Theils ſeines Modells unterſuchen, und mit Ueberlegung erwägen, ob eine oder die andre Vertiefung nicht etwa hindert, die Formſchale bequem in der Folge wieder von den Gypsguß abzunehmen. Findet er, daß eine Vertiefung hinderlich ſeyn möchte, ſo formt er ſie mit einem beſondern Kernſtück ab, das beym Guß abgeſondert in der Formſchale lieget.

Wir wollen mit dem Hinterkopf des Modells den Anfang zu Formen machen. Unten am Halſe bildet das Gewand einige winklichte Vertiefungen, und jede wird daher mit einem beſondern Kernſtück abgeformet. Der Künſtler zeichnet daher jede Vertiefung und jeden Winkel ab, ſo wie er wahrſcheinlich vermuthet, daß ſich die Kernſtücke leicht wieder von dem künftigen Gypsguß ablöſen laſſen. Die äußerſte abgezeichnete Stelle

belegt

belegt er mit einer Rinde von Gypsbrey, die etwa 1 Zoll dick iſt. Sobald das gegoſſene Stück Gyps bindet, nimmt er es von dem Modell ab, und beſchneidet es nach ſeinem ganzen Umfange mit einem Meſſer, aber nicht ſenkrecht hinab, ſondern ſchräge. Denn die benachbarten Kernſtücke paſſen ſich auf dieſe Art am füglichſten an einander. Er legt dieſes Stück wieder auf das Modell an ſeinem Ort, und belegt die benachbarte abgezeichnete Stelle auf dem Modell gleichfalls mit Gyps. Dieſes zweyte Kernſtück beſchneidet er abermals, ſo bald der Gyps bindet, nach ſeinem Umfang, wie vorher, nur nicht an derjenigen Seite, wo es ſich an das erſte Kernſtück anſchlieſſet. Denn dieſe Seite des zweyten Kernſtücks bildet ſich ſchon dergeſtalt auf der ſchräge beſchnittenen Seite des erſten Kernſtücks, daß eine genaue Zuſammenfügung oder ein Schluß beyder Stücke von ſich ſelbſt entſtehet. Auf dieſe Art werden alle Vertiefungen am Rande des Halſes abgeformet. Man kann leicht erachten, daß die Biegung des Halſes gleichfalls mit einem Kernſtücke geformet werden muß, ſo wie auch das Haupthaar. Dieſe beyden Vertiefungen haben keine winklichten Vertiefungen, wie der Rand der Halſes, und laſſen ſich daher mit einem einzigen Kernſtück abformen.

Sobald nun auf dieſe Art alle Vertiefungen mit Kernſtücken belegt ſind, ſo giebt man jedem Kernſtück ein Zeichen, etwa durch ein oder ein paar vertiefte Striche, um die Stücke wieder zuſammen zu finden. Endlich werden alle dieſe Kernſtücke mit einer Rinde von Gypsbrey belegt, welche die kleinen Kernſtücke ſämmtlich zuſammen hält. Dieſe Formſchale iſt etwa 2 Zoll dick.

Aus der ganzen Beſchreibung erhellet, daß ſich für jedes Kernſtück in der Gypsſchale ein Lager abdrucket, und da ſich das Zeichen jedes Kernſtücks in dem Innern der Schale gleichfalls ausdrucket, ſo kann man dieſen kleinen Stücken in der größern Gypsſchale leicht wieder ihren Ort anweiſen. Nur noch dies einzige iſt zu bemerken, daß die großen Kernſtücke, z. B. das Kernſtück des Hauptхaares, durch ihre eigene Schwere leicht bey dem Ausguß einer Gypsfigur in die Form zurückfallen. Daher ſetzt man in dieſe Kernſtücke eine kleine Oeſe von Drahʒt auf ihrer äußern Seite ein, wenn der Gyps nur noch bindet. An dieſe Oeſe wird ein dünner Bindfaden angeknüpfet, den man durch ein Loch ziehet, das der Künſtler durch die Formſchale an dem erforderlichen Ort durchbohret. Außerhalb der Formſchale befeſtigt der Künſtler an dem Bindfaden einen kleinen hölzernen Knebel, womit er das große Kernſtück anziehet, ehe er in die Form Gyps gießet.

Aus dieſer Beſchreibung wird ſich denn nun die Verfertigung der bey den übrigen Haupttheilen der Form, die in der Mitte des Geſichts, nach der Länge gerechnet, zuſammenſtoßen, mit leichter Mühe überſehen laſſen.

Der Künſtler ſondert abermals die Hälfte des Geſichts ſeines Modells, die er mit einer einzigen großen Schale belegen will, auf die oben beſchriebene Art S. 565 fl. ab. Den Rand des Halſes, den Hals ſelbſt, die Naſe, das Auge, das Ohr, kurz alle Vertiefungen, Biegungen und Winkel belegt er mit Kernſtücken. Bey der Backe und der Stirn würden Kernſtücke überflüſſig ſeyn, weil dieſe Theile des Geſichts keine merkliche Vertiefungen haben, und ſich einer ebenen Fläche nähern. Daher werden dieſe Theile bloß mit

der

der großen Formſchale abgeformet. Mit dieſer Gypsrinde belegt man abermals den abgeſonderten Theil des Modells, dergeſtalt, daß ſie nicht nur die Kernſtücke, ſondern auch diejenigen Stellen des Modells, die keine Kernſtücke erhalten dürfen, durchgängig bedeckt. Die erſte Gypsrinde liegt aber an ihrem Ort auf dem Modell, wenn man die zweyte gießet, denn beyde Stücke müſſen genau an einander paſſen. Damit nun beyde Stücke gehörig an einander ſchließen, ſo bildet der Künſtler vor dem Guß der zweyten Rinde auf dem Rande der erſten hin und wieder einige Buckeln oder **Marken** von Gyps. Dieſe drucken ſich bey dem Guß auf dem benachbarten Rand der zweyten Rinde vertieft aus, und hierdurch wird die Zuſammenfügung der Haupttheile einer Form erleichtert.

Einer ſolchen Form ſuchen die Künſtler eine Dauer zu ertheilen, daß ſie eine beträchtliche Anzahl Ausgüſſe aushält. Sie laſſen die Form ſo lange austrocknen, bis ſie keine Spuren irgend einer Feuchtigkeit bemerken, und bis die Form klinget. In dieſem Zuſtande überziehen ſie die Form mit einem gut geſottenen und reinen Leinöhlfirniß drey bis viermal. Der Firniß wird erwärmet aufgetragen, und man wiederhohlet den Anſtrich nicht eher, bis der vorhergehende völlig eingezogen und trocken iſt. Eine ſolche gehärtete Form liefert 50 bis 70 und oft mehrere Ausgüſſe, wenn der Künſtler ſie mit Behutſamkeit zu gebrauchen weiß. Will man in einer ſolchen Form einen Ausguß veranſtalten, ſo werden die Formſtücke inwendig vermittelſt eines Pinſels mit Baumöhl beſtrichen. Soll aber der Ausguß vorzüglich rein und weiß ausfallen, ſo wählt man nicht nur ſehr feinen Gyps, ſondern beſtreicht auch die Form

nicht mit Baumöhl, ſondern mit reinem Mandelöhl, oder noch beſſer mit einer flüſſigen Salbe aus reinem Unſchlitt, reinem Baumöhl, und Schweinefett. Dieſe Salbe überziehet die Form mit einer dünnen Rinde, und der Künſtler darf nicht, wie bey dem bloßen Oehl, beſorgen, daß ſie vor dem Guß an einigen Stellen trocken wird. Wenn die Form übertüncht iſt, ſo zieht der Künſtler die großen Kernſtücke mit ihrem Knebel an, und bindet die ſämmtlichen Stücke der Form mit Bindfaden zuſammen. Wie der Gyps zubereitet und gegoſſen wird, hat man oben bereits hinreichend gezeiget S. 563.

Noch etwas weitläuftiger iſt dieſe Arbeit, wenn man nicht bloß einen Kopf, ſondern die vollſtändige Figur eines Menſchen u. d. g. in Gyps formen will. Daß zu dieſer Arbeit vorläufig ein Modell von Thon oder Gyps verfertiget werden muß, läßt ſich leicht aus dem Verfolg der Beſchreibung errathen. Dieſes Modell zerſtückt der Bildhauer in kleinere Theile, und formt den Kopf, die Arme, Füße und den Rumpf jedes beſonders ab. Wegen der Rundung aller dieſer Theile muß er jeden wenigſtens mit zwey Schalen abformen, in welchen, wenn es nöthig iſt, Kernſtücke zu liegen kommen. Weit ſicherer gehet er aber, wenn er jeden Theil mit drey Formſchalen belegt. Denn es hält bey zwey Formſchalen ſchwer, gerade die Mitte desjenigen Theils zu finden, den man abformen will. Der Billdhauer gießt jeden Theil beſonders, und ſteckt in den Ausguß ein Stück Drath, womit er z. B. den Arm an den Rumpf anſetzet. Iſt es möglich, ſo nimmt man die Theile aus der Form, und ſetzt ſie zuſammen, wenn der Gyps erſt bindet. Die Zuſammenfügung läßt ſich in dieſem Zuſtande des

Gypſes am füglichſten verbergen. Erlauben die Umſtände eine ſolche Zuſammenfügung nicht, z. B. wenn ein Modell ſtückweiſe in ferne Gegenden verſchickt wird, ſo macht man die Stellen, wo zwey Theile einander berühren, etwas naß, und ſetzt die Stücke mit einem ſehr dünnen Gypsbrey zuſammen. Alles übrige läßt ſich aus dem vorigen erklären.

Es wird dem Leſer nicht unangenehm ſeyn, wenn man bey dem Gebrauch des Gypſes noch etwas verweilet, und einige Anmerkungen hinzufüget. 1) Es iſt bekannt genug, daß man hin und wieder von den ſchätzbarſten Antiken Modelle hat, welche die antike Figur in ihrer ganzen Größe darſtellen. Die Antiken werden zu dieſem Behuf folgendergeſtalt abgeformet. Der Gyps und insbeſondere das Oehl, womit man die Antike beym Formen überziehen muß, geben dem Marmor Flecke. Man überzieht daher die Antike mit Spiegelfolie, ſondert jedes Glied durch Leiſten von Thon in die erforderliche Theile ab, und formet die Kernſtücke und Schalen, wie bereits gezeiget iſt. In die Form, die auf dieſe Art entſteht, gießet man zwar ein Modell von Gyps, verfertiget aber über dem ausgetrockneten Ausguß eine vollſtändige und dauerhafte Form.

2) Gleichfalls mit Gyps pflegen die Künſtler auch einen wohl proportionirten Theil in der Natur z. B. eine Hand abzuformen. Der Künſtler gelanget auf einem doppelten Wege zu dieſem Ziel. Er verſenkt erſtlich die eine, und hernach die andere Häfte der Hand in Sand oder Thon, und gießt in beyden Fällen einen Gypsbrey über die Hand. Das übrige erhellet aus dem vorigen. Oder er läßt zweytens die Hand einigemahl in Wachs ſtecken, welches bereits ſo weit erkaltet iſt,

daß

daß es nicht mehr brennet. Auf die Hand ſetzt ſich eine Rinde von Wachs, gleich einem Handſchuh, und dieſe nimmt man von der Hand ab, und gießet den flüſſigen Gyps hinein.

3) Einige haben es ſogar gewagt, ihr Geſicht bey ihrem Leben in Gyps abformen zu laſſen. Denn daß es bey Verſtorbenen geſchiehet, wenn man ſie in Wachs poußiret und zum Andenken aufbehalten will, iſt Jedermann bekannt. Anfänglich legte man den lebenden Menſchen, deſſen Geſicht man abformen wollte, auf einen Tiſch oder auf ein Bette, beſtrich das Geſicht mit Mandelöhl, und ſteckte in den Mund und in die Naſenlöcher einen Strohhalm oder eine Federſpule. Das Geſicht wurde endlich in aller Schnelligkeit mit Gyps überkleidet. Es ergab ſich aber bald eine doppelte Schwierigkeit. Theils wünſchten einige vornehme Perſonen, ſich auf dieſe Art in Gyps abformen zu laſſen, die aber die beſchriebenen Beſchwerden nicht übernehmen wollten; theils zeigte ſich auch bey den Verſuchen, daß der Gyps das Fleiſch durch ſeine Schwere niederdrückte, und die Geſichtszüge verunſtaltete. Daher erwarben ſich einige Künſtler zu Anfange des 18ten Jahrhunderts durch die Uebung eine Leichtigkeit, das Geſicht eines ſitzenden Menſchen mit aller Behendigkeit und Geſchwindigkeit in Gyps abzuformen. Sie ſonderten das Geſicht mit einem umgewickelten Tuche ab, überzogen es mit einer wohlriechenden Pomade, und belegten es ſchnell mit einem Gyps, der leicht bindet. Der Mund und die Augen waren verſchloſſen, die Naſenlöcher wurden aber erſt alsdenn mit Gyps bekleidet, wenn man die Gypslarve abnehmen wollte. Daher waren die Strohhalme überflüſſig. Die Augen mußte der Künſtler aus freyer Hand nach der Natur

öffnen.

öffnen. Einige Künſtler tragen auch die Larve in zwey Hälften auf, die unter den Augen nach der Breite zuſammen ſtoßen. Denn die Winkel neben der Naſe hindern, daß man eine Larve, die nur ein Stück ausmacht, bequem abnehmen kann. Eine ſolche Form härtet der Künſtler nur mit Seifenwaſſer, wenn ſchnell ein Ausguß verlangt wird. Das geſchmolzene weiße Wachs, womit der Künſtler den Ausguß veranſtaltet, verſetzt er mit etwas Schieferweiß, damit es beym Schmelzen ſeine weiße Farbe behält. Zuletzt wird das poußirte Geſicht nach der Natur mit trockenen Farben gemahlet.

Zu Anfange des 18ten Jahrhunderts wurde es dergeſtalt zur Mode, ſich auf dieſe Art in Wachs pouſſiren zu laſſen, daß ſelbſt gekrönte Häupter ſich in Gyps abformen ließen. Z. B. Carl 12., Auguſt 2. von Pohlen, Peter 1. und Friedrich 1. von Preußen. Auf dieſe Art entſtand die in Wachs pouſſirte Figur Friedrich 1., die noch bis jetzt auf der hieſigen Kunſtkammer gezeiget wird. Dagegen laſſen in unſern Tagen die Fürſten und ſelbſt Privatperſonen ihr Bruſtbild in Basrelief, im eigentlichen Verſtande genommen, in Wachs pouſſiren. Gewöhnlich wird ein ſolches Bruſtbild, gleich einem Medaillon, im Profil pouſſiret. Die Perſon, welche der Künſtler auf dieſe Art in Wachs pouſſiren ſoll, muß, wie bey einem gemahlten Portrait, vorſitzen, und der Bildhauer bildet das Bruſtbild aus freyer Hand mit dem Pouſſir-Griffel aus. Ueber dem pouſſirten Medaillon von Wachs gießt er eine Form von Gyps, und in dieſer veranſtaltet er mit Wachs mehrere Ausgüſſe. Das Wachs färbet er insgemein vor dem Ausguß mit etwas rother Farbe blaßroth.

S. Sprengel's Handwerke und Künſte in Tabellen. Fortgeſetzt von O. L. Hartwig. IX Sammlung Berlin 1772. S. 89 ff.

Köremon gibt in ſeinem Werke: Natur und Kunſt in Gemählden, Bildhauereyen, Gebäuden und Kupferſtichen *) nachfolgende Anleitung, die über einige beſondere Puncte und Handgriffe noch mehr Licht verbreitet.

Es iſt nicht genug, daß ein Bildhauer nur zeichnen kann, ſondern er muß ſich auch einer weit größern Arbeit unterziehen. Dieſe beſteht darinn, daß er aus Thon ganze Figuren machen, formiren, abbilden oder geſtalten, das iſt, modelliren müſſe. Die Körper ganz erhaben, oder von allen Seiten herum frey vorſtellen, iſt eben ſo ſchwer, ſagte mir ein großer Bildhauer zu Rom, als rühmlich es iſt, über tauſend Menſchen einen Sieg erfechten. Dadurch wollte er ſo viel zu verſtehen geben, daß ein Gegenſtand, er mag auch gezeichnet werden wie er will, allezeit nur in einem Augenpunkt erſcheine; hingegen bekomme ein einziger Gegenſtand durch das Modelliren unzählige Geſichtspunkte und Figuren, mithin, ſo viel ſolche Punkte in der ganzen Rundung herum wahrgenommen werden können, mit eben ſo viel verſchiedenen Stellungen, Formen und Bildungen pranget auch eben derſelbe Gegenſtand, und ſtellet ſich in jedem Punkt anders geformt vor Augen. Dieſes verſchafft dem Modelliren vor dem Zeichnen, vor dem Halberhabenen, und vor dem Flachen, wenn es gleich erhaben zu ſeyn ſcheinet, einen anſehnlichen Vorzug.

Wie oft hat ein Bildhauer eine Figur modellirt, an welcher das Hauptanſehn, oder der Hauptgeſichtspunkt gut geheißen ward? Wenn er aber die Nebenſeiten oder die Profile rund herum betrachtete, und ſie alle ſehr unvollkommen und ſchlecht befand; ſo mußte er die ganze Figur ändern und umarbeiten, damit ſie auf allen Seiten ein natürliches, ungezwungenes, verhältnißmäßiges Anſehn, und die herrlichen Conſtraſte der Gliedmaaßen und der Falten bekomme.

Bis-

*) Leipzig und Wien bey Rudolph Gräffer, 1770, S. 34 — 37.

Bisweilen kommt einem ein auf Papier gezeichnetes Gawand richtig und ſchön vor; wenn man es aber in das Runderhabene bringt, ſo beleidiget es das Nackende, und das ganze Werk geräth in Verwirrung.

Modelliren aber iſt nichts anders, als das Erhabene oder Runde durch das Erhabene oder Runde nachahmen. Dazu braucht man alles, was zum Zeichnen gehört. Die Materie dazu iſt Thon, (Tögel), den die Italiäner Creta nennen. Dazu gehören die Modellſtäbchen, meiſtens aber die Finger. Anſtatt des Thons kann man auch das Wachs gebrauchen, zu beyden aber gehört auch ein Pinſel. Das Wachs wird alſo vorbereitet: man nimmt von demſelben ein Pfund ſo rein, als es von Natur iſt; dazu kommen zwey Unzen Terpenthin, eine Unze gemeines Oehl, eine Unze Unſchlitt, und rothe geriebene feine Erde nach Belieben, dem Modell eine Farbe zu geben. Die Beſchwerlichkeit in Wachs zu arbeiten beſteht in der Zeit, welche durch die Leichtigkeit im Thon zu modelliren verkürzt, durch die Mühe aber, in Wachs zu formen, verlängert wird.

Der Thon oder die reine Erde muß ſehr trocken, ohne allen Sand in Waſſer geweicht, und wohl geſchlagen ſeyn, damit er nicht zu hart und nicht zu weich bleibe.

Zum Ausarbeiten und Glätten dient ein Pinſel von feinen Borſten, den man in Waſſer eintaucht. Die Poußir- oder Modellir-Hölzer und verſchiedenen Stäbchen werden entweder von Buchsbaum oder Ebenholz, oder auch von Elfenbein 9 oder 10 Zolle lang, flach, an einem Ende mandelförmig, ſpitzig und rund, am andern Ende aber nach Belieben mit Zähnen gemacht.

Der Schüler fängt an, Gypsſtücke zur Hand zu nehmen, welche vom Antiquen abgeformte Hände, Füße oder Köpfe vorſtellen. Dieſe modellirt er, und kömmt endlich auf Arme, Beine, Schenkel, und auf dieſe Art nach und nach auf ganze Figuren.

Dieſes Modelliren iſt das Gegentheil von der Arbeit, welche im Marmor geſchieht: denn Modelliren heißt, immer hinzuſetzen; Bildhauen aber, beſtändig wegnehmen. Im Modelliren arbeiten große Meiſter alles mit den Fingern, wenig aber mit den Poußir-Stäben. Sie ſchneiden auch mit den Nä-

geln vielfältiger, als mit den Hölzern. Alles wird anfangs ſbozzirt oder entworfen, welches aber gelind, aufmerkſam und mit Verſtande geſchehen muß. Man ſetzt hinzu oder nimmt weg, um etwas zu verbeſſern, wo es vonnöthen iſt. Am Ende wird durch gedachten naſſen Pinſel alles glatt gemacht, welches dann den Gegenſtand kenntlicher ausdrückt, kleine Fehler anzeigt, und zur Verbeſſerung Anlaß giebt.

Von den Modellen in Thon bey den alten griechiſchen und römiſchen Künſtlern handelt Winkelmann in ſeiner Geſchichte der Kunſt des Alterthums *). Es erhellet daraus, daß die Alten ſich vorzüglich der Hände beym Formen und bilden der Geſtalten bedienet haben, und daß beſonders die Nägel dazu gebraucht wurden, den feineren Theilen ihre Vollendung zu geben. Er erklärt dabey zugleich die ſonſt nie verſtandene Redensart des Horaz, ad unguem factus homo, welches alſo überhaupt einen ſehr vollkommenen Menſchen bezeichnet, weil die Bildhauer ihren Modellen mit den Nägeln die letzte feinere Ausbildung gaben.

Den Erziehern und Kinderfreunden, welchen es darum zu thun iſt, ihre Untergebenen in den Nebenſtunden auf eine angenehme und nützliche Art zu beſchäftigen, wird übrigens folgendes Werk ſehr willkommen ſeyn.

Rockſtroh's Anweiſung zum Modellieren aus Papier; ein nützlicher Zeitvertreib für Kinder. Mit Fig. gr. 8. Weimar bey Bertuch 1802.

Modellierwachs, ſ. oben, S. 575.

Modellkunſt, die Kunſt Modelle zu machen, und in weiterer Bedeutung, die Kunſt andere Körper abzuformen, oder überhaupt, die Kunſt zu formen; bey den Alten mit einem griechiſchen Kunſtworte Plaſtice,

*) Wien 1776. 4. S. 508 ff.

Plaſtice, bey uns ſehr häufig auch **Modellierkunſt.** S. den Artikel **Modellieren.**

Modellmacher, ein Künſtler, welcher Modelle macht, d. i. nach dem vergnügten Maßſtabe kleinere zuſammen geſetzte Körper verfertiget, welche größern ähnlich ſind. Beſtehen dergleichen Modelle aus Tiſchlerarbeit, ſo wird der Verfertiger ein **Modelltiſchler** genannt.

Modellmagazin, iſt mehrentheils nur ein literariſches Werk, worin verſchiedene Modelle beſchrieben und abgebildet werden. Auch könnte man einen Vorrath von fertigen Modellen, welche zum Verkaufe beſtimmt ſind, mit dieſem Nahmen belegen. Die zum Behuf des Unterrichts oder überhaupt zur Befriedigung einer edlen Wißbegierde angelegten Sammlungen von allerley Modellen, werden gemeinhin **Modell-Cabinette** genannt. S. oben, S. 549 fl.

Modellſammlung, ſ. den vorſtehenden Artikel.

Modellſchneider, ſ. **Modelſchneider**,

Modellſchnitzel, **Proben**, Bords, ſo werden bey den Stickern die Enden einer Stickerzeichnung genannt, die ungefähr 10 Zoll lang, gereinigt, und mit den verſchiedenen Materien, womit ſelbige ausgeführt werden ſoll, bezeichnet ſind.

Modelmacher, die oberdeutſche Benennung der **Formſchneider.** S. Th. 14, S. 488 fl.

Modeln, ein verb. regul. act. et neutr. welches im letzteren Falle das Hülfswort haben erfordert, und von dem Hauptworte **Model** abſtammet, ſo fern daſſelbe in der zweyten Bedeutung die Figur und Geſtalt eines Dinges überhaupt bedeutet. 1. Mit Figuren verſehen, beſonders bey den Webern. **Gemodeltes Band**, im Gegenſatze des glatten. **Ein gemodelter Zeug**, dergleichen z. B. der Damaſt iſt. **Zeug, Leinwand** mo-

deln. **Gemodelte Buchſtaben**, bey den Schriftgießern, Schönſchreibern, mit Figuren verſehene Buchſtaben. 2. Eine gewiſſe Geſtalt geben. Die **Fregatten zur ſchnellen Fahrt modeln**, ihnen eine ſolche Geſtalt geben, welche zu einer ſchnellen Fahrt bequem iſt. 3. In noch weiterer und figürlicher Bedeutung, bilden überhaupt. **Die Sucht, uns nach dem Gallier zu modeln.**

Modelſchneider, auch **Modelſtecher**, ein Künſtler, welcher die Model oder Formen zu den Abdrücken oder Abgüſſen in Holz ſchneidet; der **Formenſchneider**, ſ. Th. 14, S. 488 fl.

Modeltuch, bey den Nähterinnen, ein Tuch, worein ſie Buchſtaben, Figuren, Muſter ꝛc. nähen, damit ihnen ſolche in vorkommenden Fällen zum Muſter dienen können.

Modenaiſche Rechnungslire, werden zu 20 Soldi gerechnet. Die Würdigung iſt 2, 4 holl. As fein Gold, 36, 7 As fein Silber, und 2 gr. 5 pf. Conventionsgeld.

Modenaiſcher, Wein, eine ſchlechte italieniſche Weinſorte.

Moden-Cabinett eine Sammlung von verſchiedenen Kleidungsſtücken, Geräthen, im Geſchmack der Moden verſchiedener auf einander folgender Zeiten, ſo daß man die Veränderungen, welche die Mode nach und nach hervorgebracht hat, hier gleichſam mit einem Blicke überſehen und mit einander vergleichen kann.

S, Journal der Moden. Sept. 1786. S. 335.

Entwurf zu einem öffentlichen Vorrathshauſe, worin alle alte und neue Moden aufbewahret werden. Schedel's Comtoirblätter, 1782, St. 1. S. 5.

Auf dem Muſeum in Caſſel befindet ſich eine Sammlung von Wachsfiguren in Lebensgröße, welche alle ſeit 200 Jahren und länger auf ein

ander

ander gefolgte Landgrafen von Heſſen und zum Theil auch ihre Gemahlinnen vorſtellen, und mit den eigenen Kleidern angethan ſind, welche dieſe Herren und Damen in ihrem Leben getragen haben. Dieſe Sammlung gewährt eine höchſt intereſſante Ueberſicht des Fortſchrittes in den Veränderungen in allen äußern Theilen, die der Mode unterworfen ſind, und kann als eins der erſten Moden-Cabinette angeſehen werden.

Modepuppen, auch **Modedocken**, ſind Figuren in menſchlicher Geſtalt, welche nach der neueſten Mode angekleidet und aufgeſetzt ſind, und von den Modehändlern von einem Orte zum andern verſchickt werden, um dadurch den Liebhabern des Neuen die vollſtändigſte Anſicht zu gewähren, wie ſich die modernen Leute kleiden. Solche Puppen wurden vordem ſehr häufig von Paris aus nach vielen andern Städten, beſonders nach den deutſchen Höfen geſchickt, und herrſchten über alles was zur Kleidung gehörte, zum Theil ſo deſpotiſch, wie irgend ein Machthaber in ſeinem Reiche nur gebieten kann. (Man ſehe den Artikel **Mode** oben, S. 513 fl.). Als die Franzoſen im Laufe der Revolution indeſſen die Extreme des Abgeſchmackten und Uebertriebenen hervorzuſuchen anfingen, um ſich auf eine recht auffallende Weiſe auszuzeichnen, hörte die Herrſchaft der Modepuppen, wenigſtens in Deutſchland, etwas auf; und dieſer Zeitpunct ſcheint überhaupt der Anfang einer glücklichen Beſonnenheit geweſen zu ſeyn, indem man in den neueſten Zeiten mehr wie je zu einer Art von Selbſtſtändigkeit, wenigſtens zu einer mehr freyen Wahl in Anſehung der Moden gekommen iſt, und dieſe Stimmung auch beybehalten zu wollen ſcheint.

Moder, der, *) ein mit Waſſer vermengter feſter Körper, im verächtlichen Verſtande, dergleichen z. B. dicker Schlamm, der Bodenſatz flüſſiger Körper, mit Waſſer vermengte Erde ꝛc. ſind. Zu **Moder werden**, verfaulen. Im Bergbaue wird eine ſtaubige, oft feuchte Materie, welche dem Letten ähnlich iſt, **Moder** genannt. Für Koth auf den Gaſſen oder Felde nach einem ſtarken Regen iſt es nur in den gemeinen Mundarten beſonders Niederſachſens üblich.

In ſo fern man unter Moder den Straßen- oder Gaſſenkoth verſteht, ſehe man den Art. **Koth**, Th. 46, S. 370 fl. wo von der düngenden Kraft deſſelben, und von der Zurichtung zum Düngen gehandelt wird. Da man unter Moder indeſſen auch den Teichſchlamm, oder die in Seen und Teichen, von verfaulten Waſſerpflanzen ſich auf den Boden ablagernde vegetabiliſche Erde verſteht, welche häufig als ein Düngungsmittel angewendet wird, ſo iſt davon noch folgendes zu bemerken.

Daß der Teichſchlamm einen reinen Thon- und Lehmboden verbeſſert und fruchtbarer macht, den größten Nutzen aber in ſandigem Boden und im lehmigen, ſtark mit Sande, Kieſe ꝛc. vermiſch-

tem

*) Im Niederſ. Modder, Mudder, Mudde, Made, Mae, im Holländ. Modder, im Engl. Mud, im Dän. Mudder, im Schwed. Modd. Modder, im Finnl. Muta, im Ital. Mota. Es gehöret zu einem weitläuftigen Geſchlechte von Wörtern, in welchen der Begriff der Feuchtigkeit, der Weiche, des Schmutzes der herrſchende iſt, dergleichen z. B. das Lat. Mador und Madidus, das Griech. μυδάω, madao, unſer Mohr, Moraſt, Made ꝛc., das franzöſ. Moite, feucht, naß und andere mehr ſind. Schon in der alten ägyptiſchen Sprache war Mot, Mout, Schlamm, Feuchtigkeit. Das Wort Mutter, ſo fern es von den Hefen des Weines, Eſſigs, oder Oehles gebraucht wird, iſt nur eine verderbte Ausſprache unſers Moder.

tem Boden leiſtet, darin ſtimmen ohnſtreitig alle Landwirthe überein; allein ob man den Teichſchlamm ſogleich im erſten Jahre nach ſeinem Ausgraben auf die Felder fahren dürfe, oder ob er erſt ein Jahr den Einwürkungen der Luft ausgeſetzt bleiben müſſe? darüber ſind die Meinungen praktiſcher Landwirthe getheilt.

Der erſten Meinung ſind zum Glück nur wenig Landwirthe günſtig, weil wiederhohlte Verſuche den großen Nachtheil beſtätigt haben, der jedesmal auf die Düngung mit friſch ausgegrabnem Teichſchlamm folgt.

Ein Mitarbeiter des Journals der theoretiſchen und praktiſchen Haushaltung, Leipzig bey Leo, ſagt im 6ten Stücke, S. 385 fl.: „Mir ſelbſt iſt ein merkwürdiges Beyſpiel dieſer Art bekannt, wo 1785 auf einem in der Nähe bey Leipzig liegenden Gute im Sommer der Schloßgraben ausgefahren, und von dem keine Lehre annehmenden Verwalter der Schlamm trotz meiner mit Gründen unterſtützten Gegenvorſtellungen zur Rapsdüngung aufs Feld gefahren und untergepflügt wurde. Das ſchnelle Aufgehen und freche Wachſen des Rapſes machte den Verwalter ſehr frohlockend und meinen gethanen Vorſtellungen hohnſprechend, und beſtärkte den Gutsbeſitzer in ſeinem Wahne von der Einſicht ſeines Wirthſchafters; allein ich erwiederte ihnen bloß, erſt das Frühjahr abzuwarten, ehe ſie über den glücklichen Erfolg urtheilen wollten. Indeſſen fing ſchon der Spätherbſt an, meine Vorſtellungen zu rechtfertigen, und das Frühjahr beſtätigte ihre Wahrhaftigkeit vollends. Denn im November ward ein großer Theil des Rapſes roſtfleckig und die Stängel verdorrten; im Frühjahr hingegen fing der glücklich durch den Winter gekommene Raps, anſtatt zu ſchoſſen und zu blühen, an zu vergelben und ſtarb gänzlich ab, ſo daß Sommergetreide auf dieſen Acker geſäet werden mußte, damit der Platz nur nicht ganz leer ſtehen blieb.“

Die allgemein geltende Regel bey der Anwendung des Teichſchlamms iſt demnach, daß er vor dem Gebrauche zur Düngung oder Verbeſſe-

rung eines ſchlechten Bodens jedesmahl einen Winter und Sommer in beſondern Haufen liegen, und öfters durch einander gearbeitet werden muß, damit er in gehörige Gährung und Fäulung übergehen und alle rohen, der Pflanzennahrung ſchädlichen Theile ausdünſten kann. Dieſer durch viele Verſuche beſtätigten Erfahrung pflichten die meiſten praktiſchen Landwirthe bey. Soll hingegen der Teichſchlamm einige Wochen nach ſeinem Ausgraben zur Düngung der Felder angewendet werden: ſo muß derſelbe nach ſeinem Abtrocknen mit ungelöſchtem Kalke vermiſcht, und durch dieſen brauchbar gemacht werden.

Im letztern Falle muß der mit ungelöſchtem Kalke vermiſchte, und beſonders auf einen mehr lehmigen als ſandigen Boden beſtimmte Teichſchlamm vor dem Unterpflügen in kleine Haufen geworfen, und zwey bis dreymahl vorher unter einander gearbeitet werden. Durch dieſe Behandlung benimmt man dem Teichſchlamme alle rohen Theile, die dem Wachsthume der Pflanzen nachtheilig werden, und bringt ihn, vermöge der erhitzenden Kalktheile, in die erforderliche Gährung.

Indeſſen können oft bey mehr ſandigem als lehmigem Boden Fälle eintreten, wo die ſchleunigſte Verbeſſerung außerordentlich große Vortheile beym Ackerumſchlage bringt, welche aber verloren gehen würden, ſobald man mit der Anwendung des vorhandenen Schlammes noch ein Jahr warten ſollte. Bey dergleichen Verhältniſſen kann der Landwirth den im Herbſte bis zum Februar ausgegrabenen Teichſchlamm auf ſeine Felder ſowohl zur nächſten Sommer- als Herbſtſaat ohne Bedenken, und ohne daß er nöthig hat, ungelöſchten Kalk beyzumiſchen, unter folgender Vorſicht fahren laſſen.

Er

Er muß nähmlich den zur Sommerſaat beſtimmten Teichſchlamm, ſobald er ſich fahren läßt, auf das Feld in kleine, vier bis acht Ellen im Umfange, und zwey bis vier Ellen Höhe haltende Haufen fahren, dieſe bey offener Witterung während des Winters zwey bis dreymahl durchſtechen und in neue Haufen bringen laſſen, und alsdann mit dem Rühren unterpflügen, damit er bey der Saatfahre oder Saatfurche, d. i. wenn zur Saat gepflügt wird, wieder etwas in die Höhe kommt, und den Getreide- und anderen Pflanzenwurzeln die volle Nahrung mittheilen kann.

Der Herr Doctor Thaer macht übrigens in ſeinem Werke über die engliſche Landwirthſchaft*) über den Moder aus der See, Gräben und Teichen folgende Bemerkungen:

„Der Moder aus der See, aus Gräben und Teichen iſt als ein ſehr wohlthätiger und lange dauernder Dünger zwar allgemein anerkannt; indeſſen iſt doch die Wirkung, die man davon verſpüret, nicht allemahl gleich groß und augenſcheinlich geweſen. Derjenige, welcher ſich durch die Fluth und Ebbe an den Seeufern auf niedrigen Gründen abgeſetzet, iſt unter allen der wirkſamſte, und als ſolcher einſtimmig anerkannt. Von demjenigen aber, der aus Gräben und Teichen aufs Land gefahren, hat man zuweilen ſehr wenig Wirkung bemerkt. Ich ſelbſt ließ aus einem Graben, wo alle Abflüſſe aus der Stadt ſich vereinigen, und wo ſich dieſer Moder ſeit Jahrhunderten angehäuft hatte, eine große Menge auf einen ſandigen Boden fahren. Ein anderes Mahl verſuchte ich den, welcher aus einem Fiſchteiche, wohin faſt

*) S. Einleitung zur Kenntniß der engliſchen Landwirthſchaft ꝛc. I. B. 2te Auflage. Hannov. 1801. 8. S. 183 ff.

alles Waſſer aus einem fruchtbaren und ſtark gedüngten Lehmfelde zuſammenfließt, genommen war. Er hatte beynahe ein Jahr in Haufen gelegen, ehe er ausgeſtreuet ward. Die Wirkung war aber von beyden ſehr gering, und jetzt, nach acht oder zehn Jahren, finde ich nicht, daß die damit gedüngten Felder einen merklichen Vorzug haben. Dieſer Moder verdiente eine genauere chemiſche Unterſuchung. Er ſcheint mir größtentheils aus Kohle zu beſtehen, woraus aber alle andere Theile ſo ausgewaſchen ſind, daß ſie unauflöslich wird, wie gebrannte Kohle. Vielleicht hängt ihm eine gewiſſe Säure an, die ſeiner Wirkſamkeit entgegen ſteht. Vermuthlich iſt derjenige wirkſamer, über den nicht immer friſches Waſſer wegfließt, ſondern der abwechſelnd trocken wird, und in Gährung kommen kann, ſo lange er noch der Gährung fähige Theile enthält. Eine Gährung habe ich, da er in Haufen lag, nicht beobachtet; er gab keine merklichen Dünſte von ſich, zerfiel aber allmählig zu Pulver. Ich werde ihn, wenn ich wieder einen Verſuch damit mache, genauer unterſuchen, ihn mit Stallmiſt und ungelöſchtem Kalk vermiſchen, und dann als Ueberdüngung brauchen. Dies iſt auch die Methode, welche von den Engländern empfohlen wird."

Moderamen, Mäßigung, Gelindigkeit. Moderamen inculpatae tutelae, die Nothwehr oder das Recht, wenn man von einem mit tödtlichen Waffen angegriffen wird, und keine Möglichkeit ihm zu entkommen übrig bleibt, ihn zu verwunden oder zu entleiben, um ſein eigenes Leben zu retten.

Moderantiſmus, gemäßigtes Regierungsſyſtem, überhaupt auch Mäßigung in den Meinungen und Grundſätzen; Gemäßigtheit. Daher **ein Moderantiſt**

rantiſt, einer, der ſolchen gemäßigten Grundſätzen zugethan iſt.

Moderat, mäßig, enthaltſam, billigdenkend, beſcheiden.

Moderata tutela, eine mäßige Schutzwehr, wenn man bey der Gegenwehr alle Vorſicht gebraucht, damit ſie dem Gegner ſo wenig als möglich nachtheilig werde.

Moderatio expenſarum, rechtliche Minderung der Unkoſten. Moderatio poenarum, Milderung der Strafen.

Moderationis Jus, **Minderungs- oder Erinnerungsrecht**, ein Befugniß verſchiedener Landſtände, wenn von der Obrigkeit etwas vorgenommen wird, was ihr ſelbſt oder den Ständen nachtheilig werden könnte, dagegen Vorſtellungen zu machen.

Moderato, ital., in der Tonkunſt, gemäßigt.

Moderator Diſputationis, eine Perſon, welche an einigen Orten bey den Disputationen auf Schulen und Univerſitäten, außer dem Präſes, zugegen iſt, den Disputirenden, wenn ſie ſich zu ſehr erhitzen, Einhalt zu thun, oder ihnen, nach Verhältniß der Umſtände, Stillſchweigen zu gebieten.

Moderatum Spatium, eine mäßige, billige Friſt, welche jeder Parthey von dem Richter zugeſtanden werden ſoll.

Moderbiene, der Nahme der Apis carioſa Linn., welche ſich an verfaultem moderigen Holze aufhält. Sie iſt braun und etwas zottig, die Stirn und die Füße ſind gelb.

Modererde, **Sumpferde**, eine im Waſſer zergangene Stauberde, welche von vermoderten Pflanzen und deren Wurzeln entſtanden, und zu Torf geworden. **Moderiger Boden**, auch **Waldboden**, darunter verſteht man beym Forſtweſen eine

Erde, welche mehrentheils aus verfaulten Blättern und andern vegetabiliſchen Theilen beſteht, und die oberſte bald dickere bald dünnere Schicht der Erde in einem Walde bildet. Dieſe Erde iſt braun oder ſchwärzlich, ſchwammicht, weder zu zähe noch zu locker, warm und feucht, und dem Pflanzenwuchſe ſehr günſtig, weil ſie faſt ganz aus vegetabiliſchen Theilen zuſammen geſetzt iſt. Trocken wird ſie zu Staub.

Modererz, in einigen Gegenden, dasjenige Eiſenerz, welches an manchen Orten in einem moderi- d. i. moraſtigen und ſumpfigen Boden gefunden, und daher auch **Sumpferz**, **Moraſterz** und **Moraſtſteine** genannt wird. S. unter **Eiſen**, Th. 10, S. 465.

Moderfiſch, Amia calva Linn., ein Fiſch, welcher ſich in Carolina in ſüßen Waſſern aufhält, ſeines moderigen Geſchmacks wegen aber ſelten eßbar iſt. Der Kopf iſt knochich, nackt, rauh, und hat ſichtbare Nähte. In den Kiefern und in den Gaumen ſtehen ſcharfe Zähne dicht an einander. An der Naſe hangen zwey Bartfaden. Die Kiemenhaut hat zwölf Strahlen, und der Körper iſt ſchuppig. Der Körper iſt ziemlich rund. Die Seitenlinie geht gerade, die Kehle iſt mit zwey ſchildförmigen Knochen beſetzt, die aus dem Mittelpuncte Strahlen haben. Die Kiemendeckel ſind ſteif und knochich. Die Bruſtfloſſen ſind nicht größer als die Bauchfloſſen, und letztere ſtehen mitten am Bauche, die Rückenflöſſen hingegen ſind länger; die Schwanzfloſſe aber iſt abgerundet, und hat am obern Theile der Wurzel einen ſchwarzen Fleck. Der Linneiſche Nahme calva iſt demſelben gegeben, weil der Kopf gleichſam kahl iſt, indem er auf ſelbigem keine Haut zu haben, und mit einer nackten Hirnſchale bedeckt zu ſeyn ſcheint.

Im Deutſchen heißt er ſonſt auch der kahle Wallerfiſch. Er iſt indeſſen der einzige dieſer Gattung. Die Engländer nennen ihn Mudfiſh, die Holländer Moddervisch.

Moderfleck, die Benennung eines Fehlers an den Tüchern. Die Flecke entſtehen, wenn das gewebte Tuch zu lange unabgerollet auf dem Tuchbaume gelaſſen wird, ſo daß einige Stellen von der Fäulniß angegriffen werden.

Moderhamen, ein Hamen, d. i. ein Netz an einem eiſernen Ringe, den Moder, d. i. Schlamm aus den Gräben, Canälen ꝛc. zu ziehen; Niederſ. Mudderhamen.

Moderholz, der Nahme eines Nachtſchmetterlings, Phalaena exſoleta Linn.

Moderig, 1. Moder enthaltend, aus Moder beſtehend. Ein moderiger Boden. Moderiges Waſſer. Das Niederſ. modderig und Holländ. modderig, wird auch für kothig und ſchlammig gebraucht, in welchem Verſtande aber das Hochdeutſche ungewöhnlich iſt. Am häufigſten 2. dem Moder ähnlich, beſonders dem Geſchmacke und Geruche nach. Der Fiſch ſchmeckt moderig. In den gemeinen, beſonders niederſächſiſchen Mundarten iſt das verwandte muddig in ähnlicher Bedeutung üblich.

Wie man den Fiſchen den moderigen Geſchmack benehmen könne, ſ. im Art. Fiſch, Th. 13, S. 524.

Modermühle, eine Maſchine in Geſtalt einer Mühle, mit Flügeln, welche von dem Winde beweget werden, den Moder oder Schlamm damit aus den Gräben und Teichen zu mahlen. Niederſ. Muddermöle, Holländ. Moddermeule. S. im Art. Hafen, Th. 21, S. 48 fl. mit Abbild.

Modern, ein verb. regul. neutr. mit dem Hülfsworte haben, zu Moder werden, ſich in Moder auflöſen, von feſten Körpern, wenn ſie durch die Fäulniß aufgelöſet werden. **Die Leiche modert ſchon.** S. **Vermodern.**

Modern, Holländ. Modderen, iſt im gemeinen Leben auch als ein verb. act. gebräuchlich, in der Redensart **Kanäle modern**, und heißt ſo viel als ſchlämmen, vom Schlamm und Moder reinigen. Einen Kanal oder Waſſergraben vom Schlamme reinigen, beſonders einen Siel- und Schleuſengraben, oder Hauptwaſſerzug, beym Durchſturz des Waſſers mittelſt Aufrührung des darin ſich niedergelaſſenen Schlammes. Es iſt alſo dem, was man **Baggern** nennt, zwar ähnlich, aber nicht gleich.

Modern (der Ton auf der letzten Sylbe) adj. und adv., aus dem mittlern Lat. modernus, Franz. moderne, den neueſten Sitten, dem neueſten Geſchmacke, der neueſten Mode gemäß; im Gegenſatze des **antik** oder **veraltet**. Daher **moderniſiren**, eine alte Sache auf einen neuen Fuß, nach einem neuen Geſchmacke einrichten.

Moderprahm, oder **der Moderprahmen**, in den niedrigen Ländern an der See, ein Prahmen, d. i. niedriges flaches Fahrzeug, den Moder oder Schlamm aus den Kanälen und Häfen wegzuführen. S. im Art. **Hafen**, Th. 21, S. 40 fl.

Modertorf, eine der beſten Arten des Torfes, welcher keine Wurzeln und andere feſte Theile mehr enthält, ſondern aus lauter ſchon verfaulten Theilen beſteht. S. im Art. **Torf.**

Moderwaſſer, ein mit vieler Erde vermiſchtes Waſſer. In engerer Bedeutung iſt es ein ſolches moderiges Waſſer, welches über einem lehmigen Boden ſtehet, zum Unterſchiede von dem **Bruchwaſſer**,

ſer, oder **Mohrwaſſer**, welches über einem Torfboden ſtehet. Beyde ſind Arten des **Sumpfwaſſers**.

Moderzange, eine Maſchine, welche zur Vertiefung der Häfen gebraucht wird, und aus Kaſten oder Schaufeln beſtehet, welche wie eine Zange in den Grund faſſen und eine Menge Sand und Schlamm in die Höhe bringen. S. im Art. **Hafen**, Th. 21, S. 37 fl. mit Abbild.

Modes, eine Art pelziger Cottonaden, die Troyes in Champagne liefert. Breite $\frac{3}{4}$ oder $\frac{7}{8}$ Stab.

Modesne, in Frankreich, ein halbſeidener dünner Zeug, der von Floretgarn, Zwirn oder Baumwolle mit Wolle untermiſcht, gewebt wird. Er iſt $\frac{7}{16}$ oder auch wohl $\frac{9}{16}$ eines ehemahligen pariſ. Stabs breit.

Modeſt, beſcheiden, ſittſam. Daher **die Modeſtie**, Beſcheidenheit, Sittſamkeit.

Modeſucht, die Sucht, d. i. ungeordnete Begierde, die Mode zu beobachten.

Modewaaren, ſ. **Modeartikel**, oben, S. 518.

Modice, mäßig, ſparſam.

Modification, Abänderung, nähere Beſtimmung, Einſchränkung. Daher **modificiren**.

Modiglione, (falſo) ſ. **Dielenkopf**, Th. 9, S. 250.

Modillon, ſ. **Sparrenkopf**.

Modimperator, war bey den römiſchen Schmauſereyen einer der Gäſte, welcher Regeln vorſchrieb, nach welchen man ſich verhalten mußte. Er wurde bey den Gaſtmahlen durch das Loos erwählt.

Modiolan, ein Kopfputz, den die griechiſchen Weiber in Conſtantinopel trugen, und welcher dem **Modius**, einem gewiſſen Trinkgeſchirr ähnlich ſah.

Modiolus, 1. ein kleines Maß bey den alten Römern, deren 4 auf einen Modius gingen. 2. Iſt

es

es ein Nahme desjenigen Theils eines Trepans, mit welchem gebohret wird.

Modiſch, der Mode gemäß, neumodiſch. Jngleichen die Mode beobachtend, derſelben folgen. Ein ſüßer modiſcher Herr.

Modiſten, hießen vor der Erfindung der Buchdruckerkunſt diejenigen, welche ſchön ſchrieben, und dieſe Kunſt lehrten.

Modius, war das gewöhnliche Getreidemaß der alten Römer. Es enthielt den dritten Theil einer römiſchen Amphora, oder den ſechſten Theil eines griechiſchen Medimnus, oder ſechszehn Sextarien, und wog ſechszehn Pfund. Dieß Maß hält alſo kaum zwey Metzen Dresdner Maß.

Modletin-Bad, iſt eine ſchwache mineraliſche Quelle, im Heslauer Kreiſe in Böhmen. Das Waſſer iſt kalt, klar, ohne Geruch, und wird zum Baden erwärmt. Man trinkt es gewöhnlich und braucht es zum Backen. Es iſt ein einfaches Waſſer, das beſtändig laulig iſt. Es hilft in Gliederreißen, Podagra, Hüftweh, Kontrakturen, Steinſchmerzen.

Modr, richtiger **Moth**, eine gewiſſe ſchwarze Holzerde, ſ. im Art. Holz, Th. 24, S. 862.

Modul, iſt ſo viel als **Model**. S. oben, S. 519.

Modulation die Abwechſelung, das Steigen und Fallen der Stimme. Jn der Tonkunſt bedeutet es inſonderheit 1) die Art und Weiſe, die Melodie und Harmonie in einer angenommenen Tonart zu behandeln; 2) und gewöhnlich die Richtigkeit, Anmuth und Geſchmeidigkeit der Thonfolge, bey ihren Fortſchritten oder bey ihrer Durchführung, aus dem Hauptione durch andere Töne, und in jenen wieder zurück; die Ausweichung oder Durchführung der Töne. Daher **moduliren**.

Modu-

Modulus, war bey den alten Römern das Maß, wornach man etwas mißt, z. B. in der Baukunſt, wo es unſer **Model** iſt. Auch ein Zeitmaß, nähmlich in der Muſik die Abmeſſung der Töne und Sylben nach dem Takte.

Modus, Art, Weiſe. Modus acquirendi, Erwerbsweiſe. Modus procedendi, Verfahrungsart.

Moeda, ein Getreidemaß in Liſſabon. Es hält an Pariſer Cubic-Zoll 39566 und 40500.

Moeda oder, wie einige, ob wohl irrig, zu ſchreiben pflegen, **Maeda** oder **Mada**, iſt ein portugieſiſches Wort, das überhaupt ſo viel heißt, als eine Münze: denn ſo heißt bey den Portugieſen eine jede Goldmünze, Moeda de Oro, oder, wie insgemein irrig geſchrieben wird, Maeda de Oro, und Mada de Oro oder Maeda und Mada'd auro, imgleichen **Moid'or** oder **Moydor**; und eine jede Silbermünze, Moeda de Plata, ꝛc. Heutiges Tages verſteht man unter Moidor beſonders den Fünfteldobraon von 10 Cruzados, der nach altem Gepräge auf 4000 alte Rees gemünzt iſt, jetzt aber 4800 neue Rees gilt. Er ſoll nach der Verordnung 216 Portugieſiſche Granos wiegen, die mit 223$\frac{4}{7}$ holl. Aſen, oder 3016 Cölln. Richtpfennigstheilen übereinkommen, wonach alſo 21, 7284 Stück auf die rohe Cölln. Mark von 22 Karat fein gehen, und 23, 7034 Stück auf die Cölln. Mark fein Gold. Der Werth des Stücks iſt demnach auf 8 Rthlr. 14 bis 15 Groſchen nach Sächſ. Gelde zu ſchätzen. Das Gepräge hat in den vier Winkeln des Kreuzes 4 B oder 4 Blumen. Andere Stücke haben die Aufſchrift, Braſiliae Dominus. Dieſe ſind in Portugal rar, und laufen mehrentheils nur in Italien um. Der $\frac{1}{10}$ Dobraon oder halbe Moidor, von 5 Cruzados, hält nach ſeinem Gepräge 2000

alte

alte Rees, iſt aber in neuer Zeit auf 2400 neue Rees geſetzt worden; er wiegt und hält nach Verhältniß des Ganzen.

Moëlle, Franz., Mark in Knochen, Bäumen ꝛc.

Moenemolam Caatjes, ſind weiße oſtindiſche Kattune und Zitze, die durch die holländiſche Kompagnie aus Bengalen gebracht werden. Es giebt ihrer verſchiedene Gattungen; z. B. Moenemolam Caatjes Ponnicail, ſind 1 Elle und $\frac{15}{16}$ breit, und $21\frac{1}{4}$ bis 22 Ellen lang; ſie gelten bey den Verkäufen 12 bis 13 Gulden das Stück; feine Moenemolam Caatjes Mannapaar, in Breite und Länge wie die vorgenannte Sorte, zu 14 Gulden; Moenemoſam Caatjes, gemeiner Art, 12 Gulden das Stück.

Moeracco, ein Nahme des **Advagdo-Lorbers**, ſ. Th. 80, S. 674.

Mofuma, der Aethiopiſche Nahme eines Baums, welches wahrſcheinlich derſelbe iſt, der auch Mapu heißt. S. dieſes Th. 84, S. 288.

Mögen, ein unregelmäßiges verb. neutr. mit **haben**. Es

I. **können**. 1) Im weiteſten Verſtande ſo wohl ſubjective als objective; Kraft, Macht ꝛc. haben, etwas zu thun; möglich ſeyn. 2) In engerer Bedeutung a) Urſache haben, etwas zu thun; z. B. er hätte es immer thun mögen. b) Erlaubniß haben, etwas zu thun. (In einigen Fällen des geſellſchaftlichen Lebens.) c) Von einer möglichen Sache, beſonders mit dem Nebenbegriffe der Gleichgültigkeit, von Seiten des Redenden; es mag ſeyn. Er mag ſagen, was er will. Bisweilen bezeichnet es auch eine mögliche Sache, welche unter gewiſſen Umſtänden leicht wirklich werden kann; z. B. ich fürchte, er möchte kommen. d) Eine Vermuthung anzudeuten: z. B.

im

im Grunde mag er es wohl wünſchen. e) Den Optativ und Conjunctiv auszudrücken, da es denn die Geſtalt eines wahren Hülfs-Verbi annimmt; z. B. er bat mich, ich möchte doch kommen. f) Einen Wunſch zu bezeichnen, da es denn jedes Mahl im Conjunctiv ſteht; z. B. möchte er doch kommen!

II. **Wollen**, doch nur in engerer Bedeutung. Neigung haben, etwas zu thun oder zu leiden. 1) Im Indicativ, am häufigſten mit einer Verneinung; z. B. ich mag es nicht. (Im gemeinen Leben.) 2) Im Conjunctiv mit dem Nebenbegriffe eines Wunſches; z. B. ich möchte es wohl haben. Ich möchte doch wiſſen, ob er da wäre.

Das Subſtantivum die **Mögung** iſt völlig ungewöhnlich.

Es iſt mit unſerm Macht genau verwandt.

Mögende, war bey der vorigen Verfaſſung in Holland der Titel der Staaten von den einzelnen Provinzen.

Moges de Morue, in Frankreich, beſonders zu Rochelle, das Eingeweide vom Stockfiſch. Dieſer Artikel wird als Köder zur Fiſcherey gebraucht und tonnenweiſe gehandelt.

Mogg, iſt ein engliſcher, baumwollener, gedruckter, piqueartiger Zeug. Er liegt ¾ Elle breit, und wird von Mannsperſonen zu Gilets getragen. Die Elle koſtet (jetzt) etwa anderthalb Thaler.

S. Journal für Fabrik rc. 1797. Jun. S. 472 mit einer Probe dieſes Zeuges.

Moggia, **Mogga**, 1) ein Getreidemaß, nach Par. Cubikzollen in Corfu 5037, in Ferrara 30840, in Groſetto 27888, in Mailand 6976 und 7510, in Maremma di Siena 26857, ſo wie auch in Toskana. 2) Ein Oehlmaß, das in Mantua 5614 Par. Cubikzoll hält.

Möglich, Adj. und Adv. von dem Zeitworte mögen, und zwar von deſſen erſten, weiteſten Bedeutung, was ſeyn oder geſchehen mag oder kann.

1. In Anſehung der Sache iſt im ſchärfſten philoſophiſchen Verſtande ein Ding möglich, im Gegenſatze des unmöglich, wenn es keinen Widerſpruch in ſich enthält, es ſey nun wirklich da oder nicht. Ein hölzerner Teller iſt ein mögliches Ding, nicht aber ein ledernes Eiſen. In dem gemeinen Sprachgebrauche hingegen braucht man es auch in weiterm Verſtande, von dem was unter gewiſſen Umſtänden ſeyn oder geſchehen kann, und da iſt oft eine Sache nicht möglich, wenn ſie es gleich abſolute oder an und für ſich ſehr wohl iſt. Es iſt nicht möglich, daß er eine ſolche Niederträchtigkeit begehen ſollte, d. i. nicht wahrſcheinlich, ſchlechterdings nicht glaublich. Wo es denn auch oft zur Begleitung einer Verwunderung gebraucht wird. Iſts möglich! Wie iſt das möglich? Zuweilen bedeutet es auch ſo viel als wirklich, wo es doch nur adverbialiter gebraucht wird. Z. B. ich will ſehen, wie ich es möglich mache.

2. In Anſehung der handelnden Perſonen, oder ſubjective, ſowohl keinen Widerſpruch mit den Kräften, den Fähigkeiten derſelben enthaltend, als auch in Anſehung der Gelegenheit und äußern Umſtände, was neben denſelben beſtehen kann. Es iſt mir nicht möglich. Seinen möglichſten Fleiß anwenden. Das Waſſer möglichſt abdämmen. Moraliſch möglich, was durch kein Geſetz verbothen iſt, keinen Widerſpruch gegen ein Geſetz enthält.

3. Im Berg- und Hüttenweſen hat möglich eine beſondere Bedeutung. So heißt nähmlich ein Gang, welcher viel Erz giebt; reich, fündig.

Niederſächſ. möglich oder mäglich, Dän. muelig. Bey den älteſten oberdeutſchen Schriftſtellern ſucht man dieſes Wort vergebens. Ottfried gebraucht dafür das verwandte megi, Kero aber ſanft, und Tatian odi, Angelſ. ead, eath, welches noch in dem Engl. eaſy leicht, möglich, und dem Franz. aiſe, wie auch in dem Niederdeutſchen unnode, vielmehr unode, zuſammen gezogen node, ungern, vorhanden iſt. Das Niederſ. möglich wird auch für mäßig, billig gebraucht, ein möglicher Schoß, ein möglicher Heid, ein mäßiges, billiges; imgleichen als ein Nebenwort für vielleicht, wie das Franz. peut-être.

Möglichkeit, das Hauptwort des vorigen Beywortes.

1. Als ein Abſtractum und ohne Plural, die Eigenſchaft einer Sache, nach welcher ſie möglich iſt, in allen Bedeutungen des Beywortes. Z. B. es war keine Möglichkeit, daß er ihn hätte einhohlen können. Nach meiner Möglichkeit, ſo viel mir möglich iſt, im gemeinen Leben.

2. Als ein Concretum, eine mögliche Sache, doch nur in engerer Bedeutung, eine bloß mögliche Sache, im Gegenſatze einer wirklichen. Das Reich der Möglichkeiten, bloß möglicher Dinge.

Mogol, Mogul, Groß-Mogul, der, der Nahme des Beherrſchers des mogoliſchen Reiches in Oſtindien. Zu Anfange des 18ten Jahrhunderts war er noch einer der mächtigſten und reichſten Fürſten, aber ſchon 1739 raubte ihm der perſiſche Eroberer, Kulichan, nebſt einigen Provinzen, den größten Theil ſeiner in der Reſidenz aufgehäuften Schätze; und die Maratten, welche, ſo wie die Engländer, ſchon vorher verſchiedene Ländereyen ſeines unermeßlichen Reiches an ſich geriſſen hatten, bemächtigten ſich zuletzt deſſelben ſo ganz, daß ihm im Jahre 1785, außer der Hauptſtadt Delhy, nichts weiter übrig blieb, als ein kleiner Bezirk um dieſelbe. Doch auch hiervon

blieb er nicht mehr Herr; die Maratten ſetzten ihn gefangen, und nöthigten ihn, ſich mit einer ihm ausgeſetzten verhältnißmäßig kleinen Penſion zu behelfen, während ſie in ſeinem Nahmen herrſchten. Zuletzt trieben ſie die Grauſamkeit ſo weit, daß ſie ihm ſogar die Augen ausſtachen. Schach Allum, der letzte Mogol, iſt in ſeinem Gefängniſſe daher ſo in Vergeſſenheit gerathen, daß man es kaum weiß, ob er noch lebt oder ſchon todt iſt.

Das iſt das Ende eines Herrſcherſtammes, deſſen Gewalt ſo deſpotiſch war, daß er über das Leben und Vermögen ſeiner Unterthanen ganz unumſchränkt ſchaltete. Sein Wille war ihr einziges Geſetz. Dieſer entſchied auch über alle Rechtshändel, ohne daß jemand bey Lebensſtrafe etwas dagegen einwenden durfte. Auf ſeinen Befehl wurden die Größeſten des Reiches hingerichtet, ihre Lehngüter, Ländereyen und Bedienungen entweder verändert oder weggenommen.

Die oberſten Staatsbedienten waren der Großvezier, der Schatzmeiſter, der Befehlshaber der Evnuchen, der erſte Staatsſecretär, der General der Elephanten, und der Großmeiſter der Garderobe, der die Beſorgung der Meubles, Zelter, Kleider und Koſtbarkeiten hatte.

Dieſe Fürſten ließen ſich gemeiniglich bey Sonnenaufgang am Fenſter ſehen, wenn die Großen des Reichs ihnen aufwarteten; ſie zeigten ſich ferner um Mittag, um dem Gefechte der wilden Thiere zuzuſehen, und endlich erſchienen ſie auch des Abends am Fenſter, und betrachteten den Untergang der Sonne. Sie gingen alsdann unter ſtarkem Pauckenſchall, und dem unaufhörlichen Zurufen des Volkes, das ihnen Glück und langes Leben zuwünſchte, in ihr Schlafgemach.

Nie-

Niemand durfte in den Pallaſt kommen, als die Rajas oder Fürſten, und die oberſten Bedienten. Alle dieſe Perſonen erwieſen ihnen ſo große Ehrfurcht, daß es unmöglich iſt, gegen die heiligſten Dinge größere Achtung zu bezeigen. Alle Geſpräche wurden mit unaufhörlichen Verbeugungen begleitet. Wenn ſie von dem Groß-Mogol weggingen, warfen ſie ſich auf die Erde nieder, und legten ihre Hände auf ihre Augen, hernach auf ihre Bruſt, und zuletzt auf die Erde, um dadurch zu erkennen zu geben, daß ſie gegen ihn nur Staub und Aſche wären. Dabey wünſchten ſie ihm alle Arten von Glückſeligkeit, und gingen rückwärts aus dem Zimmer.

Um einigen Begriff von der Pracht zu geben, mit welcher ein Mogol erſchien, will ich aus des Thomas Roe's Beſchreibung von dem Staate, welchen er führte, einige Nachrichten mittheilen, welche zugleich in Rückſicht auf den neueſten bedauernswürdigen Zuſtand der Abkömmlinge dieſes ſo lange gleichſam vergötterten Stammes, ein vielſagendes Bild von der Hinfälligkeit menſchlicher Größe, beſonders wenn ſie ſich bloß auf den äußeren blendenden Glanz ſtützet, und nicht durch innere Vorzüge des Geiſtes und Herzens aufrecht erhalten wird, aufſtellen werden.

Es iſt zwar ſchon lange her, daß Roe an dieſem Hofe geweſen, denn er reiſete im Jahre 1615 auf Koſten und in Angelegenheiten der engliſchen oſtindiſchen Geſellſchaft dahin. Da bekanntlich aber die Morgenländer in ihren Sitten und Gebräuchen nicht ſo veränderlich, wie die Europäer ſind, und das altväterliche mit viel mehr Anhänglichkeit und Eigenſinn, als wir, beybehalten: ſo wird man ſich aus ſeiner Beſchreibung, welche aus einer der blühendſten Zeiten dieſer De-

ſpotie iſt, einen ziemlichen Begriff machen können, wie es auch die Nachfolger des damahligen Groß-Mogols gehalten haben.

Als er erſchien, ſagt Roe, hing ein Gürtel an ſeinem Degen, und ein anderer an ſeinem Schilde. Beyde Gürtel waren mit Diamanten und Rubinen beſetzt. Noch einer hing an ſeinem Köcher mit dreyßig Pfeilen, und ſein Bogen war in einem Futteral. Auf ſeinem Kopfe trug er einen reichen Turban, woran ein Buſch von Reiherfedern war; auf der einen Seite hing eine rubinene Blume, von der Größe einer Wallnuß, und auf der andern Seite ein eben ſo großer Diamant, und in der Mitte war ein Smaragd, in der Geſtalt eines Herzens, welcher aber größer war, als der Diamant und Rubin. Sein Stock war mit einer Kette durchlöcherter großer Rubinen, Perlen und Diamanten umwunden. Um den Hals trug er drey Schnüre von den vortrefflichſten und größten Perlen. Ueber den Ellenbogen hatte er Armbänder, die mit Diamanten beſetzt waren. Auf jedem Gelenk der Hand waren drey andere Armbänder von verſchiedener Art, und faſt auf jedem Finger ſaß ein Ring. Sein Kleid war mit Gold geſtickt ohne Aermel, und an ſeinen Füßen hatte er ein Paar mit Perlen geſtickte Halbſtiefeln. In einem ſolchen Aufzug ſetzte er ſich in ſeine Kutſche, welche einer engliſchen ſehr ähnlich, und von derjenigen, womit ihn Roe beſchenket hatte, nur darinnen verſchieden war, daß ſie mit perſianiſchem mit Gold geſtickten Sammet beſchlagen war.

Wenn dieſer Fürſt vor der Spitze ſeiner Armee marſchiret, oder auf die Jagd gehet, oder ſich nach einem von ſeinen Landhäuſern begiebt, ſo begleiten ihn etwa zehn tauſend Mann, und hundert Elephanten mit Satteldecken von Sammet und Brokat gehen voran. Jeder Elephant trägt zwey Menſchen, wovon der eine ihn mit einem eiſernen Haken regiert, der andere aber eine große ſilberne mit Gold und Seide geſtickte Standarte trägt; jeder von den erſten achten trägt eine Pauke.

In der Mitte dieſes Haufens reitet der Mogol auf einem ſchönen perſianiſchen Pferde, oder fährt in einem Wagen, der von zwey Ochſen gezogen wird, deren große ausgebreitete Hörner mit Gold gezieret

ſind.

ſind. Zuweilen läſſet er ſich auch von Menſchen in einem prächtigen Palanquin tragen. Sein Gefolge beſtehet aus den Hofbedienten, denen fünf- bis ſechshundert Elephanten, Kameele, und Bagage-Wagen nachfolgen.

Zwey groſſe Feſttage werden jährlich in der Hauptſtadt dem Mogol zu Ehren gefeyert. Das erſte Feſt iſt mit dem Anfange des neuen Jahres, und währet achtzehn Tage. Vor dem Pallaſt wird eine Bühne errichtet, welche vierzehn Fuß hoch, ſechs und funfzig lang, und vierzig breit, mit reichen Tapeten bedeckt, und mit einer Balluſtrade umgeben iſt. Nahe dabey iſt ein Gebäude von bemahltem Holze, mit Perlemutter ausgelegt, worin einige von den Vornehmſten des Hofes ſitzen, obgleich ihre Zelter in dem erſten Hofe des Pallaſtes aufgeſchlagen ſind, wo ſie ſich bemühen, alle Reichthümer und Pracht zur Schau auszuſtellen. Vor Alters ging der Mogol in dieſe Zelter, und nahm, was ihm am beſten gefiel. Seit einem Seculum aber begiebt ſich dieſer Fürſt in Begleitung der ſieben erſten Miniſter auf die Bühne, ſitzet auf einem ſammtnen mit Gold und Perlen geſtickten Kiſſen, und wartet bis man ihm die Geſchenke bringet, welche er ſowohl von dem Volke, als den Groſſen des Reichs während den achtzehn Tagen, da dieſe Ceremonie dauert, annimmt. Gegen Ende dieſer Zeit, theilt er ſeine Begnadigungen aus, welche darin beſtehen, daß er denjenigen, die ihm die koſtbarſten Geſchenke gebracht haben, Aemter und Würden ertheilet. Tavernier verſichert, daß er dem Mogol an einem dieſer Feſte Geſchenke, deren Werth ſich auf dreyßig Millionen Livres belief, an Diamanten, Rubinen, Smaragden, Perlen, Gold, Silber, ſchönen Stoffen, Elephanten, Kameelen und Pferden hat annehmen ſehen.

Das zweyte Feſt iſt am Geburtstage des Mogols. Er fängt ſolches mit allen Arten der Luſtbarkeiten an, und begiebt ſich darauf zu der Königinn ſeiner Mutter, wenn ſie noch am Leben iſt, und zeigt ihr ſeine Erkenntlichkeit dadurch, daß er die Groſſen des Reichs nöthiget, ihr koſtbare Geſchenke zu machen. Nachdem er geſpeiſet hat, zieht er ſeine ſchönſten Kleider, und ſeinen beſten Schmuck von Gold und Juwelen an, und geht in einen prächtigen Pavillon, wo ihm die Vornehmſten des Reichs ihre

Aufwartung machen. Da findet er die großen Wageſchalen mit ihren Ketten, welches alles von maſſivem Golde, und mit Juwelen ausgezieret iſt. In eine dieſer Wageſchalen ſtellet er ſich ſelbſt, und in die andere wird Gold, Silber, Juwelen, ſeidene Zeuge, feine Leinwand, Zimmet, Muſcatenblumen, Pfeffer, Getreyde und Kräuter gelegt, und man hält alle Jahr ein genaues Regiſter vom Unterſchied ſeines Gewichts. Es iſt eine große Freude, wenn er in einem Jahre mehr wiegt; es iſt aber auch große Betrübniß, wenn er am Gewicht abgenommen hat.

Auf dieſe Ceremonie folgt die große That der Barmherzigkeit, die der Mogol für das ganze Jahr ausübet. Er giebt nähmlich den Armen einige kleine Stücke Geld, und wirſt unter die Großen Nüſſe, Piſtazien, Mandeln und andere Früchte, welche alle aus Gold gearbeitet, und ſo dünn und klein ſind, daß tauſend davon nicht mehr als ſieben oder acht Piſtolen werth ſind. Man hat gefunden, daß ein mit dergleichen Kleinigkeiten gefülltes Becken nicht den Werth von zehn Kronen überſtiegen hat. Auf dieſe Weiſe erſtreckt ſich die Freygebigkeit dieſes reichen Monarchen an ſeinem Geburtstage etwa bis auf eine elende Summe von hundert Kronen. Dieſes Feſt wird damit beſchloſſen, daß er eine prächtige Abendmahlzeit an die Herrn des Hofes giebt, mit welchen er die Nacht mit Trinken zubringt.

Die Söhne des Mogols führen den Titel eines Sultans, und ſeine Töchter ſind Sultaninnen. Die Unterkönige oder Gouverneurs der Provinzen werden Nabobs genennet. Die, welche ihnen im Range folgen, und eben ſo viel vorſtellen, als bey uns Adeliche, heißen Chans und führen gemeiniglich noch einen Beynahmen, der von ihrer Beförderung genommen iſt. Z. B. Aſaph Chan, der reiche Herr, Chan Channa, der Herr aller Herren.

Die oberſten Militairbedienten heißen Omrahs; und wer ein General geweſen iſt, wird Mirza betitelt.

Die vornehmſten Eynuchen haben die Stellen der Schatzmeiſter, Verwalter und Kontrolleurs der Haushaltung. Die andern vornehmen Bedienten ſind die Staatsſekretairs, die Elephantenregierer, die Aufſeher über die Zelte, und die Aufſeher über die Garderobe, denen man die Juwelen anvertrauet.

Die

Die Frauenzimmer des Serails ſind entweder Gemahlinnen, oder Konkubinen, Prinzeſſinnen vom Geblüt, Gouvernantinnen oder Sclavinnen. Selten hat der Mogol mehr als vier Gemahlinnen; die Anzahl ſeiner Konkubinen aber iſt unbeſtimmt. Jedoch hat er deren mehrentheils über tauſend.

Der Mogol heyrathet niemals eine Tochter eines auswärtigen Fürſten, ſondern gemeiniglich eine von ſeinen eigenen Unterthanen, ja zuweilen hat die geringſte Sclavinn das Glück ſeine Gemahlinn zu werden.

Der erſte Sohn, den er von einer dieſer Gemahlinnen bekommt, wird als der rechtmäßige Erbe des Reichs angeſehen, obgleich das Glück der Waffen gemeiniglich den Thronfolger beſtimmt, der nicht eher den Thron beſteigt, als bis er ſeine Brüder, und die andern männlichen Verwandten aus dem Wege geräumet hat.

Die jungen Sultans werden im dreyzehnten oder vierzehnten Jahre verheyrathet, und haben alsdenn ihren eigenen Hofſtaat, der nicht viel geringer iſt, als der des Kayſers. Wenn ſie älter werden, giebt man ihnen allen, den Kronerben ausgenommen, der bey dem Vater bleibt, entfernte Gouvernements.

Die jungen Sultaninnen werden mit aller Zärtlichkeit und Gelindigkeit erzogen, ſie leben nicht ſo eingeſchränkt als das andere Frauenzimmer, ja man hat Beyſpiele, daß der Mogol ihnen ihre Galanterien nachgeſehen hat, welches auch um ſo billiger iſt, da ſie, weil ſie von königlichem Geblüte ſind, nicht heyrathen dürfen.

Die Gouvernanten der jungen Prinzeſſinnen und diejenigen, welche ein wachſames Auge auf die Aufführung des königlichen Frauenzimmers haben müſſen, machen eine beträchtliche Anzahl im Serail aus, und haben, wie man ſagt, einen großen Einfluß in die Regierungsgeſchäfte.

Wenn man im eigentlichen Verſtande ſagen kann, der Mogol habe einen Staatsrath, ſo beſtehet er aus dieſen Frauensperſonen; denn die Gouvernements und oberſten Staatsbedienungen werden durch ihren Einfluß beſetzt, und jede von ihnen führet einen Titel von einer Staatsbedienung. Die eine wird Premierminiſter, die andere Sekretär, die dritte Unterkönig einer Provinz, u. ſ. w. genannt,

und jede von dieſen Frauensperſonen ſteht mit demjenigen Miniſter, deſſen Titel ſie führt in Correſpondenz. Es giebt auch Evnuchen, welche nichts anders thun, als daß ſie dieſe Briefe hin und hertragen. Durch die Vermittelung dieſer Frauensperſonen werden alle wichtigen Sachen abgemacht, weil ſie beſſere Gelegenheit haben, dem Kaiſer die Sache vorzutragen, als die Miniſter.

Der Kaiſer wird, wenn er allein iſt, gänzlich von Frauenzimmern bedient, ja er ſoll eine Wache von tartariſchen Weibern haben, die mit Bogen und Säbeln bewaffnet ſind, und ſeine Perſon decken. Die Thüren und alle Gänge des Pallaſtes ſind von einer Menge Evnuchen beſetzt, die ein ſehr ſchweres Amt haben; denn wenn ſie zu ſtrenge ſind, ziehen ſie ſich den Haß der Königinnen und Prinzeſſinnen zu, die zuweilen bey dem Kaiſer viel gelten; und wenn ſie beym Mogol in Verdacht gerathen, daß ſie zu gefällig ſind, ſo ſtehen ſie in Gefahr, ihr Leben zu verlieren.

Wenn die Frauen ein gewiſſes Alter, welches einige auf das fünf und zwanzigſte, andere auf das dreyßigſte ſetzen, erreicht haben, ſo ſchläft der Mogol nicht mehr bey ihnen; demungeachtet werden ſie noch eben ſo ſtrenge als vorher bewacht.

Ein engliſcher Geiſtlicher, der an des Mogols Hofe geweſen, gedenket einer von dieſen Frauen, welche den ſchmählichſten Tod ſterben müſſen, weil ſie der Mogol überraſchte, als ſie ein Evnuch küßte. Wegen dieſes Verbrechens hatte der Mogol die Grauſamkeit, ſie bis an den Hals in die Erde verſcharren, und dieſe um ſie feſt einſtoßen zu laſſen. So blieb ſie zwey Tage, und mußte ſich die heiße Sonne auf den Scheitel brennen laſſen, bis ſie endlich den Geiſt aufgab, nachdem ſie beſtändig geſchrieen hatte: o mein Kopf, mein Kopf! Zur Vermehrung ihrer Schmerzen wurde der Evnuch vorgeführt, und ſie mußte zuſehen, wie ihn ein Elephant in Stücke zerriß.

Da der Mogol die meiſten andern Fürſten als weit geringere Perſonen anſieht, ſo ſchickt er, wie die andern aſiatiſchen Fürſten, an niemand einen Geſandten. Die Geſandten werden auch nicht als Repräſentanten ihres Souveräns, ſondern als gemeine Boten betrachtet.

Des

Des Mogols Briefe werden mit ſo viel Ehrfurcht empfangen, als wenn er ſelbſt zugegen wäre. Der Gouverneur, an den dieſelben geſchickt werden, reitet dem Boten mit allen ſeinen Bedienten entgegen; und ſobald er die Briefe ſieht, ſteigt er vom Pferde, und fällt lang auf die Erde. Er nimmt nachher die Briefe dem Boten ab, bindet ſie feſt an ſeinen Kopf, reitet zurück, und fertiget die Antwort ſogleich aus.

Die Gouverneurs haben noch eine andere Methode, wodurch ſie ihm Ehrfurcht bezeigen. Sobald ſie nähmlich nach einem Gouvernement geſchickt werden, ſcheren ſie ihren Kopf und Bart nicht eher, als bis ſie wieder zurück berufen werden, ob ſie gleich ſonſt, ſo lange ſie bey Hofe ſind, ſich alle Tage ſcheeren.

Der Mogol thut in allen wichtigen Rechtsfällen allein den Ausſpruch, er mag ſich aufhalten, wo er will. Seine Unterkönige thun das in ihren reſpectiven Provinzen auch. Der Catoual iſt eine Gerichtsperſon, welche die kleinen Sachen entſcheidet, und die kleinen Vergehungen beſtrafet. Der Kady iſt der Civil-Richter in Streitigkeiten zwiſchen den Hauseinwohnern bey Heyrathen und Eheſcheidungen.

Ob man gleich in dieſem Reiche kein geſchriebenes Geſetz hat, ſo iſt es doch hergebracht, daß gewiſſe Verbrechen ihre Strafen haben. So wird Mord und Diebſtahl mit dem Tode beſtraft. Die Art der Execution aber hängt von der Willkühr des Mogols oder Unterkönigs ab. Der Miſſethäter bleibt niemahls eine Nacht über im Gefängniß, ja er wird oft nicht einmahl in ein Gefängniß gebracht, ſondern ſogleich, nachdem er ertappt worden, zum Gouverneur gebracht, daſelbſt losgeſprochen oder verurtheilt, und im letztern Falle ſogleich zur Execution geführet, welche mehrentheils auf dem Markte geſchiehet.

Einige Miſſethäter werden gehenkt, andere geköpfet, andere an ſpitzige Pfähle geſtochen, und andere von wilden Thieren zerriſſen, oder von Elephanten getödtet. Wenn der Elephant den Miſſethäter augenblicklich von dem Leben bringen ſoll, ſo tritt er mit ſeinem breiten runden Fuß auf den vor ihm liegenden Elenden, und drückt ihn ſogleich todt.

Soll aber der Verbrecher noch eine Zeitlang gequälet werden, ſo bricht ihm der Elephant erſt die Füße und nachher die Arme entzwey, läßt ihn liegen, und an ſeinen empfangenen Wunden ſterben.

Thomas Roe führt an, daß zu ſeiner Zeit hundert Diebe in Ketten vor den Fürſten gebracht wären, und vom Mogol zum Tode verdammt worden, ſo daß der Rädelsführer von Hunden zerriſſen, die andern aber auf die gemeine Art getödtet werden ſollten. Dieſe Gefangenen wurden in verſchiedene Quartiere der Stadt vertheilet. Ihr Anführer wurde vor Roe's Hauſe von zwölf Hunden in Stücke zerriſſen, und auf demſelben Platze wurden dreyzehn Dieben die Köpfe an die Füße gebunden, worauf man ihnen den Nacken mit einem Säbel halb aufhieb, und ſie ſo nackt und blutig auf den Straßen liegen ließ, wo ſie den Nachbaren ſehr beſchwerlich fielen.

Des Mogols Lager hat gemeiniglich einerley Beſchaffenheit, und iſt beynahe rund. Der ganze Umfang nimmt ſelten weniger als funfzig engl. Meilen ein, denn die Armee allein beſteht aus hundert tauſend Mann. Die Zelte ſind mehrentheils weiß, wie die Kleidung der Leute. Des Mogols Zelt aber iſt roth, und ſteht in der Mitte. Es iſt auch mehr erhaben, als die übrigen, und er kann aus demſelben das ganze Lager überſehen. Da die Königinnen und das ganze Serail mit zugegen ſind, ſo iſt des Kaiſers Quartier beynahe ſo groß, als eine anſehnliche Stadt. Es iſt mit einer Umzäunung umgeben, die etwa zehn Fuß hoch, und von den Haustruppen oder andern großen Corps zu Pferde und zu Fuß bewacht iſt. Niemand darf ſich demſelben bis auf die Weite eines Musketenſchuſſes nähern. Die Zelte der Omrahs ſind in einiger Entfernung rund um des Kaiſers Quartier, und die Zelte der Vornehmſten ſind die nächſten, die Geringeren aber haben ihre Zelte an den äußerſten Enden des Lagers. Die Straßen, welche von den Zelten formiret werden, ſind breit und lang, und die Hauptſtraßen gehen in gerader Linie von dem königlichen Qnartiere ab. In denſelben ſind Boutiken, wo man die Lebensmittel faſt ſo wohlfeil, als in der Garniſon erkauft. Man ſagt, daß das Lager des Mogols

ehedem der größte Markt für Diamanten geweſen ſey.

Das Lager rückt ſelten zehn Meilen auf einmal vor, und iſt mehrentheils an einem ſolchen Orte, wo man hinlängliches Waſſer hat. Die indianiſchen Armeen führen eine Menge von Booten (kleine Kähne) auf Wagen mit ſich, welche der Mogol braucht, theils um ſich auf den Seen und Flüſſen zu beluſtigen, theils ſeine Armeen überzuſetzen. Er hat auch Falken, Hunde und Leoparden bey ſich, die zum Spiel abgerichtet ſind. Solchergeſtalt theilet der Mogol, indem er aus einem Theil ſeines Gebiets in das andere wandert, ſeine Zeit zwiſchen den Ergötzungen und der Unterſuchung der Aufführung ſeiner Unter-Könige und Gouverneurs. Auf dieſen Märſchen werden einige von den Frauenzimmern des Mogols in kleinen Thürmen auf den Rücken der Elephanten getragen, andere fahren in Kutſchen, andere ſind in Palanquinen, und man ſagt, daß die geringſten Frauenzimmer kein anderes Fuhrwerk haben, als eine Art von Wiege, die auf den Seiten der Kameele hänget. Alle Frauenzimmer aber ſind verdeckt, und werden von Evnuchen bedienet.

Des Mogols Macht beſteht vornehmlich aus den Truppen, welche die Rajas oder heidniſchen Fürſten ſtellen; er hat auch moriſches Fußvolk, das meiſte aber beſteht in Reuterey. Er hat auch verſchiedene Regimenter, die den Nahmen der Leibwache oder Haustruppen führen. Das vornehmſte davon iſt ein Regiment von viertauſend Mann, die man des Kaiſers Sclaven nennet. Sie machen das vornehmſte Corps in der ganzen Armee aus. Ihr Befehlshaber heißt Daroza. Er hat große Autorität und zuweilen das Kommando über die ganze Armee. Jeder Soldat dieſes Regiments hat vorne am Kopfe ein Zeichen, und aus dieſen Truppen nimmt man die ſubalternen Offiziers, welche ſtufenweiſe zu der Würde der Omrahs oder Generals ſteigen. Jeder Reuter hat zwey Knechte, wovon ihm einer das Pferd warten, der andere die Fourage anſchaffen muß. Alle dieſe Soldaten haben im Felde ihre Weiber und Kinder bey ſich, und im Lager ſind allemal viele Boutiken, wo man wie in einer Stadt alles kaufen kann. Auch folgen der Armee einige hundert Elephanten, bloß zum Staat, und eine Menge Wei-

der mit einem ſtarken Gefolge des Mogols und der hohen Offiziers.

Demungeachtet ſtehet dieſe zahlreiche Armee ſelten im Felde, ohne durch Hungersnoth einen großen Verluſt an Leuten zu haben, welchen man aber unter einer ſo großen Menge kaum merket. Man hat auch zu wenig Menſchlichkeit, als daß man darauf achten ſollte; die Hungersnoth wird daher weder als etwas Außerordentliches betrachtet, noch verhindert ſie, daß man nicht eine andere Menge Volks verſammeln ſollte, welche einem gleichen Schickſale unterworfen bleibt.

Die Engländer haben davon einen großen Vortheil, daß die Indianer ſo hartnäckig auf ihre alten Gebräuche halten, und noch immer keine wahre Tapferkeit beſitzen. Nicht allein der Fürſt, ſondern auch jeder Raja, der das Kommando über die von ihm ins Feld geſtellten Truppen führet, erſcheint voraus an der Spitze auf einem Elephanten, und iſt der General ſo gut, als die Fahne ſeiner Leute, welche ihr Auge beſtändig auf ihn richten, und wenn ſie ihn einen Augenblick aus dem Geſichte verlieren, daraus ſchließen, daß alles verloren ſey, worauf ſie unverzüglich aus einander prellen.

Die engliſchen Ingenieurs können daher mit einer einzigen Salve aus einer ſechspfündigen Kanone, die auf den Elephanten gerichtet iſt, das Schickſal eines ganzen Detaſchements entſcheiden; und dieſe großen Thiere ſcheinen nunmehr bloß darum ins Feld gebracht zu werden, um der feindlichen Artillerie ein Zeichen der Richtung zu ſeyn. Die Rajas, welche die Gefahr, in welcher ſie ſind, recht gut kennen, ſuchen ihr dadurch auszuweichen, daß ſie verſchiedene Elephanten mit einerley Decken, und Reuter darauf mit denſelben reichen und prächtigen Kleidern an einem Tage an verſchiedene Oerter des Schlachtfeldes ſtellen. Ob ſie gleich viel von den Europäern durch die nächtlichen Ueberfälle erlitten haben, ſo können ſie doch niemahls dahin gebracht werden, Ordnung und Wachſamkeit in ihrem Lager einzuführen. Denn gegen die Nacht ſtopft ſich jeder Mann den Magen ſo voll Reiß, und die meiſten nehmen darauf die Opiate, ſo daß gegen Mitternacht die ganze Armee in tiefem Schlafe iſt.

Deſſen

Deſſen ungeachtet würde ſich ein indianiſcher König ſehr wundern, wenn ſich jemand bemühen wollte, ihn zu überzeugen, daß die Sicherheit ſeines Thrones von der Regulirung der Mahlzeiten des gemeinen Soldaten abhinge; noch weniger aber würde er ſich überreden laſſen, denſelben zur Mäßigkeit im Genuſſe der Opiate anzuhalten, welche das Blut zur Action anfeuern, und die Seele mit Heldenmuth anfüllen.

Die Einkünfte als Mogol ſind von den Landesproducten, von den Zöllen in den Seehäfen, von dem Vermögen der Großen, das nach ihrem Tode an die Krone fällt, von den Geſchenken der Unterthanen, die ſich dem Landesherrn oder Gouverneur niemahls mit lediger Hand nähern dürfen, und von den Schätzen aus den Diamantminen.

Der Unterkönig, oder Gouverneur einer jeden dem Mogol unterwürfigen Provinz muß eine gewiſſe Summe, die aus den Manufakturen und Landesprodukten genommen wird, an die Krone liefern. Dieſe Summe beläuft ſich mit den andern Einkünften jährlich zwiſchen vierzig und funfzig Millionen Pfund Sterlinge. Dieſe unermeßliche Summe iſt aber ſeit der Zeit ſehr vermindert worden, da der Nadir Schach das Reich verwüſtet, die Schatzkammer ausgeleeret, und indem er die Macht des Mogols ſchwächte, viele Nabobs in den Stand geſetzt hat, das Joch abzuwerfen.

S. Hof's hiſtoriſch-kritiſche Encyklopädie. V. S. 184 ff.

Die Länder und Städte, welche vordem zum Mogoliſchen Reiche gehörten, ſo wie die Beſchaffenheit und Verfaſſung derſelben, ſ. im Art. Indoſtan, Th. 29, S. 679 — 706.

Zur nähern Kenntniß der Geſchichte und Verfaſſung dieſer Länder und ihrer Beherrſcher dient vorzüglich.

Matth. Chriſt. Sprengel's Erdbeſchreibung von Oſtindien, nähmlich Hindoſtan und Dekan; welches Buch auch den Titel führt: Büſching's Erdbeſchreibung. 11ten Theils 2te Abtheilung, Aſien, nähmlich Hindoſtan und Dekan. Ausgearbeitet von M. C. Sprengel. Hamburg bey Bohn

Bohn 1802, 644 S. 8. Es iſt nur zu bedauern, daß der Herr Verfaſſer dieſes lehrreichen Werks ſchon geſtorben iſt, und daß man noch nicht weiß, wer ſeine Feder wieder aufnehmen wird.

Mogol, (der große), auch **Mogols-Pflaume**, eine Art Pflaumen, wovon der Art. **Pflaume** nachzuſehen iſt.

Mogoliſtan, oder **Moguliſtan**, das Reich des großen Mogols. S. **Indoſtan**, Th. 29, S. 679 fl.

Mogols-Pflaume, ſ. im Art. **Pflaume**.

Mogori, ſo wie **Mogoria**, ſind Nahmen zwey-er Bäume, von denen der erſtere in Spanien, der andere in China wachſen ſoll. Der erſtere ſoll den Myrthen ähnlich ſeyn, und Früchte wie kleine Aepfel, aber von bitterem Geſchmacke, tragen. Der andere wird mit den Jesminen verglichen, und ſeine weißen wohlriechenden Blumen werden gerühmt. Bey den unvollſtändigen Angaben, mit denen ſich ältere Schriftſteller, die keine gründli-che Naturforſcher waren, ſo oft begnügten, iſt es aber nicht leicht auszumachen, zu welchen Gattun-gen dieſe Bäume gehören, und was ſie ſonſt für Nahmen führen mögen.

Moguette, ſ. **Mocade**, oben, S. 364.

Mohabuth, iſt ein bunter Kattun, der aus Indien kommt. Das Stück hält 7½ Stab in der Län-ge, und ungefähr ¾ in der Breite, beydes nach altem Pariſ. Maß.

Mohaſſe, eine bedeckte Sänfte, deren zwey von ei-nem Kamele getragen werden, und die beſonders in Aleppo und anderwärts zu den Reiſen durch die Wüſte gebraucht werden.

Mohammed, ſ. den Art. **Mahomedaner**, Th. 82. S. 771. fl.

Mohatra, ein aus dem Spaniſchen entlehntes Wort, welches eine Art von wucherlichen Con-

tracten (Mohatra Contractus) bedeutet, wenn nähmlich ein Kaufmann oder vielmehr ein Wucherer, einem andern, der Geld nöthig hat, anſtatt deſſen gewiſſe Waaren um einen hohen Preis zu nehmen überredet, welche dieſer nachgehends, bisweilen dem Darleiher ſelbſt, um ein geringes, und manchmahl kaum um die Hälfte wieder verkauft, damit er nur das verlangte Geld erhalte. Dieſes ſind diejenigen Contracte, welche in verſchiedenen Ländern ſo viele junge Leute ruiniren, und ſo vielen Kaufleuten zur Schande gereichen, weshalb ſie auch nach allen Geſetzen verbothen ſind.

Mohaws=Korn, ein nordamerikaniſcher Nahme der kleinen Spielart des Mays, welche auch **Dreymonaths=Mays** genannt wird. S. im Art. **Mays**, Th. 86, S. 253. 293.

Mohilower Juchten, ſ. im Art. **Juchten**, Th. 31, S. 261.

Mohn, der *), Papaver Linn., der Nahme einer Pflanzengattung, welche aus mehreren Arten beſteht, von denen beſonders eine, Papaver ſomniferum Linn., in manchen Gegenden ſehr häufig angebauet wird, und eine verſchiedene Benutzung gewährt. Dieſe Gattung gehört nach dem Linnéiſchen Pflanzenſyſteme in die erſte Ordnung

*) Der Nahme dieſer Pflanze lautet im Oberdeutſchen Mage, Magen, in den gemeinen Mundarten ſowohl Ober= als Niederdeutſchlands Mahn, ſchon bey dem Ottfried Mana, im Norweg. Mue, im Böhm. und Poln. und Wend. Mak, welches dem Griechiſch. μηκων, am nächſten kommt. Die anſtändige deutſche Mundart hat beſtändig Mohn, ungeachtet es nicht an Sprachlehrern fehlt, welche das gemeinere Mahn um der verwandten Spracharten und vorgegebenen Abſtammung willen vorziehen wollen. Die Abſtammung iſt ungewiß; vielleicht iſt der hohe gerade Wuchs des Blumenſtängels der Grund der Benennung, da denn dieſes Gewächs zu magnus, unſerm manch, groß, viel, Macht, meh, mehr, 2. Mönch und andern dieſes Geſchlechtes gehören würde.

nung der 13ten Claſſe (Polyandria monogynia) und hat folgende Gattungskennzeichen: Die Blumendecke, welche gleich nach Oeffnung der Blume abfällt, iſt zweyblätterig, die Blumenkrone vierblättrig (bey den angebauten Arten ſehr häufig aber gefüllt), und ihre Blätter ſind wechſelsweiſe kleiner. Die vielen Staubfäden ſind kürzer als die Blumenkrone. Der große rundliche Fruchtknoten hat keinen Staubweg, aber eine flache ſchildförmige geſtrahlte Narbe. Die einfächerige oder unvollkommen vielfächerige Samenkapſel iſt mit der großen flachen Narbe bedeckt, unter welcher ſie mit mehreren Löchern aufſpringt. Die vielen kleinen Samen ſitzen inwendig an ſo vielen häutigen Rippen, als die Narbe Strahlen hat. Die bis jetzt bekannten Arten ſind folgende:

* Mit borſtigen Samenkapſeln.

1. **Kleiner Mohn**, auch **unächter Mohn**. Papaver *hybridum*, capſulis ſubgloboſis toroſis hiſpidis, caule folioſo multifloro Linn Spec. Plant. ed Willdenow. T. II. P. II p. 1144. Argemone capitulo breviore. Bauh pin. 172. Moriſon hiſt. 2. p. 278. ſ 3. t. 14. fig. 9. Dieſe Art wächſt im ſüdlichen und mittlern Europa unter dem Getreide. Sie iſt ein Sommergewächs; ihr Stängel wird ungefähr einen Schuh hoch oder drüber; ihre Blätter ſind zwey⸗ oder dreymahl in ſchmahle Querſtücke zerſpalten; die Blumen ſind dunkelroth, und kleiner als bey dem Papaver Rhoeas; die Samenkapſeln ſind durch Furchen der Länge nach in erhabene Wulſten getheilt.

2. **Acker⸗Mohn**, auch **keulenförmiger Mohn**, **ſtacheliger Mohn**, Papaver *Argemone*, capſulis clavatis hiſpidis, caule folioſo multi-

multifloro. Linn. l. c. Argemone capitulo longiore. Bauh. pin. 172 Moriſon l. c. fig. 10. Flor. dan. t. 867. Dieſe Art wächſt in ganz Europa auf ſandigen Feldern, und blühet nebſt der vorhergehenden im Junius. Sie iſt auch ein Sommergewächs; wird ungefähr einen Schuh hoch oder etwas drüber; und hat zwey- bis dreymahl in ſchmahle Querſtücke zertheilte Blätter. Ihre Blumen aber haben eine ſchmutzig purpurrothe oder kupferdunkelrothe Farbe; und die ebenfalls gefurchten Samenkapſeln ſind länglicht oder birnförmig. Die ganze Pflanze iſt über und über mit langen ſteifen abſtehenden Haaren bekleidet, die an den Samenkapſeln weißgelblicht und aufrecht ſind.

3. **Alpen-Mohn.** Papaver *alpinum*, capſula hiſpida, ſcapo unifloro nudo hiſpido, foliis bipinnatis. Linn. Jacq. auſtr. t. 83. Papaver Burſeri. Crantz. Argemone alpina, foliis ſcandicis, lutea. Bauh. pin. Dieſe Art iſt auf den ſchweitzeriſchen, öſterreichiſchen und pyrenäiſchen Gebirgen zu Hauſe. Sie hat eine lange, perennirende Wurzel; und die ganze Pflanze riecht, ſo lange ſie noch jung iſt, ſtark nach Biſam. Ihre Blätter kommen alle unmittelbar aus der Wurzel; und ſind geſtielt und gefiedert, oder zwey- bis dreymahl in bald ſchmählere und längere, bald etwas breitere und kürzere Querſtücke zertheilt, und bald ziemlich glatt, bald zottig. Die einfachen und nackten Blumenſtiele, welche auch unmittelbar aus der Wurzel zwiſchen den Blättern hervorkommen, ſind einen halben bis ganzen Schuh hoch, und dicht mit ſehr ſteifen Haaren bekleidet, wie auch der Blumenkelch; die Blume hat ungefähr einen Zoll im Durchmeſſer, und bisweilen einen angenehmen Geruch, ihre Farbe iſt

entweder hellgelb, oder weiß, und im letztern Falle iſt die Baſis der Blumenblättchen grünlicht oder auch gelb. Die Samenkapſel iſt rundlicht oder eyrund, und mit einer fünffachen oder fünfeckigen Narbe gekrönt. Sie blühet mit der vorigen zu gleicher Zeit.

4. **Nacktſtieliger Mohn.** Papaver *nudicaule*, capſulis hiſpidis, ſcapo unifloro nudo hiſpido, foliis ſimplicibus pinnato - ſinuatis. Linn. — Flor. dan. t. 41. Dieſe Art iſt in Siberien zu Hauſe; und ſoll nach Linné nur eine zweyjährige Pflanze ſeyn. Sie hat ebenfalls wohlriechende, bald weiße, bald gelbe Blumen; und iſt der vorhergehenden, außer dem geringen Unterſchiede in den Blättern, überhaupt ſo ähnlich, daß Haller und Linné ſelbſt vermutheten, ſie ſey eine bloße Varietät derſelben. Ihre Stängel werden bey zwey Schuh hoch. Herr Gmelin fand ſie in Siberien von Angora an bis nach Kamtſchatka, mit weißen, hellgelben und pomeranzengelben Blumen, und meldet, daß die Pflanze in einem guten fetten Boden gemeiniglich wohlriechendere Blumen trage, als in einem unfruchtbaren, und mit dem Alter dickere Wurzeln bekomme; ſie liebe ein mageres Erdreich, und komme bald mit größeren, bald mit kleineren Blumen vor.

** Mit glatten Samenkapſeln.

5. **Wilder Mohn, auch Feld-Mohn, Korn-Mohn,** Papaver *Rhoeas*, capſulis glabris globoſis, caule piloſo multifloro, foliis pinnatifidis inciſis. Linn. Papaver erraticum majus. Bauh. pin. 171. β. Pap. erraticum, flore pleno. Bauh. l. c. γ. Pap. erraticum minus Bauh. l. c. Blackwell herb. T. 2. 560.

Schkuhr's

Schkuhr's Handb. T. 140. Kerner's Abbild. T. 227. Dieſe Art wächſt in ganz Europa auf den Aeckern unter dem Korn und an den Wegen; und blühet im Junius und Julius. Man nennt ſie insgemein Klatſchroſe, Klapperroſe, Flitſchroſe Schnallen, Kornroſe; in Frankreich Pavot rouge oder Pavot ſauvage, ingleichen Coquelicoc oder Confanons; in England Red Poppy oder Cornroſe; und in Holland Kollebloemen, oder auch Koornroozen, Klapper-Roozen, Koornheul, oder Kankerbloemen. Sie iſt ein Sommergewächs; ihre Stängel werden anderthalb bis zwey Schuh hoch, und ſind ſowohl als die Blätter, Blumenſtiele und Blumenkelche mit ſteifen Haaren oder Borſten bekleidet; die Zweige und Blätter ſtehen wechſelsweiſe, und jene endigen ſich ſowohl als der Stängel mit langen einblumigen Blumenſtielen. Die Blumen haben zwey bis dritthalb Zoll oder bisweilen drüber im Durchmeſſer, und ſind von einer ſchönen glänzend purpurrothen Farbe mit einer ſchwärzlichten Baſis der Blumenblättchen; bisweilen, aber ſelten, findet man auch ganz weiße Blumen oder rothe mit einer weißen Einfaſſung, und in den Gärten bekommt man auch gefüllte Blumen. Die reifen Samenkapſeln fallen aus dem Weißen ins Gelblichte, und ſind ungefähr vier Linien lang und drey Linien dick.

Die ganze Pflanze, beſonders diejenige Abänderung mit der einfachen rothen Blume, hat, wenn man ſie zerreibt, einen ſchwachen unangenehmen Geruch und einen bitterlichen Geſchmack; man hält ſie für gelinde ſchmerzſtillend, und braucht in der Arzneykunſt in dieſer Abſicht inſonderheit die Blumen in einem wäſſerichten Aufguß, oder einen daraus bereiteten Syrup oder Extract. Dieſe

Blumen haben überdies etwas ſchleimichtes, und theilen ihre ſchöne rothe Farbe ſowohl dem ausgepreßten Safte, als dem Waſſer und Weingeiſt mit; daher man auch andere Arzeneyen damit tingiren kann. Zur Färberey läßt ſich von ihnen aber kein Gebrauch machen [1]).

Dieſe Art hat überhaupt, ſo wie die, die das wahre Opium giebt, einen milchichten Saft. Man kann auch aus ihrer Frucht oder Samenkapſeln eine Art Opium, wiewohl nur in geringer Quantität, erhalten. Aber nie bedient man ſich dieſes milchichten Saftes, ſondern blos des Extraktes mit Waſſer bereitet. Vier Unzen Samenkapſeln geben 5 Quentchen dickes, wäſſerichtes Extrakt [2]). Man empfiehlt ein halbes bis ganzes Quentchen zur Gabe von ihm, als ein ſchmerzlinderndes, ſchlafmachendes und den Huſten ſtillendes Mittel [3]); Andere hingegen wollen es nur in geringerer Gabe, nehmlich zu zweyen, drey bis vier Granen, gebraucht wiſſen [4]). Wider konvulſiviſche Krankheiten ſchätzt Fouquet zu Montpellier dieſes Extrakt, das mit Waſſer aus den Samenkapſeln und Kraute bereitet, und zu ſechs bis acht Gran zur Gabe genommen wird, ſehr; ja er zieht es dem Mohnſafte vor, weil es nicht ſo ſehr erhitzet; ſelbſt Epilepſie hat er dadurch geheilt, und die Schmerzen beym Skirrhus der Mutter geſtillet. Gemeiniglich aber gebrauchet man nur blos

Die Blumen. Friſch oder wenig getrocknet haben ſie den widerlichen Geruch des Mohnſaftes, und ſchmecken ſchleimicht und gelinde bitter. Mit heißem Waſſer übergoſſen theilen ſie demſelben einen

1) G. Dombourney recueil p. 152.
2) Boulduc, Hiſt. de l'Acad. de ſc. de Paris 1712. p. 5[illegible]
3) Chomel Uſuelles T. 1, p. 125.
4) Boulduc a. a. O.

einen merklichen Schleim und angenehme rothe Farbe mit. Auf ihren Schleim alſo, wie auch ſchmerzſtillende Eigenſchaft muß man, in den Krankheiten, wider die ſie wirkſam gehalten werden, Rückſicht nehmen. Ein geſättigter Aufguß von ihnen, warm genommen, iſt wider katarrhaliſche Bruſtzufälle und hartnäckigen Huſten heilſam geweſen [1]). Schon lange hat man ſie wider den Seitenſtich zuträglich gehalten, wowider ſie zuerſt Baptiſta Sardus ſoll empfohlen haben [2]). Alle Zubereitungen von der Klatſchroſe, vorzüglich eine Abkochung aus Leinſamen und Klatſchroſenblumen, ſollen den Seitenſtich, nach dem Bagliv [3]), lindern. Mit mehrerem Grunde aber bedient man ſich, nach vorher angeſtelltem Aderlaß, des Aufguſſes dieſer Blumen nur in dem Zeitpunkte dieſer Krankheit, wenn ein Schweiß ausbricht, den er auf eine gelinde Art befördern ſoll [4]). Auch hat man durch ihn oft die Windkolik gehoben [5]). Jetzt ſchätzt man dieſe Blumen nur noch vorzüglich wegen ihrer angenehmen rothen Farbe, die ſie, wie geſagt, ſowol dem Waſſer als Weingeiſte mittheilen.

Zubereitungen und Zuſammenſetzungen.

Klatſchroſenſyrup, Syrupus papav. erratici. Dem Aufguſſe von den Blumen wird Zucker zugeſetzt. Er iſt wegen ſeiner angenehmen Farbe ſchätzbar; er iſt aber auch ein ſanftes ſchmerzſtillendes und demulcirendes Mittel. Häufig wird er daher den Mixturen zugeſetzt.

1) Chomel a. a. O. S. 124.
2) Dodon. Pempt. p. 447. der aber dieſe Meinung widerlegt.
3) Oper p. 38.
4) Chomel a. a. O. S. 125.
5) Derſelbe.

Klatſchroſen-Tinctur, wird mit Waſſer und Vitriolgeiſte bereitet. Sie kann daher in Fiebern, als ein temperirendes Mittel und wegen ihrer angenehmen Farbe Julepen und Mixturen zugeſetzt werden.

Klatſchroſen-Extract, wird mit Waſſer aus den unreifen Samenkapſeln bereitet.

6. **Saat-Mohn**, auch **zweifelhafter Mohn**. Papaver *dubium*, capſulis oblongis glabris, caule multifloro ſetis adpreſſis, foliis pinnatifidis inciſis. Linn. Moriſon bleſ. 233. hiſt. 2. p. 279. ſ. 3. t. 14. fig. 11. Eine Varietät mit mehrentheils weißen und gekerbten Blumenblättern iſt abgebildet in Jacq. Flor. auſtr. I. Tab. 25. — Dieſe Art findet man auch faſt in ganz Europa auf ſandigen Feldern und an Hecken; nur iſt ſie etwas ſeltener; wiewohl ſie in nördlichen Ländern ziemlich häufig unter dem Winterrocken vorkommt. Sie iſt der nächſtvorhergehenden ſehr ähnlich; und unterſcheidet ſich von ihr faſt bloß durch die längliche Figur der Samenkapſeln, und daß ihre Borſten am Stengel feſt angedrückt, bey jener aber abſtehend ſind.

7. **Garten-Mohn**, auch **gemeiner Mohn**, **ſchlafverurſachender Mohn**. Papaver *ſomniferum*, calycibus capſuliſque glabris, foliis amplexicaulibus inciſis. Linn. Blackwell Herb. Tab. 482. 483. Kerner T. 341. Papaver hortenſe, ſemine albo. Bauh. pin. 170. β) Pap. hortenſe, ſemine nigro. Bauh. γ) Pap. criſtatum, floribus et ſemine album. Bauh. δ) Pap. criſtatum, floribus rubris; ſemine nigro. Bauh. ε) Pap. flore pleno album. Bauh. Sonſt nimmt man gewöhnlich nur zwey Spielarten an, nähmlich **den weißen Mohn**, mit etwas helleren Blättern und weißem Samen, und den

den ſchwarzen oder **braunen Mohn**, mit ſchwarzem oder braunem Samen.

Dieſe Art, deren Stängel und Blätter ſowohl, als die Blumenkelche und Samenkapſeln ganz glatt ſind, iſt, wie geſagt, der **gemeine** oder **Garten-Mohn**, welcher in ganz Europa nicht nur häufig in den Gärten, ſondern auch hin und wieder auf ganzen Aeckern gezogen wird; ſie blühet im Junius und Julius, und trägt im Auguſt und September reife Früchte; urſprünglich iſt ſie vermuthlich in Aſien und den Morgenländern zu Hauſe, jetzt aber findet man ſie auch in den mittägigen und mittlern Ländern von Europa auf Aeckern und an ungebauten Oertern wild. Man nennt ſie auch **Oehlmagen** oder **Magſamen**; die Franzoſen nennen ſie Pavot, die Engländer Poppy, und die Holländer Heul oder Slaapbollen, oder Maankop.

Sie iſt ein Sommergewächs; und wird bey uns drey, vier bis ſechs Schuh hoch; ihre Stängel ſind äſtig und vielblumig, und mit großen, einfachen, am Rande tief eingeſchnittenen Blättern beſetzt, die ſowohl als die Stängel und unreifen Samenkapſeln mit einem ſehr feinen Staube überzogen, und daher von einer blaulichten oder weißlichtgrünen Farbe ſind. Die Blumen, welche am Ende des Stängels und der Zweige auf einblumigen aufrechten Stielen wachſen, ſehen, ehe ſie ſich öffnen, unter ſich, nachher aber ſind ſie aufrecht; ſie ſind groß, bald einfach, bald gefüllt, und haben bald eine hell- oder dunkelpurpurrothe Farbe mit einem ſchwarzen Boden, bald ſind ſie weiß, oder aſchgrau, oder fleiſchroth, oder auf mancherley Weiſe weiß- und rothbunt, immer aber iſt die Baſis der Blumenblättchen nebſt den Staubfäden von dunkler Farbe, welches ihnen ein ſchö-

nes Anſehn giebt; auch haben ihre Blumenblättchen bald einen ganzen, bald einen zerſchliſſenen Rand. Die darauf folgenden Samenkapſeln werden auch in Europa manchmahl ſo groß, wie Pomeranzen, in den Morgenländern aber werden ſie noch größer, ſo daß eine einzige Kapſel bisweilen ein Maß hält; die Samen, die ſie enthalten, haben bey einigen Pflanzen eine weiße, bey andern aber eine graue, braune oder ſchwarze Farbe, wornach man dieſe Art in die vorhin angegebenen zwey Hauptſpielarten theilet.

Der Same iſt von beyden Arten klein, nierenförmig, runzlich und ſo zahlreich, daß eine einzige Wurzel in einem Sommer 32000 Körner giebt [1]). Dieſe Samenkörner, ob ſie gleich aus derſelben Kapſel erhalten werden, die den Mohnſaft zeuget, haben doch keine wirklich einſchläfernde Kräfte. Der entgegen geſetzten Meinung iſt Galen [2]), der von häufig genoſſenem Samen einen tiefen Schlaf entſtehen geſehen, Böckler [3]) und Juncker [4]) zugethan; allein dieſe Meinung wird durch ſeinen ökonomiſchen Gebrauch offenbar widerlegt; ſelbſt ſchon in den alleräalteſten Zeiten wurde er häufig genoſſen. Hippokrates [5]) nannte ihn daher auch Τροφιμον. Ein gewöhnlicher Beynahme des Mohns bey den Poeten iſt cereale oder veſcum [6]). Daß man ihn zum Brote gebraucht, und auch mit Honig vermiſcht gegeſſen habe, berichtet Dioſkorides [7]); und Galen [8]) ſagt,

1) Linn. Phil. bot. p. 86.
2) de alim. facult. Lib. 1. cap. 31.
3) in Herm. Cynoſ. M. m. T. 1. p. 436.
4) Therap. gener. p. 279.
5) de victus ratione Lib. 2. Ed. Foëſ. p. 357.
6) Virgil. Georg. Ed. Heyn. Lib. 1. p. 149. Lib. 4. p. 365.
7) Lib. 4. p. 65.
8) A. a. O.

ſagt, daß es nützlich ſey, ihn ſtatt Gewürzes auf Brot zu ſtreuen. Auch wollen ihn die Tridentiner [1]), die Aegyptier [2]) und Perſier genießen [3]). Auch noch jetzt wird er häufig in Pohlen [4]), Schleſien [5]), Böhmen, Mähren [6]), Deutſchland, Ungarn, Italien und Frankreich [7]) in oder auf Kuchen genoſſen. Man glaube aber nicht mit dem le Clerc [8]), daß das Feuer ſeine ſchädlichen Eigenſchaften verbeſſere; denn dieſer Same iſt roh und ohne allen Zuſatz in großer Menge zu ganzen Unzen, ja zum Pfunde, ſelbſt vom von Swieten [9]) gegeſſen worden. Uebrigens iſt es gleichviel, ob man den weißen, oder den ſchwarzen Samen genießt [10]). Dieſer Same iſt ohne Geruch, hat aber einen milden, ſüßen Geſchmack und ein unſchädliches Oehl, das dem Mandelöhle ähnlich iſt. Er hat daher erweichende, lindernde, demulcirende, einwickelnde und einſchläfernde Eigenſchaften; und eben ſo, als die ſüßen Mandeln iſt er wider Huſten, Strangurie und Fieber heilſam. Man pflegt ihn in einer Milch, aber ſelten allein, ſondern in Verbindung von Melonen- oder Kürbiskörnern oder Mandeln zu reichen.

Durch das Auspreſſen hat man aus einem Pfunde von ihm 4 Unzen Oehl erhalten [11]); ein Anderer hat aus 16 Unzen ſogar 9 Unzen erhalten

1) Mathiol. Comment. in Dioſc. p. 764: Ed. Bauh.
2) Proſp. Alp. in Hiſt. nat. Aegypt. T. 1. p. 160. ſq.
3) Chardin Voyage en Perſe T. 4. p. 32.
4) Guettard Mem. ſur differ. parties des ſc. et d'art T. 1. p. CXIV.
5) Tralles de Opio T. 1. p. 13. ſq.
6) Wiegand's Handbuch für die Oeſterr. Landjugend.
7) Guettard a. a. O.
8) Hiſt. de la Medecine Lib. 3. c. 2.
9) Comm. in Boerh. T. 5. p. 110.
10) Alſton in med. Eſſays of Edinb. Vol. 5. p. 130.
11) Spielm. Chem. p. 84.

ten [1]). Dies Oehl wurde ſchon zu den Zeiten des Mathiolus in Steyermark und Oeſterreich beſtåndig zu den Speiſen gebraucht. Auch in Frankreich wurde es, als im Winter 1709 die Oehlbåume erfroren, zu gleichem Zwecke angewandt [2]). Im Argow gebraucht man es ohne Nachtheil ſtatt der Butter [3]). Auch hat man in Frankreich, auf Anrathen des berůhmten Rozier, ſeinen Gebrauch eingefůhrt, wodurch dies Reich ſchon viele Millionen gewonnen hat [4]). So eſſen auch Kinder die aus dem Uebetbleibſel nach der Auspreſſung verfertigten Kuchen ohne Schaden [5]); auch zum Viehfutter ſind dieſe Kuchen dienlich.

Mit den Samenkapſeln oder **Kőpfchen**, capſulae ſ. capitula, aber hat es eine ganz andere Bewandtniß; denn dieſe ſind narkotiſch; werden ſie verwundet, ſo fließt aus ihnen eine Milch, die bitter ſchmeckt und giftig riecht; ihre Kråfte werde ich weiter unten abhandeln. Die friſchen ſind wirkſamer, als die trocknen. Aus den trocknen erhålt man durch das Kochen mit Waſſer ein Extract, das den 5ten oder 6ten Theil ihres Gewichts ausmacht; dies Extract ſoll in doppelter Gabe die Kråfte des Opiums oder Mohnſaftes haben; auch wird es zur Bereitung des Mohnſyrups empfohlen; man ſoll nåhmlich zu jeder Unze Syrup zwey Grane Extract miſchen [6]). In Perſien kocht man dieſe Kapſeln ſammt dem Samen, und trinkt dieſe Abkochung in den Bådern, um ſich einen angenehmen Taumel zu verſchaffen.

1) Borrich. Sommiſ. n. 20.
2) Geoffroy M. m. Traité T. 4. p. 359.
3) Wagneri Hiſt. nat. Helv. p. 262.
4) M. ſ. Deſſelben Obſervations ſur la phyſique etc. 1776.
5) Reicharts Gartenſchatz, T. 4. S. 92.
6) Arnot in med. Eſſays of Edinb. Vol. 5. p. 105.

ſchaffen [1]). Mit Waſſer gekocht und nachher mit Honig vermiſcht, bedienten ſich ihrer die Alten, als eines Leckſaftes wider den Huſten, Katarrh und andere Zufälle. Aeußerlich gebrauchten ſie dieſelben mit Mehl vermiſcht, als einen Breyumſchlag, wider Roſe und Entzündungen, oder mit den Blättern gekocht, als eine Bähung, zur Beförderung des Schlafs [2]). Jetzt aber werden ſie faſt bloß nur zu den Mohn-Syrupen gebraucht.

Am berühmteſten aber iſt dieſe Pflanze wegen des **Mohnſaftes** oder **Opiums**, opium. Wir erhalten es aus Perſien, Arabien und andern Gegenden des wärmern Aſiens, als aus Aegypten, in Geſtalt runder flacher Kuchen, oder anderer mehr unregelmäßiger Stücke. Sie ſind vier Unzen bis zum Pfunde und darüber ſchwer, in Mohn- oder Tabaksblätter oder andere Theile aus dem Pflanzenreiche, vorzüglich aber mit einer gewiſſen Art Ampfer, eingehüllt, oder auch mit einem Pulver, um das Zuſammenkleben zu verhindern, beſtreuet. Einige ziehen das **Thebaiſche Opium**, opium thebaicum, vor, das von einer gewiſſen Gegend Aegyptens ſo benennet wird; dieſer Beynahme aber wird auch gewiſſen Zubereitungen aus dem Opium beygelegt. Das Opium aus den Morgenländern iſt von gleichem Werthe, daß daher jetzt der Nahme Thebaiſches eben ſo viel, als auserleſen anzeigt [3]).

Es iſt aber ein harziggummichtes Weſen von braunrother Farbe, ſtarkem widerlichen Geruche, und anfänglich eckelhaftem und bittern Geſchmacke, der aber kurz nachher ſcharf und heiß wird, welche

1) Chardin Voyage en Perſe T. 4. p. 206.
2) Dioſkorides a. a. O.
3) Alſton med. Eſſays Vol. 5. p. 133.

che Hitze man noch 15 Minuten auf der Zunge, dem Gaumen und den Lippen empfindet; ſelbſt die Naſe wird bis zum Nieſen gereitzt [1]).

Daß das Opium aus eben der Pflanze, die wir in unſern Gärten ziehen, gemacht werde, erhellet ſowohl aus jenen, zwar unvollkommnen Beſchreibungen der Alten, als auch aus dem Zeugniſſe neuerer Augenzeugen [2]). Die Alten [3]) beſchreiben einen gedoppelten Saft, der aus dieſer Pflanze erhalten und eingedickt würde; der eine nähmlich, den ſie das eigentliche Opium nannten, würde aus den eingeſchnittenen Kapſeln erhalten; der andere aber, den ſie Meconium hießen, würde aus den zerquetſchten Kapſeln und Blättern vermittelſt einer Preſſe gemacht, den ſie für nicht ſo wirkſam, als das Opium hielten. Die erſtere Art nennen die Indianer Affion; die ſie aber Pouſt nennen, iſt ſchlechter, und wird aus den Blättern und Stängeln bereitet, und durch die Sonnenwärme gehärtet [4]); dieſe Art gebrauchen bloß die Armen [5]).

Es haben ſonſt Einige gezweifelt, ob das jetzige in Europa verkäufliche Opium wirklich aus den eingeſchnittnen Kapſeln herausſchwitze, weil es in ſo geringer Menge erhalten würde, und glauben, daß wir ſtatt ſeiner Meconium der Alten erhielten. Dieſer irrigen Meinung ſind Lemery [6]), Lindeſtolpe [7]), de la Condamine [8]), Neumann

1) Alſton a. a. O. S. 135.
2) G. B. Keer in med Obſ. and Inqu. Vol. 5. p. 321.
3) Dioſkorides a. a. O. Plinius L. 20. cap. 18. Ed. Dalech. p. 961.
4) Bontii medicina Indor. p. 6.
5) Bont.
6) Dict. de drogues, Art. Opium.
7) De venen. p. 588.
8) Mem. de l'Ac. R. d. ſc. 1739. p. 427.

mann [1]) und Andere geweſen. Allein glaubwürdige Reiſebeſchreiber widerlegen ſie, Garcias ab Horto [2]), Belon [3]), Kämpfer [4]) und Andere; hierher gehört auch noch der neueſte Zeuge, der berühmte Keer [5]). Ja man hat durch ähnliche Handgriffe, die bey den Morgenländern üblich ſind, auch ſelbſt in Europa aus den Kapſeln ein Opium erhalten, das ſowohl in Anſehung ſeiner Farbe, als auch des Geſchmacks, Geruchs und der Kräfte, mit dem orientaliſchen übereingekommen iſt. Dieſe Verſuche ſind gemacht worden zu Stockholm von dem königlichen Bibliothekar Falk, zu Carlſtadt vom Lindeſtolpe [6]), zu Edinburg vom Alſton [7]), der in einer Stunde ein Quentchen geſammelt hat; in Languedoc vom Tharas [8]); zu Paris vom Herzoge von Orleans [9]); zu Gießen vom Dilen [10]), der bemerkt hat, daß ein Gran von dieſem Opium hinlänglich zur Gabe ſey, und daß er die Ausdünſtung ſehr befördere; zu Göttingen vom von Haller [11]), vom Cralles [12]) in Schleſien, und noch vor wenigen Jahren hat der Herr John Ball zu Williton in der engliſchen Provinz Somerſetſhire dieſe Verſuche mit dem glücklichſten Erfolge wiederhohlt, indem er auf eine leichte und gar nicht koſtſpie-

1) Lect. de Op. p. 104.
2) Arom. verſ. Clus. p. 22. ſq.
3) Obſervations en Grece etc. Lib. 3. c. 15. p. 404.
4) Am. exot. p. 642. ſq.
5) a. a. O. S. 317. fgd.
6) De venen. p. 588.
7) Med. Eſſays a. a. O. S. 166. fgd.
8) Pharm. p. 73.
9) Guettard Memoires ſur differentes parties des ſc. et des arts, Paris 1768. p. CXIII.
10) Eph. N. C. cent. 9. et 10. Obſ. 43. p. 114.
11) Hiſt. ſt. helv. n. 1065.
12) De Opio, T. 1. p. 6. zu Ende.

koſtſpielige Weiſe ein ſehr reines und ächtes Opium bereitete. Da ſein Verfahren auch andern zur Nachahmung dienen kann, ſo will ich hier folgende Nachricht davon mittheilen [5]).

Der Mohnſame (Magſame) Papaver ſomniferum, wird (in England) zu Ende des Februars, und nochmals ohngefähr in der andern Woche des Märzmonats in Reihen auf Beete von viertehalb Fuß Breite geſäet. Auf einem ſolchen viertehalb Fuß breiten Beete pflanzt man drey Reihen. Die Beete müſſen aber gut mit hinlänglich verfaultem Miſte gedüngt und gut umrigolt worden ſeyn, um den Dünger recht gleichförmig mit der Erde zu vermiſchen. Wenn die aufgegangenen Pflanzen zwey Zoll hoch ſind, ſo reißt man die überflüſſigen aus, ſo daß jede von der andern einen Fuß weit zu ſtehen kommt, und überhaupt auf jede Mohnpflanze ein Quadratfuß Land gerechnet werden kann. Das regelloſe Beſäen eines Mohnpflanzenbeets mit dem Handwurf, und die nachherige Verpflanzung iſt bey den Mohnpflanzen keinem anzurathen. Ball erfuhr dies zu ſeinem großen Nachtheil. Von ohngefähr viertauſend Mohnpflanzen, die er einſt verſetzte, kam nicht eine einzige zur Vollkommenheit, wie er in einem Briefe an einen ſeiner Freunde meldet. — Deswegen muß man den Mohnſamen gleich anfangs auf eine ſchickliche Weiſe ſo auszuſähen wiſſen, daß die Pflanzen in der gehörigen Weite von einander zu ſtehen kommen, und wo ſie zu dick ſtehn, die überflüſſigen ausreiſſen, damit die übrig bleibenden gut gedeihen können.

Hält man die Mohnbeete vom Unkraute rein, ſo werden die Mohnpflanzen ein gedeihliches Wachs-

9) S. Oekonomiſche Hefte. Aug. 1797. S. 170 fl.

Wachsthum haben, und vier bis zehn Köpfe mit Blumen von verſchiedener Farbe tragen. Wenn die Blumenblätter abſterben und abfallen, und wenn der Kopf ohngefähr die Größe einer Wallnuß hat, und noch grün iſt, ſo iſt dieß die rechte Zeit, das Opium davon zu ſammeln.

Man macht deshalb auf der einen Seite, der Länge nach, mit einem ſcharfen Meſſer Einſchnitte in den Mohnkopf, ohngefähr einen Zoll lang. Dieſe Einſchnitte müſſen aber nur durch die äußere Haut oder Schaale gehen, und die Saamenkörner dürfen nicht berührt werden.

Unmittelbar nach dem Einſchnitt kommt ein milchichter flüſſiger Saft zum Vorſchein, welcher das Opium iſt. Da dieſer Saft eine klebrige Beſchaffenheit hat, ſo bleibt er unten am Ende des Einſchnitts hangen, und ſammelt ſich da. Bisweilen hat ein Mohnkopf ſo viel Saft, daß dieſer in Tropfen auf die Blätter herabträufelt. Den andern Tag, wenn das Wetter heiter iſt, vorzüglich aber, wenn die Sonne einen guten Theil des Tags geſchienen hat, wird der herausgequollene Saft oder das Opium eine graue und beynahe ſchwärzliche Farbe angenommen haben. Mit einem ſcharfen Meſſer, oder mit einem andern ſchicklichen Inſtrument wird das Opium hierauf von den Köpfen, und wo es ſonſt hängt, abgeſchabt und in einen Topf gethan, wo es nach einigen Tagen die gehörige Conſiſtenz angenommen haben wird.

Sobald alles Opium von der einen Seite der Köpfe abgenommen worden iſt, werden nun auch auf der andern Seite ebenfalls ſolche Einſchnitte gemacht, und in allen Stücken ſo verfahren, wie zuvor gemeldet worden iſt. Daß man nicht gleich anfangs um den ganzen Kopf herum

Einſchnitte macht, geſchieht deswegen, damit das Opium nachher leichter abgenommen werden kann. Einer, der das verſucht hat, wird am beſten darüber urtheilen können.

Sobald als man das Einſammeln des Opiums im Großen treibt, iſt es ſehr anzurathen, ſich von einem Mechanikus ein Inſtrument machen zu laſſen, womit man die Einſchnitte auf einer Seite auf einmal und in gehöriger Tiefe machen kann. Ein ſolches Inſtrument müßte eine ausgehöhlte Halbkugel-Form haben, und in der Aushöhlung vier oder fünf ſcharfe Meſſerchen von ohngefähr 15 Linien Länge liegen, ſo daß man den Mohnkopf nur hinein drücken, oder das Inſtrument ſanft daran herunter ziehn dürfte.

Das Aufritzen der Mohnköpfe und das Einſammeln des Safts wäre dann ſo einfach, daß man Kinder ſehr leicht dazu anweiſen könnte, und die Einſammlungskoſten alsdann für nichts zu rechnen wären. Auf gleiche Weiſe könnte man auch eine Vorrichtung treffen, um den Saamen geſchwind in die Erde zu bringen. Ein ſolches Inſtrument würde die Form eines Rechen haben müſſen. Die Zinken wären einen Fuß weit aus einander, aber hohl und trichterförmig. Man füllte da den Saamen hinein, und zöge den Rechen der Länge nach über die Beete hinweg, wo denn der Saame durch die Bewegung vermittelſt der hohlen trichterförmigen Zinken reihenweiſe in die Erde gebracht würde.

Durch eine leichte Berechnung kann man ſich überzeugen, daß die Einſammlung des Opiums ſehr vortheilhaft ſeyn müſſe. Nimmt man an, daß jede Mohnpflanze einen franzöſiſchen Quadratfuß Land einnehme, und nur einen Mohnkopf trage, und jeder Mohnkopf nur einen Gran Opi-

um

nm liefere, ſo wird ein Acker von 300 ſächſ. Quadratruthen oder von 52247 franz. Quadratfuß 108 Unzen 6 Quentchen Opium liefern. Da nun die Unze Opium zwiſchen 7 und 8 Groſchen Sächſ. im Einkauf ſtehet, ſo wird ein ſolcher Acker ohne Abzug der Koſten einen Ertrag von 31 bis 36 Thaler geben.

Dies iſt aber auch der allergeringſte Ertrag, auf den man Rechnung machen kann, da eine Mohnpflanze von drey bis zu zehn Köpfen trägt, und da Ball in dem Jahre zuvor, ehe ihm das Verpflanzen verunglückte, von einem Kopf zwey bis drey Gran bekam. Ja in dem unglücklichen Jahre waren ihm Pflanzen von der Saat übrig geblieben, die hinlänglich von einander abgeſondert ſtanden, und wovon ihm einzelne Stöcke von funfzehn bis zu vier und dreyßig Gran Opium lieferten.

Daß das auf dieſe Weiſe bereitete Opium in mediciniſcher Hinſicht dem morgenländiſchen Opium ganz gleich komme, und in Rückſicht der Reinheit demſelben noch vorzuziehen ſey, iſt durch die Unterſuchung mehrerer philoſophiſcher Aerzte beſcheiniget worden, und John Ball hat deswegen eine Belohnung von fünf Guineen ausgezahlt erhalten. — —

Der Extract der Pflanze aber, wie auch der ausgepreßte und eingedickte Saft aus ihr, ſind von dieſem Opium in vielen Stücken verſchieden; denn in beyden iſt der Geruch und Geſchmack ſchwächer, auch weichen ſie in Anſehung der Farbe und Feſtigkeit von ihm ab; ſie enthalten auch weniger Harz, als das wahre Opium [5]). In den Morgenländern gewinnt man auch weit mehr wah-

5) Alſton in Med. Eſſays a. a. O. S. 119. fgd.

res Opium. Denn in dem dortigen guten Erdreiche und warmen Klima, wozu noch eine fleißige Wartung kommt [1]), erlangt dieſe Pflanze in Perſien eine Höhe von 40 Fuß [2]), und in Arabien werden die Samenkapſeln bisweilen ſo groß, daß eine einzige Samenkapſel 35 Unzen Flüſſiges enthalten kann [3]). Damit dieſe recht groß und ſaftreich werden, ſo pflegen ſie den äſtigen Pflanzen die überflüſſigen Kapſeln abzuſchneiden [4]). Auch mag wohl vieles hierzu beytragen, daß ſie größere Zwiſchenräume zwiſchen den Pflanzen laſſen [5]). Uebrigens iſt es in Anſehung der Kräfte gleichviel, ob es aus dem ſchwarzen oder weißen Mohne geſammelt wird [6]).

Auf folgende Art wird es aber im Morgenlande geſammelt. Die halbreife [7]) oder faſt reife [8]) Samenkapſel wird gegen Abend mit einem eignen Inſtrumente durch parallele oder ſich durchkreutzende Einſchnitte, die aber nur bis auf die innere lederartige Haut gehen, verwundet. Sie machen dieſe Einſchnitte mit einem Meſſerchen, das drey [9]) oder fünf paralle Spitzen hat. Keer [10]) hat ein ſolches Meſſerchen abgebildet und beſchrieben. Der milchichte Saft fließt bald heraus, und wird durch den nächtlichen Thau vermehrt. Am folgenden Morgen wird das, was herausgefloſſen und durch die Luft verdickt worden, mit einem eiſernen Meſſer abgenommen und in ein irdenes Geſchirr

1) Keer a. a. O. der auch letztere beſchreibt.
2) Chardin Voyage en Perſe T. I. p. 31.
3) Garcias a. a. O.
4) Kaempf. Amoen. exot. p. 643.
5) Keer a. a. O.
6) Garcias, Belon, Kämpfer, Alſton.
7) Keer.
8) Kämpfer.
9) Chardin a. O. S. 30.
10) J. d. Med. obſerv. and Inquir. l. c. Tab. 3.

ſchirr gethan. Das Einſchneiden in eine und eben dieſelbe Kapſel wird alle Abend, und ſo oft wiederhohlet, bis 6 bis 8 Einſchnitte gemacht ſind; alsdenn läßt man den Samen in ihr reif werden. Das geſammelte Opium wird beym Sonnenſchein in dem Gefäße mit der Hand zur gehörigen Steifigkeit geknetet, oder nach dem Kämpfer [1]) mit etwas Waſſer angefeuchtet, und einem hölzernen Spatel ſo lange gerührt, bis es die gehörige Steifigkeit erhalten hat, alsdenn in Kuchen geformet und getrocknet.

Die Gewinnſucht hat aber auch viele Kunſtgriffe es zu verfälſchen erfunden. Ehemahls [2]) geſchah dies durch hinzugeſetzten Saft der wilden Lactuke (etwa Lactuca viroſa L.?) oder des Glauciums; jetzt pflegt es durch Kuhmiſt, durch das, durch das Kochen aus dem Mohne bereitete Extract, oder durch andere Zumiſchungen, die ſie verheimlichen, zu geſchehen [3]). Wir müſſen daher um ſo mehr die Kennzeichen eines guten und unverfälſchten Opiums zu lernen ſuchen. Ein ſolches muß einförmig, glatt, zähe und in Rückſicht ſeiner Größe leicht ſeyn, inwendig muß es rein, und wenn es zerſchnitten wird, Spuren eines flüchtigen, öhlichten Salzes zeigen, es muß ſehr bitter, heiß und ſcharf ſchmecken, nicht branzicht riechen, wenn es ans Licht gehalten wird, leicht brennen, im Waſſer ſich faſt ganz auflöſen laſſen, und aufgelöſt eine röthliche Tinctur bilden [4]).

Diejenigen chemiſchen Verſuche, die durch Hülfe eines heftigen Feuers mit ihm gemacht ſind, werde ich nicht erzählen, weil ſie ſeine wahre Natur

1) A. D. S. 645.
2) Dioſkorides.
3) Keer a. D. S. 319.
4) M. vergl. Jone's Myſteries of Opium revealed.

tur nicht entdecken. Die gummichten, harzichten und erdichten Theile laſſen ſich leicht auch ohne Gewalt aus ihm herausbringen; aber ihr Verhältniß geben die Chemiſten verſchieden an. Aus 12 Unzen Opium erhielt Alſton [1]) 5 Unzen Gummi und 4 Unzen Harze; die übrigen drey Unzen beſtanden aus einem unauflöslichen Weſen. Neumann [2]) eignet dem Opium mehr harzichte als gummichte Theile zu. Ein ſchwacher Weingeiſt löſet beyde auf. Beyde aber ſind ſo feſt mit einander vereiniget, daß das Waſſer einen Theil des Harzes, und der höchſtgereinigte Weingeiſt einen guten Theil Gummi mit aufnimmt. Iſt etwa ein Salz ſäuerlicher Natur die Urſache dieſer innigen Verbindung [3])?

Außer dieſen erwähnten Theilen iſt auch noch jene öhlichte, ſchäumende, fettige, zähe und ſtarkriechende Materie, die auf dem Waſſer ſchwimmt, wenn das Opium durch die Infuſion, Digeſtion, oder gelindes Kochen aufgelöſet wird, und von der man aus einem Pfunde 2 bis 3 Quentchen, ja zuweilen noch mehr erhält, zu bemerken [4]). Ein Hauptbeſtandtheil des Opiums iſt noch ein flüchtiges und ſtarkriechendes Weſen. Dies hängt zwar den vorhin erwähnten Theilen in mehrerer oder weniger Menge an, es läßt ſich aber von dieſen getrennt nicht beſonders erhalten; viele Beweiſe aber zeigen, daß es von vielerley Wirkungen des Mohnſaftes im thieriſchen Körper die hauptwirkende Urſache iſt. Das Bleichausſehen, die Trägheit und das Zittern der Mohnſaftſammler

1) Med. Eſſ. Vol. 5. p. 138.
2) Lect. de Opio, p. 117.
3) Neumann a. a. O. S. 115. 116.
4) Derſelbe a. a. O. S. 119.

ler kann man von ihm herleiten [1]), ſo auch, daß das bloße Ausſchütten des friſchen Mohnſaftes in andere Gefäße eine Gemüthsbewegung hervorgebracht, wodurch eine halbe Stunde lang der Schlaf vertrieben iſt [2]). Man kann es durch mancherley chemiſche Handgriffe verflüchtigen, welches man an den aufſteigenden ſtark riechenden Dämpfen erkennen kann. Sowohl mit dem Waſſer als Weingeiſte ſteigt es in der Deſtillation mit über; beyde alſo haben die Kräfte des rohen Opiums. Wird es ſehr lange, nähmlich einen Tag hindurch, oder noch länger, gekocht: ſo verfliegt es in der Luft; denn ſo verlohr nach dem Büchner [3]) eine halbe Unze wäſſerichtes Extract, durch ſechs und dreyßigſtündiges Kochen 12 Gran, und faſt alle ſeine Wirkſamkeit. Durch fortgeſetztes Kochen geſchieht dieß, ſowohl dem geiſtigen als wäſſerichten Extracte, ungeachtet erſteres wirkſamer iſt als letzteres. Auch durch das Röſten auf Eiſenbleche verliert das Opium allmählig ſeine Wirkſamkeit [4]). Durch das Alter wird ſein Geruch ſchwächer und zugleich ſeine Kräfte [5]). Die Wirkungen des Opiums könnten auch unmöglich in dem thieriſchen Körper ſo ſchnell, und von einer ſo geringen Gabe ſo groß ſeyn; auch müßten ſie nicht vor dem Wegbrechen einer Mohnſaftspille aufhören, wenn ſie nicht von höchſt feinen Theilchen abhingen, die in ihrer Wirkung zu ſchnell ſind, als daß dieſelben dem aufgelöſten, und der Blutmaſſe zugemiſchten Opium zugeſchrieben werden könnten.

1) Chardin l. c. p. 32.
2) Lorry in Vandermonde Recueil period. T. 4. p. 70.
3) Diſſ. de genuinis opii effectibus, reſp. Schwarz §. 36.
4) M. vergl. hiermit Tralles de Opio Sect. 1. cap. 3. p. 149 [191]
5) Alſton a. a. O. S. 146.

Den Anfang und Fortgang des Opiums in der Arzneykunſt haben die berühmten Männer le Clerc [1]), Alſton [2]), und Tralles [3]) aus den beſten Schriftſtellern und ihrer eignen Beurtheilungskraft vortrefflich aus einander geſetzt. Eine kurze Ueberſicht davon wird hier nicht ganz überflüſſig ſeyn. Schwer iſt es zu entſcheiden, ob die Griechen oder die Aegyptier die einſchläfernde Kraft deſſelben zuerſt gekannt haben. Wahrſcheinlich gebührt die Ehre dieſer Erfindung den Griechen, und iſt zu den Zeiten des Hippokrates, oder doch nicht viel früher bekannt geworden. Wenn ſie aber Hippokrates wirklich gekannt hat, ſo ſcheint er es doch nicht gebraucht zu haben. Es iſt auch ausgemacht, daß er unter dem Nahmen μήκων eine purgirende Pflanze verſtanden hat, die wahrſcheinlich Peplus, eine Art der Euphorbie geweſen iſt, und das Wort ὑπνικόν ſcheint ſich auch auf ein anderes ſchlafverurſachendes Mittel zu beziehen. Wenigſtens wider die Zufälle, wider welche jetzt das Opium gebraucht wird, hat er es nicht angewandt, nähmlich wider Schmerzen, Krämpfe und Ausflüſſe (profluvia). Diagoras, der faſt mit dem Hippokrates zu einer Zeit lebte, kannte es als ein taumelerregendes und ſchlafverurſachendes Mittel, daher er es verwarf. Die empiriſche Sekte aber hat ſich, durch den öftern Gebrauch deſſelben, um die Arzneywiſſenſchaft ſehr verdient gemacht; denn Serapio gebrauchte öfters Pillen, die aus Mohnſaft und Bilſen beſtanden. Nach ihm bediente ſich Heraklides von Tarent verſchiedener Mittel, die Mohnſaft enthiel-

1) Hiſt. de la Medicine p. 210. ſqq.
2) a. a. O. von S. 124. an.
3) a. a. O. von S. 14. an.

enthielten. Als nach den Zeiten der Empiriker die Arzneywiſſenſchaft bey den Griechen in Abnahme, bey den Römern aber in Flor kam, ſo wurde das Opium vernachläſſigt und nicht mehr nach Verdienſt geſchätzt. Nichts als die höchſte Noth konnte den Celſus bewegen, ſeine Zuflucht zu ſchmerzſtillenden Mitteln zu nehmen. Nach ihm erwähnten ſeiner Dioſkorides und Galen häufig in ihren Schriften. Letzterer war aber bey ſeinem Gebrauche ſehr furchtſam, und Aetius, Trallian, Paullus und andere Griechen empfehlen ſehr ſelten den Gebrauch des Opiums. — Dennoch aber ſind noch einige Zuſammenſetzungen aus den älteſten Zeiten übrig: als das Philonium, deſſen Erfinder Philo iſt, dem Galen unter den giftwiderſtehenden Mitteln den erſten Platz einräumt; der Mithridat des Demokrates, den Plinius ſehr lobt; der Theriak, des Andromachus, der Leibarzt beym Nero war; die Pillenmaſſe von der Hundszunge, deren Erfinder Trallian iſt. Als hierauf allmählig die Gelehrſamkeit und mit ihr auch die Arzneykunſt abnahm, ſo wurde das Opium unter dieſen von dem Rhaſes, Avicenna, Avenzoar und andern der unverdienten Vergeſſenheit wieder entriſſen.

Unter den europäiſchen Aerzten war Theophraſtus Paracelſus der erſte, der durch Worte und den glücklichen Gebrauch deſſelben den noch wankenden Glauben gegen die Kräfte des Mohnſaftes beſtätigte. Nachahmungswürdiger und ein glaubwürdiger Herold des Mohnſaftes war Plater. Der Ruhm, den er ſich bey den Schweitzern erwarb, hat ſich bis auf Haller's und Tiſſot's Zeiten erhalten. Unter den Holländern war Sylvius, ein Schüler des Helmont's, ein

ſo großer Verehrer des Mohnſaftes, daß man ihn ſpottweiſe den Mohnſafts-Doctor nannte, und vielleicht nicht ganz mit Unrecht. Boerhaave ſchränkte ſeinen Gebrauch mehr ein, und ſo auch ſeine Schüler Swieten, Haen und viele andere. In Deutſchland wird es nach den Zeiten des Horſtius in den Schriften des Sennerts, Wedel's, Ludwig's, Ettmüller's, Bohn's, Fr. Hoffmann's, Heiſter's, Werlhof's, Tralles und vieler andern ſehr gerühmt, und ſie haben dem Nachtheile, den die Arzneykunſt durch die Abneigung des Stahl's und ſeines Anhängers Junckers gegen das Opium erleiden konnte, vorgebauet. So konnte es auch den Engländern, dieſen Freunden ſtark wirkender Arzneyen, nicht lange unbekannt bleiben. Unter ihnen verdient Sydenham, der vorzüglich ſich ſeines Laudanum liquid. bediente, zuerſt genannt zu werden; außer ihm aber ſind noch die berühmteſten Gönner des Opiums Morton, Jones, Freind, Mead, Young, Pringle, Whytt, Lind u. a. m. Man muß zugleich geſtehen, daß durch die Engländer viele vorher unbekannte Kräfte des Opiums entdeckt ſind [1]). Von den Franzoſen kann ich hier den Holler, Fernel, River, Rondelet, wie auch den Hecquet, deſſen Glaubwürdigkeit aber durch ſeine Kühnheit vermindert wird, und den Lorry nennen. Wie jeder ſolide ſchwediſche Arzt von dem Opium urtheilt, erhellet aus dem Geſtändniſſe des berühmten von Roſenſtein [2]).

Bewun-

1) Von dem jetzigen häufigen Gebrauche des Opiums in England, ſ. Fiſcher's mediciniſche und chirurgiſche Bemerkungen über London ꝛc. Göttingen 1796. S. 55 ff.

2) Om Barnſjukdomar; Hus-och Reſeapoteque.

Bewundernswürdig verſchieden ſind die Verſuche, die man mit dem Blute, dem man Opium zugemiſcht, angeſtellt hat, ausgefallen. In einigen iſt das Blut, durch zugemiſchtes und in Waſſer aufgelöſtes Opium, dünner und flüſſiger geworden [1]). Bey Thieren, denen man durch eine Vene Opium eingeſprützt hatte, iſt das Blut gleichfalls dünne und röther geworden [2]). Alſton aber behauptet, daß durch daſſelbe das Blut dicker würde und gerönne. Milch, der man eine wäſſerichte Auflöſung des Opiums zuſetzte, ließ nach einigen Tagen die erdichten Theile fallen, der Rahm ſchwamm oben, und die Waddicke ſtand in der Mitte. Das Blutwaſſer wurde dadurch dicker, und gerann etwas. Das Blut ſelbſt aber ließ bald darauf ein weißlich geronnenes Weſen fallen, und der oben ſchwimmende Theil war mehr zäher, als flüſſiger. Dieſer Ausſpruch wird auch durch das nahe am Herzen gefundene coagulirte Blut ſolcher Thiere, die durch Opium getödtet worden, beſtätiget [3]); wie auch durch einen, aus der länglichen Höhle eines Hundes herausgezogenen feſten Klumpen Bluts [4]). Das Blut mag nun durch das Opium verändert werden, wie es immer will: ſo darf man von den Veränderungen, die es in einem ſchon ſtill ſtehenden Blute ſolcher Thiere hat, die durch daſſelbe getödtet worden, auf das Blut lebendiger Menſchen oder Thiere, wenn man ihnen gleich häufig Opium eingiebt, wohl nicht ſchließen. Denn man hat Thieren mehrere Wochen hindurch häufig Opium unter das Freſſen gemiſcht, und dennoch keine Veränderungen oder Widernatürliches

1) Schwencke Haematol. p. 188.
2) Freind Emmenol. in Oper. T. 1. p. 117. ſq.
3) Med. Eſſ. l. c. p. 160. ſq.
4) Mead de venen. Oper. Gott. T. 2. p. 190.

ches in ihrem Blute entdeckt; ſo war auch das Blut einer Frauensperſon, die viele Jahre lang die thebaiſche Tinctur häufig gebraucht hatte, als ihr eine Ader geöffnet wurde, völlig geſund [1]). — Fleiſch hat es weit beſſer wider die Fäulniß bewahrt, als das Meerſalz [2]); doch aber nicht ſo lange, als die Peruv. Rinde [3]). Man glaube aber deshalb nicht, daß es eben die Wirkung im lebendigen menſchlichen Körper äußere; denn der Kadaver eines jungen Menſchen, der ein ganzes Quentchen Opium genommen hatte, ging kurz nach dem Tode in Fäulniß über, welches die blauen Flecke auf den Gliedern, das Verderben aller flüſſigen Theile und der unerträgliche Geſtank zu erkennen gaben [4]).

Mit keiner Arzney ſind wohl häufigere Verſuche, in den Thieren, angeſtellt worden, als mit dem Opium; hierher gehören beſonders die Verſuche des Alſtons [5]), Whytts [6]), Alexanders Monro des jüngern [7]), des Lorry [8]), Spörgels [9]), Wirtenſohns [10]), und des Baſſianus Carminatus [11]). Es iſt nicht zu leugnen, daß durch dieſe Verſuche viele neue Wahrheiten, die theils ſehr ſinnreich ſind, entdecket, und andere, auch in der Praxis vorkommende Erſcheinun-

1) Lettſom's med. Memoirs p. 124. ſq.
2) Pringle Diſ. of the army, App. Experim. 10. n. 2.
3) Eſſay ſur la Putrefaction p. 390. ſq. 447. ſq.
4) Mem. de l'Ac. R. d. ſc. beym Tralles a. a. O. Sect. 2. p. 182.
5) Med. Eſſays Vol. 5. p. 152 ſqq. Art. 7.
6) Works p. 307. ſqq.
7) Eſſ. et Obſerv. phyſ. and liter. T. 3. p. 297. ſq.
8) in Vanderm. Recueil period. T. 4. p. 68. ſq.
9) Diſſ. exper. circa venena p. 28. ſqq.
10) Diſſ. Opium vires fibrarum cordis debilitare etc. p. 11. ſqq.
11) de animalium ex mephitibus et noxiis halitibus interitu pag. 132. ſqq. 1777.

ſcheinungen, noch mehr ſind beſtätiget worden. Sie lehren uns die Wirkungen, die aus einer zu großen Gabe entſtehen, die uns bey den Menſchen nur ein bloßes Ungefähr zu bemerken erlaubt; ferner welche Art der Zubereitung die wirkſamere iſt; daß die Empfindlichkeit der Nerven und das Vermögen in die Muskeln zu wirken aufgehoben wird, wenn es entweder durch den Mund genommen, oder durch den After oder eine Wunde in eine Höhle unſers Körpers gebracht, oder in flüſſiger Geſtalt äußerlich applicirt wird. Nach einem Verſuche des berühmten Raaw Boerhaave [1]) iſt bekannt, daß durch das Opium die Galle außerordentlich vermehrt wird; er gab es einem Hunde, und fand nachher in deſſen Zwölffingerdarme viele Galle, die Gallenblaſe und der Gallengang waren zugleich ſtrotzend voll. Eben dieß erhellet aus den Verſuchen des Cotunnus [2]) mit den Wachteln. Die Hunde aber vertragen eine weit größere Portion Opium, ehe ſie davon angegriffen werden, als andere Thiere; ja ſie entgehen immer, wenn ſie auch heftigere Zufälle erfahren, dennoch dem Tode [3]). Andere Verſuche zwecken auf gewiſſe feinere Sätze ab, wozu die Frage gehört: ob das Opium einzig und allein in die Nerven, und wie es in dieſelben wirkt, ob es durch ſeinen Eingang in die Blutmaſſe wirke, und ob der Kraft des Opiums durch die Kräfte des Herzens Einhalt gethan würde. Einige behaupten, daß, ſo wie die Empfindung durch das Opium geſtumpft, eben ſo auch die Kraft des Herzens vermindert würde, welches ſie aus

1) Impet. fac. dict. Hippoc. §. 434.
2) de Iſch. nervoſa §. 43.
3) Haller Elem. Phyſiol. T. 5. p. 609. Lorry a. a. O. S. 77.

aus dem langſamern Schlagen oder ſchwachen oder aufhörenden Zuſammenziehung deſſelben folgern; zu dieſen gehört Whytt; ſie beziehen ſich aber vorzüglich auf die mit den Fröſchen angeſtellten Verſuche, deren Bruſt ſie geöffnet, und das in ihr noch befindliche Herz mit aufgelöſtem Opium übergoſſen, oder daſſelbe in eine, nahe am Herzen gelegene Vene eingeſprützt [1]), oder durch den geöffneten Bauch applicirt haben. Vortreflich aber bemerkt der große von Haller [2]), daß es ſehr ſchwer ſey zu beurtheilen, welchen Antheil an der Schwäche dieſes Thierchens das Opium, und welchen die Wunde, die doch allezeit tödlich ſey, habe. Wider die Whyttiſchen Verſuche ſtreiten die Verſuche des Carminatus [3]), die er mit Fröſchen, denen er Opium in das Maul ſteckte, angeſtellt hat. Denn er fand, als er ſie lebendig aufſchnitt, einen gleichförmigern und ſtärkern Herzſchlag, als ſie nur immer noch unverletzt haben konnten; und ſowohl in den Fröſchen, als auch gewiſſen andern Thieren, dauerte die Bewegung des Herzens noch ſtets fort, wenn die Muskeln und die Gedärme ſchon längſt ihre Bewegung verlohren hatten. Schön ſtimmt dieß mit den vorläufigen Anmerkungen des von Hallers [4]) überein, und unterſtützen ſeine Meinung aufs neue, daß das Opium, indem es die Empfindlichkeit der Nerven ſchwächt, zugleich die Bewegung des Herzens vermehrt. — —

Wie

1) z. B. Alex. Monro a. a. O. Exp. 13. p. 330.
2) Elem. Phyſ. T. 5. p. 609. wie auch in d. Comment. nov. Goetting. T. 7. p. 3.
3) l. c. Lib. 3. p. 139. ſqq.
4) in Comm. Götting. T. 2. p. 147. wie auch i. d. Elem. Phyſiol. l. c.

Wie ſehr Gewohnheit die Geſetze der Natur zu verändern vermögend iſt, davon giebt das Opium den einleuchtendſten Beweis. Denn die Perſer, Araber und andere Aſiatiſche und Afrikaniſche Völker, vorzüglich die, denen die Lehre des Mahomeds den Wein unterſagt, genießen es täglich zum Vergnügen. Sie nehmen es anfänglich in der Größe eines Nadelknopfs, und ſteigen allmählig mit dieſer Doſis, bis zur Größe einer Erbſe [1]). Ja Einige unter den Morgenländern genießen es zu 2 bis 3 Quentchen, ohne den geringſten Nachtheil [2]). Die größte und bewundernswürdigſte Menge, die ein gewiſſer Menſch jeden Tag genommen, ſind 10 Quentchen und darüber geweſen [3]). Nach Verlauf einiger Zeit [4]), nach genommenem Opium, empfinden ſie die größte Fröhlichkeit, und finden ſich zu allen Geſchäften weit aufgelegter; einige werden als betrunken, und treiben Muthwillen und Poſſen; ſie gedenken ſich die angenehmſten Bilder und Gegenſtände, ſelbſt den Tod ſcheunen ſie nicht; mit wahrer Wuth gehen ſie Schlachten entgegen, und mit nicht geringerer Begierde werden ſie zum Venuskriege hingeriſſen. Binnen 4 oder 5 Stunden aber [5]), oder eher oder ſpäter, nachdem ſie mehr oder weniger genommen haben, verſchwinden dieſe Erſcheinungen und es erfolgt eine Trägheit, Störrigkeit, Ekel gegen alles, Schläfrigkeit, welches ſo lange anhält, bis ſie von neuem Opium nehmen. Mit der Zeit wird dieſer Gebrauch nothwen=

1) Chardin Voyages T. 4. p. 203.
2) Belon Obſerv. p. 404. Kaempf. Amoen. exot. p. 644. Alpin Med. Aegypt. p. 255
3) Garcias ab Horto a. a. O. S. 22.
4) Chardin a. a. O. Vol. 4. p. 204.
6) Chardin a. a. O.

nothwendig, ſo daß der Mangel am Mohnſaft ſchon ſelbſt den Tod verurſacht hat [1]). Aus häufigem und lange fortgeſetzten Gebrauch des Opiums aber entſtehen viele Zufälle; ſie werden mager, kraftlos, ſtörrig, traurig, dumm und ſchläfrig, und kaum dürfen ſie es wagen öffentlich zu erſcheinen, wenn ſie nicht vorher ſich aufs neue mit Opium geſtärket haben [2]). Die Araber aber bedienen ſich jetzt des Opiums nicht ſo häufig mehr, als ehemals, ſo daß der berühmte Niebuhr keine Beweiſe ſeines Mißbrauchs wahrnahm. Rührt dieß vielleicht von dem allmählig, wiewohl heimlich, eingeriſſenen Gebrauche des Weingeiſtes bey ihnen her [3])? Den Chineſern iſt es ein großes Vergnügen, Taback mit Opium vermiſcht, zu rauchen [4]), und es auch ſonſt ſo wie die Türken als Aufheiterungsmittel zu genießen. Der jetzige Kaiſer von China hat indeſſen im Jahre 1801 die Einfuhr des Opiums gänzlich verbothen, weil es ſo nachtheilige Folgen für die Geſundheit hat. Hierunter leidet vorzüglich die Engliſch-oſtindiſche Compagnie, die von Bengalen aus mit dem dort gewonnenen Opium einen beträchtlichen und ſehr gewinnreichen Handel führte, für den ſie jetzt einen andern Ausweg ſucht. Die deshalb ergangene Chineſiſche Verordnung würde nicht nur dem beſt-policirten Staate Ehre machen, ſondern gibt auch von den unglücklichen Folgen des häufigen Gebrauchs des Opiums eine ſo erſchütternde Anſicht, daß ſie hier mit Recht eine Stelle verdient. Sie wurde durch den Chineſiſchen General-Zolleinneh-

mer

1) Haſſelquiſt's Reſa p. 183. ſq.
2) Chardin, Kaempfer, wie auch Keer in med. Obſerv. and Inquir. T. 5. p. 320.
3) M. ſ. Deſſelb. Beſchr. v. Arabien S. 57.
4) Keer a. a. O. S. 321.

mer zu Canton den einheimiſchen und fremden Kaufleuten mitgetheilt, und lautet folgender maßen:

„Die Schiffe der fremden Nationen haben ſeit langer Zeit die Erlaubniß, ihre Waaren zu Whampon und Macao, in der Provinz Canton, einzuführen, um ſie gegen Chineſiſche Produkte zu vertauſchen. Man hatte Anfangs von dieſem Tauſchhandel eine Subſtanz ausgenommen, deren Beſtandtheile uns unbekannt ſind, die aber äußerſt wirkſam und heftig iſt und einen abſcheulichen Geruch hat. Da ſie indeß zugleich die Eigenſchaft beſitzt, die Lebensgeiſter zu erwärmen und zu reitzen; ſo ward dieſe Subſtanz geſucht und von Leuten gekauft, welche ſie präparirten, einen Extrakt daraus machten und damit einen neuen Handelszweig anfingen. Anfänglich war das Opium bloß unter den Landſtreichern und unter ſchlechten Leuten Mode; allein es iſt in der Folge in den angeſehenſten Familien, bey den Regierungsbeamten, Studenten und andern Perſonen äußerſt gebräuchlich geworden. Ihr Geſchmack an dieſer Subſtanz ſcheint daher zu rühren, weil ſie diejenigen, welche ſie gebrauchen, in Stand ſetzt, ganze Nächte hinzubringen, ohne ein Auge zuzuthun und ihre ſinnlichen Begierden zum Nachtheil ihrer Pflichten und reſpektiven Beſchäftigungen zu befriedigen. Wenn dieſe Gewohnheit einmal Wurzel gefaßt hat, ſo iſt es nicht mehr möglich ſie abzulegen, und diejenigen, die Opium zu nehmen pflegen, können nicht nur daſſelbe keinen Tag entbehren, ſondern wenn ſie nur die gewöhnliche Stunde, wenn ſie es zu nehmen gewohnt ſind, vorbeygehen laſſen, ſo bekommen ſie plötzlich Kopfſchmerzen, hitzige Fieber und haben keine Herrſchaft mehr über ſich ſelbſt. Um dieſe ſchrecklichen Zufälle zu beendigen und ihre Beſinnung wieder zu erhalten, müſſen ſie von neuem zu dem verderblichen Genuſſe der erwähnten Subſtanz zurückkehren. Wenn aber in der Länge die allmählig zunehmenden Wirkungen dieſes Gifts in die Lungen und Eingeweide gedrungen ſind, ſo wird der Kranke blaß und bleich. Alle Hülfsmittel der Arzneykunſt ſind unwirkſam, ihn zu heilen. Die Unglücklichen wünſchen, eine ſo verderbliche Gewohnheit aufzugeben, geſtehen aber, daß ihnen dieß nicht mehr möglich iſt, und in der Verzweiflung möchten ſie ſich die Ein-

Eingeweide zerreißen. Das Opium hat noch einen andern Nachtheil, der bemerkt zu werden verdient. Um ſich den Opium-Extrakt zu verſchaffen, muß man an Geld 8 oder 9 Mal ſo viel an Gewicht geben, als die Subſtanz beträgt. Ueberdieß erregt ſie einen außerordentlichen Appetit, den das gemeine Volk, welches wenig Geld beſitzt, nicht zu befriedigen im Stande iſt, ſo daß in wenigen Jahren ein anſehnliches Vermögen durchgebracht iſt. Diejenigen, welche eine ſchwache Konſtitution haben, kommen vor Hunger und Elend um, und diejenigen, welche von ſtarker Leibesbeſchaffenheit waren, werden Diebe und Räuber. Endlich giebt es Unſinnige, die wegen Kleinigkeiten den Entſchluß faſſen, ihre Tage dadurch zu verkürzen, daß ſie ein Opium-Dekokt mit Wein nehmen und niederſchlucken; ein Getränk, welches ſie ſich leichter als jede andere giftige Subſtanz verſchaffen können. Die verderblichen Wirkungen des Opiums waren anfänglich auf Fokien und Canton eingeſchränkt; allein in der Folge haben ſie ſich über alle Provinzen des Reichs verbreitet. Die fremden Kaufleute, welche das Opium einführen, brauchen dieſe verdammte Waare, die ſo ſehr geſucht wird, zu ihrem größten Nutzen, um die ſchätzbarſten Produkte dagegen wieder auszuführen. Es iſt traurig und ſchändlich, daß unſere Landsleute bisher fortdauernd bey dem tödtlichen Laſter des Gebrauchs des Opiums beharrt haben. Da wir nun den Fortſchritten eines ſo großen Uebels vorbeugen wollen, ſo ſind wir auf die Quelle deſſelben zurückgegangen, und haben gefunden, daß das Opium aus der Fremde eingeführt wird, ſelbſt bis in die Hauptſtadt, wo die Zollbeamten bisher gut bezahlt worden, damit ſie die Augen verſchlöſſen. Suchten wir jetzt nicht, das Uebel an der Wurzel abzuſchneiden, wie grenzenlos würden dann die Verheerungen deſſelben werden. Die Einfuhr und der Verkauf dieſer Waare wird alſo auf das ſtrengſte verboten ꝛc.

Gegeben zu Canton, den 16. des 11. Monaths des 4. Jahres von Kia-King."

Obgleich ſonſt das Opium wegen der Gewohnheit unſchädlich zu ſeyn ſcheint, ſo bleibt es doch ausgemacht, daß es wegen ſeiner narkotiſchen

Natur

Natur der Geſundheit ſchädlich iſt, wie es auch aus dem ſo eben angeführten chineſiſchen Einfuhrverbothe erhellet. Hierzu kommt nun noch, daß es denen, die nicht daran gewöhnt ſind, auch in ganz geringer Gabe, nachtheilig, ja in etwas größerer tödtlich iſt. Man kann es daher zu den Giften rechnen, das um ſo mehr zu fürchten iſt, weil es unter der Maske heilſamer Wirkungen heimlich und langſam ſchädlich wird [1]). In unſern Tagen aber hat der Nahme Gift aufgehört fürchterlich zu ſeyn, und viele Dinge, die man ſonſt als bloß ſchädlich kannte, werden jetzt als die herrlichſten Arzneyen vergöttert. Zu dieſer Anzahl wird auch mit Recht das Opium gerechnet, nur müſſen wir die Umſtände, unter welchen es zu gebrauchen iſt, wohl erwägen. Jenes Urtheil des Sydenham's [2]) vom Opium iſt nicht übertrieben, daß nähmlich die Arzneykunſt, auch in der Hand eines geſchickten Arztes, ohne Opium, da es wider ſo mancherley Zufälle wirkſam ſey, unvollkommen und fehlerhaft ſeyn würde.

Die Wirkungen des Opiums laſſen ſich auf zwey Kräfte zurück bringen, nähmlich erſtlich auf **ſtimulirende**, zweytens auf **ſtumpfende** und die Bewegung der Fibern beruhigende. Zuerſt genannte pflegt der letztern gemeiniglich vorherzugehen. Dennoch aber zeigt ſich die eine Kraft des Opiums vor der andern nach Beſchaffenheit der Krankheit und Größe der Gabe, bald mehr, bald weniger. Dieſe doppelte Wirkung des Opiums hat ehemahls Gelegenheit zu dem Streite gegeben, ob es nähmlich kühle, wie Galen glaubte, oder ob es nach der Meinung des Helmonts

1) Young Treatiſe on Opium, Pref. p. 6.
2) Oper. p. 186.

und der chemiſchen Sekte hitziger Natur ſey. Faſt von eben der Art iſt der in den neuern Zeiten erhobene Streit, ob nähmlich das Opium, ſo wie es die Empfindlichkeit der Nerven ſtumpfte, auch zugleich die Bewegung des Bluts langſamer machte, oder ob es den Kreislauf des Bluts beförderte. Jene doppelte Wirkung iſt weſentlich verſchieden; ſie iſt doch aber auch gewiſſen andern Pflanzen, die ein ſcharfes Gift und betäubendes Weſen haben, eigen, als dem wilden Wüterich, Cicuta viroſa Linn., der Belladonna, Atropa Belladonna L., dem Stechapfel, Datura Stramonium L., ungeachtet das Opium gewiſſe ausſchließende Kräfte hat, die von den Kräften dieſer und dieſen verwandten Pflanzen verſchieden ſind. Die Vergleichung zwiſchen einem ſtarken Gewürze oder Weine und dem Bley ſcheint vielleicht die anpaſſendſte zu ſeyn, die Art beyder Wirkungen beſonders kennen zu lernen.

Daß durch das Opium die Bewegung des Herzens, und folglich auch der Lauf des Blutes in demſelben müſſe befördert werden, läßt ſich ſchon aus ſeinem ſcharfen und heißen Geſchmacke ſchließen; noch deutlicher aber aus dem geſchwindern, härteren und volleren Pulſe und den daraus folgenden Zufällen. Da es ganz leicht zu ſeyn ſcheinet, einen öftern Puls bey Menſchen zu beobachten, ſo iſt hier doch die große Verſchiedenheit, die hierin bey den Bemerkern herrſcht, zu beklagen. Ein Menſch nähmlich wurde, von zu großer Gabe des Opiums, konvulſiviſch, der Puls und der Athemzug ſehr langſam [1]). Einem andern ſtieg, von $1\frac{1}{2}$ Gran genommenen Opium, der Puls von 71 Schlägen, nach Verlauf einer Stunde auf 69 und nach

1) Muzell's Wahrnehm. Th. 2. S. 131.

nach vier Stunden auf 57 Schläge in einer Minute; zu einer andern Zeit bemerkte eben dieſer, daß er von 70 bis auf 62 fiel [1]). Aehnliche Erfolge bemerkten die Freunde des Verfaſſers, die eben die Verſuche anſtellten; einer von dieſen aber, der das Opium des Abends genommen, bemerkte am folgenden Morgen, daß ſein Puls um 30 Schläge in einer Minute geſchwinder gieng, womit auch die Beobachtungen anderer, beſonders des berühmten von Haller's [2]) übereinſtimmen. Ein anderer berühmter Mann [3]) hat angemerkt, daß das Opium bey denen, deren Puls durch ſtarke Ausleerungen matt und ſchleichend iſt, den Puls allzeit ſtärker und geſchwinder mache. Er [4]) und viele andere zählen es daher, wegen dieſer die Lebenskräfte erhaltenden und vermehrenden Eigenſchaft, zu den kräftigſten herzſtärkenden Mitteln. — Daß aber ſo viele andere behaupten, daß es den Puls langſamer mache und die Bewegung des Herzens ſchwäche, rührt theils daher, daß ſie den Puls gefühlt, wenn ſchon der von ihm in dem Herzen gemachte Reitz aufgehört, und die ſtatt ſeiner erfolgende Erſchlaffung ſchon da war, die nothwendig deſto größer ſeyn muß, je größer die Doſis des Opiums geweſen iſt; theils aber auch, daß ſie das Opium alsdenn erſt gegeben haben, wenn der Tod ſchon nahe war, in welchem Zeitpunkte aber der Puls ſchon von ſelbſt langſam und ſchwach wird; daher man auch einen, nach genommenem Opium, ſchwächer gewordenen Puls für ein tödtliches

1) Sam. Bard Diſſ. de viribus Opii. Edinb. 1765, m. ſ. die Kritic. in d. Gött. Anz. 1796. S. 1367. und in Tode med. chir. Bibl. Th. 4. S. 247.
2) Comment. Gott. nov. T. 7. p. 15.
3) Tralles a. a. O. Sect. 1. p. 64.
4) a. a. O. und Deſſelben Disquiſitio de vi Opii cardiaca, 1771.

liches Zeichen hält [1]). Es iſt aber offenbar, daß das Opium die Pulsader mehr ausdehnt und ihre Schläge vermehrt [2]).

Dieſer vermehrte Kreislauf des Bluts muß auch nothwendig die Wärme vermehren. Daß dieß wirklich geſchehe, zeigt auch die Empfindung der Wärme an, die ſolche Menſchen wahrnehmen, ferner die Trockenheit der Zunge und des Halſes, der Durſt und der dunkeler gefärbte Harn. Durch die Hitze wird das Blut ausgedehnt, wenigſtens ſo lange, als ſie dauert, daher die Gefäße anſchwellen. Von beyden Urſachen entſteht die Röthe und das Auftreiben des Geſichts, die Schwere im Kopfe, der Schwindel, Klingen in den Ohren und Anhäufung des Bluts im Gehirn, wie man bey den durch Opium Getödteten wahrgenommen hat. Beyden zuſammengenommen kann man den geſchwindern, aber zugleich beſchwerlichern Athemzug zuſchreiben.

Daß die Morgenländer das Opium nehmen, um ſich aufzumuntern und kühn zu machen, habe ich ſchon vorher bemerkt; um Ruhe und Munterkeit zu verſchaffen aber gibt man es mit gleichem Erfolge den Kranken; daher auch einige rathen, man ſolle Opium nehmen, um deſto dreiſter zu ſeyn, wenn wichtige chirurgiſche Operationen zu unternehmen wären. In größerer Gabe aber macht das Opium berauſcht, ja es erzeugt Irrereden und Unſinn. Eine andere Wirkung des durchs Opium bewegten Bluts iſt eine erweckte oder vermehrte Begierde zum Beyſchlafe, die ſo groß iſt, daß ſie auch ſelbſt von Greiſen empfunden wird [3]); und die

1) Waldſchmidt inuent. circa Opium.
2) Bordeu in Recherches ſur le Pouls T. 1. Ed. 2. p. 167. ſqq.
3) Hall. in Comment. Goett. nov. l. c. p. 16.

die Steifung der männlichen Ruthe hat ſogar bey den in Schlachten umgekommenen Türken noch fortgedauert [1]); auch nächtliche Samenentgehungen pflegen unter geilen Vorſtellungen zu erfolgen [2]). Eine zu große Gabe aber macht die Männer zum Beyſchlaf unfähig [3]).

Es iſt zu bewundern, daß ein und eben daſſelbe Mittel, das die Lebenskräfte ſo ſtark erhebt, dennoch die Nerven ſtumpfen und den Muskelfibern ihre Reizbarkeit ſchwächen, ja ganz aufheben kann, und daß beyde Wirkungen oft zu einer Zeit erfolgen. Die Verringerung oder der Verluſt der Empfindung erſtreckt ſich aufs ganze Nervenſyſtem; ſo daß man Beyſpiele hat, daß das Gefühl, das Sehen und Riechen dadurch verlohren ſind. Thiere, denen man viel Opium beygebracht, oder in die Venen eingeſprüzt hat, ſind dadurch ſo unempfindlich geworden, daß man ihnen Theile, die ſonſt ſehr empfindlich ſind, hat abſchneiden, zerreiſſen oder zwicken können, ohne daß ſie das geringſte Zeichen eines Schmerzes von ſich gegeben haben [4]). Vermöge dieſer Wirkung aber wird es das herrlichſte Erquickungsmittel in ſchmerzhaften Krankheiten. — Daß die Reizbarkeit der Muskelfibern durch das Opium geſchwächt werde, zeigt die aufhörende periſtaltiſche Bewegung des Magens und der Gedärme, bey Thieren [5]) die Lähmung der Beine oder das Zittern, womit ſie befallen werden [6]), wie auch ähnliche Erſcheinun-

 gen,

1) Eph. N. C. Dec. 1. Ann. 2. Obſ. 69. p. 127.
2) Tralles a. a. O. Sect. 1. p. 131.
3) Garcias ab Horto l. c. p. 23. Stalpart van d. Wiel Obſerv. Cent. 2. n. 41. geben ½ Quentchen an.
4) Sproegel Exper. circa venena §. 20.
5) Joh. Viventius in Hall. Epiſt. Vol. 5. p. 75.
6) Sprögel, Whytt, Alſton.

gen bey Menſchen. Hieraus läßt ſich auch die Unbeweglichkeit der Pupille, wenn ein brennendes Licht vor die Augen gehalten wird, die Anhäufung der Winde im Magen und den Gedärmen, die verlorne Eß- und Trinkluſt, die Unwirkſamkeit auch ſtärkerer Brechmittel, das Aufhören der Krämpfe und Convulſionen erklären; ſo auch ohne Zweifel der langſamere Stuhlgang bey denen, die das Opium gebrauchen, die unterdrückte Ausleerung der wäſſerichten Feuchtigkeiten durch die Harnblaſe und die Speicheldrüſen, des Schleims aus der Naſe und der Kehle [1]). Deſto beſſer aber geht die Ausleerung durch die Ausdünſtung oder den Schweiß, auch ſelbſt von kleinen Gaben des Opiums von ſtatten, (es geſchehe nun dieß durch eine paralytiſche Erſchlaffung der Haut, oder durch eine ſtärkere Bewegung des Herzens) ſo daß oft ſelbſt der Schweiß nach Opium riecht (wie beym Haller), und ein Jucken und Hautausſchlag entſteht. So wie jene reitzende Wirkung des Opiums ſich auch bis in das Gehirn erſtreckt, eben ſo auch ſeine beruhigende; ſo daß der hierauf folgende Schlaf zu den gewöhnlichen Wirkungen deſſelben kann gerechnet werden. Dieſer Schlaf aber iſt oft mit Träumen, theils angenehmen, theils fürchterlichen begleitet; durch eine zu große oder zu oft gereichte Gabe artet er leicht in Schlafſucht aus, ja es erfolgt der Tod mit Gichtern begleitet. — Hierher muß man noch rechnen jene Trägheit, Unzufriedenheit über alle Gegenſtände, und Schläfrigkeit, die nach verrauchter Kraft des Opium zu entſtehen pflegt (die Haller ungefähr nach Verlauf von 26 Stunden empfand [2]); ſo auch

1) M. ſ. die Geſchichte einer eignen Krankheit des Haller's i. d. Comm. Gott. nov.
2) Comm. Gött. nov. l. c. p. 12.

auch jenes thörichte Weſen, Unempfindlichkeit und geſchwächtes Gedächtniß, welches gewöhnlich die Morgenländer durch fortgeſetzten und häufigen Gebrauch des Opiums allmählig verlieren, und ein frühzeitiger Tod. Alles dieß iſt durch häufige und unzweifelhafte Erfahrungen und Verſuche bewieſen, die der berühmte Tralles [1]) und von Haller [2]) ausführlich angeführt haben.

Viele von dieſen Wirkungen äußern ſich nicht allein, wenn das Opium durch den Mund genommen, ſondern auch äußerlich applicirt wird [3]); denn ein mit vielem Opium vermiſchtes und auf die Schläfen gelegtes Pflaſter hat eine Wuth und Krämpfe des Geſichts bewirkt [4]); ſo auch, wenn es Thieren in den Bauch oder in das zellichte Gewebe oder in eine Blutader geſprützt, oder in die Naſe geſtopft, oder mit Tabak vermiſcht geraucht wird; ſo auch in einem Klyſtire [5]), welches Hülfsmittel nicht ſelten auch bey Menſchen angewendet wird. Geſchwinder aber und wirkſamer iſt der Effect des Opiums von eben der Gabe, wenn es innerlich gebraucht, als wenn es äußerlich der Haut applicirt wird [6]). Wird es unmittelbar einem Nerven applicirt, ſo behält ſelbiger nicht allein ſeine Empfindlichkeit [7]), ſondern der Schmerz wird ſogar vermehrt. Wird es hingegen einem Muskel applicirt, ſo zerſtört es kurz darauf ſeine Reitzbarkeit [8]).

1) De Opio, Sect. 1. a. p. 56.
2) Elem. Phyſ. T. 5 p. 606. ſq.
3) Lorry in Recueil period. 1756 p. 74.
4) M. vergl. Monro jun. in Eſſ. et Obſerv. phyſ. et lit. Vol. 3. p. 297 ſq.
5) M. ſ. die Verſ. des Whytts und Monro's n. 3. 4. mit Fröſchen, und des Lorry a. a. O. S. 77. mit einem Hunde.
6) Monro a. a. O. S. 306.
7) Derſelbe a. a. O. S. 327. Exper. 12. ſq.
8) Derſelbe a. a. O. Exper. 6. p. 319.

In vielen Stücken kommt das Opium, in Anſehung ſeiner Wirkungen, mit den Wirkungen des Weins und anderer geiſtigen Dinge überein. Boerhaave [1]) räth ſelbigen in eben ſo kleiner Doſis zu reichen, als jenes, wovon er ſich große Wirkungen verſpricht. Dieſer Aehnlichkeit, in den Wirkungen dieſer Mittel mit einander, pflichten auch von Haller, Alſton, Tralles, Ludwig [2]), und viele Andere bey. Es iſt wahr, der Wein muntert gleichfalls auf, befördert den Kreislauf des Bluts, vermehrt die Wärme des Körpers, dehnt die Gefäße aus, reizt zum Beyſchlafe und treibt den Schweiß; in großer Menge getrunken berauſcht er, bewirkt Irrereden, Schläfrigkeit, Schlafſucht, Dummheit, Trägheit, ja er zieht den Schlagfluß nach ſich. Die verlohrnen Kräfte des Magens und der übrigen Theile des Körpers werden gleichfalls durch den Wein wiederhergeſtellt; Trinker aber müſſen eben ſo, wie jene, zur Herſtellung der Kräfte ihre Zuflucht zum Weine nehmen. Nichts erſetzt auch den Mangel des Opiums bey ſolchen Völkern, denen es zum unentbehrlichen Bedürfniß geworden, beſſer als der Wein [3]), aber vorzüglich ein mit Gewürzen vermiſchter Wein [4]). — Murray glaubt aber doch, daß jene der Aehnlichkeit zwiſchen Opium und geiſtigen Dingen zuviel zugeeignet haben. Denn es ſcheint nicht, daß die geiſtigen Mittel ſolche Wirkung in Unterdrückung ſo mancherley Ausleerungen haben, und wenn auch gleich zuviel getrunkner Wein oder geiſtige Dinge eine Art von Lähmung in den Beinen und übrigen

1) Hiſt. pl. p. 362.
2) Aduerſ. med. pract. Vol. 1. P. 3. p. 510. ſq.
3) Acoſta Droghe medicinali p. 317.
4) Alpin a. a. O. S. 256.

übrigen muſkulöſen Theilen äußern: ſo muß man doch zweifeln, ob ſie wirklich ihre reizbare Natur verliehren. So können ſie auch nicht, wie das Opium, den Schmerz ſtillen, wenn ſie nicht bis zum Verluſt des richtigen Gebrauchs der Vernunft genoſſen werden. Man weiß auch, daß ein Wüthender durch den Gebrauch des Opiums in die größte Wuth verſetzt wurde, der Wein hingegen beruhigte ihn wieder [1]).

Es bleibt eine wichtige Frage: ob nähmlich das Opium ſeine Kraft, blos in den äußern Enden der Nerven, denen es applicirt wird, äußere und durch die Gemeinſchaft in das Gehirn einwirke, oder ob es vielmehr, wo nicht ganz, doch zum Theil in die Blutmaſſe eingeſogen und mit den übrigen Säften vermiſcht, wirke. Der ſchnelle Effekt, und die geringe Gabe, die ihn hervorbringt, ſcheint das erſtere unzweifelhaft zu machen; denn wenn eine Pille, aus Opium gemacht, nach vielen Stunden, wenn ſie ſchon ihre Wirkungen hervorgebracht, wieder weggebrochen wird, ſo iſt ſie oft noch unaufgelöſet und hat faſt noch nichts von ihrer Schwere verlohren. Ein Hund, dem man ein halbes Quentchen Opium, zur Pille gemacht, eingab, wurde dadurch eingeſchläfert; man ſchnitt ihn, nachdem er 6 Stunden geſchlafen, auf und fand kaum einen Gran verlohren [2]). Wir wiſſen aus Erfahrung, daß, wenn Unreinigkeiten in den erſten Wegen ſtecken, der heftigſte Kopfſchmerz, Irrereden, Wuth, Schläfrigkeit u. dgl. nicht ſelten zu entſtehen pflegen, welche Zufälle ſich legen, ſobald ihr Zunder durch ein Brechmittel herausgeſchafft wird. Durch ſcharfſinnig angeſtellte Verſuche

1) Lorry in Rec. period. l. c. p. 73.
2) Kaauw Boerhaave impet. fac. p. 407.

ſuche hat Whytt [1]) dieſe Sache außer Zweifel zu ſetzen geſucht. Er bemerkte nähmlich, daß ein aus einem Froſche genommenes Herz durch das Opium ſein Vermögen zu fühlen und ſich zu bewegen eben ſo bald verlohr, als wenn er es in ihm ließ; ſchnitt er ihm aber den Kopf ab, und zerſtöhrte das Rückenmark, ſo ging jenes doppelte Vermögen durch das Opium langſamer verlohren. Monro [2]) aber erfuhr bey einem ausgenommenen Herzen das Gegentheil; denn er bemerkte, daß bey einem ausgenommenen Herzen der Eindruck des Opiums auch in die Nerven erſchwerter wurde. Daß durch das Einſprützen in die Blutadern eben dieſelben Erſcheinungen hervorgebracht werden, die es, auf andere Arten applicirt, wirkt, ſcheint von dem Berühren der Nerven, deren äußerſte Enden in den Gefäßen gefunden werden, herzurühren. So konnten in einem Theile Konvulſionen entſtehen, ohnerachtet ſeine Nerven entweder in ihrem Urſprunge oder Fortgange zerſchnitten waren, blos durch das Einbringen des Opiums in das Blut [3]). In der dickſten Finſterniß aber tappen wir herum, wenn wir die Einwirkung der Nervenſtricke um die Pulsadern, wenn erſtere getrennt, auf letztere erklären wollen; es iſt zwar wahr, ein Theil des Opiums kann, als ein ſcharfer und ausdünſtender Körper, wenn es in reichlichen Gaben innerlich genommen oder äußerlich angebracht wird, von den Oeffnungen der einſaugenden Gefäßchen aufgenommen werden, und entweder durch die Blutgefäße in die Nerven gebracht, und dadurch Veränderungen in dem erſten Berüh-

1) Works p. 310. ſq.
2) a. a. O. S. 321.
3) Monro a. a. O. Exper. 14 p. 334.

Berührungspunkte erzeugt werden, die ſich nachher weiter ausbreiten, oder es wird mit dem Blute zum Herzen gebracht, wodurch daſſelbe unmittelbar gereitzet wird; es verändert auch die Miſchung des Bluts und geht bis in die äußerſten Durchſeige-gefäßchen deſſelben mit über. Denn die Fäulniß des Bluts eines durch viel Opium getödteten menſchlichen Kadavers [1]), der Geruch des Schweißes und Harns nach Opium [2]), beweiſen hinlänglich, daß das Opium, wenn es durch den Mund genommen wird, nicht blos von den erſten Wegen eingekerkert bleibt.

Unter einigen Beſchaffenheiten des Körpers aber wird das ſonſt heilſame Opium zum fürchterlichen Gifte. Wenn es nähmlich eingenommen wird, wenn der Magen voll iſt, wodurch Eckel bewirkt wird, der ſo lange anhält, bis es ſammt dem in ihm Befindlichen weggebrochen wird. Es wird ſchädlich, wenn die erſten Wege voller Unreinigkeiten ſind, die alsdenn zurückgehalten werden, und durch ihre Schärfe entweder ein Fieber erregen, oder daſſelbe vermehren [3]). Man ſieht hieraus, wie ſchädlich es iſt, die zu heftigen Wirkungen von einem Brech- oder ſcharfen Purgirmittel durch Opium hemmen zu wollen. Auch darf es, wegen ſeiner reitzenden und hitzigen Natur, nicht gebraucht werden, wenn Vollblütigkeit zugegen iſt. Aus dieſer Urſache verbiethen auch die meiſten vorſichtigen Praktiker ausdrücklich, es wider Entzündungskrankheiten zu gebrauchen [4]). So erfordert auch ſein Gebrauch, bey einer großen

1) M. ſ. vorher.
2) Jone's Myſteries of Opium cap. 12. p. 93. ſq.
3) Young on Opium p. 35.
4) G. V. van Swieten Comment. T. 1. p. 372. Young on Opium, p. 140. ſq. Tralles de Opio, Sect. 2. p. 80.

ßen Schwäche des Nervenſyſtems, viele Vorſichtigkeit; daher es wider verlohrne Kräfte nach einer beträchtlichen Ausleerung der Gefäße, z. B. wider Hämorrhagien nicht zuträglich iſt [1]). Auch kritiſche Ausleerungen, z. B. durch den Stuhlgang, Speicheldrüſen oder Harn, widerrathen ſeinen Gebrauch. Da das Opium ohnedem den Leib verſtopft, ſo müſſen, wenn es anhaltend gebraucht wird, um dieſen offen zu erhalten, Klyſtire oder Purganzen mitgebraucht werden.

Nach allen dieſen läßt ſich nun, was die Wirkungsart des Opiums betrifft, folgendes Reſultat ziehen, ſo verſchieden ſonſt auch die Meinungen der Aerzte waren [2]). Die Galeniſche Schule ſchloß nähmlich aus ſeiner beſänftigenden, betäubenden und die Lebenskraft und die thieriſchen Verrichtungen unterdrückenden Kraft irriger Weiſe auf eine kalte nnd feuchte Natur deſſelben, die ſie durch hitzige gewürzhafte Zuſätze, wie die alten arabiſchen Confectionen und Latwergen bezeugen, zu verbeſſern gedachte. Jetzt ſcheint es indeſſen ausgemacht zu ſeyn, daß die eigentliche Wirkung, wie Tralles zuerſt zeigte, in einem Reitze aufs Nervenſyſtem und auf die belebte Faſer beſtehe, und es daher vielmehr reitzender und erhitzender, als kalter Natur ſey, daß dieſer Reitz wegen der Flüchtigkeit des narkotiſchen Stoffes ſchnell das Nervenſyſtem durchdringe, geſchwind vorübergehe und die Faſer bald wieder verlaſſe, die folgende Erſchlaffung und Abſtumpfung alſo nur Folge jenes Reitzes ſey. Vermöge dieſes Reitzes bringt das Opium eine mehrere Aufheiterung des

1) Ludwig Aduerſ. Vol. 1. Sect. 3. p. 516.
2) S. Pharmacologiſches Handbuch für Aerzte über die bekannteſten und bewährteſten innerlichen Heilmittel ꝛc. von Fr. Ludw. Segnitz. II B. Leipzig 1800. S. 373 ff.

des Gemüths, eine Art von Rauſch, eine Erhöhung der Lebenskraft, Vermehrung der Bewegung des Herzens und der Schlagadern, eine Erhebung des Pulſes, vermehrten Umlauf des Bluts und größern Antrieb deſſelben zu Wege. Nach Vollendung dieſes Reitzes folgt Erſchlaffung, Verminderung der Lebenskraft, Abſtumpfung der Empfindlichkeit: der weichere Puls, der trägere Umlauf der Säfte und Schlaf. Die ſchmerzſtillende und beſänftigende Wirkung iſt alſo nur die Folge jenes Reitzes. Nur daß dieſe letzte Wirkung die längſt dauernde und ſichtlichſte iſt. In großer Gabe kann bekanntlich der Reitz des Opiums auf der einen Seite ein tranſitoriſcher Wahnſinn und Raſerey auf der andern ein Schlaf in die Ewigkeit ſeyn. Dieſe Reitzbarkeit wird durch Gewohnheit ſo ſehr vermindert, daß bekanntlich manche Kranke und die Orientalen, die ſtatt des ihnen verbotenen Weins ſich mit Opium in einen erkünſtelten Stand der Fröhlichkeit zu verſetzen pflegen, die ſtärkſten Gaben davon vertragen können.

Die Verſchiedenheit der reitzenden und beſänftigenden Kraft des Opiums erklärt Cullen ſehr ſchön und richtig alſo: daß, wo im Körper kein Reitz vorhanden ſey, ſo mache das Opium einen künſtlichen Schlaf, und wenn auch geringe Reitze im Körper befindlich ſind, ſo mache es dieſe unwirkſam, indem es die Empfindlichkeit ſchwächt, und zwar deſto mehr, je ſtärker die angewendete Gabe war; und auch eine geringere Gabe, die zum Schlafmachen nicht hinreichend iſt, könne ſolchergeſtalt die Urſache der Unruhe heben, und ſo eine erquickende Ruhe zuwege bringen. Iſt aber der körperliche Reitz ſo groß, daß ihn eine geringe Gabe des Opiums nicht überwinden kann, ſo macht die vermehrte Reaction den Reitz noch

größer

größer und heftiger, und oft gefährlich; und es iſt in dieſen Fällen eine ſtärkere Doſis des Opiums, die den Reitz überwindet, nützlicher als ein kleine, die das Uebel vermehren kann. Hieraus fließt die allgemeine Regel, daß, wo die beſänftigende Kraft des Opiums die Oberhand behält, und die Thätigkeit des Nervenſyſtems und des Gehirns und den Reitz des Herzens überwindet, die Wirkung deſſelben heilſam; wo aber der Reitz im Körper ſo beſchaffen iſt, daß das Opium ihn nicht überwinden kann, daſſelbe ſchädlich ſey.

Die nach gewöhnlicher Meinung aus der ſchweißtreibenden Wirkung des Opiums gefolgerte blutverdünnende und auflöſende Eigenſchaft iſt nur eingebildet, da eine ſo kleine Menge des Opiums, als ſich im Körper thätig zeigt, kein menſtruum für die große Blutmaſſe ſeyn kann. Dieſe ſchweißtreibende Eigenſchaft iſt bloß Folge ſeiner beſänftigenden Kraft, wodurch es die Reaction der Gefäße vermindert und dieſe erſchlafft. Andere ſchließen von dem trägen Blutumlaufe und der Anhäufung des Bluts in den Gefäßen des Kopfs und des Blutaderſyſtems, oder von außerhalb dem Körper angeſtellten — alſo nichts beweiſenden Verſuchen — auf eine verdickende Kraft, da doch jene bloß Folge der abſpannenden und beſänftigenden Eigenſchaft iſt. Arnemann erklärt dieſe Wirkung des Opiums aus der höhern Irritabilität des Herzens vor den kleinen Gefäßen, daher dieſelbe Doſis, die in den Gefäßen die Reitzbarkeit wegnimmt, noch einen Theil im Herzen übrig läßt, welches nun nach gehobenem Widerſtande ſtärker nach allen Seiten wirkt, wodurch Schweiß, und aus demſelben Grunde Congeſtion im Gehirn entſteht. Anhaltender Gebrauch des Opiums ſchwächt nach und nach auch dieſe Thätigkeit des Schlagaderſy-

aderſyſtems, und ſo wirkt es als ein kühlendes Mittel. Die bekannte, den Stuhlgang anhaltende Eigenſchaft des Mohnſaftes iſt ebenfalls Folge ſeiner entſpannenden und den Zugang der Säfte nach den Hautwegen leitenden Wirkung.

Dieſes große Mittel erfordert vor allen in der Anwendung aber kluge und bedachtſame Unterſcheidung und genaue Kenntniß der Naturgeſetze; denn nicht immer ſind die Anzeigen zu ſeinem Gebrauche auch für den einſichtsvollen Arzt ſogar, ſo leicht als ſie ſcheinen, und der Vortheil oder der unerſetzliche Schaden, der durch richtige oder unrichtige Anwendung geſtiftet werden kann, iſt leicht erklärbar, wenn man die Hauptkräfte deſſelben erwägt, nach denen es auf die Urquellen der Lebenskraft wirkt und die ganze Richtung der wirkenden Natur umſtimmt. Welcher erbärmliche Mißbrauch mit dem Mohnſafte und ſeiner leider zur Volksarzney gewordenen veralteten Zuſammenſetzungen von unwiſſenden Aerzten, von alten Weibern und andern Menſchen aus dieſer Klaſſe, beſonders in Kinderkrankheiten, wo ſo feine Unterſcheidungsgabe nöthig wäre, getrieben wird, iſt nur allzubekannt, und es wäre recht ſehr zu wünſchen, daß man noch viel mehr Sorgfalt, als gewöhnlich geſchieht, daran wendete, dieſes ſo gefährliche Mittel nicht in die Hände der Unkundigen gerathen zu laſſen.

Folgende Hauptſätze könnten etwa zur allgemeinen Beſtimmung ſeines Gebrauchs dienen, welche ich hier vorzüglich nur zur Befriedigung einer löblichen Wißbegierde, keinesweges aber als Anleitung für Layen in der Arzneykunſt herſetze, das Opium in vorkommenden Fällen anzuwenden. Dieſe bleibe ſtets dem geſchickten Arzte vorbehalten.

1. In allen Entzündungsfiebern iſt, nach Swieten, Pringle, Tralles, Cullen und aller großen Aerzte Ueberzeugung, der Mohnſaft nachtheilig; denn hier muß er durch ſeine reitzende Eigenſchaft offenbar die Entzündung vermehren, und durch die nachlaſſende Schwäche die heilſamen Veränderungen durch die Kräfte der Natur hindern. Eben ſo nachtheilig iſt er in Entzündungsfiebern mit örtlichen Affectionen, z. B. in der Pleureſie; wo er von einigen ſehr empiriſch zur Linderung der Schmerzen angerathen wird. Ueberall in dieſen Fällen, wo Blutlaſſen das wirkſamſte Heilmittel abgiebt, gilt als allgemeine Regel (Young's treatiſe on opium Lond. 1753) der Grundſatz, daß Mohnſaft in allen den Zufällen unſchicklich ſey, wo Aderlaß angezeigt iſt. Die Ausnahmen in einigen ſeltnen Fällen kommen hier nicht in Betracht.

2. In hitzigen Krankheiten überhaupt iſt es äußerſt leicht, ſeinen richtigen Gebrauch zu verkennen, da die meiſten Zufälle, welche ihn anzuzeigen ſcheinen, weder ihn erfordern, noch durch ihn gehoben werden können; z. B. Wachen, Schmerz, Unruhe, Krampf, verſtärkte Ausleerungen, deren Urſache man nur immer zu ergründen, nicht aber empiriſcher Weiſe die Symptomen zu beſänftigen ſuchen muß. Ohne Noth gegeben, wird er hier wenigſtens durch die nachfolgende Schwächung ſchaden, durch die irgend eine critiſche Anſtrengung der Natur gehindert werden kann. So wird er in Faul- und Gallenfiebern die Ausleerung hindern und die Congeſtionen nach dem Kopfe vermehren. Doch machen individuelle Umſtände eine Ausnahme, wenn nähmlich die Heftigkeit der Zufälle der Entſcheidung der Krankheit im Wege ſteht, wie dieß z. B. bey Hyſteriſchen oft der Fall

ſeyn

ſeyn kann, oder wenn z. B. ſymptomatiſche Durchfälle, die nicht von Unreinigkeiten der erſten Wege abhangen und den Kranken entkräften, gehemmt werden müſſen. Wachen im fieberhaften Zuſtande und Kopfſchmerzen ſind insgemein Gegenanzeigen ſeines Gebrauchs.

3. Im eigentlichen reinen akuten Nervenfieber, wo nie ein Entzündungszuſtand zugegen iſt, wird der Mohnſaft als das beſte Mittel gegen die nervöſen gefährlichen Zufälle, Wachen, Betäubung, ſchweres Gehör, Delirium, convulſiviſche Bewegung der Glieder und Sehnenhüpfen, zumahl in Verbindung mit der China empfohlen; aber gerade hier in dieſer gefährlichen Krankheit iſt Irrthum ſo leicht möglich, die Anzeige ſeines Gebrauchs ſo äußerſt ſchwankend, und die richtige Gabe, um weder zu tödten, noch eine der Abſicht entgegenlaufende Wirkung zu veranlaſſen, ſo ungemein ſchwer zu beſtimmen! Daher Hrn. Hahnemann's Rath, in dieſen Fällen, wo Todt und Leben ſo leicht entſchieden iſt, lieber ganz vom Gebrauche des Mohnſaftes abzuſtehen, und ſich an die bekannten ſichern und kräftigen Gegenmittel zu halten, von jedem Anfänger in der Kunſt zu beherzigen iſt. In der That wirken dieſe Mittel doch auf eine ganz verſchiedene Art, als die des Mohnſaftes iſt.

Im ſchleichenden Nervenfieber hingegen, welches vor dem 40ſten Tage ſich nicht zu enden pflegt, und mit einem kindiſch wahnſinnigen Zuſtande, allgemeiner Körperſchwäche, Zuckungen und äußerſt langſamen Pulsſchlage in der Höhe der Krankheit verbunden iſt, hilft der Mohnſaft vortreflich.

In faulichten Fiebern verwirft Tralles den Mohnſaft aber mit Recht, da weder die reizende

noch die beſänftigende Kraft deſſelben die faulichte Diſſolution aufzuheben vermag, die doch die einzige und nächſte Urſache des Fiebers iſt.

5. In Wechſelfiebern kann der Mohnſaft nach vorhergegangenen nöthigen Vorbereitungen allerdings als reitzendes Mittel bey der Schwäche der feſten Theile, welche die Rückfälle der Paroxysmen verurſacht, angezeigt ſeyn, ſo wie die Erfahrung ſeinen Nutzen in Verbindung mit der Chinarinde beſtätigt, deren purgirende Eigenſchaft er vermindert und ſie dem Magen erträglich macht.

6. Bey den Blattern ſchadet er im Entzündungsſtadio des Ausbruchsfiebers; wird aber dann nützlich, wenn ſich die Eiterung einfindet. Nichts deſto weniger darf er hier keineswegs mit de Haen unbedingt angerathen werden, denn wo Diſpoſition zur Fäulniß da iſt, wird er offenbar contraindicirt. Wo Krämpfe den Ausbruch der Blattern hindern, da wird er ein Mittel zur Beförderung deſſelben, doch muß keine Turgescenz der Gefäße und keine Vollblütigkeit dabey ſeyn. In bösartigen Pocken, wenn die Natur der Gewalt des Contagii erliegen will, wenn die Haut krampfig verſchloſſen iſt, die Einſperrung des faulichten Giftes in lähmende Auflöſung überzugehen und die Pocken brandig zu werden drohen, kann, nach Hufeland *), kein Mittel die Lebenskraft thätiger erwecken, ohne Reitz und Spannung zu vermehren, keines unter gelinder Abſtumpfung des heftigen Reitzes mehr die Hautnerven beleben, die Einwirkung der Krankheitsmaterie mehr vermindern, die Gegewirkung der Lebenskraft beſſer modificiren und nach der Oberfläche hinleiten, als der Mohnſaft.

*) Bemerkungen über die Blattern. S. 136 fl.

7. In den Maſern darf der Mohnſaft nicht ohne große Einſchränkung ſtatt finden, und iſt da ſchädlich, wo entzündlicher Zuſtand und Neigung zur Lungenentzündung iſt. Erſt nach dem Gebrauche antiphlogiſtiſcher Mittel kann er mit Nutzen gegen den Huſten gebraucht werden. Eben ſo verhält es ſich mit andern Ausſchlagskrankheiten, wo der Grad des damit verbundenen Fiebers die Kurmethode beſtimmen muß. Wenn dieß entzündlicher Art, wie beym Scharlachfieber, oder faulichter Art wie die Petechien iſt, ſo muß das Opium nothwendig Nachtheil anrichten.

8. Bey catarrhaliſchen Fiebern nutzt zwar das Opium gegen den Huſten als krampfſtillendes ſowohl, wie auch als ſchweißtreibendes Mittel. Es ſchadet aber, wo ein größerer oder geringerer Grad von Entzündung der Schleimdrüſen oder der Luftröhrenäſte damit verbunden iſt, wie bey friſchen Catarrhen nach Erkältung, und darf daher nie zu früh und ohne vorhergegangene antiphlogiſtiſche Heilart angewendet werden, auch nicht eher, als bis der Schleim gehörig aufgelöſet und ausgeführt worden iſt. Am nützlichſten iſt es da, wo nach gehobener materieller Urſache der Nervenreitz zurückbleibt, welcher den Huſten macht.

9. Gegen die Lungenſucht hat man den Mohnſaft ſehr empfohlen, wo auch Swieten ihn ſehr lobt, und de Meza, nach eigner an ſeinem Körper gemachten Erfahrung, für möglich hält, bey zur Schwindſucht geneigten Perſonen, durch Unterdrückung des Huſtens mit einem halben Gran Mohnſaft täglich zweymahl, mit Beobachtung der übrigen nöthigen Cautelen, die Schwindſucht zu verhüten, wenn nur kein Bluthuſten dabey iſt. Young hingegen iſt ganz entgegengeſetzter Meinung und verſichert, erfahren zu haben,

daß leicht auf ſeinen Gebrauch in dieſer Krankheit Entzündung entſtehe und die Zufälle heftiger werden. Ueberhaupt iſt der Begriff von Schwindſucht nicht gehörig beſtimmt, und kann der von ihm gerühmte Nutzen nur im erſten Stadium der Schleimſchwindſucht, keineswegs in der eiterichten Lungenſucht gelten.

10. In ſymptomatiſchen Dyſenterien entzündlicher, gallichter und faulichter Fieber kann ſeine Anwendung nur unter der größten Behutſamkeit, oder gar nicht, zuläſſig ſeyn; denn ob er gleich die Schmerzen anfangs lindert, ſo vermehrt er doch hinterher das Kneipen in den Gedärmen, die Fieberhitze, den Stuhlzwang und die Leibesverſtopfung, ſo lange noch ſcharfe Unreinigkeiten im Körper zurück ſind, und verzögert ſehr die Wirkung der ausleerenden Mittel.

11. In allen nicht kritiſchen, von Erſchlaffung der Gedärme herrührenden Diarrhöen, wenn ſie zu heftig ſind oder zu lange dauern; im zu ſtarken aber von keiner materiellen Urſache herrührenden Erbrechen, in der Gallenruhr aber nur dann erſt mit Vortheil, wenn die reitzende Schärfe ausgeführt iſt, und nur die zu große Reitzbarkeit die fortdauernde Urſache iſt, wird das Opium gebraucht.

12. In Blutflüſſen iſt immer die Urſache derſelben wohl zu erwägen. In aktiven, d. i. mit Turgescenz der Gefäße, allgemeiner Vollblütigkeit und mit Neigung zur Entzündung begleiteten, kann der Mohnſaft nicht anders als ſchädlich ſeyn; nützlich wird er hingegen da, wo Krämpfe oder ein partikulärer Reitz ihn verurſachen.

13. Zu Herſtellung unterdrückter Blutflüſſe kann der Mohnſaft nur in dem Falle dienen, wo

die

die Urſache von Krämpfen abhängt, unter welcher Einſchränkung er oft hier ſehr nützlich iſt.

14. In podagriſchen und arthritiſchen Schmerzen iſt der Gebrauch des Opiums zu mißbilligen, weil er zum Zurücktreten der Krankheitsurſache Gelegenheit giebt. Eben ſo wenig taugt es im chroniſchen Rheumatismus. Nützlich hingegen fand es Cullen in zurückgetretener Gicht.

15. Im hitzigen Rheumatismus, wobey aber auch die antiphlogiſtiſche Kurart zu beobachten iſt.

16. In idiopathiſchen ſpasmodiſchen Krankheiten, z. B. in ſchlafſüchtigen Zufällen von Krämpfen, im krampfhaften Aſthma, im Keuchhuſten und im Krampfhuſten nach Ausführung des zähen Schleims, wenn Ausleerungen der erſten Wege vorhergegangen ſind, keine Hitze vorhanden iſt, und die Lunge mehr, oder allein durch Mitleidenheit angegriffen iſt; in der Hyſterie, wenn ſie von zu großer Beweglichkeit des Nervenſyſtems herrührt, im Stein- und Nierenſchmerze, Harnverhaltung, Blutharnen, im Nierenkrampfe, im Kinnbackenzwange, vornehmlich bey Wunden, im Hundskrampfe, im Tetanus ꝛc. iſt der Mohnſaft angezeigt. Nur daß in allen ſolchen Fällen vorher zu unterſuchen iſt, ob nicht Vollblütigkeit und Turgescenz der Gefäße ſeinem Gebrauche entgegen ſtehe. Dies iſt beſonders in der Epilepſie und den damit verwandten Krankheiten zu merken; wo ohne allgemeine Vollblütigkeit doch oft die Anfälle durch ein gelegentliches Aufwallen des Blutes in den Hirngefäßen veranlaßt werden, und der Mohnſaft dieſe nicht mindern, ſondern vermehren würde. Auch ſind Würmer nicht ſelten die Urſache der Epilepſie, und dieß iſt der gewöhnlichſte Fall, wo der Mohnſaft nichts ausrichtet.

Gegen hyſteriſche Krämpfe iſt der Mohnſaft das vorzüglichſte Mittel, ſo auch gegen hypochondriſche Zufälle, der eigentlichen Art, die nicht ſowohl von Verdauungsfehlern abhangen. Doch muß man ihn nicht zu oft und bey jedem geringfügigen Anfalle geben, weil er immer einige Schwäche zurückläßt, und eigentlich doch nur palliativ wirkt. Auch giebt es Hyſteriſche, die ihn nicht vertragen, und bey denen er ſogar die Krämpfe vermehrt, ſtatt ſie zu lindern.

Bey krampfhaft eingeklemmten Brüchen iſt er oft ſehr hülfreich, wenn nur noch keine Entzündung ſtatt findet, wo er äußerſt ſchädlich ſeyn würde.

Wenn Krämpfe oder ſogenannte falſche Wehen die Geburt verzögern, und nur nicht Vollblütigkeit vorhanden, oder dieſe vorher gehoben worden iſt, hilft eine geringe Gabe Mohnſaft oft zum Wunder, ſtillt die falſchen und befördert die wahren Wehen. So leiſtet er auch praemiſſis praemittendis, in den Nachwehen treffliche Dienſte, ferner dann, wo Krämpfe daran Schuld ſind, daß die Monathszeit immer mit vielem Ungemach eintritt.

17. In der Manie iſt der richtige Gebrauch des Opiums noch nicht gehörig beſtimmt, und die darüber angeſtellten Erfahrungen geben noch nicht genugſames Licht. Natürlich müßte er da ſchaden, wo zu große Völle und Spannung der Gehirngefäße, entzündlicher Zuſtand oder ſchwarzgallichte Beſchaffenheit der Säfte damit verbunden wäre. Richtiger dann, wo bloß übermäßige Reitzbarkeit und Empfindlichkeit bey einem ſanguiniſch-choleriſchen Temperamente die Haupturſache iſt, in welchem Falle auch andere narkotiſche Mittel gerühmt

rühmt werden, die doch vielleicht vor dem Mohnſafte nichts voraus haben.

18. In der Hundswuth oder Waſſerſcheu empfiehlt Nugent das Opium in Verbindung mit dem Biſam, als ein Hauptmittel.

19. Im Schlucken (ſingultus), der von keiner materiellen Urſache, auch nicht von Entzündung, ſondern von großer Nervenbeweglichkeit allein entſtanden zu ſeyn ſcheint, iſt ebenfalls Opium das beſte Mittel.

20. In Koliken kann der Mohnſaft nur dann nützlich ſeyn, wenn kein reitzender Stoff in den Gedärmen die Urſache und die Krankheit nicht mit Verſtopfungen verbunden iſt, ſondern allein nur von Krämpfen und Blähungen entſteht.

21. In der Waſſerſucht wird das Opium von Tralles widerrathen, hingegen von Mead, Monro und andern empfohlen; auch führen Maſon und Arnold Fälle vom Nutzen in dieſer Krankheit an. Es iſt aber nicht entſchieden, ob dieſes oder andere zugleich gebrauchte Mittel zur Abführung des Harns dabey das beſte gethan haben.

22. In veneriſchen Krankheiten iſt das Opium beſonders ſeit dem letzten amerikaniſchen Kriege von Schöpf, Roth, Michaelis als ein höchſt wirkſames Mittel empfohlen worden. Es iſt aber zuverläſſig gewiß, daß es dieſe Krankheit nicht heilen könne. Der Irrthum beruht darin, daß man die Krankheit ſelbſt, mit den Folgen und Zufällen derſelben, beſonders aber mit den Folgen der vorhergebrauchten Mercurialmittel verwechſelte. Als Palliativmittel, als Heilung beförderndes, als Vorbauungsmittel gegen die ſchlimmen Zufälle vom Queckſilber, als Nachkur zur Hebung der nachbleibenden Mercurialkrankheit iſt es aber allerdings von vortrefflichem Nutzen. Es mildert

 die

die zurück gebliebenen nächtlichen Knochenſchmerzen oft ganz allein, ohne die Unterſtützung anderer Mittel. Es begünſtigt, beſchleunigt und dirigirt die Wirkung des Queckſilbers und widerſteht den Folgen der im Körper befindlichen Schärfen.

23. Im Zahnweh und in Ohrenſchmerzen mißbilligt Tralles deſſen Gebrauch. Als ſchweißtreibendes Mittel iſt er aber auch hier, zumahl im katarrhaliſchen und rheumatiſchen Zahn- und Ohrenweh gewiß unter beſtimmten Bedingungen nützlich. Sehr häufig wird der Mohnſaft auch äußerlich an den ſchadhaften Zahn gebracht, und thut gute Dienſte, zu welchem Zwecke man ſich in den letzteren Jahren auch des Extracts von der Coccinella ſeptempunctata Linn., eines ſogenannten Sonnenwurms, oder dieſes Käfers in Subſtanz bedient hat, welcher kleine Käfer dem Geſchmacke und Geruche nach eine dem Opium ſich nähernde Beſchaffenheit hat, und etwa zum 3ten Theil ſo viel wirkt, als eine gleiche Quantität Opium.

24. Im kalten Zehenbrande, ſphacelus ſenum, fand Pott den Mohnſaft zu 3 Granen in 24 Stunden mit China höchſt wirkſam, auch Piderit und mehrere andere.

25. Die einſchläfernde Wirkung des Mohnſaftes iſt die im gemeinen Leben am meiſten bekannte, aber leider nur allzu oft unverantwortlich gemißbrauchte ſeiner Eigenſchaften. Dieſe Eigenſchaft iſt zwar nur Nebenzweck, da, wo man ſich deſſelben als ſchmerz- und krampflindernden Mittels bedient, kann aber auch in Fällen, wo weder Krämpfe noch Schmerzen vorhanden ſind, wünſchenswerth ſeyn, z. B. bey gänzlicher Schlafloſigkeit, ängſtlichem, raſtloſem Umherwerfen des Kranken auf ſeinem Lager, Tobſucht. Auch da, wo der Körper von Reitzen ziemlich frey iſt, bringt der

Mohnſaft einen Schlaf hervor, der von freyen Stücken nicht erfolgt wäre. Selbſt dann, wenn einige Reitzungen vorwalten, doch aber mäßig ſeyn ſollten, kann Mohnſaft durch Verminderung der Empfindung mehr oder weniger, nach der Größe der angewendeten Gabe, Schlaf erzeugen. Iſt in einigen Fällen die Stärke der gebrauchten Doſis nicht hinreichend, um Schlaf hervor zu bringen, ſo kann ſie doch vermögend ſeyn, die Urſachen der Schlafloſigkeit, welche vorgewaltet hatten, hinweg zu räumen oder wenigſtens zu vermindern, und dadurch eine Ruhe zu geben, welche, wenn ſie einige Zeit anhält, oft der Erquickung des Schlafs gleich befunden wird.

Ueberhaupt iſt die ſchlafmachende Kraft des Mohnſafts keinesweges ſpecifiſch, ſondern hängt von Conſtitution und andern Umſtänden ab. Manche werden durch gewöhnliche Gaben nicht eingeſchläfert, ſondern vielmehr noch munterer. Zimmermann gedenkt eines Falls, wo einer Dame bey hartnäckiger Schlafloſigkeit durch keinen Mohnſaft, wohl aber durch ſtarken Kaffee Ruhe verſchafft werden konnte. Die erſte Wirkung des Opiums iſt eigentlich nie Schlaf, und man muß es daher nicht gleich vor Schlafenlegen, ſondern einige Stunden früher anwenden, wenn man nächtliche Ruhe damit erzielen will. Oft iſt dieſer Schlaf auch unterbrochen, unruhig, ſchreckbar, traumvoll, wenn die Reaction der Krankheitszufälle vom Mohnſafte nicht ganz getilgt wird ſo daß die Wirkung von ſtarken Gaben Mohnſaft, obgleich im allgemeinen, doch nicht in allen Fällen beruhigend und einſchläfernd, ſo wie die von kleinen Gaben nicht immer reitzend iſt. Einige die dem tödtlichen Sopor auf Mohnſaftvergiftung noch durch ſchickliche Hülfe entriſſen wur-

den

den, konnten die Herzensangſt, die Quaal und die entſetzlichen Empfindungen nicht genug beſchreiben, die oft lange anhielten, ehe ſie das Bewußtſeyn verloren. Alſo auch hier war der Reitz von ſtarken Mohnſaftgaben ſehr groß. Tobſüchtige werden oft durch ſehr ſtarke Gaben nicht eingeſchläfert. Bey chroniſchen Nervenkrankheiten bringt er oft durch ſeine ſchlafmachende Eigenſchaft ſehr guten Nutzen. In hitzigen Fiebern erfordert ſeine dießfalſige Anwendung die größte Bedachtſamkeit und Beurtheilungsfähigkeit um nicht zu ſchaden, anſtatt durch Beförderung einer Nachtruhe zu helfen. Nur da wo in Abweſenheit einer Entzündung oder einer bevorſtehenden Kriſe, ſtete Schlafloſigkeit, ſtete mit Unruhe verbundene widernatürliche Heiterkeit den Naturkräften Nachtheil androhen, darf man ſich zu ihm verſtehen. In gleicher Abſicht wird er im Wahnſinn, wenn kein grober Stoff zum Grunde liegt, und die Kranken nichts beruhigen kann, zuweilen mit Vortheil gegeben. Zwar vertragen Wahnſinnige zuweilen ſehr große Gaben, und immer größere als die gewöhnlichen, doch darf man hier nicht zu freigebig ſeyn, weil er, anhaltend in beträchtlicher Menge verbraucht, ſehr leicht, und am leichteſten bey Wahnſinnigen, wo nach Cullen die Krankheit oft ſehr nahe an eine Phrenitis gränzt, Schlagflüſſe nach ſich zieht.

Der ſchändlichſte und nachtheiligſte Misbrauch der mit dem Mohnſafte getrieben wird, iſt, da man jungen Kindern durch ihn Schlaf zu machen ſucht, da doch bey ihnen die Urſache der Schlafloſigkeit und Unruhe meiſt in groberm auszuführenden Stoffe im Körper beruht. Die gewöhnliche Folge dieſes Unfugs iſt nebſt einem geſchwächten Körper, Anlage zur Stupidität, wenn nicht

nicht gar ein ewiger Schlaf die Folge davon iſt. Bekanntlich bedienen ſich alte Weiber und Kindermuhmen zu dieſer Abſicht der abgekochten Mohnköpfe und der in den Apotheken vorhandenen Opiatmittel ſehr häufig, und letztere werden ihnen an ſehr vielen Orten unverantwortlicherweiſe ohne Schwierigkeit aus den Apotheken verabfolgt, zumal gewiſſe obſolete Miſchungen z. B. Theriaca Andromachi et coeleſtis, Mithridatum Democratis, Diaſcordium, requies Nicolai, pilulae de Cynogloſſo etc. welche gegenwärtig faſt allein nur noch vom Volke gebraucht werden. Es haben daher einige neuere Apothekerbücher ſtatt dieſer und unter ihren Namen, Zuſammenſetzungen von allgemeinerer und unſchädlicherer Anwendung, wie ſie für die gewöhnlichen Fälle paſſend ſind, ohne Opium aufgeſtellt, um erſtere ſo nach und nach den Layen aus den Händen zu winden. So beſteht z. B. das reformirte electuarium pro infantibus ſ. requies Nicolai, **Kinderruhe**, nun aus gelind abführenden und die Säure abſorbirenden Mitteln. — Ueberhaupt iſt zu merken, daß bey Krämpfen und Zuckungen der Kinder das Opium wegen ihrer zarten Nervenbeſchaffenheit nur mit großer Behutſamkeit anzuwenden iſt, und daß man nur ſelten bey ihnen zum Gebrauche der Opiatmittel gegründete Urſache finde, weil die Urſache dieſer gewöhnlichen Kinderkrankheiten leichter ſich zu veroffenbaren pflegt, und daher gründlicher und vernunftmäßiger ſich heben läßt, indem weit öfter dieſe Krämpfe Brechmittel, Abſorbentia, Klyſtiere, laue Bäder, als Mohnſaft erfordern, der überdem wegen der ſchweren Theilbarkeit in Subſtanz nicht gut, und nur, wo er ja nöthig iſt, in flüſſiger Form ſich beybringen läßt.

26.

26. Endlich iſt auch noch die Anwendung des Mohnſafts übrig, die man vor und nach ſchmerzhaften Operationen, bey Amputationen, beym Steinſchnitte u. dgl. von ihm zu machen pflegt, um den Kranken ihre Leiden erträglicher zu machen und ihre Furcht zu vermindern, wo er ſehr paſſend und nützlich iſt, und auch von Cullen zu dieſer Abſicht empfohlen wird. Dieſe Art der Anwendung iſt ſehr alt, und wird jetzt von vielen der erſten Wundärzte gebilligt. Mellin gab in ſolchen Fällen mit Nutzen 1½ Gran 2 Stunden vor, und halb ſo viel ein paar Stunden nach der Operation. Ebeling erzählt daß man im Edinburger Krankenhauſe eine Stunde nach der Operation des Steinſchnitts und nachher noch einigemal eine Doſis gebe, um die Schmerzen erträglicher zu machen, und die Eiterung zu befördern. Schwerlich aber iſt es, wie Hahnemann erinnert, überall dienlich, wie z. B. beym Brande von Atonie u. a. m.

Außer der unſchicklichen Anwendung des Mohnſafts iſt auch noch der Schädlichkeit ſeines Mißbrauchs und Uebermaßes zu gedenken, durch welchen nach und nach die Conſtitution im höchſten Grade geſchwächt werden kann. So wie täglich und in Menge genoſſene hitzige Getränke auf die Faſern und Nerven erſchlaffend und abſtumpfend wirken, ſo, und wohl noch in einem merklich höhern Grade wirkt auch das Opium und früher noch, indem es zuerſt ſeine ſchwächende Wirkung auf die erſten Wege äußert. So wie jene, wird er allmählig dem Körper zum unentbehrlichſten Bedürfniſſe, und da gleiche Gaben nach wenigen Wiederhohlungen nicht ſtark genug mehr wirken, ſo müſſen ſie endlich bis zu einem ſehr hohen Grade geſteigert werden; wie es denn

von

von den Morgenländern und von einzelnen zu ſehr an dieſes Mittel gewöhnten Kranken bekannt iſt, daß ſie oft einige Quentchen, ja wohl einige Lothe täglich nöthig haben, um ſich eine erträgliche Exiſtenz zu verſchaffen. Gänzliche Zerrüttung der Verdauungskraft, gänzlicher Mangel des Appetits, Abmagerung, allgemeine Schwäche und Mattigkeit, Trübſinn, beſtändige Angſt, Albernheit, weiterhin Schlafſucht, Gedächtnißſchwäche, gänzliche Vergeßlichkeit, alle Schwächen des Alters in jugendlichen Jahren, und frühzeitiger Tod ſind die ſchrecklichen Folgen dieſes Mißbrauchs; die, welche ſich ihm überlaſſen, führen am Ende ein blos thieriſches oder nur vegetirendes Leben. Man ſollte daher in der That in chroniſchen Krankheiten und in Nervenſchwächen, wo doch nie durch das Opium allein dauerhafte Hülfe geſchafft werden kann, und in leichtern Fällen nicht ſo freygebig damit ſeyn, als viele Aerzte zu ſeyn pflegen; und viele derſelben mögen ſich wohl aus einer Art von Charlatanerie zu ſeinem zu häufigen Gebrauche verleiten laſſen, um durch ſcheinbare Linderung der Symptome das Zutrauen der Kranken und die Prädilektion der Menge zu gewinnen. Der Rauſch durch Opium iſt übrigens um nichts edler, als der durch Brantwein, und es iſt eben ſo ſchimpflich für den Arzt, den Kranken zur Schwelgerey in jenem als in dieſem, Anleitung zu geben.

Noch eine Beſchuldigung die van der Wiel dem Mohnſafte machte, war daß ein Mann durch ſeinen Gebrauch unvermögend geworden ſey; dagegen Venette und Haller das Gegentheil behaupten. Murray ſagt, daß nur zu große Gaben die Männer zum Beyſchlafe unvermögend machen können, welches der Wahrheit und Vernunft völlig gemäß iſt. Hingegen von gewöhn-

gewöhnlichen Gaben iſt bekannt, daß indem ſie überhaupt das Blut in große Wallung bringen, auch den Trieb zum Beyſchlafe vermehren, wie dieß denn auch zur Zeit eines Rauſches von ſtarken Getränken meiſt der Fall iſt. Nichts deſto weniger iſt der Gebrauch des Mohnſafts zu dieſer Abſicht verwerflich, weil er nur auf Koſten der Körperkräfte einen größern Trieb zur Wolluſt erkünſtelt, und am Ende wird er, nebſt Schwächung des ganzen Körperſyſtems gewiß auch gänzliches Unvermögen zur Folge haben. Auch gilt dieſe Reitzkraft zur Wolluſt für keine allgemeine Eigenſchaft des Mohnſafts. Bey Hypochondriſten, deren oft unbändige Geilheit Folge ihres kränklichen Zuſtandes iſt oder von Krämpfen und Blähungen entſteht, wird der Mohnſaft nicht ſelten ein antaphrodiſiacnm heißen können.

Auch bey der Mutterwuth und manchen Gemüthskrankheiten die in unbefriedigter Liebe oder Uebermaße der Geſchlechtsluſt ihren Grund haben, wird ein vorſichtiger Arzt oft ſeine Zuflucht zum Mohnſafte nehmen müſſen. Ueberhaupt hat die Wirkung des Mohnſafts mit der des Kamphers manche Aehnlichkeit und deſſen Eigenſchaften nur im höhern Grade, und bekanntlich haben ſich auch um dieſen die Aerzte geſtritten, ob er die Geſchlechtsluſt reitze oder dämpfe? Er kann beydes thun, wie man es nimmt.

Was nun die Gabe des Mohnſafts betrift, ſo erhellet ſchon aus dem geſagten, daß ſich darüber im allgemeinen nichts beſtimmen läßt; überall iſt aber die Regel, mit gemäßigten Gaben anzufangen, wo aber dieſe der Abſicht nicht entſprechen, ſo lange ſie zu wiederhohlen und zu verſtärken, bis die gewünſchte Wirkung erreicht iſt, auf welcher Art man ſie ſicher bis zu einem ſehr hohen

Grade verſtärken kann. Dieß iſt, nach Hahnemann, die rechte Anwendungsart. Wenn auch kleine Gaben anfänglich reitzen ſollten, ſo erfolgt doch endlich einige Beruhigung, und nun iſt die wohlthätige Wirkungsart des Opiums eingeleitet. Giebt man ſtärkere Gaben, ſo gehen ſie geſchwinder (mit abgekürzter Reitzungsperiode), zu dem gewünſchten Zwecke über.

Auch kommt es allemal auf die Abſicht an, warum man Opium giebt. Soll es beſänftigen und beruhigen, ſo wird nothwendig eine volle Doſis gegeben werden müſſen, weil man bey kleineren Gaben den Zweck verfehlen und entgegengeſetzte Wirkungen hervorbringen würde. Ueberhaupt muß man in dieſer Abſicht es ſo früh als möglich geben, weil es immer leichter iſt, ſchmerzhaften Zufällen vorzubeugen, als ſie zu heben, wenn ſie ſchon da ſind.

Die Wirkung des Opiums reicht im allgemeinen ohngefähr auf acht Stunden hinaus; doch wird es auch hier auf die Größe der Gabe ankommen. Daß es unter die heroiſchen Mittel gehöre, deren Gabe in enge Gränzen eingeſchloſſen iſt, und daß es im Uebermaße tödtend wirke, indem es die Reitzbarkeit gänzlich zerſtört, auch dadurch, daß es die Kongeſtionen nach dem Kopfe vermehrt und Schlagfluß verurſacht, iſt, nach dem bisher geſagten, leicht einzuſehen. Doch iſt dieſe letzte Folge nicht eben nothwendig, denn ſehr oft machen übermäßige Gaben vom Opium meiſt früher Erbrechen als ſie ihre tödtende Wirkung äußern können. Ein junger Menſch nahm, wie ein bekannter Schriftſteller erzählt, um ſich zu tödten, wohl eine volle Unze Laudanum, brach es aber nach vorhergegangener unbeſchreiblichen Angſt und Bangigkeit in einigen Stunden wieder weg, ohne

daß es ihm weiter nachtheilige Folgen hinterlaſſen hätte. Dieſes Beyſpiel gehört gar nicht unter die außerordentlichen. Auch ſchon in mäßigen Gaben macht das Opium gern eine gelinde Uebelkeit, anſcheinende Völle des Magens, verdirbt den Appetit ꝛc. Das **wirkſamſte Gegenmittel** und gewiſſermaßen der beſte Corrector oder das **Verbeſſerungsmittel des Mohnſafts** iſt ſtarker Kaffee, welcher ſeine betäubenden Eigenſchaften mindert, ohne ſeine lindernde Kraft aufzuheben. Die Mahometaner brauchen ihn daher auch in dieſer Abſicht. Hahnemann fand nichts ſo hülfreich als ſtarken Aufguß vom Kaffee bis zu dem Maße gegeben, daß die Reitzbarkeit wieder belebt wurde, gegen Vergiftung von übermäßigen Gaben Mohnſaft und andern narkotiſchen Subſtanzen, Schierling, Bilſenkraut, Wolfskirſche, Kirſchlorbeer. Sonſt aber ſind auch Brechmittel, vegetabiliſche Säuren in größter Menge, flüchtiges Laugenſalz, Senfumſchläge, Blaſenpflaſter, Brennen, wie gegen alle Gifte dieſer Klaſſe zu dieſer Abſicht dienlich. Vielleicht auch ſpaniſche Fliegentinctur innerlich. Wo der Schlund ſchon die Reitzbarkeit verlohren hat, kann nach Boerhave's Rathe ein Brechtrank durch ein metallenes Röhrchen noch eingeflößt werden. Auch Klyſtiere von ſtarken Gaben Brechweinſtein dürften hier ſtatt finden, in manchen Fällen auch wohl Ableitungsmittel, Aderläſſe, Reitze an den Füßen. — Oehle aber nützen hier gar nichts.

Will man vielmehr reitzen als beſänftigen, ſo bedarf man nur geringer aber oft wiederhohlter Gaben. Erfahrung lehrt daß man in ſehr vielen Fällen von nicht allzudringender Art mit dieſer Methode am beſten auskomme. Der Reitz den das Opium in ſolchen Umſtänden macht, iſt zur

einſt-

weiligen Hebung der Lebenskräfte und zur Minderung krampfhafter unordentlicher Nervenbewegungen oft hinlänglich und vermehrt wenigſtens ſelten das Uebel, weil ſein Reitz nicht von Dauer iſt. In dieſer Gabe wirkt der Mohnſaft zugleich zertheilend und ſchweißtreibend und doch auch etwas beſänftigend. So z. B. kommt man zur Beförderung der Wehen und der Geburtsarbeit bey Gebährungen und bey Wöchnerinnen zur Linderung der Nachwehen, und ähnlichen Krämpfen mit kleinen Gaben zu $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{3}$ Gran meiſt recht gut aus, da hingegen große Gaben auf einmal gegeben, die Naturkräfte in dieſen und andern Fällen auf eine nachtheilige Weiſe unterdrücken würden: und im Grunde iſt es ziemlich einerley, ob man nach Mellin's Art $\frac{1}{6}$ oder $\frac{1}{4}$ Gran alle halbe, ganze oder zwey Stunden, oder 1 bis 2 Gran alle 6 — 8 — 12 Stunden giebt, und ſehr oft iſt die erſte Art die ſicherſte *).

Wo aber das Uebel ſo heftiger und dringender Art iſt, daß, wie in obengenannten Fällen kleine Gaben mehr ſchaden als nützen würden, da muß man gleich anfangs große oder volle Gaben zu 1 bis 2 Granen, in manchen Fällen wohl bis 4 höchſtens 5 Gran auf einmal geben. Doch erfordern ſolche Masregeln ſchon einen ſehr geübten und erfahrnen Arzt. In Fällen gewöhnlicher Art und bey Kranken deren Grad von Reitzbarkeit nicht beſtimmt genug iſt, beginnt man doch anfangs lieber mit noch kleinern Abtheilungen von $\frac{1}{3}$ oder $\frac{1}{2}$ Gran für Erwachſene, und beobachtet, wie dieſe wirken? Dabey muß man auf die Dauer der Wirkung des Mohnſafts Rückſicht nehmen,

*) S. auch Joſeph Frank Heilart in der kliniſchen Anſtalt zu Pavia, Wien 1797. überſ. von Schäffer.

und ſich hüten, ihn ſchon dann wieder zu geben, wenn die Wirkung der erſten Gabe im Körper noch zugegen iſt. Alſo in voller Doſe muß man die Gabe nicht unter 6 oder 8 Stunden, welchen letztern Zeitraum Cullen für den höchſten annimmt, oder nicht über 2 bis 3 oder viermal höchſtens in 24 Stunden wiederhohlen. Doch finden ſeltene Fälle ſtatt, wo man auch ſtarke Gaben öfter wiederhohlen muß, wenn der Schmerz oder die Heftigkeit des Uebels ſie zu bald überwindet, oder die Gewohnheit die Reitzbarkeit bereits merklich abgeſtumpft hat.

Man giebt das recht reine Opium am beſten in Subſtanz, denn das daraus bereitete wäßrige oder weinige Extract, ſo ſehr es auch einigen gefällt, verliert durch das Abdampfen doch immer an ſeinem wirkſamen flüchtigen Princip. Auch die gewürzhaften, vermeintlich verbeſſernden Zuſätze der ältern Aerzte ſind ſehr ſchlecht ausgeſonnen. Hat man außer der beruhigenden oder ſchmerzſtillenden Abſicht, keine Nebenzwecke, ſo iſt es am beſten ohne allen mitwirkenden Zuſatz. Um bey Abwägung der Doſis nicht zu irren, thut man wohl das Volumen zu vergrößern, wozu man auf 1 Quentchen Opium 19 Quentchen Milchzucker, (ordentlicher Zucker wäre wegen der Veränderlichkeit des Gewichts nicht ſo gut) nehmen, und etwa unter dem Namen Pulvis anodynus aufbewahren kann. Ein Skrupel davon enthält genau einen ganzen Gran, und ſo kann man es bequem auf halbe und $\frac{1}{4}$ Grane oder wenn man z. B. jedem Skrupel noch 2 Skrupel Zucker zuſetzt, auf $\frac{1}{6}$ oder $\frac{1}{3}$ Grane abtheilen.

Will man es in flüſſiger Geſtalt geben, ſo kann man nur 2 Skrupel oder 1 Quentchen dieſes Pulvers mit etwa 2, 3 Unzen Waſſer und allen-

allenfalls etwas Syrup miſchen, und davon nach Beſchaffenheit der Umſtände einen oder mehrere Löffel voll umgeſchüttelt nehmen laſſen. Dieſe Miſchung ſieht zwar trübe und unanſehnlich aus, iſt aber doch die beſte Art in flüſſiger Form es anzuwenden.

Kühlende und auflöſende Zuſätze, z. B. Salpeter zu 10 bis 20 Gran auf jede Gabe ſind oft ſehr gut, die hitzende und reitzende Eigenſchaft des Opiums zu mildern und die krampfſtillende zu befördern. So empfiehlt Vogler $\frac{1}{3}$ Gran vom Opium in Pulver oder in Mixtur mit kühlenden Salzen verbunden, als ein ganz vortrefliches Mittel zur Beförderung der Geburtswehen und Abwendung der falſchen Wehen. Eine ähnliche Miſchung iſt das Schwediſche Sedativ-Pulver aus Opium mit Salpeter und Zucker.

Will man die Pillenform wählen, ſo könnte man folgende Formel brauchen:

Rec. Opii puri pulverati grana decem
Extracti ſiccioris Liquiritiae pulverati drachma una.
Miſceantur et fiat cum ſufficienti quantitate aquae maſſa, ex qua formentur pilulae numero ſexaginta.

Jede Pille enthält $\frac{1}{6}$ Gran Opium, und läßt ſich darnach die Gabe ganz genau beſtimmen, auch bleiben ſolche Pillen, wenn ſie gleich ſchon etwas alt ſind, dennoch auflöslich genug, und können ſtatt der ehemahligen maſſa pilularum de Cynogloſſo vorräthig gehalten werden; nur wo man geſchwinde Hülſe verlangt, iſt die flüſſige Form vorzuziehen.

Von den Tincturen aus dem Opium iſt das ſogenannte Laudanum liquidum des Sydenham die bekannteſte, obgleich nicht die beſte Be-

reitung; erſtlich wegen der überflüſſigen Zuſätze von Safran und ſtarken Gewürzen, und dann wegen des ungleichen Ausziehungsmittels, des ſpaniſchen Weins, der bald mehr, bald minder, je nach dem Inhalte ſeiner geiſtigen Theile, reſinöſe Theile des Mohnſaftes in ſich nimmt. Auch macht das Laudanum nach kurzer Zeit einen ſtarken Niederſchlag, woran großentheils die unzweckmäßige Beymiſchung von Gewürzen Schuld iſt. Der Wein iſt überhaupt nie ein ſicheres und zuverläſſiges Ausziehungsmittel für Arzneyen, die in kleiner Menge ſehr wirkſam ſind. Cullen hält daher die mit verſtärktem Weingeiſte bereitete Tinctur für die kräftigſte, weil ſie allein die meiſten reſinöſen Theile, in welchen einzig das wirkſame Princip befindlich ſey, enthalte; indeſſen hat man beobachtet, daß die Reitzkraft der reſinöſen Theile des Mohnſafts zu heftig ſey und den Magen zum Erbrechen nöthige, wenn ſie nicht durch die gummöſen Theile in etwas gemildert und eingewickelt wird. Daher bedient man ſich am beſten eines etwas verdünnten Weingeiſtes, der nebſt den harzigen auch eine ziemliche Menge der ſchleimigen Theile aufgelöſet enthält. Auch dieſe Tinctur läßt freylich mit der Zeit ebenfalls einen Bodenſatz fallen, der jedoch nie ſo ſtark iſt, als in der Sydenhamſchen Miſchung, und dieß geſchieht mehrentheils, wenn ſie nicht allzu gut vor der Luft verwahrt worden iſt. Die Menge der mit der Zeit wieder ausgeſchiedenen Theile kann, nach Piderit, auf $\frac{1}{4}$ des Ganzen betragen. Indeſſen hat ein ſolcher Bodenſatz nicht viel zu bedeuten, weil es mehr ſchleimige, folglich unwirkſame Theile ſind, die ausgeſchieden werden. Verwahrt man aber die Flaſche nicht genug gegen den Zugang der Luft, ſo daß die weingeiſtigen Theile verdun-

ſten

ſten können, und die wäſſerigen zurück bleiben, ſo werden allerdings auch wirkſame reſinöſe Theile abgeſetzt, und die Kräfte des Mittels verringert werden. Einige ziehen daher die Auflöſung des Extracts in Wein oder Zimmtwaſſer vor, welches freylich mehr Sicherheit zu gewähren ſcheint, da das Extract von den unauflösbaren Theilen und Unreinigkeiten, die ſtets im Mohnſafte enthalten ſind, frey iſt und die Auflöſung ſich immer gleich bleibt; dieſer ſcheinbare Vortheil geht aber durch die bereits oben erwähnten Fehler des Mohnſaft-Extracts wieder verlohren. Es wird daher immer am vortheilhafteſten ſeyn, ſich des rohen aber möglichſt reinen Mohnſafts zur Tinctur zu bedienen, und dieſe nicht in allzu großer Menge zu bereiten, und ſtets ſehr genau für den Zugang der Luft zu verſchließen.

Mohnſaft-Tinctur, Tinctura opii, Tinctura anodyna ſ. Laudanum liquidum. Nimm reinen gepülverten Mohnſaft 1 Unze, verdünnten Weingeiſt 6 Unzen. Digerire es in einem mit durchſtochener Blaſe verwahrten Kolben vier Tage lang bey ſehr gelinder Wärme und ſeihe dann die Flüſſigkeit durch.

Dieſe Tinctur hat mit der Sydenhamſchen gleiches Verhältniß des Auflöſungsmittels zum Mohnſafte, und 14 Tropfen oder 7 Gran enthalten ungefähr die auflösbaren Theile eines ganzen Grans vom Mohnſafte, wornach die Gabe leicht zu beſtimmen iſt. Zuverläſſiger bleibt immer der reine Mohnſaft in Subſtanz; dagegen iſt die Tinctur in manchen Fällen bequemer, z. B. weil ſie ſchneller wirkt, als die Subſtanz, auch da, wo nur ſehr kleine Gaben erforderlich ſind, zumahl bey ganz kleinen Kindern, wenn man es bey dieſen anwendbar findet. Kindern unterm

Jahre giebt man einen, zweyjährigen zwey Tropfen, mit Thee oder Waſſer verdünnt, fünfjährigen nicht über 5, ältern etwa 8 Tropfen, und Erwachſenen 15 bis 20 und 30 Tropfen und mehr, nach Beſchaffenheit der Umſtände.

Auch iſt dieſe flüſſige Bereitung beſonders zu äußerlichen Applicationen, Fomentationen, Linimenten und Klyſtieren, bey welcher letztern Anwendung man aber die Gabe verdoppeln muß, und zu manchen Miſchungen geſchickter, als der rohe Mohnſaft.

In Klyſtieren kann man, nach Cullen's Rathe 3 Quentchen arabiſches Gummi, in 3 Unzen Waſſer aufgelöſt, mit 30 Tropfen Mohnſaft-Tinctur auf einen Erwachſenen rechnen.

Die Verbindung des Mohnſafts mit abführenden Mitteln gehört unter die nützlichſten Miſchungen in Diarrhöen, auch in hartnäckigen Verſtopfungen, bey Brüchen und da, wo ein beſtändiger Reitz zum Erbrechen die Wirkung der Laxir-Mittel ſonſt verhindern würde. Bey Krämpfen in den Därmen mit Verſtopfungen verbunden, pflegen in dieſer Verbindung die Schmerzen nach Mellin's Bemerkung meiſt vorher ſich ganz zu legen, ehe Stuhlgänge erfolgen, und ſollten dieſe ſich ſtundenweiſe verziehen, ſo hilft ein Klyſtier ſie befördern, wie dieſes auch überhaupt die Wirkung der Laxir- und Purgir-Mittel in Krankheiten des Unterleibes unterſtützt, wenn es, ehe das Abführungsmittel anfängt zu wirken, gegeben wird. Man thut in ſolchen Fällen am beſten, die Abführungsmittel in vertheilten Gaben etwa ſtundenweiſe oder noch öfter zu reichen, und jeder Gabe 4 bis 5 Tropfen Mohnſaft-Tinctur beyzuſetzen. Dieſe kleinen Doſen des letztern entſprechen der

Abſicht am beſten, und größere würden die Wirkung der Mittel hindern.

Unter den übrigen Miſchungen des Mohnſafts mit andern Mitteln giebt es keine berühmtere, aber auch keine glücklicher ausgedachte, als die mit kleinen Gaben von Brechmitteln. Durch dieſe Verbindung wird ſowohl die brechenmachende Wirkung des einen als die betäubende des andern aufgehoben, und daraus ein ungemein kräftig zertheilendes nnd auflöſendes Mittel, das, durch richtiges Verhalten unterſtützt, auf eine ſo unfehlbare Art wie kein anderes auf den Schweiß wirkt. Beſonders bekannt war Dower's Miſchung mit der Brechwurzel, Pulvis Doweri v. Ipecacuanna. Man darf aber hier keine ſpecifiſche Eigenſchaft in der Brechwurzel ſuchen; denn jede andere brechenmachende Arzney thut daſſelbe; beſonders empfehlen ſich hierzu die Spießglanz-Präparate.

Das Dowerſche Pulver iſt in England ſeit langer Zeit häufig im Brauche geweſen, vorzüglich in Wechſelfiebern, Rheumatismen, Ruhren; von der ſchicklichen Gebrauchsart aber, unter welcher es zu einem höchſt nützlichen Mittel wird, hängt gar ſehr ſeine gute Wirkung ab, wozu Cullen gute Anleitung gegeben hat.

Ausführlicher handeln von den Wirkungen und dem Gebrauche des Opiums

Murray, in ſeinem Arzneyvorrathe oder Anleitung zur praktiſchen Kenntniß der einfachen, zubereiteten und gemiſchten Heilmittel. II Band. Aus dem Lat. überſetzt von L. C. Seger. Braunſchweig, 1782. 8. S. 266 ff. aus welchem ich die vorzüglichſten Nachrichten über die Gewinnung und die Wirkung des Opiums genommen habe.

Fr. Lud. Segnitz, in dem pharmacologiſchen Handbuche für Aerzte, über die bekannteſten und bewährteſten innerlichen Heilmittel ꝛc. II Band. Leipzig 1800. 8. S. 170 ff.

Von dem Mohnſafte als Gegengift ſ. im Art. Gift, Th. 18, S. 449.

Es iſt übrigens allgemein bekannt und von feinen Zungen eingeſtanden, daß das oben S. 619 fl. erwähnte Oehl **vom weißen Mohne**, wenn es gut bereitet worden, das gute ordinäre Baumöhl weit übertreffe, und dem ächten Provencer Oehl im Geſchmack faſt gleich komme. Es hat etwas beſonders Mildes, und kommt darin dem Mandelöhl faſt gleich, ſo daß es wohl füglich, ſtatt dieſes, nun wieder in der Medicin für unentbehrlich geachteten, aber immer koſtbarer werdenden Mittels, angewandt werden könnte.

Viele gute Haushälter haben daher den weißen Mohn in ihrem Garten gebauet, und ihren Bedarf von Oehl daraus ſchlagen laſſen. Im Großen aber und als Handels-Artikel, iſt er noch wenig gebauet worden, da er doch ohne allen Zweifel, zumahl bey der jetzigen Theurung des Baumöhls, vortreflichen Abſatz finden würde. Die beſchwerliche Sammlung, Abtrocknung und Oeffnung der Mohnköpfe im Kleinen hat bisher vielleicht manchen Landwirth vom Anbau deſſelben im Großen zurückgeſchreckt. Das Publikum iſt daher dem Herrn Gartenmeiſter Poske zu Linden recht ſehr verpflichtet, daß er folgende Anweiſung zum Mohnbau im Großen, die von der in England angewendeten Methode, (ſ. oben, S. 624 fl.) in einigen Stücken abweicht, bekannt gemacht hat *).

Die beſte Zeit zum Ausſäen des Mohnſamens iſt vom Anfange bis zur Mitte Aprils. Nicht früher, weil ſonſt zu viel Unkraut entſtehet;

*) S. Annalen der Niederſächſiſchen Landwirthſchaft. I Jahrg. II St. Zelle 1799. 8. S. 299 fl.

het; nicht ſpäter, weil er ſonſt zu ſpät reifet. Der offene Mohn liefert zwar mehr Saamen, wenn man ihn ſämmtlich erhielte; da er aber bey heftigem Winde zum Theil verlohren geht, ſo iſt der mit geſchloſſenen Köpfen vorzuziehen.

Der Mohn verlangt einen gut begeilten, obgleich nicht friſch gedüngten Boden. Ein Feld was im vorigen Jahre Weißkohl, Taback u. dgl. getragen, iſt ihm am angemeſſenſten. Er kann aber auch auf gedüngten Braachweitzen oder Rocken folgen.

Der Acker kann ſehr füglich zwiefach benutzet werden, wenn man Mohn und gelbe Wurzeln zuſammen darauf ſäet. Jedoch müſſen auf einen Calenbergiſchen Morgen nicht mehr als zwey Pfund gelbe Wurzeln und ein Pfund Mohn-Saamen geſäet werden; ſonſt bleiben die Mohn-Köpfe zu klein.

Wenn die Pflanzen bis zwey Zoll herangewachſen ſind, ſo müſſen ſie gejätet und vom Unkraute gereiniget, auch wo ſie zu dicht ſtehen, verzogen werden, ſo daß jede Pflanze eine Spanne lang von der andern entfernt zu ſtehen kommt.

Bisher hat man die Mohnköpfe, wenn ſie reif waren, abgebrochen, und auf den Haus-Boden zum Abtrockenen hingeſchüttet. Dieſe weitläuftige und vielen Raum erfordernde Methode muß nicht nur den Mohnbau im Großen verhindern; ſondern es werden auch die Köpfe leicht ſchimmlich, wodurch der Saame Schaden leidet, und das Oehl einen widrigen Beygeſchmack bekommt.

Herr Poske verfährt daher bey Einärndtung des Mohns auf folgende leichte Art: Wenn er reif iſt, läſſet er die Pflanzen aufziehn, in kleine Bündel ſo zuſammen faſſen, daß die Köpfe gleich an einander zu liegen kommen, und ſie nun zwey-

zweymahl, erſtlich unter den Köpfen und dann am Wurzelende zuſammen binden. Dieſe Bündel werden nun, wie das Korn, in Stiegen aufrecht an einander geſtellet, und wenn ſie trocken ſind, was nach Beſchaffenheit der Witterung in 8 bis 10 Tagen geſchiehet, eingefahren.

Dann aber bedient er ſich, ſtatt des Oefnens mit der Hand und dem Meſſer, der Hechſelſchneidelade. Hier kann ein Mann in einem halben Tag mehr verrichten, als zwölf Perſonen den ganzen Tag über mit dem Aufpflücken. Die Köpfe werden nehmlich auf der Schneidelade fein und kurz durchſchnitten, und nachdem dies geſchehen, wird der Samen durch ein dazu paßliches Sieb abgeſondert. Er kommt auf dieſe Weiſe völlig rein heraus.

Wenn der Mohn vom Lande abgezogen worden, ſo werden die Möhren abermahl vom Unkraute gereiniget, und geben dann ein vortrefliches Viehfutter.

Bey dem Schlagen des Oehls iſt die Vorſicht zu empfehlen, daß die Quetſchſteine und die Preſſe ſorgfältig rein gemacht werden, wenn vorher andre Oehle, als Lein- und Rüböhl darauf geſchlagen worden. Ferner müſſen ganz neue Tücher dazu genommen werden. Und endlich muß die Maſſe ja nicht zu ſtark erhitzet werden, wenn das Oehl keinen brennlichen Geſchmack bekommen, ſondern milde und angenehm bleiben ſoll. Es iſt daher rathſam, den Mohn bald nachdem er geårndtet worden, zu Oehl ſchlagen zu laſſen, weil die Jahrszeit dann noch warm iſt, und mehr Oehl als im ſpäten Herbſt herauskommt.

Man muß das Mohnöhl aber erſt vier bis ſechs Wochen ſtehen laſſen, ehe man es braucht, damit der darin befindliche Milchſaft ſich zu Boden

den ſetze, und es dann in andre Gefäße abklären. Während der Zeit, da es ſo ſtehet, dürfen die Gefäße nicht dicht zugemacht werden, ſondern man muß ſie nur mit einem loſen, leinenen Tuche, oder mit einer Blaſenhaut, worein Löcher geſtochen werden, zubinden, damit das Oehl frey ausdünſten könne. Je älter das Mohnöhl wird, deſto mehr verbeſſert es ſich.

Auf einem Morgen werden im Durchſchnitt 15 Himten Mohnſamen geärndtet. Aus einem Himten werden 16 Pfund Oehl geſchlagen. Jetzt iſt das Oehl wenigſtens 8 Mgr. werth und reißend dafür abzuſetzen. Der Geldertrag eines Morgens wäre alſo 53 Rthlr. 12 Mgr. Die Nachärndte der Möhren würde füglich die Koſten bezahlen, und durch Viehfutterung den Dünger erſetzen.

Herr Poske berechnet übrigens, daß in den Chur-Hannöveriſchen Landen für eine unglaublich große Summe Mohnöhl nebenbey gebauet werden könne. Es bedarf aber dieſer Berechnung nicht, um den Mohnbau allen klugen Landwirthen zu empfehlen, und ſeinen Vorzug vor Eichorien-Bau und manchen Productionen, in welchen man Goldgruben gefunden zu haben meint, ins Licht zu ſtellen. Wir ſind überzeugt, daß Herr Poske durch die Mittheilung dieſer den Mohnbau ſo erleichternden einfachen Methode, ſich um ſein Vaterland ſowohl, als um viele einzelne Landwirthe, ſehr verdient gemacht habe.

In Thüringen, wo man viel Mohn bauet, bringt man den Mohnſamen in die ſogenannten Oehlmühlen, welche vom Waſſer getrieben werden. Es werden daher die inwendig nach einem Bogen ausgehöhlten, und unten mit eiſernen Platten verſehenen Gruben des Grubenbaums mit dem Samen

men angefüllt, wo dann immer wechſelsweiſe zwey hölzerne mit Eiſen beſchwerte Stampfen, die von der Daumwelle gehoben werden, in jede Grube fallen, welche den zum Auspreſſen beſtimmten Samen zerquetſchen. Der nun gequetſchte Samen wird dann in Haartücher geſchlagen, und mit denſelben in die Näpfe oder zwiſchen die Preßplatten gelegt. Nachdem dieſe in die Gruben der Oehlladen geſetzt ſind, wird der Löſekeil eingeſteckt, und hiernach der Preßkeil vom Oehlſchlägel hineingetrieben, worauf das Oehl aus einer Oeffnung im Boden in der Oehllade in die untergeſetzten Gefäße läuft, und Jungfernöhl genannt wird. Die einmahl ausgepreßten Samen werden noch einmahl geſtampft, mit Waſſer angefeuchtet, und wieder in der Oehllade ausgepreßt. Dieſes Oehl iſt von minderer Güte, und weniger haltbar, als das Jungfernöhl.

Der Herr Profeſſor Sprenger giebt in Anſehung des Oehlſchlagens vom Mohnſamen, ſo wie es in Oberdeutſchland üblich iſt, noch eine nützliche Nachricht. Er ſagt: *).

„Wenn man unter ein pfälziſches Simri, welches dreyen unſrer Vierlinge gleicht, Magſamen (Mohnſamen), welches gerade einen Schlag zum Oehlmachen giebt, einen pfälziſchen Vierling etwas klein zerſchnittener Borsdorfer Aepfel menget, und ſodann kalt ſchlagen läßt: ſo giebt es ein Oehl von ſehr angenehmen Geſchmacke, welches man zu Speiſen ſowohl, als das beſte Provencer Baumöhl gebrauchen kann. Eben dieſe vermengte Maſſe, die man kalt ſchlug, läßt man ſodann auch warm ſchlagen, und erhält ein Brennöhl. (Dieſes wird ſo zu verſtehen ſeyn, daß der erſte Druck des Mohnſamens, um Speiſeöhl und dem beſten Provencer-Oehl gleich zu ſeyn, kalt geſchehen müſſe, worauf denn der

*) S. Germershauſen's Hausmutter in allen ihren Geſchäften. III. Th, 2te Auflage. Leipzig 1792. 8. S. 366.

der Oehlkuchen auf den Wärmofen zerbröckelt, erwärmet, und ſodann nochmahls gepreſſet wird. Dieſer letzte Druck zwingt denn nun alles Oehl mittelſt der Wärme heraus; welches letztere aber nun weiter nichts mehr als Brennöhl iſt, da der erſte Druck ohne Wärme das Jungfernöhl giebt, welches in beſondere Gefäße gefüllet und aufbewahret wird.) Uebrigens iſt alles kalt geſchlagene Mohnöhl für Baumöhl zu gebrauchen, wenn es etliche Wochen geſtanden und ſich abgehellet hat. Es iſt noch fetter als Baumöhl. Der Oehlmagen (Mohn) mit blauem oder ſchwarzem Samen giebt ein Drittel mehr Samen als der weiße; daher man den weißen, ob er ſchon theurer bezahlt wird, ſelten, ſondern insgemein den blauen bauet. —

Um den Mohnſamen aus den Köpfen zu bringen, hat übrigens ſchon vor vielen Jahren ein in Erfurt als ein Denker und Künſtlergenie bekannter Bäcker, Namens Fiſcher, eine Mohnmühle erfunden, wovon wir Fig. 5393 bis 5397 eine nach der Natur gemachte Abzeichnung mit allen Theilen in Kupfer und hier die dazu nöthige Beſchreibung und Erklärung mittheilen *).

Fig. 5393 iſt die völlig zum Gebrauch aufgeſtellte, aus folgenden Stücken und Theilen zuſammengeſetzte Maſchine, oder Mohnmühle, auf welcher die völlig ausgedörrten Mohnköpfe oder Kapſeln zermalmet werden.

Fig. 5394. iſt das ſimple Geſtelle, welches mit gewöhnlichen vier hölzernen Querriegeln und vier dergleichen Vorſteckern befeſtiget iſt, auf welches oben auf, der Fig. 5397. abgebildete breterne Rumpf geſtellet, und durch den a angebrachten beweglichen, auf beyden Seiten eingeſchnittenen hölzernen Riegel, der vor- und rückwärts geſchoben werden kann, höher oder niedriger geſtellt wird. b iſt eine feſte und unbewegliche hölzerne Docke, c aber eine ſo eingefügte, daß ſie herausgehoben werden kann, um die Spindel b Fig. 5396. hinein- und dann in das

Geſtell

*) S. Buſch Ueberſicht der Fortſchritte in Wiſſenſchaften, Künſten ꝛc. von Oſtern 1796.—1797. Erfurt 1798. 8. S. 569 ff.

Geſtell zu ſtecken, und auf b die Spindel a Figur 5394 zu legen. Beyde Docken ſind mit Eiſenblech ausgefüttert.

Fig. 5395 iſt das hölzerne Rad, wodurch die Walze Fig. 5396 mit einer Hand an dem an einer Speiche eingezapften Griff a gedrehet wird.

Fig. 5396 iſt die Walze, welche rundum mit Eiſenblech beſchlagen, und, gleich einem Küchenreibeiſen, mit etwas ſtärker eingehauenen Zähnen durchlöchert iſt, wodurch die Mohnköpfe in der Gegend b. c. c. des Rumpfes Fig. 5397 auf einem eben ſo mit Eiſenblech beſchlagenen zahnichten Boden zermalmet, oder die Köpfe in Stücke zerrieben werden. a iſt die eiſerne Spindel, welche, wie ſchon erwähnt, auf das Geſtelle Fig. 5394 in die angebrachte unbewegliche Docke b gelegt wird, nachdem ſie mit der andern Spindel b in das an der beweglichen Docke c bemerkbare Loch, und dieſe in das Geſtell geſteckt iſt, und wird dann an dieſe Walze an die Spindel a das Rad Fig. 5395 durch das in der Mitte bemerkbare viereckige Loch geſteckt, die vordere Spindel vor dem Rade aber mit einem eiſernen Vorſtecker oder Feder verſehen.

Fig. 3597 iſt der aus Bretern gemachte, den bekannten Kornrollen, und in Mahlmühlen gewöhnlichen, von außen ganz ähnliche Rumpf, der aber hinten zu, inwendig nach oben, mit breternem Boden erhöhet iſt, um den Fall der Mohnköpfe, nach der Walze zu, zu befördern, und werden hier oben bey a die Mohnköpfe eingeſchüttet. b. iſt die Oeffnung, wo ſie wieder heraus und unter die bey c c angebrachten Krümmungen, eingelegte Walze Fig. 5396 kommen, und auf dem hier angebrachten Boden, der eben mit reibeiſenähnlichem Eiſenblech beſchlagen iſt, zermalmet werden.

Zwiſchen der Walze und dem Boden iſt ein knapper Zoll Raum, und kann die Mühle ſo geſtellt werden, daß auch das kleinſte Mohnköpfchen noch zerdrückt und in Stücke zerrieben wird, indeß die ausrollenden Mohnkörner und zermalmten Köpfe zwiſchen den Seitenwänden und auf der breternen Rolle herunter, vor die Rolle, in eine davor geſtellte Wanne oder Trog fallen.

Zu dieſer Manipulation ſind nun etwa 3 Perſonen nöthig, wovon eine den Mohn beyträgt und einſchüttet, die andere das Rad drehet, und die dritte die abrollenden zermalmten Mohnkopfſchalen und Mohnkörner durchſiebet, welche leztere man am Ende mit einem klärerern Siebe nochmals durchrädet, und von allem Staub und Unrath ſäubert. Dann werden die Mohnkörner auf Tücher oder gut gebreterte Böden oder Stuben aufgeſchüttet, einigemal überrechet, und bis zum Gebrauch oder Verkauf, auch wohl in Säcken, aufbewahrt. Auf dieſe Art können nun drey Perſonen in einem Tage bequem zwey erfurtiſche Malter aus den Köpfen oder Kapſeln bringen und völlig reinigen. Das erfurtiſche Malter hat aber 48 Metzen und die Metze 28 Nöſel. Eine ſolche Maſchine kommt übrigens etwa 4 bis 5 Thaler in Erfurt.

8. **Engliſcher Mohn, auch pyrenäiſcher Mohn,** Papaver *cambricum,* capſulis glabris oblongis, caule multifloro laevi, foliis pinnatis inciſis. Linn. Papaver erraticum pyrenaicum, flore flavo. Bauh. pin. Dieſe Art wächſt auf den pyrenäiſchen Gebirgen, desgleichen im Fürſtenthum Wallis oder Wales, und einigen andern nördlichen Theilen von England in kleinen ſchattigen Wäldern; und blühet im Junius. Sie hat eine perennirende Wurzel; ihre Blätter kommen größtentheils unmittelbar aus der Wurzel, ſind gefiedert, und beſtehen aus tief eingeſchnittenen Blättchen; die Stängel ſind ziemlich nackt, und werden einen bis anderthalb Schuh hoch; am Ende der Stängel und deren Zweige entſpringen einblumige Stiele mit ziemlich großen hellgelben Blumen. Die Samenkapſeln ſind länglicht, an der Baſis ſchmahler, und am Ende mit einer fünf-

bis ſechsſtrahligen Narbe, und mit einem kurzen Schnabel verſehen; die Samen ſind braun. Sie liebet eine kühle und ſchattige Lage.

9. **Orientaliſcher Mohn**, Papaver *orientale*, capſulis glabris, caulibus unifloris ſcabris folioſis, foliis pinnatis ſerratis. Linn. Gaertner de ſem. et fr. plant. I. 289. Tab. 60. f. 4. Dieſe Art, welche jetzt auch in den botaniſchen Gärten von Europa gezogen wird, hat Tournefort in Armenien entdeckt. Sie hat eine kriechende Wurzel, welche ungefähr einen Schuh lang und eines kleinen Fingers dick iſt, und durch welche ſie ſich ſehr ſtark vermehret. Ihre Stängel werden anderthalb bis zwey, und in den Gärten drey bis vier Schuh hoch; die Blätter, von denen die unterſten ungefähr einen Schuh in der Länge haben, ſind gefiedert, und beſtehen aus lanzenförmigen, ungefähr dritthalb Zoll langen, ſcharf ſägenartig gezähnten Blättchen, die ſowohl als die Stängel mit langen, ſteifen, weißlichten Haaren beſetzt ſind. Die Blumen kommen in der Geſtalt und Farbe mit dem gemeinen europäiſchen Feldmohn oder den ſogenannten Klapperroſen überein, ſind aber viel größer; und die darauf folgenden rundlichten oder eyrunden Samenkapſeln haben eine Narbe von ſechszehn Strahlen. Sie blühet in Europa im May. Ihre Wurzeln und die unreifen Samenkapſeln ſind mit einem ſchmutzigweißen, ſehr ſcharfen und bittern Milchſafte angefüllt, welcher mit dem Opium von gleichen Kräften zu ſeyn ſcheint, wiewohl er von den Türken, die nur die Samenkapſeln grün und roh eſſen, nicht geſammelt wird.

Mohn (Acker=), ſ. oben, S. 610.

— **(Alpen=)**, ſ. oben, S. 611.

— **(brauner)**, ſ. oben, S. 617.

Mohn (engliſcher), ſ. oben, S. 689.
— (Feld-), ſ. oben, S. 612.
— (Garten-), ſ. oben, S. 616.
— (gehörnter), iſt ein Nahme des großblüthigen Schöllkrautes, Chelidonium Glaucium Linn.
— (gemeiner), ſ. oben, S. 616.
— (keulenförmiger) ſ. oben, S. 610.
— (kleiner), ſ. oben, S. 610.
— (Korn-), ſ. oben, S. 612.
— (nacktſtieliger), ſ. oben, S. 612.
— (offener), diejenige Spielart des gemeinen Mohns, Papav. ſomniferum, bey welcher die Samenkapſeln, wenn ſie reif ſind, unter der Narbe Löcher bekommen, aus welchen der reife Same beym Umkehren der Kapſeln von ſelbſt heraus fällt.
— (orientaliſcher), ſ. oben, S. 690.
— (pyrenäiſcher), ſ. oben, S. 689.
— (rother), ein Nahme des wilden Mohns, Pap. Rhoeas Linn. S. oben, S. 612.
— (Saat-), ſ. oben, S. 616.
— (ſchlafverurſachender), ſ. oben, S. 616.
— (ſchwarzer), ſ. oben, S. 617.
— (ſtachlicher), ſ. oben, S. 610.
— (unächter), ſ. oben, S. 610.
— (verſchloſſener), eine Spielart des gemeinen Mohns, bey welcher die reifen Samenkapſeln unter der Narbe keine Löcher bekommen. Man vergleiche den Artikel offener Mohn.
— (weißer), ſ. oben, S. 616.
— (wilder), ſ. oben, S. 612.
— (zweifelhafter), ſ. oben, S. 616.

Mohnartige Gewächſe, Rhoeadeae Linn., iſt eine von Linné's natürlichen Pflanzenfamilien.

Es ſind Pflanzen, welche einen hinfälligen Kelch, und eine kapſelartige oder ſchotenartige Frucht haben, nähmlich die Gattungen Bocconia, Argemone, Papaver, Chelidonium, Sanguinaria und Podophyllum. Batſch rechnet eben dieſe Gattungen, aber auch noch Fumaria und Nymphaea L. dazu.

Mohnbau, beſonders des gemeinen oder ſchlafverurſachenden Mohns, ſ. im Art. **Mohn**, oben, S. 623. 628 und S. 682 fl.

Mohnblumen, vorzüglich des wilden Mohns, Pap. Rhoeas L., ſ. oben, S. 614.

Mohnbrey. Ein von feinem Rockenmehl mit Waſſer und Salz gekochter, hierauf aber erkalteter, Brey wird löffelweiſe ausgeſtochen, und in eine Schüſſel gelegt, ſodann aber geriebener, mit Waſſer oder Milch ſehr flüſſig gemachter und mit Honig oder Syrupp verſüßter Mohnſamen übergoſſen. Dieſer Mohnbrey iſt indeſſen bloß eine Abendkoſt und vorzüglich in den Gegenden, wo Mohn gebauet wird. Er wird aber auch hier nicht ſo oft gegeben. In Flachsländern bedient man ſich dieſes Breyes hauptſächlich, wenn viele Leute eine Parthie Flachs gebaket, und ſtatt der Bezahlung mit Gelde mit einem Leckerbiſſen abgefunden werden ſollen.

Mohn-Extract, ſ. oben, S. 620 im Art. **Mohn**.

Mohnfladen. Dieſer Fladen hat den Nahmen von dem aufgelegten Mohne. Vorhin hinlänglich im Waſſer eingeweichter Mohnſamen wird in einer Satte, oder einem Reibaſche, fein gerieben. Iſt der Mohn zart genug, ſo wird auch zu jedem Reibſel, das iſt zu ſo viel Mohn, als jedesmahl zugleich klein gerieben werden kann, ein Ey angeſchlagen und mit unter gerieben. Hiernächſt wird auch, etwa zum vierten Theile, gekochte Hirſe zu

dem

dem Mohne hinzugefüget, und nebſt Honig oder Syrupp zur Verſüßung vermenget, wenn kleine und große Roſinen zuvor hinzu gekommen ſind.

Der Teig aber wird von dem feinſten Rockenmehle, Bärme, Salz und Waſſer bereitet, vor dem Backofen gemangelt, mit einem Rande verſehen, und der Mohn über den Teig, innerhalb des Randes, etwa anderthalb Finger hoch, aufgetragen.

1) In einigen Weitzenländern wird der Teig zum Mohnfladen aus Weitzenmehle bereitet, daher man auf das Gebräuchlichſte der Gegend zu ſehen hat.

2) Der Teig oder die Unterlage des Mohns muß etwa nur Fingers dick ſeyn.

3) Die mit dem Mohn zu vermengende Hirſe muß nicht mit Milch, ſondern nur mit Waſſer gekocht worden ſeyn, damit die Fladen nicht vor der Zeit ſauer werden.

4) Eben um dieſe Mohnfladen vor der Säure deſto länger zu bewahren, kann man auch nur ungekochte Hirſe nehmen, die aber gleich dem Mohne in der Satte recht fein zerrieben werden muß.

5) In ärmern Gegenden pflegt man die Mohnfladen geringer zu machen, wenn der Mohn, wo nicht mit der Hirſe zur Hälfte, doch zum dritten Theile, vermenget wird.

6) In guten Ländern ſetzet man unter den Feſtkuchen den Mohnfladen der Eyerplätze nach. Er wird daher in den, auf die Oſter- und Pfingſtfeyertage folgenden, Werkeltagen dem Geſinde des Morgens, auch des Nachmittags zum Veſperbrot bey der Arbeit gereichet.

7) Wenn eben dieſer Mohnfladen an gemeinen Wochentagen des Morgens auf den Tiſch

kommt, ſo wird keine Butter, kein Schmalz oder Käſe gegeben, indem ſich das Geſinde nach der Suppe an ſolchem Fladen ſatt eſſen muß. Der Mohnfladen aber, wozu nur Rockenmehl genommen worden, hält ſich weit länger friſch, als der, zu welchem Weitzenmehl gekommen iſt.

8) Auch der Mohnfladen, weil er um des Mohnreibens willen viele Zeit erfordert, gehöret nicht unter die bereitſamen Kuchen; weshalb er nur in Oſtern und Pfingſten, aber nicht in der Aernte gebacken werden ſoll.

Die Hausmutter in allen ihren Geſchäften. I. B. 3te Aufl. S. 88 fl.

Etwas feiner wird der Mohnfladen auf folgende Weiſe zubereitet. Wenn der eine Nacht zuvor eingeweicht geweſene Mohn gerieben wird, ſo werden auf einem Reibſel (iſt eine Portion Mohn, die auf einmahl in einer Satte bequem gerieben wird) zwey Eyer genommen, und unter dem Mohn verrieben. Wenn man genug geriebenen Mohn hat, ſo werden große und kleine Roſinen, Zucker, Zimmt, und abgezogene, in Striemeln zerſchnittene Mandeln darunter gemenget. Es wird dieſe Maſſe, ſo viel als möglich iſt, auf einem ausgerollten dünnen Butterteige, deſſen Kante rings herum umgeſchlagen wird, aufgetragen und abgebacken. Statt des Zuckers kann auch Honig unter den Mohn genommen werden.

1) Zierlicher wird der Mohnfladen, wenn er mit untergelegtem Butterteige in einem blechernen Reife, wie oben gelehret, abgebacken wird. Man kann ihn auch in einer zinnernen Schüſſel backen.

2) Der Mohnfladen iſt in einigen Ländern allemahl zu Oſtern und Pfingſten ein geachteter Feſtkuchen. Wenn es um Pfingſten bereits warme

me Witterung iſt, ſo muß man die Mohnfladen nicht allzu lange ſtehen laſſen, indem ſie von der Wärme leicht anlaufen und ſauer werden können. Die Hausmutter. ꝛc. II. S. 30.

Mohnhaupt, im gemeinen Leben Mohnkopf oder Mohnkanne, die runde Samenkapſel des Mohns, welche am obern Ende eines langen geraden Stängels ſteht, und die ungefähre Geſtalt eines Hauptes hat. Bey dem Ottfried Managhaubit.

Mohnkanne, ſ. den vorſtehenden Artikel.

Mohnkopf, ſ. daſelbſt.

Mohnkuchen. Der Mohn wird des Abends vorher mit kochendem Waſſer gebrüht und mit demſelben hingeſetzt; des Morgens nimmt man ihn heraus, reibt ihn mit Zucker und Roſenwaſſer recht fein; ſchlägt ein Paar Eyer hinein, miſcht ein halbes Pfund gröblich geſtoſſene Mandeln mit Zimmt darunter, und läßt ihn ſo ſtehen. Nun bereitet man entweder einen mürben Butterteig, rollt ihn dünn aus, überſchlägt den Rand, füllt den zubereiteten Mohn eben und gleich darein, und beſtreut ihn mit Zucker und Zimmt; oder man kann auch dieſen Kuchen von einem Butterteige in einem blechernen Reifen backen.

Dergleichen noch anders. Man macht hierzu einen guten Teig mit Hefen, wie zu einem andern Teige an, und nimmt, wenn er gehörig aufgangen iſt, einen Theil davon; oder, wenn man nicht viel Teig hat, ſo rollt man den ganzen Teig dünne aus, ſtreicht den Mohn ſo dick, als der Teig iſt, darauf, wickelt es wie einen Strudel oder Wurſt zuſammen, beſtreicht es mit Butter, oder auch nur mit Waſſer, und läßt ihn auf einem mit Butter beſtrichenen Papier backen.

Mohnreißkuchen. Hierzu wird ein Viertelpfund Reiß, und eben ſo viel Mohn, beydes

aber beſonders in Milch ſteif gekocht; beydes thut man dann zuſammen, und noch ein halbes Pfund geſchmolzene Butter dazu. Wenn es kalt iſt, ſo thut man in Sahne geweichten Saffran, ein halbes Pfund Zucker, die Schale von einer Citrone, etwas Salz und Muskatenblumen dazu, ſchlägt zwölf Eyerdotter darein, und füllt mit dieſer Maſſe papierne und mit Butter beſtrichene Kapſeln eines Fingers hoch an, und läßt ſie eine halbe Stunde lang backen. Beym Anrichten nimmt man ſie aus den Papieren, beſtreut ſie ſtark mit Zucker und Zimmt, und glacirt ſie mit einer glühenden Schaufel, welche man darüber hält.

Ausgepreßter Mohnkuchen, oder ein Kuchen, welcher aus Mohnſamen beſteht, woraus das Oehl auf den Oehlmühlen ausgepreßt worden, ſ. oben, S. 620, im Art. **Mohn**. Dieſe ausgepreßten Mohnkuchen können auch in einem Backofen, wenn das Brot gar iſt, aufgetrocknet, und hernach dem Geſinde zu **Mohnſuppen** gegeben werden. Denn alles Oehl kommt nicht aus den Kuchen heraus, und ſie bleiben daher noch kräftig und wohlſchmeckend genug. Dieſes iſt eine ſehr leicht zu bereitende Speiſe, da der Mohnkuchen, wenn man ihn hernach gebrauchen will, nur etwas in gekochtes Waſſer geleget und aufgelöſet werden darf. Eine ſonſtige Mohnſuppe koſtet Zeit und Mühe durch das jederzeit vorhergehende Mohnreiben. Eine Mohnſuppe hingegen von Mohnkuchen bedarf faſt keiner Vorbereitung.

Mohnmühle, eine mühlenartige Maſchine, um die Mohnhäupter oder reifen Kapſeln des Mohns zu zerdrücken, um den Mohnſamen auf eine leichte Art zu bekommen. S. im Art. **Mohn**, S. 687 fl. mit Abbild.

Mohn=

Mohnöhl, das aus dem Samen des gemeinen oder ſchlafverurſachenden Mohnes, Pap. ſomiferum Linn., gepreßte Oehl, welches ganz frey von den narkotiſchen Eigenſchaften des Opiums iſt, und wenn es gehörig bereitet worden, dem beſten Provencer Oehle an die Seite geſetzt werden kann. S. im Art. **Mohn**, oben, S. 619 ff., 682, 684, 686 ff.

Wenn der Mohnſamen recht reif geworden, ſo erhält man aus einem Berliner Scheffel etwas über eilf Quart, oder 22 Pfund Oehl.

Mohnreißkuchen, ſ. unter **Mohnkuchen** oben, S. 695.

Mohnroſe, die kleine, Roſa papaverina minor, der Nahme einer Spielart von der niederländiſchen Roſe, Roſa belgica Miller.

Mohnſaft, der getrocknete Saft, welcher aus den Mohnhäuptern oder Samencapſeln des gemeinen Mohns, Pap. ſomniferum Linn., fließt, wenn man vor ihrer Reife leichte Einſchnitte in dieſelben macht, und welcher unter dem Nahmen des **Opiums** am bekannteſten iſt. S. im Art. **Mohn**, oben, S. 621 ff.

Mohnſaft-Tinctur, ſ. oben, S. 679 im Art. **Mohn**.

Mohnſamen, ſ. im Art. **Mohn**, oben, S. 618 ff. Dieſer Samen wird oft nur **Mohn**, **Mahn** ſchlechthin oder **Magſamen** genannt. Die letzteren beyden Benennungen ſind indeſſen vorzüglich nur in Oberdeutſchland gebräuchlich.

Mohnſamenöhl, ſ. **Mohnöhl**.

Mohnſamenſtein, ſo wird der **Rogenſtein** genannt, wenn ſeine Körner die Größe des Mohnſamens haben.

Mohnſtriezel. Man macht hierzu einen eigentlichen Stollen- oder Weckenteig an, bereitet den

Mohn mit warmer Milch, Roſenwaſſer, Zucker, Zimmet und geſtoßenen Mandeln, thut auch, wenn man will, etwas kleine Roſinen dazu, miſcht alles gut unter einander, treibt alsdann den Teig in verſchiedene Plätze auf, legt die Fülle auf die eine Hälfte und ſchlägt die andere darüber, thut wieder Fülle darauf, ſchlägt es wieder ſo zuſammen, und formt ſie endlich zu einem Striezel oder Stollen, läßt es gut aufgehen, und beſtreicht ſie alsdann mit Butter, ſetzt ſie auf Papier in den Ofen, und läßt ſie ſchön bräunlich backen. Wenn ſie aus dem Ofen kommen, ſo beſtreicht man ſie wieder mit Butter, und ſtreuet, wenn dieſe etwas darein gezogen iſt, Zucker und Zimmet darauf.

Mohnſuppe. S. im Art. **Mohnkuchen**, oben, S. 696. Eine andere etwas feinere Art der Mohnſuppe wird ſo zubereitet. Der Mohn wird hierzu eine Nacht eingeweicht, dann in einem Reibeaſch gerieben, und mit lauter Milch abgerührt. Um aber die Suppe noch beſſer zu machen, ſo miſcht man geſtoßene Mandeln darunter, und wenn man ſie über würflich geſchnittene und in Butter geröſtete Semmel angerichtet hat, ſo ſtreuet man alsdann Zucker und Zimmet darauf.

Mohnſyrupp ſ. unter Mohn, oben, S. 620.

Mohn-Tinctur, ſ. **Mohnſaft-Tinctur**.

Mohogny-Holz, **Mohoni-Holz**, ſ. **Mahagony-Holz**, Th. 82, S. 469.

1. **Mohr**, der, (des Mohres, im Plur, die Mohre) von vielen auch **Moor**, und **Moir** geſchrieben, Franz. Mohére und Moire, ein Nahme eines gewiſſen derben und dichten ſeidenen Zeuges. Daher **gewäſſerter**, **ungewäſſerter Mohr**, **Silbermohr**. Etwa wegen der dichten feſten Beſchaffenheit dieſes Zeuges, von mohr, dunkel, dicht? Oder etwa, weil es, wie ſo viele andere

Arten

Arten ſeidener Zeuge eine mohriſche, d. i. weſt- und ſüdaſiatiſche Erfindung iſt? Im letzten Falle würde es ſo viel als mohriſcher Zeug bedeuten.

Der Mohr iſt eigentlich ein dicht und feſtgeſchlagener Zeug, der gemeiniglich ganz von Seide, ſowohl im Aufzuge als im Eintrage; manchmal aber auch aus Seide und Wolle, Haaren, leinenem und baumwollenem Garne, oder auch nur blos aus Wolle, Haaren, leinenem, und baumwollenem Garn gemacht wird. Der ſeidene Mohr iſt eine Gattung von Gros de Tour, aber nicht ſo ſtark, ſondern ſchwächer als dieſer: man hat davon verſchiedene Arten, als glatten Mohr, franz. Mohère liſſe, welcher nicht gewäſſert iſt, auch kein Muſter hat; gewäſſerten Mohr, franz. Mohère tabiſée, der auf Art des Tabins gewäſſert iſt, und dieſe beyden Gattungen ſind nur darin von einander unterſchieden, daß der letztere auf der Mandel gerollet wird, welches bey dem erſten nicht geſchieht; geblümten Mohr, franz. Mohére figurée, welcher allerhand Muſter von Blumen hat. Reiche Mohre heißen diejenigen, deren Einſchlag wechſelsweiſe aus einem Faden Silber oder Gold, und einigen Fäden Seide beſteht. Halbſeidener Mohr iſt der, zu welchem man Ziegenhaar auch wohl Baumwolle oder Leinengarn gebraucht. Glatte Mohre haben beyde Seiten gewäſſert; die geblümten aber nur die rechte Seite. Ehedem machte man auch Mohre mit bunten Streifen und geblümt oder broſchirt. Die zweyfarbigen, wandelfarbenen und mit Kantenmuſtern nehmen ſich am beſten aus. Man hat auch kleinblümige auf Peruvienne-Art, die zu Sommerkleidern für Mannsperſonen dienen. Die engliſche Waare hält man für die beſte, aber es wird nun in Frankreich, beſonders zu Lyon Mohr

verfer-

verfertigt, der eben ſo ſchön als der engliſche iſt. Die franz. Mohre ſind 19 Zoll breit, und in Stücken von 30 bis 40 Stab. Der Mohr liegt in Lagen von einem halben Stab doppelt über=ſchlagen. In Deutſchland werden unter andern zu Gera Mohre gemacht, die in gutem Ruf ſind.

Die franzöſiſchen Mohre, beſonders die, wel=che man zu Paris macht, mußten ſonſt insge=ſammt nach der Verordnung vom J. 1667 für die Seidenmanufakturen zu Paris, von viererley Breite, nähmlich von 1 ein halbes Viertel Stab, $\frac{7}{16}$ St. oder $\frac{1}{2}$ St. voll, oder endlich $\frac{1}{2}$ St. und $\frac{1}{16}$ breit gemacht werden, und durften bey Ver=luſt der Waare und 60 Livres Strafe nicht mehr, als ſoviel die Breiten zweyer Kämme, oder ein Teſton (eine Silbermünze) austrägt, breiter oder ſchmähler ſeyn. Vermöge eben dieſer Verordnung war es auch verboten, die Mohre aus zweyerley Seide, als aus geſottener und roher, oder roh ge=färbter Seide zu verfertigen, ſondern ſie muſten ſowohl im Aufzug als Einſchlag ꝛc. entweder ganz von abgeſottener oder ganz roher Seide ge=macht werden, ebenfalls bey Strafe von 60 Li=vres in dem erſten, und noch größerer Strafe im fernern Uebertretungsfalle. Eine andere Verord=nung von eben dieſem Jahr, die aber für die Stadt Lyon gemacht war, befahl daß die Mohre, die nicht ſowohl im Aufzuge, als im Eintrag ganz von Seide, ſondern aus Seide, mit Kameel=haar, Wolle, leinenem oder baumwollenem Garn gemiſcht, verfertigt wurden, eine an Farbe von dem Aufzuge unterſchiedene Leiſte haben ſollten, daran man ſie von den ganz ſeidenen unterſchei=den könnte, damit ſie nicht für ganz ſeidene ver=kauft würden.

2. **Mohr**, der, (des Mohren, im Plur. die Moh=ren).

1) Eigentlich, ein Einwohner des ehemahligen **Mauritaniens**, wegen der braunen oder bräunlich gelben Geſichtsfarbe, aus dem Lat. und Griech. Maurus. Nachdem dieſe aus Africa in das weſtliche Europa eingefallen waren, und ſich daſelbſt feſtgeſetzt hatten, nannte man erſt dieſe, und hernach in den ſpätern Zeiten nicht nur alle Muhamedaner in dem ſüdlichen Theile Aſiens und auf den Küſten und Inſeln des indianiſchen Mee=res, ſondern auch die braunen Aethiopier wegen dieſer ihrer Geſichtsfarbe **Mohren**. Die letzteren kommen unter dieſem Nahmen in der Deutſchen Bibel mehrmahls vor. Wegen der großen Zwey=deutigkeit dieſes Wortes hat man in den neueren Zeiten angefangen, die Einwohner des ehemahligen Mauritaniens, oder die geſitteteren nördlichen Afri=caner **Mauren** zu nennen, um ſie von den **Moh=ren** in der folgenden Bedeutung zu unterſcheiden; die Muhamedaner in dem ſüdlichen Aſien, welche größtentheils Araber von Herkunft ſind, nennet man richtiger **Muhammedaner**, ungeachtet ſie in vielen Reiſebeſchreibungen noch immer den Nahmen **Mohren** führen.

2) Ein Menſch von ganz ſchwarzer Geſichts=farbe, mit krauſen wolligen Haaren und dicken auf=geworfenen Lippen, dergleichen die Bewohner des ſüdlicheren Afrika, am Senegal, in Neu=Guinea und Congo, die Einwohner von Monomotapa, Malabar, Malakka und einigen ſüdlichen Inſeln ſind; welche auch unter dem Namen der **Schwar=zen** oder **Negern** bekannt ſind. Beſonders pflegt man einen ſolchen ganz ſchwarzen Afrikaner, wel=chen vornehme Herren zu ihrer Bedienung halten, einen **Mohren** zu nennen. Was in naturhiſto=

riſcher

riſcher und phyſiologiſcher Hinſicht und ſonſt von dieſen Völkerſchaften zu bemerken iſt, ſehe man im Art. Menſch, Th. 88, S. 456-479. 538 fl. 604 fl.

3) Figürlich. a. Eine Art Schmetterlinge, Papilio Antiopa Linn.

b. Verſchiedene pulverige Bereitungen in der Chemie, die eine ſehr ſchwarze Farbe haben; z. B. Eiſenmohr, Queckſilbermohr oder mineraliſcher Mohr, und Spießglasmohr. Vegetabiliſcher Mohr iſt der verkohlte und gepulverte Fucus veſiculoſus Linn.

c. Einigen krankhaften ſchwächlichen Menſchen von kleiner Statur, mit krauſen Haaren und einer ſchuppigen Haut von blendend weißer Farbe, welche in verſchiedenen Ländern angetroffen werden, hat man auf eine ſehr uneigentliche Art den Nahmen der weißen Mohren gegeben. Die Spanier nennen ſie Albino's, die holländiſchen Reiſebeſchreiber Kakerlacken. S. im Art. Leibesfarbe, Th. 71, S. 707 fl. Außer ihrer weißen Haut unterſcheiden ſie ſich auch durch den blaſſen, gelben, grauen oder röthlichen Stern im Auge, dem der ſchwarze Schleim mangelt, daher ſie auch weder das Sonnenlicht, noch ein helles Feuer vertragen können.

Dieſes Wort, welches im Niederſ. Moor und Moorian, im Engl. und Dän. gleichfalls Moor lautet, ſtammet allem Anſehen nach aus dem Lat. Maurus her, welches zunächſt einen braunen Mauritanier bedeutet, und das Griechiſche μαυρος und αμαυρος, dunkel, iſt, zu deſſen Verwandtſchaft auch das Niederſ. mörk, dunkel, gehört.

3) Mohr, das, (des Mohres, im Plur. die Mohre, in einigen Gegenden die Möhre) von vielen auch Moor geſchrieben, ein ſumpfiges, moraſtiges Land, von einem ſchwarzen Boden, dergleichen dasjenige iſt, woraus Torf gegraben wird.

Der-

Dergleichen Mohre entſtehen, wenn ſich Waſſer auf einem nicht durchlaſſenden Grunde, wo es keinen zureichenden Abfluß hat, allmählig und in geringerer Quantität anſammelt. In großer Maſſe würde es einen See ausmachen. Auf dieſem feuchten Grunde erzeugen ſich viele Arten von Sumpf- oder Mohrpflanzen, die, aus noch nicht ganz ausgemachter Urſache, nicht verweſen, ſondern ſich halb verkohlen. Auf ihnen wachſen wieder andere, und ſo entſtehet allmählig eine mehr oder minder hohe Lage von Torf, oder ein dichtes Gewebe von abgeſtorbenen, aber nicht völlig verweſeten, feſt in einander gepreßten, oft mit Erdharz durchdrungenen Pflanzen. Es giebt Grünlandsmohre, aus denen Gras wächſt, und deren Oberfläche mehr aus vegetabiliſchem Moder, als aus Torf beſtehet; und Torfmohre, welche nur mit Heide und Mohrpflanzen bewachſen ſind.

Die Behandlung und Benutzung der Mohre ſehe man im Art. **Torf** und **Torfmohr**. Sollte man die Mohre austrocknen wollen, ſo iſt davon nach Herrn Thaer's Darſtellung *) vorläufig einiges im Allgemeinen zu bemerken. Ausführlicher wird davon im Art. **Sumpf** die Rede ſeyn.

Das

*) S. deſſen Einleitung zur Kenntniß der engliſchen Landwirthſchaft. II B. 1. Th. Hannover 1800. S. 99 ff. In dieſem Theile dieſes ſchätzbaren Werkes befindet ſich überhaupt eine ſehr lehrreiche Abhandlung über das Abfangen der Quellen, um Sümpfe, Moräſte, Mohre und Aecker abzutrocknen, vorzüglich nach Anderſon's eſſays relating to agriculture and rural affairs 1797, womit zu verbinden iſt (John Johnſtone's) Account of the moſt aproved mode of draining land, according to the ſyſtem practiſed by Mr. Joſ. Elkington 1797., wovon der Herr Graf von Podewills 1799 eine deutſche Ueberſetzung herausgegeben hat, welche den Titel führt: Johnſtone's Abhandlung über das Austrocknen der Sümpfe und Entwäſſerung kaltgründiger Aecker, nach der neueſten von dem Herrn Elkington entdeckten Verfahrungsart.

Das Waſſer, welches die Entſtehung dieſer Mohre verurſacht, fließt entweder zuweilen von der umliegenden höhern Gegend hier zuſammen, oder quillet mehrentheils aus der Borke, welche den Grund des Mohrs ausmacht, hervor. Im erſteren Falle werden ſie Hochmohre, im zweyten Quellmohre genannt. Mancher glaubt, wenn er einen Graben in ſeinem Mohre ziehet, und nun auf einen feſten thonigen, oder ſteiniglehmigen Boden kommt, aus deſſen Borſten Waſſer hervorquillt, er ſey auf die Quelle ſelbſt gekommen, und brauche nicht tiefer einzudringen. Hiermit iſt aber noch wenig zur Entwäſſerung des Mohrs ausgerichtet; denn unterhalb dieſes Grundes liegt erſt die eigentliche Quelle, das Grundwaſſer, oder der Behälter, woraus das Waſſer hervorquillt. In dieſem Grunde wird erſt der Entwäſſerungsgraben angelegt, der entweder ſelbſt bis auf die waſſerhaltende Lage hineingeführt werden, oder mit derſelben durch Gruben und Bohrlöcher in Verbindung geſetzt werden muß. Sobald man bis dahin eingedrungen iſt, wird das Waſſer mehrentheils mit erſtaunlicher Gewalt hervorbrechen, und es iſt daher ſicherer, den Ableitungsgraben ſchon vorher auszuſtechen. Die Maſſe und die Gewalt des unter einem Mohre angehäuften Waſſers iſt zuweilen ſo groß geweſen, daß ſolches, wenn es die Borke oder Thonlage, die es einzwängte, plötzlich durchbrochen hatte, das ganze Mohr in die Höhe hob, in einem gewaltigen Strome fortführte und meilenweite Strecken damit bedeckte. Solcher Beyſpiele hat man in England und Schottland verſchiedene *).

Wenn

*) Man ſehe die Beſchreibung verſchiedener ſchwimmenden Inſeln im Art. Inſel, Th. 30, S. 383 fl.

Wenn aber dem Waſſer unterhalb der feſten Borke, worauf das Mohr ruhet, Luft gegeben worden, und es durch einen, in dem Thone ſelbſt fortlaufenden Graben, der ein gehöriges Gefälle hat, abgeführt wird, ſo wird das Mohr bald ſinken, und allmählig feſter und dichter werden, ſo daß es nach etlichen Monaten ſchon Pferde und Wagen da tragen kann, wo ſonſt kaum ein Menſch gehen konnte.

Nicht immer iſt indeſſen ein Abfangegraben hinreichend, weil die poröſe Lage, welche das Waſſer enthält, von einer undurchdringlichen unterbrochen ſeyn kann. Es wird denn aber wieder koſtſpielig ſeyn, nach den feuchtbleibenden Stellen Nebengraben hinzuziehen.

Es iſt aber nicht hinlänglich, ſolche Mohrgegenden auszutrocknen; ſie werden deswegen oft doch ſo wenig Frucht als Gras tragen, weil die Pflanzen in der äußerſt loſen Mohrerde weder Anhalt noch Nahrung finden. Will man ſie nicht mit Erlenholz anbauen, ſo iſt das beſte eine Hand hoch Sand darauf zu fahren, ſolchen unterzupflügen und wohl mit Mohrerde zu vermengen. Mehr ſehe man hiervon indeſſen im Art. Sumpf, wo ich von dem ganzen Geſchäfte der Austrocknung und Urbarmachung der unter Waſſer geſetzten Ländereyen ausführlicher zu handeln gedenke.

Es iſt übrigens ſehr bekannt, daß die Landwirthe in Ermangelung hinlänglichen Düngers die Modererde aus Teichen ꝛc. auf den Acker und in Plantagen fahren, um damit das Land zu Düngen und deſſen Fruchtbarkeit zu befördern. Da man dieſes auch wohl mit der Mohrerde verſucht, dieſe hierzu aber nicht immer tauglich iſt, und ſie wegen ihrer ungleichen Art und Beſchaffenheit nicht ſelten mehr Schaden als Nutzen

 ſtiftet:

ſtiftet: ſo ſcheint es nöthig zu ſeyn, dem Landmann ſichere und deutliche Kennzeichen anzugeben, wodurch er leicht eine untaugliche Sumpferde von einer brauchbaren unterſcheiden kann *).

An den Seeküſten trift man oft die Sumpferde in moraſtigen Pfützen und kleinen mohrigen Reſervoiren, in Marſchländern, oder Meeranſchlemmungen, welche in den vorigen Jahrhunderten von verfaulten See- und Flußgewächſen entſtanden ſind, an. Da ſie aber in dieſer Lage beſtändig angeſchwemmt und von der Salzigkeit des Meerwaſſers geſättiget wird, ſo iſt ſie für Aecker und Plantagen untauglich. Wenn man von dieſer Mohrerde etwas trocknet, und dieſes auf einem Stück geglüheten Eiſenblechs oder einer alten Ofenklappe verſucht, ſo kniſtert und ſprüht es, während es brennt, welches die Gegenwart des Kochſalzes darin deutlich zeigt. In Erlenbrüchen trift man nicht ſelten eine ſehr feine und ſchwarze Moraſterde an, die, wenn man etwas davon auftrocknet und ſie über Kohlen auf einer aufgeglühten alten Ofenthür unterſucht, ſehr wenig brennt und zuſammenküttet, und nach fortgeſetztem Feuer blos eine röthliche Aſche zurückläßt; welche ein Reſt von eingemengtem Eiſenvitriol iſt: und weil dieſe in dergleichen Sümpfen beſtändig mit halbverfaultem Eichen- und Erlenlaube oder den Ueberbleibſeln von andern adſtringirenden Körpern vermiſcht iſt, ſo theilt er dieſer Mohrerde die ſehr ſchwarze Staubfarbe, auch aufgetrocknet, mit. Unter Berghöckern findet ſich auch oft eine ſolche Moraſterde mit Schwefelkiesverwitterun-

*) S. Verſuche und Anmerkungen über die Sumpf- oder Mohrerde, ihrer ungleichen Beſchaffenheit, und ihrem Schaden oder Nutzen beym Ackerbau. In von Crell's chemiſchen Annalen, Jahrgang 1797 2r B. S. 207.

witterungen, von der gewöhnlich die Erde in Plantagen und Aeckern verdorben wird.

Fruchtbare Mohrerde findet ſich trocken, loſe und locker, iſt von Farbe ſchwarzgrau, kütter und brennt auf einer geglühten Eiſenplatte im Feuer beynahe auf, ohne Schwefelgeruch oder blaue Flamme und läßt eine geringe Quantität dunkelgraue Aſche zurück. Dieſe Erde findet ſich in Brüchen, die mit Laub und Nadelholz vermengt ſind, beſonders dann, wenn die Höhen, die den Saum ſolcher Mohre ausmachen, auch mit Laubhölzern und Nadelwaldungen beſetzt ſind.

In der Picardie und in Holland iſt dieſe Art Sumpferde zuweilen mit den halbverfaulten Wurzeln von Waſſerpflanzen und kleinen zerfallenen Meerſchnecken vermiſcht, welche auch zuweilen in Schweden in Sümpfen, die von einigen weit ins Land hinein angeſchwemmten Meerbuchten entſtanden ſind, und wenn Kalk- Kreide- oder Märgelerde darin gefunden wird, vorfallen. Eine ſolche Mohrerde brauſt oder effervescirt getrocknet mit einigen Tropfen Scheidewaſſer oder Vitriol-Spiritus; ſie brennt im Feuer langſam, raucht und ſtinkt alsdann ſtark, und läßt eine bleichgraue kalkige Aſche zurück. Man hält ſie beym Ackerbau und in Plantagen am fruchtbarſten.

Moraſterde, welche aus Bärenmos und abgefallenem Laube von Nadelholz entſtanden, iſt zwar nicht ſo fruchtbar, als die beyden letztgenannten Erden; wenn man ſie aber in kleine Haufen zuſammenwirft, und zerhauene Tannenreiſer drunter bringt, und ſie ein Paar Jahre faulen läßt, dann kann ſie doch mit Vortheil im Ackerbau gebraucht werden, beſonders auf Sandboden, wenn ſie zugleich mit etwas klein gemachtem Thon als Dünger hinaufgebracht wird.

Brennt man dieſe Moraſterde auf einem alten im Feuer aufgeglühten Ofenbleche, ſo küttet und brennt ſie ſich etwas langſam wegen der Wurzel und Stengel von Bärenmos, und hinterläßt ein wenig von einer bleichrothen Aſche, welches von der in Tannenbrüchen ſtets herrſchenden vegetabiliſchen Säure herrührt, die aber in hochliegendem trockenen Boden nicht ſchädlich iſt. Die oben beſchriebene fruchtbare Sumpferde kann zuweilen nach dem Brennen zu Aſche auch eine röthliche oder dunkelbraune Aſche geben, nachdem das übrige in Rauch und Flamme abzebrannt iſt: ſie iſt aber deshalb nicht unfruchtbar; denn die geringe Eiſenerde, welche hier die röthliche Farbe der Aſche verurſacht, iſt dem Gedeihen der Gewächſe nicht nachtheilig. So zeigen Gusmund Galeati's Verſuche (Comment. Bonon. T. II. P. 2. p. 20) daß die Eiſenerde in anſehnlicher Menge mit dem Nahrungsſafte in die Gewächſe eingehen kann, ohne im geringſten ihren freudigen Wachsthum zu hindern. Wenn man die Eiſenerde in unſern Mohren nach der chemiſchen Theorie genauer betrachtet, ſo findet man, daß ſie immer Eiſen in Kalkform (Ferrum calciforme) iſt; es ſind alſo alle Eiſenocher in unſern Mohren voraus durch Verwittern von ihren Steinarten aufgelöſt, und finden ſich nachdem ohne alle Vitriolſäure in den Moräſten geſammlet und verborgen, woſelbſt ſie ohne dieſe Vereinigung der metalliſchen Säure die Erde nicht unfruchtbar machen. Ohne im geringſten von einer ſolchen der Vitriolſäure beraubten Einmiſchung von Eiſenerde in Sumpferde, in Anſehung ihrer Fruchtbarkeit einigen Nachtheil und Hinderniß zu erfahren, hat der Kämmerer und Ritter des königl. Waſaordens, H. Olander, in Nyland, dieſe Art eiſenhaltiges

haltiger Moräſte glücklich zu einem reichen Getreidertrag kultivirt, und zwar dadurch, daß ſie bloß einmal vorher im Herbſt, und darauf zweymal im Frühling aufgepflügt wurden, ſo, daß die Sumpferde heraufgebracht, gehörig ausgetrocknet, und zur Getreideeinſaat locker und los ward. Ja man hat auch zum Verſuch ¼ Eiſenocher in gewöhnlicher Gartenerde vermengt, ohne daß man merken konnte, daß der Boden davon im geringſten etwas von ſeiner Fruchtbarkeit, Erdfrüchte, Getreide oder andere Blattgewächſe hervorzubringen, verlohren habe.

Mohraal, ein Aal aus mohrigem oder ſumpfigem Waſſer, welcher gemeiniglich brauner von Farbe iſt, als der **Flußaal**.

Mohränte, eine kleine bunte Art wilder Aenten, mit gelben Füßen und mit einem gelben ausgezackten Schnabel, welche wie eine Schwalbe über dem Waſſer fliegt, und die Fliegen wegfängt; Anas muſcaria Linn., **Fliegenänte**, **Mackänte**, **Mückänte**, **Langkragen**. Den Nahmen hat ſie entweder daher, weil ſie ſich gern in mohrigen ſumpfigen Gegenden aufhält, oder auch wegen der ſchwarzen Farbe ihrer Haut.

Mohrbeere, ein Nahme einer Art der Heidelbeere, Vaccinium uliginoſum Linn. S. Th. 22, S. 753 fl.

In einigen Gegenden wird auch die **Mehl-** oder **Preiſelbeere**, Arbutus uva urſi Linn. **Mohrbeere** genannt, und zwar, wie Herr Adelung meint, von dem Niederſ. **mör**, mürbe.

Mohrdamm, ein durch ein Mohr geführter Damm. Solche Dämme werden zuerſt vermittelſt zweyer Gräben aufgeworfen, und werden nach und nach zu feſten Wegen. Hat ſich ein Damm dieſer Art nach etlichen Jahren gelagert, ſo wird er mit Sand

gegen einen Fuß hoch überfahren, wodurch er noch mehr Feſtigkeit erhält.

Mohrdeich, ein gegen ein Mohr und deſſen Ueberſchwemmungen aufgeführter Deich.

Mohrdiemat, ein Flächenmaß in Oſtfriesland, zur Ausmeſſung der Torfmohre; es enthält 450 Quadratruthen.

Möhre, iſt zunächſt ein Nahme einer Art eßbaren rübenartigen Wurzeln und ihrer Pflanzen; Daucus Carota Linn.; dann aber auch ein Nahme der ganzen Gattung Daucus *).

Dieſe Pflanzengattung, welche in die zweyte Ordnung der fünften Claſſe des Linnéiſchen Pflanzen-Syſtems (Pentandria digynia) zu den Doldengewächſen gehört, hat folgende Kennzeichen. Der gemeinſchaftliche Schirm, und die beſonderen ſind vielſtrahlig, erſterer während der Blüthe flach, und bey Reifung der Samen vertieft wie ein Vogelneſt. Die gemeine und beſondere Hülle ſind vielblättrig, und erſtere beſteht aus Blättern, welche gleich breit und in Querſtücke getheilt ſind. Die Blüthenſchirme ſind unregelmäßig, die Blüthen haben kaum merkliche Blumendecken und Blumen von fünf eingebogenen herzförmigen Blättern, von denen die äußeren beſonders bey den Randblumen

*) Die gelbe Möhre heißt auch im Schwed. Morrot. im Böhm. Mrkew und im Poln. Marchew. Der Nahme ſcheinet die mürbe, markige, eßbare Beſchaffenheit auszudrücken; obgleich andere ihn von Mohr, Sumpf herleiten, weil dieſes Gewächs einen feuchten und mohrigen Boden lieben ſoll, welche Eigenſchaft auch das franz. Carotte anzudeuten ſcheint, von dem Nord-Engl. Carre, Schwed. Kaerr. ein Sumpf, Moraſt, und Rot. Wurzel. Allein die gelben Möhren wenigſtens kommen in einem ſandigen Boden beſſer fort, als in einem ſumpfigen. Die Paſtinaken, welche gern in lockerer Mohrerde wachſen, heißen in Niederſachſen auch Möörwörteln. Im Angelſ. und noch jetzt in einigen Gegenden Englands bedeutet Mor eine jede Wurzel, und im Angelſ. iſt Feld-Mora, die Paſtinake.

blumen größer ſind. Die mittlern Blumen ſind unfruchtbar. Die eyrunde Frucht beſteht aus zwey, mehrentheils borſtigen Samen.

1. **Gemeine Mohrrübe** Willd., **gemeine Möhre, gelbe Möhre, gelbe Rübe.** Daucus *Carota*, ſeminibus hiſpidis, petiolis ſubtus nervoſis Linn. Daucus vulgaris Cluſ. Caucalis Carota Roth. Paſtinaca ſylveſtris. Camer. Paſtinaca tenuifolia ſylveſtris Dioſcoridis. Bauh. pin. β) Paſtinaca tenuifolia ſativa, radice lutea. Bauh. pin. Blackwell. t. 546. Ludw. t. 9. γ) Daucus ſativus, radice atrorubente. Tournef. Suckow unterſcheidet vier Hauptabänderungen dieſer Art, nähmlich a) **die gemeine gelbe Möhre**; b) **die goldgelbe Möhre**; c) **die weiße Möhre**; d) **die rothe Möhre**, wovon beſonders die beyden erſten Abänderungen für den Feld- und Gartenbau von ungemeiner Wichtigkeit ſind. Sonſt pflegt man überhaupt nur die **wilde** und die **zahme** oder **Gartenmöhre** zu unterſcheiden, wo die letztere denn einige beſondere Spielarten in ſich faßt.

Linné begreift, wie es aus dem vorſtehenden erhellet, unter dieſe Art zwar beyde eben genannten Hauptabänderungen, nähmlich die **wilde** und die zahme oder **Gartenmöhre**, indem er die letztere für eine bloße durch die Cultur entſtandene Varietät der erſten hält, welches man auch bey Löbeln ſchon aus der Erfahrung angemerkt findet; von andern, inſonderheit von Hr. Miller, wird aber behauptet, daß ſich niemahls eine Sorte in die andere verändere.

Die wilde Möhre oder Mohrrübe findet man in allen europäiſchen Ländern an den Wegen, auf den Aeckern und Brachfeldern und trocknen Wie-

 ſen,

ſen, wo ſie im Julius und Auguſt blühet; die zahmen aber werden überall in den Gärten gezogen, und insgemein **gelbe Möhren** oder gelbe Rüben, von den Franzoſen Carottes, von den Engländern Carots, von den Holländern Peen Karooten, in Schweden Morot, und von den Einwohnern in Crain Coreine genannt. Beyde haben eine ſpindelförmige Wurzel, welche bey der wilden Sorte kleiner und weiß, von härterer Subſtanz und ſchärferem Geſchmack iſt; die von der zahmen Sorte aber iſt größer, fleiſchiger, angenehmer, und von einer mehr oder weniger ſattgelben, bisweilen auch, aber ſeltener, dunkel, oder purpurrothen Farbe. Die Pflanzen ſind zweyjährig, werden drey, vier bis 5 Schuh hoch, und haben einen aufrechten, zweytheiligen Stängel, und zweyfach gefiederte Blätter mit tief zerſchnittenen und gezähnten Blättchen. Die allgemeinen Blumendolden beſtehen oft aus vierzig, und die beſondere faſt aus eben ſo vielen Strahlen; die Blümchen ſind weiß oder röthlich, und haben röthliche Staubbeutel, und insgemein iſt das mittelſte Blümchen einer Dolde röther, als die übrigen.

Dieſe ganze Pflanze hat einen beſondern etwas gewürzhaften Geruch und Geſchmack; die Samen ſind dabey bitterlich, die Wurzeln aber ſüß. Dieſe Wurzeln werden nicht allein als eine angenehme und geſunde Speiſe ſowohl allein, als mit andern Speiſen häufig von Menſchen gegeſſen, ſondern geben auch ein gutes Futter fürs Vieh, welches Pferde, Schweine, Rindvieh und Schafe gern freſſen und ſehr fett davon werden; auch das Kraut, ehe es blüht, frißt das Vieh, nach der Blüthe aber nicht mehr. Wenn man den ausgepreßten Saft zu gehöriger Conſiſtenz einkochet, ſo bekommt man einen ſüßen Syrupp; bey einer an-

dern Behandlung auch einen Branntwein; auch die getrocknete Wurzel behält ihre Süße und ihren aromatiſchen Geruch und Geſchmack. Der gemeldete Saft dienet in der Arzneykunſt als ein linderndes und reinigendes Mittel, vornehmlich in Krankheiten der Bruſt und Harnwege; auch hat er manchmahl Spuhl= und Bandwürmer getödtet und abgetrieben. Ein Umſchlag von zerſtoßenen friſchen Wurzeln thut nach wiederhohlten und ſichern Erfahrungen verſchiedener neueren Aerzte in offenen Krebsſchäden durch Linderung der Schmerzen und des Geſtanks vortreffliche Dienſte. Man bereitet in einigen Ländern aus den Wurzeln und Samen ein Arzneybier, welches nicht nur angenehm ſchmeckt, ſondern auch ein gutes blutreinigendes und harntreibendes Mittel iſt.

Das übrige von dem Anbau und der Benutzung dieſer Pflanze wird unten ausführlicher folgen.

2. **Mauritaniſche Mohrrübe oder Möhre.** Daucus *Mauritanicus,* ſeminibus hiſpidis, floſculo centrali ſterili carnoſo, receptaculo communi hemiſphaerico. Linn. Dieſe Art iſt in Mauritanien oder Afrika, Spanien und Italien zu Hauſe, und ein Sommergewächs. Ihr Stängel wird in England, wo man ſie in den Gärten ziehet, ungefähr drey Schuh hoch. Sie hat überhaupt viele Aehnlichkeit mit der vorhergehenden; aber ihr Stängel iſt borſtiger; ihre Blattſtiele ſind mit weißen Adern geſtreift; und ihre Blumendolden größer. Die allgemeine Blumendolde iſt nicht bis an die Baſin zertheilt, ſondern ihre Strahlen vereinigen ſich unten in einen feſten fleiſchigen halbkugelrunden Fruchtboden, in der Mitte einer jeden Dolde befindet ſich ein unfruchtbares, fleiſchiges, ſchwarzrothes Blümchen, welches

viel größer iſt, als die andern. Nach Moriſon ſind ſowohl die Blumendolden, als die Wurzeln dieſer Pflanze gelb.

3. **Glänzende Mohrrübe oder Möhre.** Daucus *lucidus*, foliis lucidis caule hirto, petiolis laevibus. Linn. Dieſe Art wächſt in Italien, Spanien und anderen wärmeren Ländern. Sie hat ungefähr den Wuchs, wie die erſte Art, aber iſt viel größer. Der Stängel iſt von ſcharfen Streifen rauch. Die Blätter ſind größer, unbehaart und glänzen, ſo wie auch die Blattſtiele.

4. **Glattſamige Mohrrübe oder Möhre, Zahnſtochermöhre.** Daucus *Viſnaga*, ſeminibus laevibus, umbella univerſali baſi coalita. Linn. Dieſe Art wächſt in den Morgenländern, auf dem Berge Libanon, in Mauritanien und in den mittägigen Ländern von Europa. Ihre Blätter ſind in ſchmahle feine Abſchnitte zertheilt, wie Fenchelblätter, und ſowohl als der Stängel glatt; die Blümchen ſind röthlich, und die Samen zwar geſtreift, aber nicht haarig. Die Blumendolden ſind groß, und die Stiele der gemeinen Dolde, wie bey der vorhergehenden Art, mit der Baſis in ein Stück zuſammen gewachſen; die gemeinſchaftliche Doldenhülle beſteht aus dreytheiligen, die beſondere aber aus unzertheilten Blättchen; die Blumenblättchen ſind von gleicher Größe. Die Spanier und Morgenländer gebrauchen die dürren Stiele der Dolden zu Zahnſtochern; daher man die Pflanze in den Gärten insgemein ſpaniſchen Zahnſtocher nennet.

5. **Franzöſiſche auch levantiſche und languedockiſche Mohrrübe oder Möhre.** Daucus *Gingidium*, radiis involucri planis: laciniis recurvis. Linn. Dieſe Art wächſt in

der Provence und in Languedoc an den Seeküſten, auch in andern mittägigen Ländern und in der Levante. Sie iſt ein Sommergewächs; ihr Stängel wird ungefähr anderthalb Schuh hoch, und iſt ſchwärzlicht, knotig, geſtreift und glatt. Die Blätter gleichen den Körbelblättern, und ſind glänzendgrün; die Blümchen ſind weiß, und die reifen Samen klebricht anzufühlen. Die Wurzel und das Kraut haben einen bitterlichen Geſchmack, ſind aber doch eßbar.

6. Stachelſamige Mohrrübe oder Möhre. Daucus *muricatus*, ſeminibus triglochidi aculeatis. Linn. Dieſe Art wächſt in Mauritanien, und an den Ufern des mittelländiſchen Meers, und iſt ein Sommergewächs oder eine zweyjährige Pflanze. Sie hat viele Aehnlichkeit mit der erſtern Art, oder der gemeinen Möhre, beſonders in Anſehung des Stängels, der Blätter, und der Doldenhüllen, und der Dolden ſelbſt; die Blumenblättchen aber ſind von gleicher Größe, und von den Blümchen einer jeden beſondern Dolde ſind nur drey bis fünf fruchtbar, und die übrige alle unfruchtbar. Die Samen haben nach der Länge vier ſtark gezähnte Kämme, deren Stacheln an den Spitzen gelb oder roth ſind. Es gibt eine Varietät mit auf dem Boden liegenden, kaum einer halben Hand breit hohen Stängeln.

Von dem Baue und der Benutzung der gemeinen Möhren, oder Spielarten von Daucus Carota Linn.

Die Hauptkunſt bey Wurzelgewächſen beſtehet darin: daß man ſie ſo zu ziehen wiſſe, daß ſie gerade wachſen, und keine Zacken bekommen. Dieſen Zweck erhält man aber nur dann, wenn

der Same ächt, d. i. von ſolchen Wurzeln gezogen wird, die weder Zacken, noch auch nur den geringſten Nebenzweig haben, ſondern fein gerade und ſchlank ſind. Doch dieſes allein würde noch nicht lauter gute Wurzeln verſchaffen. Das Land muß auch tief gegraben ſeyn. Sobald ſonſt die Wurzel ſo tief gewachſen iſt, als das Erdreich gegraben worden, breitet ſie ſich in lauter Zacken aus. Eben dieſes thut ſie, wenn das Beet nicht fein gegraben, und die Erde nicht genug zerſtoßen iſt. Kommt die Wurzel auf eine große und harte Erdſcholle, auch dann bekommt ſie Zweige. Ferner, iſt noch ſichtbarer Miſt in dem Beet, und die Wurzel berührt ihn, auch dann geht ſie in verſchiedene Theile. Solches Land alſo, auf welches Wurzelwerk geſäet werden ſoll, muß a) nicht friſch gedünget, muß b) ſo tief, als möglich, und c) auch ſehr fein und klar gegraben ſeyn. Uebrigens ſey es von Natur ſo fett, als möglich iſt, zu fett kann es nie ſeyn. Je fetter es iſt, deſto anſehnlicher wird das Kraut. Und je anſehnlicher das Kraut iſt, deſto beſſer ſind die Wurzeln. Sonſt hält man dafür, je größer das Kraut ſey, deſto kleiner bleibe die Wurzel. In gewiſſer Maße iſt das wahr, und auch falſch. Iſt das Beet friſch und ſtark gedüngt, und folglich geil, ſo treibt das Kraut gewaltig hoch, die Kraft des Düngers und der friſchen Geile geht ganz in das Kraut, und die Wurzel bleibt klein. Iſt aber das Beet wegen der beſonders guten Beſchaffenheit des Erdreichs, oder vom ehemaligen Dünger fett, und nicht eigentlich mehr geil, ſo vertheilet ſich die Kraft der Fettigkeit in beyde. Das Kraut wird anſehnlich, und die Wurzeln zugleich ſtark.

Was

Was aber von andern Gewächſen gilt, wenn ihr Wachsthum bey einfallender Dürre nicht gehindert werden ſoll, das gilt, wie von den mehrſten Wurzelgewächſen, alſo auch beſonders von den Carotten, nehmlich: ſie müſſen entweder auf ſolches Erdreich beſtellet werden, welches vor dem Winter zubereitet iſt, oder, wenn dazu friſch gegraben wird, ſo bald, ehe die Sonne die Feuchtigkeit ausziehet, ausgeſäet, und eingetreten, auch das beſäete und zugetretene, oder auch umgekehrt, das erſt zugetretene und dann beſäete Land, klar geharket und zuletzt geſchlagen werden.

Die frühen Carotten oder frühen **Möhren, Frühmöhren, holländiſche Möhren, Carotten-Möhren, Vogelneſt, Möhrenkümmel, frühe rothe Hornſche Carotten,** deren Same, ſo wie der Same alles deſſen, was Carotten, gelbe Wurzeln oder Möhren heißet, 4 Jahre aufgeht *), können zu Anfange des Märzes etwas dicht geſäet werden, weil ſie, ſo bald ſie die Dicke eines Pfeifenſtiels haben, zur Speiſe verzogen werden, jedoch nie dichter, als daß etwa auf alle 3 Zoll eine Pflanze aufgehet. Verlangt man ſie aber ſehr frühe zur Speiſe, ſo müſſen ſie ſo dünne geſäet werden, daß man ſie gleichſam zählen kann, und nicht enger, als daß auf jeden ½ Fuß eine Pflanze aufgehet.

Die

*) Doch melden einige Schriftſteller, man ſolle lieber neuen Samen der Carotten nehmen, weil der zweyjährige ſelten gut ſey, und derjenige gar nicht aufgehe, der über 3 Jahre alt iſt. Dieſe Schriftſteller haben zugleich recht, und zugleich unrecht. Recht haben ſie darin, daß dreyjähriger Carotten-Same nicht aufgehet, wenn er vom Anfange an von ſeinen Sternen abgerieben geweſen, und in einem warmen Zimmer aufbewahrt worden iſt. Unrecht haben ſie, weil der Carotten-Same, wenn er unabgerieben in ſeinen Sternen auf einem luftigen Boden hänget, gewiß vier Jahre völlig gut bleibet.

Die **Winter-Carotten** müſſen in der erſten Hälfte des Auguſts geſäet werden. Man nimmt dazu keinen Samen von den ordentlichen langen gelben Wurzeln, ſondern von den frühen Carotten, die etwa eine Hand lang zu werden pflegen. Dieſe wachſen mehr in die Dicke, als jene, die tiefer wachſen, eben daher aber auch nicht ſo bald die gehörige Dicke erlangen. Dieſen frühen Carotten-Samen *) ſäet man in ein Land, welches nicht mager, aber doch auch nicht friſch gedünget iſt, oder in welchem doch wenigſtens kein Miſt mehr zu ſpüren iſt. So bald ſonſt die Wurzeln den Miſt berühren, werden ſie zackicht und wachſen nicht gerade. Man ſtreuet den Samen in fein gegrabenes und klar geharktes Erdreich aus; läſſet ihn alsdenn feſt eintreten **); darauf etwa einen halben Zoll tief das zugetretene Erdreich wieder aufharken; und zuletzt das Bret zuſchlagen. Würde man die Wurzeln ſo ſäen, wie das Land gegraben und geharket iſt, und das Zuſammentreten verſäumen, ſo würde theils der Same, beſonders wenn eben eine dürre Zeit

*) De Combe behauptet, zu den Winter-Carotten ſey alter Same beſſer, als neuer, weil der neue im folgenden Frühjahr leichter in Samen gehe, als der alte. Ecole du Jard. Pot. Tom. I. p. 241. (und nach Zeiher's Ueberſetzung S. 204). Wie ungegründet dieſes Vorgeben ſey, wird jeder finden, der beyderley Samen einmahl zugleich ſäet.

**) Da das Eintreten der Carotten ſchon im Frühjahr ſo nöthig iſt, ſo iſts beſonders um dieſe warme Zeit ſehr nöthig. In andern Ländern iſt jenes ſo gewöhnlich, daß man die ins Feld geſäeten Möhren, damit ſie Feuchtigkeit behalten, entweder ſogleich überwalzet, oder mit den Schuhen auf dem Acker herum läuft, oder eine Heerde Schafe ein oder mehrmahl darauf herum treibt, oder es mit Tretebretern zuſammentritt, wenn der Acker geegget iſt. Dieſes ſoll zugleich das Ueberwachſen ins Kraut hindern. S. öconom. Nachr. 4. Band S. 585. woran jedoch zu zweifeln iſt.

Zeit einfiele, entweder gar nicht, oder doch ſo ſpät aufgehen, daß daraus keine Winter-Carotten mehr erwachſen könnten; theils würde ſich das Erdreich den Winter über ſenken, und die jungen Würzeln in der Breite eines Fingers außer der Erde zu ſtehen kommen, folglich weder weiter wachſen noch weiter zu gebrauchen ſeyn. Man wird wenn man die Carotten auf dieſe Weiſe beſtellet, längſt gegen Martini junge Wurzeln, die eines Fingers dicke ſind, eſſen können. Denn ſtärker werden dieſe eben nicht *). Sie können alſo auch ziemlich dicht geſäet werden. Wollte man ſie aber etwas dicker haben, ſo müßte man ſie zeitiger ſäen, nehmlich etwa vom Anfange des Julius an. Und dieſe Zeit iſt dazu auch wohl anzupreiſen, weil es ſich öfters zuträgt, daß im Auguſt kein Regen gekommen iſt; folglich der Same, ohngeachtet man ihn in Betracht des dürren Erdreichs faſt doppelt dick ausſtreuete, ſchlecht aufgegangen; auch bey der Dürre des Erdreichs nicht genugſam niedergetreten werden konnte; und alſo die Wurzeln um die Zeit, da ſie zur Speiſe hätten dienen ſollen, zur Erde heraus ſtanden.

„Fällt nach Ausſaat der Möhren ein Platzregen, heißt es in den öcon. Nachr. 4. B. S. 585, ſo kann man, wenn der Same noch nicht gekeimet hat, den wieder abgetrockneten Acker übereggen, oder den Boden mit dem Karſt etwas auflockern.“ Im Garten kann man alsdenn, da die Winter-Carotten durch einen ſtarken Gewitterregen

*) Damit ſie nicht, wie bey trocknen Nachſommern geſchiehet, zu klein bleiben, möchte es wohl gut ſeyn, ſich in Anſehung ihrer das zu Nutze zu machen, was Elsholz S. 103. von den Carotten überhaupt bemerket, daß ſie nähmlich, wenn der Grund von Natur trocken, und zugleich groſſe Dürre einfiele, ohne Wäſſerung ſchlecht fortkommen.

regen zugeſchlagen würden, dem Beete den Ruſt durch ein gelindes Wiederaufharken benehmen. Doch muß ſolches Harken ſo gelinde geſchehen, daß die Harkenzinnen die Erde kaum faſſen. Iſt aber zu befürchten, daß der Same ſchon gekeimet, oder ſind hier und da ſchon Wurzeln aufgegangen, ſo ſichte oder krümele man etwa einer Linſe dick feine Erde über das Beet her. Dieſe löſet das gebundene Erdreich, und der Same kann alsdenn aufgehen. Man wird ſich dieſes Mittels beſonders im Frühjahr, wenn die Aprilſchauer die Erde gebunden, mit Nutzen bedienen, und dem Samen zum Aufgehen damit behülflich ſeyn können, der ſonſt durch das gebundene Erdreich nicht durchkommen, ſondern erſticken müßte.

Achtet man es nicht, wenn gleich dieſe Carotten etwas dick werden, ſo iſt das die beſte Zeit zu ihrer Beſtellung, ſobald es im Julius oder gegen das Ende des Junius einmahl recht durchdringend geregnet hat. Wer ſie aber ganz jung und zart eſſen will, muß ſie erſt im Auguſt, und zwar auf ein im Herbſt vorher gegrabenes, bis zur Beſtellungszeit ledig gelegenes, und ſo lange von Unkraut rein gehaltenes Beet ſäen, und darnach den Samen mit dem Karſt etwa $\frac{1}{2}$ Zoll tief unterziehen. Dann werden ſie gewiß im folgenden Winter nicht über der Erde zu ſtehen kommen.

Die Winter-Carotten ſind eigentlich nur eine kurze Winterſpeiſe und keine Frühjahrskoſt. Sie dienen nur in einigen der Monate zur Speiſe, in welchen friſches Gartengewächs ſelten iſt, im Januar, Februar und März, ob ſie gleich, wenn ſie etwas früh geſäet ſind, ſchon von Michaelis an, zur Speiſe zu gebrauchen ſind. Im April haben ſie keinen rechten Geſchmack mehr, weil der Saft zum Samenſchießen bereits eintritt; gleich

gleich dem Meerrettig, welcher, wenn er im März wieder zu wachſen pflegt, nicht mehr gut zum Eſſen zu gebrauchen iſt. Alsdenn werden ſie ſtockicht, und bleiben nicht genießbar *).

Man hat angerathen, man ſolle die Winter-Carotten mit Pferdemiſt bedecken, damit man ſie während des Froſtes, und auch unter dem tiefſten Schne zu beliebiger Zeit heraus hohlen könnte. Daß dieſes nützlich ſey, ergiebt ſich aus folgender Stelle eines Briefes eines Gartenfreundes an den verſtorbenen Lueder:

Vor etwa 12 bis 14 Jahren erwartete ich im Januar das Landgericht. Ich hatte gegen den Herbſt Carotten geſäet, die eßbar waren. Damit mich der Froſt um die Jahrszeit an der Nutzung derſelben nicht hindern mögte, ließ ich gut ½ Fuß hoch Miſt darüber zur Decke bringen, und ich erhielt meinen Endzweck; aber noch mehr als ich erwartet hatte. Der Miſt blieb auf den übrigen Wurzeln liegen, und ich dachte nicht weiter daran, bis zu Anfange des May, als das Land gebraucht werden ſollte. Ich fand die Wurzeln ohne Faſern und Koſt auch ſo wohlſchmeckend, als ſie je auf einem Miſtbeet gezogen werden mögen. Der Miſt hatte verhindert, daß das Kraut nicht hervorſchießen können, und man ſahe nichts, als das Herz oben an der Krone. Was mich erzähltermaßen ein Zufall gelehrt hatte, habe ich nach der Zeit mit Fleiß veranſtaltet, und ſeitdem überaus wohlſchmeckende Winterwurzeln, nicht nur zum Gebrauche für den Winter, ſondern auch im Frühjahr, gehabt.

Die **langen gelben Wurzeln** oder **Möhren**, auch **lange Mohrrüben, gelbe Rüben, Feldmöhren** genannt, welche vorzüglich für das Geſinde

*) Was de Combe (Tom. I. p. 240. und nach Zeiher's Ueberſetz. S. 204) davon vorſchreibt, daß man ſie bey herannahendem Froſte mit dürren Blättern bedecken ſollte, iſt unnöthig, weil ſie nicht leicht erfrieren. Und was er außerdem davon vorſchreibt, paſſet wenigſtens nicht auf das deutſche Clima.

Geſinde und zum Viehfutter beſtimmt ſind, werden im April in kein friſchgedüngtes Land, und zwar vorzüglich dünne geſäet, und man muß dafür ſorgen, daß jede Wurzel, wenn ſie vor dem Herbſte nicht gebraucht werden ſollen, ½ Fuß Raum bekomme. Man wird ſonſt nie rechten Nutzen davon haben. Hat aber jede Wurzel ½ Fuß Raum, und der Same iſt ächt geweſen, ſo wird man nach Michaelis beym Aufnehmen eine viel ſtärkere Ausbeute erhalten, als man ſich verſprechen könnte, wenn jede Wurzel entweder die andere berührte, oder kaum ein paar Finger breit von der andern entfernt wäre. Die Beſtellung iſt eben dieſelbe, als es bereits in Anſehung der Carotten angewieſen worden. Inſonderheit aber müſſen ſie, wenn das Kraut etwa eines Fingers hoch iſt, vom Unkraute ſowohl, als von den zu dicht ſtehenden Wurzeln entlediget, auch hernach den Sommer über, nachdem nun das Beet von eingeſametem Unkraute reiner oder unreiner iſt, ein oder mehrmahl gereinigt werden. Alsdenn erfordern ſie keine weitere Wartung. Nach Michaelis werden ſie ausgehoben. Und um zugleich das Kraut für die Kühe zu nutzen, denen es doch um ſolche Zeit am Graſe zum Vormähen ziemlich fehlet, kann ſolches acht, höchſtens vierzehn Tage vorher, jedoch durchaus nicht früher, bis auf einen Zoll hoch, nach und nach abgeſchnitten werden. Sonſt würde es nicht recht genutzet werden können, weil es auf einmahl für das Vieh zu viel ſeyn möchte. Das Kraut im Sommer ſchon abzuſchneiden, oder dieſes gar einige Mahle zu thun, iſt nachtheilig, wiewohl es einige thun.

S. Lueder's Briefe über die Beſtellung eines Küchengartens. 1. Th. 3te Auflage. Hannover, 1778. S. 320. 154. und 375.

Den

Den Anbau der Möhren im Großen hat man vorzüglich in England zu treiben angefangen, weil dieſes Wurzelgewächs zum Viehfutter und in der Haushaltung ſo ſehr nützlich iſt. Die allgemeine Aufmerkſamkeit auf dieſes Gewächs iſt in England indeſſen erſt in den neueren Zeiten erregt worden, und ihr Bau wird nun von einzelnen vorzüglichen Landwirthen, aus nachher anzuführenden Urſachen, im Großen betrieben; außer in dem öſtlichen Theile von Suffolk um Woodbridge, wo er ſchon ſeit vielen Jahren allgemein geweſen. Hier lernte Young dieſe Saat erſt recht kennen; und es iſt vorzüglich ſeinen Nachforſchungen, ſeinen Verſuchen, Berechnungen und Belehrungen zu verdanken, daß der engliſche Ackerbau ſich an mehreren Orten mit dieſem Gewächſe bereichert.

Ich will zuvörderſt den Bau, ſo wie er von den vorzüglichſten Landwirthen in England betrieben wird, und wie er, nach den aus mannigfaltigen Verſuchen gezogenen Reſultaten, am vortheilhafteſten einzurichten iſt, mit den eigenen Worten des berühmten Hrn Doctor Thaer's *) beſchrieben, und nachher die merkwürdigſten Erfahrungen und Verſuche, um den Ertrag den Werth und die Benutzung zu beſtimmen, nach eben demſelben anführen.

Der eigentliche Boden für die Möhren iſt ein trocken liegendes, mürbes, ſandiges und ſandiglehmiges Erdreich. Der feſte Kleyboden taugt nicht dazu. Je reicher aber jenes an Dammerde, und je tiefer es damit durchdrungen iſt, deſto vortheilhafter iſt der Bau. Young hat aus ſeinen

*) S. deſſen Einleitung zur Kenntniß der engliſchen Landwirthſchaft. 1. B. 2te Aufl. Hannover 1801, S. 332 ff.

geſammelten Beobachtungen folgende Tabelle gezogen, um das Verhältniß zwiſchen dem Werthe des Landes und dem Vortheile des Carotten-Baues zu beſtimmen.

Möhrenfelder bey	Landzins vom Acre			Koſten, Landzins eingeſchl.			Werth des Ertrages			Vortheil		
	Pf. St.	Schill.	Pence	Pf. St.	Schill.	Pence	Pf. St.	Schill.	Pence	Pf. St.	Schill.	Pence
Mr. Cope	0	18	0	8	9	0	21	0	0	12	11	0
— Melliſch	1	0	0	6	2	0	20	0	0	13	18	0
— Wharton	2	10	0	unbeſtimmt			27	9	6	—	—	—
— Stovin	2	0	0	—	—	—	26	0	0	—	—	—
— Moody	0	0	0	7	9	3	22	10	0	15	0	9
— Fellowes	0	16	0	5	14	0	19	18	6	14	4	6
Carmundham	0	14	0	unbeſtimmt			17	0	0	—	—	—
Woodbridge	1	0	0	—	—	—	17	14	2	—	—	—
Mr. Acton	0	12	6	—	—	—	28	13	4	—	—	—
— Hilton	4	0	0	9	0	0	34	6	10	25	6	10
— Taylor	1	0	0	—	—	—	11	0	0	—	—	—
— Legrand	1	0	0	9	15	3	17	10	0	—	—	—
— J. Mill	3	0	0	8	14	0	23	6	8	14	12	8
Im Durchſchnitt	1	11	7	7	17	7	22	16	0	14	15	6

Es erhellet aus dieſer Tabelle, daß der Vortheil des Möhrenbaues im Ganzen deſto größer ſey, je theurer, oder je reicher und tiefer, mürber der Boden iſt. Mr. Hilton's Boden zu Feversham iſt ein dunkelſchwarzer, tiefer, mürber Lehmboden, daher der Acre auch vier Pf. St. Pacht thut. Dennoch iſt der Boden zu Woodbridge und Saxmundham, ſo wie der von Mr. Fellowes und Acton zu einem ſehr großen Möhrenertrage gebracht, ob er gleich an ſich ſehr gering iſt. Der Boden zu Woodbridge beſtehet aus einem dunkelrothen, und wenn er trocken, laufendem Sande, der nur wenig bindende Theile bey ſich führt.

Der Vortheil des Möhrenbaues im Ganzen läßt ſich aus folgender von Young gemachten Bemerkung erklären. Da er auf ſeinem erſten Farm wenig zum Möhrenbau ſich qualificirendes Sandland hatte, ſo ſäete er im folgenden Jahre die Möhren wieder auf daſſelbe Feld, jedoch nach mäßiger Düngung. Er erwartete, nach öconomiſchen Geſetzen, einen Abſchlag von dieſer zum zweyten Mahle nach einander gebaueten Frucht, fand ſich aber durch einen höhern Ertrag überraſcht. Nun verſuchte er es zum dritten Mahle, und erhielt noch mehr.

Die erſte Saat gab nähmlich 249, die zweyte 468, und die dritte 570 Buſh.

Weiter konnte er den Verſuch nicht fortſetzen, da er den Farm verließ. Vielleicht wird daher auch an jenen Orten, durch den häufigen Möhrenbau, das ſchlechte Land immer dazu fähiger. Young ſelbſt ſcheint jenen Verſuch, den er in ſeiner experimental agriculture erzählt, bey der öſtlichen Reiſe, wo er ſich über den großen Möhrenertrag des ſchlechten Landes wundert, vergeſſen zu haben. Ich ſelbſt kenne einen Mann, ſagt

Thaer, der ſeit 12 Jahren ein Stück Gartenland abwechſelnd immer mit Kartoffeln und mit Möhren beſtellet. Zu jenen düngt er, zu dieſen nicht. Er findet, daß die Wurzeln mit jedem Jahre beſſer werden, die Kartoffeln aber im Ertrage ſehr abnehmen.

Auf ſchwerem bindenden Kleyboden hat Young die Möhren auch verſucht. Er findet aber, daß ſich der Ertrag auf dieſem gegen den auf leichtem Boden verhalte wie vier zu funfzehn.

Das Land muß aber vom Unkraute und beſonders von Quecken möglichſt rein ſeyn. Sie müſſen daher auf eine Saat folgen, wodurch das Land vollkommen gereiniget worden. Entweder auf eine gedrillete und mit der Pferdehacke bearbeitete Frucht, oder auf gut behackte Rüben, Kartoffeln, Kohl, reinen Lein.

Mr. Stovin beſtimmte eine Legde dazu, die er nach der Methode des paring and burning behandeln wollte. Weil aber ſehr naſſe Witterung eintrat, ſo konnte er dieß nicht vollführen, und das ganze Feld war mit Quecken überzogen.

Das Land wird von einigen nur einmahl um Weihnachten mit einem doppelten Pfluge, zehn bis zwölf Zoll tief, herumgebracht. Beſſer aber iſt es, die Stoppel im Herbſte zu ſtürzen, dann kurz vor Winter mit zwey hinter einander gehenden, oder einem zuſammen geſetzten Doppelpfluge das Land einen vollen Fuß tief umzuarbeiten, es im Winter rauh liegen zu laſſen; dann Ende März zu eggen und nochmahls einfach zu pflügen. Mit dieſer Furche wird dann der Dünger, wenn man ihn geben will, untergebracht.

Die

Die vortheilhafteſte Anwendung des Düngers zu Möhren hat Young ſowohl durch eigne Verſuche, als durch die auf ſeinen Reiſen geſammelten Bemerkungen ſehr ins Licht geſetzt.

Nach 9 Verſuchen hat er im Durchſchnitt erhalten:

Auf den gedüngten Feldern vom Acre	490 B.		
Auf den ungedüngten	260 —		
Von gedüngten alſo mehr	230 —		
Den Buſhel zu 8 Pence gerechnet, beträgt dieß	7 Pf. St.	13 Schill.	4 Pence.
Den Dünger berechnet er zu	1 —	13 —	3 —
Man gewinnt alſo durch den Dünger	6 —	0 —	1 —

Wo in aller Welt, ſagt er, kann der Dünger ſo theuer ſeyn, daß man ihn zu dieſem Preiſe nicht anwenden ſollte?

Man muß aber bemerken, daß hier von verrottetem, mit Erde, auch wohl mit Kalk vermiſchtem Dünger (compoſt) die Rede ſey, und daß dieſes alſo mit der Meinung der deutſchen Gärtner, man dürfe unter Möhren keinen langen Dünger bringen, in keinem Widerſpruche ſtehe.

Das Land wird nun ſehr rein geegget, leicht gewalzet und wieder geegget. Dann wird der Same bey windſtillem Wetter ſorgfältig ausgeſäet. Vier Pfund ſind auf den Acre hinreichend; doch gehet man ſicherer, wenn man ein Pfund mehr nimmt. Darauf wird wieder ſtark gewalzet und hernach mit einer leichten Egge überzogen.

In Anſehung der vorzüglichſten Beſtellungszeit ſind die Meinungen getheilt. Einige ſäen ſo früh,

früh, wie es die Witterung nur immer erlaubt. Die Wurzel kann nicht lange genug wachſen, ſagen ſie; je früher geſäet, deſto ſtärker wird ſie werden. Andere ſind für die ſpätere Beſtellung im April: der Same liege bey kalter Witterung doch nur in der Erde, ohne zu keimen; die trocknen Frühjahrswinde verwehen ihn; das Unkraut hingegen wachſe früher und überziehe den Acker, ehe ſich die Wurzeln zeigen. Allgemein wird ſich hierüber wohl nichts entſcheiden laſſen, da es von der zufälligen Witterung abhängt, ob die frühe oder die ſpäte Saat beſſer gerathe. Die meiſten ſäen gegen Ende des Märzes.

Das früh vor den Wurzeln erſcheinende Unkraut macht die meiſte Schwierigkeit bey dieſem Bau. Das Jäten iſt das ſicherſte, aber ein ſehr mühſames Mittel dagegen. Es machen ſich daher die Meiſten kein Bedenken, ſobald ſich Unkraut zeigt, tüchtig eggen zu laſſen, und dieſes ſo oft zu wiederhohlen, als es wieder hervorkommt *). Es ſchadet nichts, ſagen ſie, daß vielleicht manche Wurzel, die eben hervorkeimen will, damit zerſtöret werde; es bleiben derſelben doch überflüſſig. Wenn ſich aber die Wurzeln mit ihrem feinen Kraute in Menge zeigen, und man ſie doch nicht ſo deutlich vom Unkraute unterſcheiden kann, daß man gleich die Hacke brauchen könnte, ſo ſcheint das Jäten unentbehrlich zu werden.

Einige

*) Ein dreiſtes Eggen der jungen Möhren empfiehlt neuerlichſt Karl Slevogt in Denſo's ökonomiſchen Beyträgen 2tem Hefte S. 73. Er glaubt, daß man dadurch alles Jäten und Behacken erſparen könne; worin ich ihm indeſſen nicht beypflichte. Wenigſtens wird der Ertrag die hierauf verwandten Koſten dreyfach erſetzen. Hrn. Denſo's Beyträge zähle ich übrigens unter die ſchätzbarſten neuen ökonomiſchen Schriften, da ſie eigenthümliche Gedanken und Erfahrungen enthalten Thaer.

Einige haben auch mit einer Pferdehacke die Möhren gleich in eine Entfernung von 9 Zoll geſetzet. Zu dieſem Endzwecke ſcheint indeſſen das Inſtrument, welches Reichard im dritten Theile ſeines Land- und Gartenſchatzes, S. 11, beſchreibt, brauchbarer zu ſeyn. Nur müßten die ſogenannten Jätehäcklein breiter ſeyn, wie er ſie angiebt.

Man muß ſich ja nicht irre machen laſſen, wenn die Möhren ſpät, nach der Mitte des May, noch nicht gelaufen ſind. Sie erſcheinen oft erſt zu Ende dieſes Monats, und manchmahl erſt im Junius, wenn der May trocken iſt. Wenn man nur ſicher iſt, guten Saamen erhalten zu haben, ſo bleiben ſie gewiß nicht aus.

Wenn die Möhren deutlich zu unterſcheiden ſind, und ihr krauſes Blatt haben, ſo iſt es Zeit zum Behacken. Die Hacke muß allemahl ſchmahler ſeyn, wie die Rübenhacke. Beym erſten Behacken iſt es am ſicherſten, die Wurzeln nur fünf bis ſechs Zoll aus einander zu ſetzen. Beym zweyten aber, was nach vier Wochen ungefähr geſchiehet, müſſen ſie zehn bis zwölf Zoll Zwiſchenraum haben.

Der reichliche Ertrag beruhet ganz auf dieſem Behacken. Nichts iſt hier ſo nachtheilig, als die Schonung überflüſſiger Pflanzen. Es hält ſchwer bey uns, Anfängern in dieſer Arbeit das Mitleid zu benehmen, was ſie gegen jede friſchſtehende Möhre fühlen. Sie möchten ſie ſo gern zum Verſpeiſen aufziehen. Aber dieſe Oeconomie taugt nicht, würde theils die Arbeit ins unendliche verzögern, theils aber dem Möhrenfelde nachtheilig werden. Denn unſere Gärtner haben ſchon die Bemerkung gemacht, daß die Möhren, von welchen man aufgezogen, vor Herbſt wurmſtichig

werden. Es muß daher friſch vor der Fauſt weggehauen werden, was dem andern die Nahrung entzieht. Man hat es auch längſt bey uns erfahren, daß ein Möhrenfeld im Küchengarten, welches ſehr dicht ſtehet, zum Wintergebrauch einen ſchlechten Ertrag gegeben; wogegen ein anderes, was man wegen der wenigen Pflanzen im Frühjahre umzugraben im Begriffe wär, im Herbſte reichlich lohnte. So bekannt dies aber auch jedem Tagelöhner iſt, ſo weiß ich doch nicht, daß man dieſe Bemerkung bey uns gehörig benutzet hätte.

Zuweilen, wenn ſich abermahls nach fünf bis ſechs Wochen Unkraut oder überflüſſige junge Wurzeln zeigen, muß das Behacken zum drittenmahle wiederhohlt werden. Dies gehet dann aber leicht und geſchwind, koſtet nur wenig, trägt aber zur Verſtärkung der Wurzeln und zur vollkommenſten Reinigung des Landes, auch auf die folgenden Saaten, ſehr viel bey.

Man hat bey uns ein Vorurtheil gegen das Behacken und Schaufeln auf ſandigem Boden, welches ſich, wie ſo viele andere Dinge, angeblich auf Erfahrung, in der That aber auf ein oberflächliches und falſches Raiſonnement gründet. Man entziehe dadurch, ſagt man, dem Lande die Frucht; bey trocknem Wetter behackte Kartoffeln welkten augenblicklich, und ſo auch andere Pflanzen. Aber man beobachte doch nur genau und unbefangen entſchließe ſich, einige leichte Verſuche anzuſtellen, und man wird ſich bald vom Gegentheile überzeugen. Bey brennendem Sonnenſcheine ſieht freylich die Oberfläche eines gelockerten Feldes dürrer aus, wie die feſte Borke eines andern. Jeden Morgen aber wird man ſich durch das Auge und durch den Finger überzeugen können,

daß

daß das gelockerte Land, die Nacht hindurch, mit ungleich mehr Feuchtigkeit beſchwängert worden, als das feſte. Selbſt im Mittage wird man in der Tiefe von etlichen Zollen gelockertes Land feuchter finden, als gebundenes. Um ſich von dem friſcheren Wachsthume der Pflanzen und ihrer größeren Dauerhaftigkeit bey der Hitze zu überzeugen, behacke man doch nur die Hälfte eines ſonſt gleichen Feldes, auf eine ſchickliche Art, und laſſe die andere Hälfte liegen. Man wird bald die Vorzüge des erſteren ſehen. Daß man Kartoffeln und andern Gewächſen, die ihre Haarwurzeln horizontal in der Oberfläche verbreiten, durch ein tiefes unzeitiges Behacken und Anhäufen ſchaden könne, hat keinen Zweifel, weil man ihnen die Wurzeln zu einer Zeit abreißt, wo ſie wegen Mangel an Frucht keine friſche ſchlagen können. Bey ſolchen Gewächſen aber, die ihre Hauptwurzel perpendiculär in die Erde treiben, hat dieſes keine Gefahr.

Daß das Behacken der Möhren ungleich mühſamer und koſtſpieliger ſey, wie das der Rüben, verſteht ſich von ſelbſt. Das Rübenland wird vorher im Frühjahre oft gepflüget, der gekeimte Unkrautsſamen zerſtört, und die ſtärkſte Vegetation der Unkräuter iſt nach Johannis vorbey; die Rüben wachſen dann geſchwind mit ihrem Kraute empor. Die Möhren müſſen hingegen am erſten im Frühjahre geſäet werden, wo alles Unkraut in Bewegung kommt, kommen ſehr ſpät hervor, und laſſen dem Unkraute einen Vorſprung von neun bis zehn Wochen.

Man läßt die Möhren ſtehen, bis das Kraut zu bleichen und zu verwelken anfängt. Das Kraut früher zum Viehfutter abzuſchneiden, ſcheint nicht ſo nachtheilig zu ſeyn, als es ſolches für den

Kar=

Kartoffelnertrag iſt, wenn man ihr noch ſaftiges Kraut aus falſcher Oeconomie zum Viehfutter brauchen will. Wenigſtens wird in Nr. 134 der Ann. of agricult. S. 40 ein Verſuch beſchrieben, wo ſie dreymahl, ohne Nachtheil, gemähet ſind.

Man hat in England verſchiedene ſehr glückliche Verſuche gemacht, die Möhren den Winter über in der Erde zu laſſen, und dann im Frühjahre, wo das Futter ſo ſelten iſt, zu verbrauchen. So ließ Mr. Onley die ſeinigen in ziemlich feuchtem Lande einen kalten Winter hindurch ſtehen, und fand ſie im April im beſten Zuſtande. Ann. of agricult. B. 3. S. 217.

Es iſt auch bey uns bekannt, daß Möhren den Winter in der Erde oft ſehr gut aushalten. Indeſſen bliebe es doch ein Wageſtück; und einen Winter, wie der von 1794 und 1795 war, wo ſo oft Thauwetter und heftiger Froſt abwechſelten, würden ſie gewiß nicht ertragen. Es iſt alſo am ſicherſten, ſie im Herbſte auszunehmen. Dies geſchieht am beſten mit einer gewöhnlichen dreyzackigen Miſtforke. Es wird dann der Kopf gleich abgeſchnitten, der Abfall für das Vieh gebraucht und die Wurzeln nach Hauſe gefahren. Sie werden dann in der Scheure mit Sand verpackt, oder mit Stroh in Fiemen gebracht, wie die Rüben, oder in die Erde gegraben. In letzterem Falle dürfen aber die Gruben nicht tief ſeyn, und müſſen durch ein auf die Möhren geſetztes und aus der Erde herausſtehendes Schof Stroh etwas Luft behalten, ſonſt faulen ſie.

Die Koſten, welche dieſe Cultur erfordert, belaufen ſich hoch. Und wo man keinen vortheilhaften Markt und einen großen Ueberfluß hat, iſt es damit noch nicht gethan. Die nützlichſte

und

und einträglichſte Verwendung iſt zur Maſtung von Rindvieh und Schweinen. Die Anſchaffung dieſes Viehes erfordert alſo wenigſtens noch einen halbjährigen Vorſchuß. Dies iſt die Urſache, warum dieſer Bau ſich ſelbſt in England noch nicht allgemeiner verbreitet hat, obgleich jeder eingeſtehet, daß es nichts vortheilhafteres gebe. Erſparungen ſind bey dieſem Artikel höchſt nachtheilig. Wird ein Behacken unterlaſſen, oder nicht gehörig vollführt, ſo kommt wenig heraus.

Die Koſten ſind, wie aus der oben mitgetheilten Youngſchen Tabelle erhellet, verſchieden. Dieſe Verſchiedenheit beruhet, außer dem ungleichen Landzins, vorzüglich darauf: ob man geübte oder ungeübte Hacker habe. In Gegenden, wo dieſer oder der Rübenbau eingeführt iſt, und jeder Burſche behacket, ſobald er die Hacke führen kann, ſind ſie viel geringer. Folgendes ſind einige Koſtenberechnungen.

Aus Young's experimental agriculture:

	Pf. St.	Schill.	Pence
Ein Doppelpflügen	0	7	0
Zwey gewöhnliche Pflugarten	0	6	0
Fünfmahliges Eggen	0	2	6
Samen und Säen	0	4	9
Dünger	0	18	7
Erſtes Behacken	1	4	6
Zweytes Behacken	0	9	0
Drittes Behacken	0	5	6
Viertes Behacken	0	2	3
Aufroden	0	17	6
Abſchneiden, Wegfahren, Auflegen	0	17	4
Landzins	0	17	0
=	6	11	11

Von Mr. Cope zu Nottingham:

Landzins	0	18	0
Landtaxen	0	5	0
Samen	0	4	0
Säen	0	0	6
Dreymahliges Pflügen	1	0	0
Zweymahliges Eggen	0	1	6
Behacken und Jäten	2	0	0
Aufnehmen, Wegfahren u. ſ. w.	1	5	0
Dünger	2	5	0
=	7	19	0

Ein

Ein Möhrenfeld von $1\frac{1}{2}$ Morgen Calenb., reicher Sandboden, koſtete dem Herrn Doctor Thaer im Jahre 1796

	Rthl.	Gr.	Pf.
Für zweymahl einfaches Pflügen	1	6	—
— ein Doppelpflügen : :	1	12	—
— viermahl zu eggen : :	—	24	—
— Samen : : : :	—	30	—
— Säen : : : :	—	9	—
— Walzen : : : :	—	6	—
— Erddünger : : :	8	—	—
Zu jäten : : : :	7	8	4
Erſtes Behacken : : :	4	8	—
Zweytes Behacken : : :	1	35	—
Drittes Behacken : : :	1	—	—
Aufnehmen und Reinigen : :	6	10	—
Wegfahren : : : :	2	—	—
=	35	4	4

Mit geübteren Hackern hätte er, wie er meint, vielleicht das Jäten erſparen, und auch das Hacken wohlfeiler haben können.

Nun den Ertrag! Wir finden dieſen bey den Engländern bald nach dem Maße, bald nach dem Gewicht angegeben. Da aber zwey Buſhel einen Centner wiegen, ſo laſſen ſich alle Angaben leicht auf Buſhel reduciren.

In Young's experimental agriculture iſt der Durchſchnitt des verſchiedenen Ertrags 345 Buſh. vom Acre. Es ſind aber verſchiedene mißrathene Verſuche auf naſſem Kleyboden, die wenig eintrugen, mit aufgenommen. In Young's öſtlicher Reiſe finden wir folgende Nachrichten vom Ertrage eines Acres:

Bey

Bey Mr. Cope zu Arnold	440	Buſhel
— — Melliſch zu Blyth	800	—
— — Warthon zu Car-houſe ;	800	—
— — Moody zu Betford	900	—
— — Fellowes zu Shotterham ;	576	—
Um Saxmundham ;	800	—
Bey Mr. Acton zu Branford	862	—
— — Taylor zu Befrons	440	—
— — Hilton zu Fevers-ham ;	1000	—
— — Legrand zu Aſh	1000	—
— — Mill ;	700	—

Dies wären ungefähr im Durchſchnitt 790 Buſh.

In der Gegend von Woodbridge, wo dieſer Bau ſeit langen Zeiten häufig getrieben wird, erkundigte ſich Young vorzüglich nach dem Ertrage. Es kommen hier die Möhren in den regulären Feldwechſel. Man bauet nähmlich:

1. Rüben.
2. Gerſte.
3. Klee, oder gedrillte und behackte Bohnen.
4. Weitzen.
5. Möhren.

Alſo nur zweymahl Korn in fünf Jahren. Zu den Möhren wird nicht gedüngt, ſondern zu den Rüben. Von der Gerſte haben ſie bey dieſem Feldwechſel und ſtarker Düngung 48 bis 56 Buſh. Und doch iſt ihr Boden nur ein dunkelrother laufender Sand, der wenig bindende Theile mit ſich führt. Ein Wunder, ſagt Young, welches die höchſte Cultur und ein ſolcher Fruchtwechſel thun kann!

In Anſehung des Möhrenertrages erfuhr er folgendes:

1. Ein

1. Ein Rod giebt wenigſtens $4\frac{1}{2}$ Buſh. (oft auch 6 Buſh.) macht vom Acre =	720 Buſh.
2. Von 1 Acre werden im Durchſchnitt 15 Fuder zu 40 Buſh. angefahren, macht =	600 Buſh.
3. Die Wurzeln wiegen im Durchſchnitt wenigſtens 1 Pfund; auf jedem Quadratfuße ſtehen ordentlich 1 Stück; 56 Pfund machen 1 Buſh.; alſo gibt der Acre = =	776 Buſh.
Der Durchſchnitt, den dieſe Data geben, iſt = =	698 Buſh.

Herr Thaer iſt, wie er ſagt, nicht im Stande, den Ertrag ſeines Möhrenfeldes genau zu beſtimmen. Gewiß war er aber über 600 Himten.

Um den eigentlichen Werth der Möhren zu beſtimmen, hat Young ſehr viele Erkundigungen angeſtellet, und Nachrichten geſammelt. Indeſſen bleibt er noch ſehr unbeſtimmt; der Buſhel wird von einigen zu ſechs Pence, von einem andern zu zwey Schill. geſchätzt. Zu Woodbridge wird er zu ſechs bis 8 Pence verkauft. Zu dieſem Preiſe hohlen ſie aber ſolche Leute, die Viehmaſtung im Großen treiben, nach entfernten Gegenden hin, und beſonders die Londoner Aufkäufer. Ein guter Landwirth verkauft ſie nicht dafür. Dieſer beſtimmt den Werth eines ſolchen Artikels lediglich nach dem Vortheile, den er bey der Viehfutterung und Maſtung giebt. In Anſehung der Möhren fehlt es aber noch an ſo genau angeſtellten Verſuchen, wie man ſie von verſchiedenen andern Futtergewächſen hat. Um einen ſolchen Verſuch zu machen, muß man einen Stapel mageres Vieh kaufen, und lebendig wägen, wie dieſes in

England häufig geſchiehet. Ihr Hauptfutter muß nur aus dieſem einzigen Gewächſe beſtehen, welches man genau mißt oder wäget. Das nothwendige Nebenfutter, ſammt Streuung, muß aber auch berechnet werden. Wenn das Vieh dann auf den gehörigen Grad gemäſtet iſt, ſo wird es wieder lebendig gewogen und verkauft. Und nun läßt ſich der Werth des Maſtfutters genau berechnen, wobey jedoch auch der Dünger in Anſchlag zu bringen. Man hat durch ſolche Verſuche den Werth der meiſten Futtergewächſe zu einem hohen Grade von Beſtimmtheit gebracht. In Anſehung der Möhren iſt dieſes aber wohl noch nicht oft geſchehen, welches wohl daher rühret, weil die berühmten und aufmerkſamen Viehmäſter in ſolchen Gegenden wohnen, wo der Möhrenbau, des Kleybodens wegen, nicht betrieben werden kann.

Das Merkwürdigſte, was Thaer über das Vorhergehende gefunden, iſt von Mr. Moody zu Retfort, in Nottinghamſhire, der im Winter eine große Ochſenmaſtung mit Oehlkuchen treibt, die er das Fuder von 20 Centner mit 4 Pf. St. 15 Schill. bezahlt. Bey der Maſtnng ſelbſt hat er keinen baaren Vortheil, wenn er alles berechnet. Aber er gewinnt in der Maſtungszeit, vom Anfang Novembers bis Ende Märzes, auf jedes Stück 1 Pf. St. 13 Schill. Werth am Dünger, und bloß dieſerwegen treibt er Maſtung. Er fing an Carotten zu bauen, und 3 Acres erſparten ihm gerade 70 Pf. St. an Oehlkuchen. Für die Melkkühe ſind die Möhren eine der ſchönſten Futterungsarten. Sie geben reichliche und vorzüglich ſchöne Milch. Young und verſchiedene andere ſtrenge rechnende engliſche Landwirthe behaupten aber, es ſey bey jeder Winterfutterung

von Melkkühen offenbarer Schaden, wenn man das Pfund Butter nicht zu drey Shill. verkaufen könne. Man ſollte ſie daher bloß mit Stroh durch den Winter bringen, und alles übrige an das Maſtvieh wenden. Mr. Harvey zu Hartleburg erzählt indeſſen im vierten Bande der Annals of agriculture ſeine Methode, Melkkühe im Winter durch Kohl und Möhren zu einem reichlichern Ertrage zu bringen, als ſie im Sommer auf der beſten Weide geben. Kohl allein gebe der Milch einen üblen Geſchmack, aber mit Möhren verbunden, ſey die Milch und Butter wie im May.

Die Maſtung der Schweine mit Möhren, wird ſehr häufig getrieben. Sie machen für ſich ſehr gute Fleiſchſchweine; zur Speckmaſtung aber können ſie nur als Vorbereitung dienen. Sie haben einen auffallenden Vorzug vor den Kartoffeln. Mr. Stovin giebt zu dieſem Behuf den Werth eines Buſh. Möhren, wenn ſie gekocht werden, auf zwey Shill. an. Dies ſcheint übertrieben, indeſſen glaubt Young, daß der Verſuch merkwürdig ſey, und daß das Kochen ihre Maſtungskraft ſehr vermehre. Nach Sir J. Mills Verſuchen iſt der Buſh. Möhren in der Schweinemaſtung roh 8 Pence werth.

Eine höchſt merkwürdige, in England täglich allgemeiner werdende Benutzung der Möhren, iſt aber die, zur Pferdefutterung. Schon lange weiß man, daß die Pferde ſie gern freſſen, und daß ſie ihnen vortrefflich bekommen. Man hat ſie auch als ein Mittel gegen den Dampf, die Druſe, und manche andere Krankheiten, angerühmet. Daß ſie aber eine völlig hinreichende Fütterung für die ſchwerſten Arbeitspferde, ohne alles Korn, und, wenn man will, ohne alles Heu, ab-

 geben,

geben, iſt erſt in den neueren Zeiten in England anerkannt worden. In Suffolk wird die ſchöne, unterſetzige, unglaublich ſtarke Race von Pferden, bey der ſchwerſten Arbeit von Michaelis bis Oſtern, damit unterhalten. Einige geben Heu dabey, andere nicht, ſondern nur etwas Stroh, um die Zähne zu ſcheuren, und den Durchfall, den ſie ſonſt dabey bekommen, zu verhindern. Hafer wird nur von ſehr wenigen dabey gefüttert; die Pferde laſſen ihn auch liegen, wenn ſie Möhren vollauf, und ſich erſt daran gewöhnt haben.

Die Quantität Möhren, welche ein Pferd wöchentlich erhält, iſt ſehr verſchieden, von 7 bis 15 Buſh., je nachdem es ſchwere Arbeit thun muß, und ihm dabey Heu oder anderes Nebenfutter gereicht wird. So viel iſt ausgemacht, daß man mit 1 Acre Möhren wenigſtens eben ſo weit kommt, wie mit 4 Acres des beſten Hafers.

Obgleich Young, nach allen ſeinen geſammelten Nachrichten, der Meinung iſt, daß man den Werth eines Buſh. Möhren bey gewöhnlichen Preiſen zu 1 Schilling annehmen kann: ſo wollen wir ihn hier doch, nach der geringſten Berechnung, die bey den engliſchen Schriftſtellern vorkommt, nur zu 8 Pence anſetzen. Wenn nun aber ein Acre im Durchſchnitt 600 Buſh. giebt,

ſo iſt der Ertrag deſſelben = =	20	Pf. St.
und nach Abzug der Koſten = =	8	—
reiner Vortheil = = = = =	12	Pf. St.

Welcher Bau, welcher Betrieb kommt dieſem gleich! Und denn iſt es eine Saat, welche das Land keinesweges erſchöpft, wie dies Kartoffeln und Weißkohl, nach zuverläſſigen Erfahrungen, thun. Sie verbeſſert vielmehr das Land von Jahr zu Jahren, macht es zum tiefen, reichen

Garten-

Gartenboden, und vertilget alles Unkraut. Insbeſondere ſichert ſie eine reiche Gerſtenärndte auf das folgende Jahr, und ein vortreffliches Kleefeld auf das dritte Jahr, in deſſen untergepflügte Stoppel dann auf mittelmäßigem Boden Weitzen vorzüglich geräth.

Und, wenn die Möhren benutzt werden, wie jedes Produkt dieſer Art benutzt werden ſollte, — nicht zum unmittelbaren Verkauf, ſondern zur Wintermaſtung; welch' eine Menge von Dünger, und welche Verbeſſerung der ganzen Wirthſchaft iſt davon zu hoffen!

Obendrein iſt unter allen Gewächſen keins, was dem Mißrathen weniger ausgeſetzt wäre, wie dieſes. Es hält ſich in jeder Witterung, und leidet von keinem Inſekte. Wenn der Same nur gut iſt, ſo kann es kein Unfall weiter treffen. Und in dem einzigen Falle, daß der Samen nichts taugte, hat man doch nichts weiter, als dieſen verlohren, und man hat noch Zeit genug, das Feld mit Kartoffeln oder Rüben zu beſtellen.

Der Möhrenbau in Sachſen.

Der Möhrenbau im Großen und deſſen anerkannter Nutzen nicht nur bey der Landwirthſchaft überhaupt, ſondern auch beſonders als ein ſteigender Nahrungszweig für die geringern Einwohner in den Städten und auf den Dörfern iſt in manchen Gegenden Sachſens ſo beträchtlich, daß er ſowohl als der engliſche beſchrieben und empfohlen zu werden verdient, zumal da die Kultur deſſelben vielleicht noch ſicherer und vortheilhafter betrieben wird, als uns die Beſchreibungen von dem engliſchen Möhrenbau lehren. Ich will daher jetzt einen Aufſatz aus den Oekonomiſchen Heften

ten *) über die Kultur und den wirthſchaftlichen und Handelsgebrauch derſelben in der Gegend von Bitterfeld nach Halle und Deſſau zu, und ſodann auf beyden Seiten die Elbe herauf bis über Torgau mittheilen, wie dieſelbe auf großen Landgütern und auch in Bauernwirthſchaften betrieben wird.

Der Boden, worauf ſie gedeihen ſollen, muß weder zu ſandiger, noch weniger ſteiniger Acker ſeyn, ſondern der auf eine halbe Elle tief gutes Land hat, wenn er auch nur mankicht iſt. Je beſſer der Boden und die Bearbeitung deſſelben iſt, deſto beſſern Ertrag hat man zu gewarten. Man findet alsdann Stücke darunter, die ein Pfund und noch mehr am Gewicht haben. Doch ſind die allzu großen, die, wenn ſie zu dünne geſäet worden ſind, erwachſen, nicht die beſten zur Fütterung, weil ſie hart und holzicht werden, und nicht ſo ſaftreich bleiben, wie die von der mittlern Sorte. Daher muß die Ausſaat mit aller Vorſicht geſchehen, daß die Rüben weder zu dick, noch zu dünne auf dem Acker zu ſtehen kommen. Denn im letztern Falle erwachſen ſie zu groß, und im erſtern zu klein; und wenn erſt bey dem Jäten viele überflüſſige ausgeriſſen werden ſollen, ſo macht dieſes nicht nur viele Mühe, ſondern es gehen dann auch noch viele von denen, die man ſtehen gelaſſen hat, bey darauf erfolgender trockener Witterung verloren, weil ſie locker gemacht und vom Erdreich entblößt worden ſind.

Die Kultur der Möhren iſt in allen dieſen Gegenden das Geſchäft der Handwerker, Häusler, Hausgenoſſen und anderer zur niedrigſten Claſſe gehörigen Einwohner, die ſelbſt keinen eigenen Acker

*) Jun. 1797. S. 498 ff.

Acker haben. Dieſe bekommen von Beſitzern oder Pachtern großer Landgüter einen Strich Landes auf dem Brachacker angewieſen, der zwey oder drey Jahre hinter einander Getreidefrüchte getragen hat, und der zu dieſem Gebrauche beſtimmt wird. Auch thut der Bauer auf ſeinen Brachäckern ein gleiches, und räumt dieſen Leuten einen Theil davon zum Anbau dieſer Frucht ein. Beſonders geſchieht es mit ſolchen Aeckern, die durch irgend einen Umſtand etwas verwildert und wüſte geworden ſind, und die auf einmahl wieder vom Unkraut gereiniget und gut zu Lande gemacht werden ſollen. Denn da der Acker durchgehends dazu einen Spatenſtich tief gegraben wird, und jeder ſeine Arbeit, ſo viel möglich, gut belohnt haben will: ſo wird das Land beym Umgraben ſorgfältig von allen Unkrautwurzeln gereiniget. Wenn alſo nach jenen Anweiſungen der Acker dazu nur im Herbſte tief, und alsdenn im Frühjahr noch einmahl zur Saat gepflüget wird: ſo müſſen darauf ſehr viele Wurzeln zum Unkraut übrig bleiben, auch kommt der Same davon durch das wiederhohlte Pflügen wieder auf die Oberfläche herauf, ſo daß das Unkraut weit eher, als die Rüben, zum Vorſchein kommt, und das darauf folgende Jäten weit mühſamer werden muß.

Die Ausſaat kann nach dem Winter ſo bald vorgenommen werden, als der Acker zum Graben genugſam abgetrocknet iſt, welches zuweilen ſchon zu Ende des Februars, gewöhnlich aber in der Mitte des Märzes geſchehen kann. Verhindert es die naſſe Witterung, ſo wird auch noch im April, jedoch mit wenigerm Vortheil geſäet, weil alsdenn, wenn Trockenheit einfällt, vieler Same nicht aufgehet. Je früher, deſto beſſer, denn der Same muß 4 Wochen Zeit zum Aufgehen haben.

ben. Späte Fröſte verurſachen an der aufkeimenden Saat keinen Schaden. Nur in England, wo die Aecker mehr Feuchtigkeit haben müſſen, kann die Ausſaat noch ſpäter, jedoch gewiß wohl nicht alle Monate bis zum October geſchehen.

Den Samen dazu erziehen ſich die mehreſten kleinen Einwohner in ihren Gärten ſelbſt, und auſſerdem wird die Dresdner Metze, nachdem er ſchlecht oder gut gerathen iſt, mit 12 bis 8 Groſchen bezahlt Auf ein Dresdner Viertel Feld wird etwas über drey Metzen guter Same gerechnet. Der Same wird vor der Ausſaat mit etwas klarer Aſche aus einander gerieben, damit die Körner nicht zuſammen hangen bleiben. Das Graben der Aecker, wie die Ausſaat, verrichten die Weiber, die darin geübt ſind. — Wenn etliche Schritte lang gegraben und das aufgegrabene Land genug abgetrocknet iſt: ſo verrichten ſie die Ausſaat, und bringen dieſelbe mit eiſernen Harken oder Rechen unter, damit die Oberfläche recht klar und eben wird. Das Graben, ob es gleich mühſamer iſt, hat vor dem Pflügen den großen Nutzen, daß dadurch das Land dazu in gehöriger Tiefe aufgelockert wird, und die Rüben recht lang werden können, da ſie in gepflügtem Acker nur kurz und kulbicht wachſen. Es erleichtert die darauf folgende Arbeit, das Jäten, gar ſehr, indem der auf dem Acker gelegene Same vom Unkraut ſo tief ausgegraben worden iſt, daß er nicht aufgehen kann, und auch die Wurzeln vom Unkraut ſorgfältig aufgeſucht und herausgeworfen worden ſind. Wenn die Rüben nach 8 Wochen anfangen ſich am Kraute zu breiten, wird das Jäten bey trockenem Wetter vorgenommen; welches, wenn es das erſtemahl durch Weiber ſelbſt, und nicht durch bloße Kinder geſchiehet, ſelten wiederhohlet

werden darf, weil der tief gegrabene Acker überhaupt nicht viel Unkraut hervorbringt. Erwächſt es aber wegen naſſer Witterung mehr als ſonſt, ſo muß es noch einmahl geſchehen. Beym Jäten werden auch die kleinen Rüben an den Orten, wo ſie zu dick ſtehen, mit heraus gezogen, damit nicht eine die andere am Wachsthume verhindere. In ſolchem wohl durchgegrabenen Acker iſt, wie jeder leicht einſieht, das mühſame zweymahlige Behacken, wie es in jenem erfordert wird, gar nicht nöthig. Sie wachſen nun bey gedeihlicher Witterung freudig fort, und es iſt bis zum Ausgraben aus der Erde nichts weiter daran zu thun, außer daß man etwa noch im Auguſt nach einem erquickenden Regen die zu dick neben einander ſtehenden Rüben ausziehet, und zur Viehfütterung anwendet.

Obgleich in einem Aufſatz über den Möhrenbau in England und Flandern in den Oekonomiſchen Heften *) verſichert wird, daß das ein- und zweymahlige Abſchneiden des Krautes nichts geſchadet hätte; und die Rüben am Ende eben ſo groß befunden worden wären, als diejenigen geweſen, die unbeſchnitten ſtehen geblieben, ſo lehrt doch die Erfahrung durchgehends das Gegentheil; und diejenigen Rüben bleiben merklich kleiner, deren Kraut abgeſchnitten worden iſt; daher dieſes nirgends geſchiehet, zumal der Nutzen des Abſchneidens zur Fütterung gar nicht ergiebig iſt. Denn ob es wohl jung vom Rindvieh und Schweinen gern gefreſſen wird, ſo reicht es doch lange nicht an die Kleefütterung. Und überhaupt geben ein paar Metzen Ausſaat, wenn das Kraut abgeſchnitten wird, kaum etliche Schubkarren voll

*) März 1797. S. 258 ff.

voll Futter. Fällt nach dem Abſchneiden trockene Witterung ein, ſo iſt es natürlich, daß das Wachsthum der Rüben ſehr leiden muß, weil ſie des Krautes beraubt, nicht einmahl die Feuchtigkeit des Thaues in ſich ziehen können. Das wenige grüne Futter, welches man durch das Abſchneiden erhält, iſt dem Gewinn an der Größe der Rüben, wenn ſie ungeſchnitten bleiben, gar nicht gleich zu ſchätzen. Und überdieß wird auch damit nichts verlohren, wenn man es bis zum Herausnehmen wachſen läſſet, weil wenig davon verdorret, und alsdenn der Kopf der Rübe mit dem Kraute zugleich abgeſchnitten werden muß, wenn ſie in Gruben und Kellern nicht wieder auswachſen ſollen. Dieſes Kraut, woran ein Theil von dem Kopfe der Rübe geblieben iſt, wird von dem Rindvieh und Schweinen weit lieber gefreſſen und iſt auch viel nahrhafter.

Bey der ganzen Beſtellung des Ackers thun die Eigenthümer nichts, und darin beſtehet der eigentliche Vortheil des Mohrrübenbaues für die Beſitzer großer Landgüter und auch der Bauernwirthſchaften, denen es bey ihren übrigen Geſchäften gerade an der Zeit fehlet, das mühſame Graben und Jäten durch ihr Geſinde, Hofeleute und Tagelöhner verrichten zu laſſen. Es würde auch von ſolchen der Fleiß gar nicht darauf verwendet werden, den diejenigen doch anwenden, die ihre gethane Arbeit durch reichlichen Ertrag der Rüben gut bezahlt haben wollen. Diejenigen alſo, denen der Acker zum Mohrrübenbau überlaſſen worden iſt, müſſen alle Arbeit daran verrichten. Sie geben den Samen darzu, graben das Land, ſäen und jäten und bringen auch zuletzt im Oktober die erbauten Rüben mit gewöhnlichen Miſtgabeln aus der Erde und ſchütten ſolche korbweiſe auf zwey

gleich=

gleiche Haufen. Aus dieſen wählt ſich der Beſitzer des Ackers, welchen er will und führet die Rüben, als den Zins für den Acker nach Hauſe, der andere Haufe verbleibet dem, der die Arbeit verrichtet hat, zu ſeinem verdienten Antheil.

Jeder Wirthſchafter muß hier leicht einſehen, daß dieſe Art des Mohrrübenbaues die ſicherſte und vortheilhafteſte iſt. Denn auf ſolche Art erlangen große Güter zu ihrer Wirthſchaft oft auf hundert und mehr Fuder Möhrrüben, worauf ſie keinen Groſchen haben verwenden dürfen. Eben ſo iſt es mit dem Bauer, der ebenfalls damit einen beträchtlichen Zuwachs an nahrhaftem Futter für alle Arten des Viehes ohne den geringſten Aufwand erhält.

Der Acker wird dadurch auf etliche Jahre vom Unkraut gereiniget. Weil er aber tief gegraben und das gute Land hinunter gebracht worden iſt; ſo muß man der von unten heraufgebrachten Erde erſt die gehörige Zeit zur Verwitterung laſſen, ehe mit Nutzen Getreide hinein geſäet werden kann. Es würde daher nicht wohlgethan ſeyn, wenn man dieſe Aecker, weil ſie zum gewöhnlichen Brachſchlag gehören, nach herausgenommenen Rüben noch im Herbſte mit Korn oder Weitzen beſäen wollte, wenn auch noch ſo reichlich darzu gedünget würde. Es würden wegen des vielen noch unverwitterten, ſo genannten todten Landes, doch noch eine ungewiſſe Aernte werden. Man läßt vielmehr ſolche Aecker zwar mit gutem Dünger befahren, und tief unterpflügen, man läßt ſie aber den Winter unbeſäet liegen und beſtimmet ſie zur Gerſtenſaat, die auch alsdann, zumahl wenn der Acker recht ausfrieret, ſehr gut darauf geräth. Oder man ſäet das erſte Jahr Wicken und den Herbſt darauf Weitzen hinein,

hinein, der denn mehrentheils alle andere Weizenausſaat an Wachsthum übertrifft.

Hat man hohe und trockene Gärten, worin das Anpflanzen der Bäume ſchwer von ſtatten gehet, ſo können ſolche Plätze nicht beſſer, als durch den Mohrrübenbau darzu geſchickt gemacht werden. Man läßt im zeitigen Frühjahr den ganzen Raſenfleck umgraben und mit Mohrrüben beſäen. Sie gerathen nirgends beſſer, und man hat auch nirgends weniger Arbeit mit dem Jäten, als auf umgegrabenem Raſen. Daher auch manche unfruchtbare und magere Wieſen nicht nutzbarer verbeſſert werden können, als wenn ſie umgegraben, das erſte Jahr mit Mohrrüben beſäet, das zweyte gedüngt und mit Kartoffeln bepflanzt und das dritte mit Klee unter dünner Gerſte beſäet werden. In einem umgegrabenen Gartenfleck werden die darauf im Herbſt gepflanzten Bäume das beſte Fortkommen haben, und wenn mit dem Graben etliche Jahre hinter einander fortgefahren, und ein Jahr um das andere Wicken und Mohrrüben hineingeſäet werden, ſo wird man den Garten nicht nur weit beſſer, als vorher am Futter nutzen, ſondern auch bald die beſten tragbaren Obſtbäume erlangen. Klee, wie doch viele thun, iſt nicht zu rathen unter junge Bäume zu ſäen, weil ſich in den Klee bald eine Art großer Gartenmäuſe einfindet, die ſich von den Wurzeln deſſelben nähren, und wenn ſich dieſe vermindern, ſogar die Wurzeln der jungen Bäume angreifen, daß davon manche gar eingehen oder doch auf einmal im Wachsthume ſtille ſtehen.

Zur Aufbewahrung im Winter iſt ein trockener Keller oder Grube nöthig, woraus man täglich die Nothdurft zur Fütterung erhalten kann. Man kann ſich eine dergleichen unter einem Schup-

Schuppen machen laſſen, die etwa 4 Ellen Tiefe und die nöthige Breite hat. Die Rüben werden unter dem Schuppen an den Köpfen glatt mit dem Kräutig abgeſchnitten und auf kleine Haufen um die Grube geworfen. So bald ſie gut abgetrocknet ſind, werden ſie hinein geſtoßen und andere an ihre Stelle gebracht. Die Grube wird alsdenn blos mit Bretern bedeckt, und oben auf und darneben mit Strohbunden belegt, ſo ſind ſie vor dem Erfrieren geſichert und alle Tage kann die Quantität herausgehohlet werden, die zur Fütterung nöthig iſt. Bringt man ſie in Keller oder Gruben in Gärten, die zu feuchte ſind, ſo fangen ſie leicht zu faulen an, und es entſtehet großer Verluſt.

Die Vortheile von dem Anbau der Möhren bey der Fütterung und **Maſtung des Viehes** ſind in Sachſen längſt anerkannt geweſen und in den Gegenden, wo dieſelben im Großen erbauet werden, wird man ſich der Zeit nicht mehr erinnern können, wie es in Anſehung der Kartoffel der Fall iſt, wenn mit dem Anbau derſelben der Anfang gemacht worden iſt. Nicht ſo aber, was dieſelben auch für einen **Nahrungs- und Handelszweig** für arme und geringe Leute abgeben.

Ein Fuder dieſer Rüben iſt überhaupt bey der Fütterung und Maſtung des Viehes beſſer und nahrhafter, als zwey Fuder weißer Herbſtfeldrüben. Sie können ſicherer zur Fütterung und Maſtung auf den Winter aufbehalten werden, als jene, weil ſie, ob ihnen gleich auch die Köpfe abgeſchnitten werden, damit ſie nicht auswachſen können, doch inwendig viel weniger trocken und pelzig werden, daß ſie nicht mehr nahrhaft bleiben. In wohl angelegten Gruben halten ſich die

Mohrrüben bis in den März gut und ſaftreich. Dem Rindvieh, hauptſächlich den melkenden Kühen, und was gemäſtet werden ſoll, werden ſie geſtampft oder geſchnitten zum Futter gegeben. Bey dem ſeit vielen Jahren dauernden Heumangel ſind dieſe Rüben auf großen Gütern und in den Bauerwirthſchaften unter den Strohhäckſel anſtatt des Heues gemengt, die beſte Unterſtützung geweſen. Ein Rind, das abwechſelnd mit Kraut und Mohrrüben gefüttert wird, kann in weit kürzerer Zeit und mit weniger Schrot fett gemacht werden, als mit weißen Rüben oder Kartoffeln; es bekommt auch viel wohlſchmeckenderes Fleiſch. Bey der Maſtung mit Morrüben hat man noch überdieß den Vortheil, daß nicht ſo viel Zeit und Holz aufs Kochen verwendet werden muß, weil ſolche jedes Thier lieber ungekocht frißt, und überhaupt die Erfahrung lehrt, daß gekochte Gewächſe nicht ſo gut, als rohe mäſten. Für Gänſe und Schafe werden ſie würfelicht geſchnitten und in Trögen vorgeſetzt, wovon dieſe Thiere, ohne daß Schrot daran gemenget wird, in 5 – 6 Wochen ſchon ſehr fett werden *). Giebt man ihnen aber noch Schrot dazu, ſo geſchiehet es in weit kürzerer Zeit. Das Fett an dieſen Thieren hat hernach beym Schlachten eine gelbe Farbe und iſt ſehr wohlſchmeckend. Häusler und Hausgenoſſen, deren ganze Viehwirthſchaft oft nur in einer Mandel junger und alter Gänſe beſtehet, wiſſen dieſelben nach und nach damit ſo fett zu machen, daß ſie aus ihrer Gänſezucht dreyfachen Nutzen ziehen. Nur muß die Maſtung damit nicht viel über Weihnachten hinaus dauern, indem ſie alsdenn wieder anfan-

*) Auch Tauben und Hühner freſſen ſie ungemein gern, wenn man ſie würflich ſchneidet.

anfangen abzunehmen, weil ihre Begattungszeit eintritt. Die Schweine werden davon auch weit eher, als von Kartoffeln fett. Sonderlich ſind ſie den heranwachſenden Ferkeln und Läufern zum Winterfutter ſehr gedeihlich, ſo daß von ſolchen Thieren, die dergleichen Winterkoſt gehabt haben, ſelten im Frühjahre eines nach dem Austreiben erkranken oder gar ſterben wird. Sogar den Pferden und ſonderlich den Fohlen gegen das Frühjahr klein geſchnitten mit unter dem Futter gegeben, iſt die beſte Blutreinigung, und bewahrt die letztern vor dem ſo gewöhnlichen Kröpfen.

Was den Nahrungs- und Handlungszweig vom Mohrrübenbau betrifft: ſo hat ſich derſelbe ſeit etlichen Jahren gar ſehr erweitert. Das erſte iſt der ſogenannte feine **Mohrrübenſaft**, der ſo ſehr bey mancherley Krankheiten und auch zu Brühen an den Speiſen empfohlen wird, und deswegen ein beträchtlicher Handelsartikel geworden iſt. Zu dem feinen Saft, der eigentlich nur in Krankheiten gebraucht werden ſoll, werden Mohrrüben von mittlerer Größe, die recht ſaftig und wohl abgetrocknet ſind, genommen. Nachdem ſie ſehr rein abgewaſchen worden ſind, werden ihnen die Köpfe, ſo weit ſie grün ſind, und die Schwänze abgeſchnitten, in einem Stampftroge ſehr klar geſtampft, und endlich der Saft auf einer gewöhnlichen Obſtpreſſe ausgepreſſet. Hierbey kommt aber freylich viel auf die Stärke der Preſſe an, weil dieſer Saft nicht ſo leicht, als von mürbe gewordenem Obſt heraus zu bringen iſt. Der heraus gepreßte Saft wird alsdenn bey einem gelinden Feuer ſo lange gekocht, bis er zur gehörigen Syruppsdicke gelanget iſt. Dieſer feine Saft aus rohen Mohrrüben iſt es eigentlich, der nur zum mediciniſchen Gebrauche angewendet werden ſollte.

Von einem Dresdner Scheffel Mohrrüben, die gut ausgepreßt worden ſind, wird man auf 4 Kannen erhalten, wovon jede mit 5 Groſchen bezahlt wird. Da nun ſonſt der Scheffel Mohrrüben nur 8 bis 12 Groſchen gilt, ſo iſt es immer doppelter Gewinn, wenn man daraus dieſen Saft bereitet, indem man die ausgepreßten Rüben doch noch zur Fütterung übrig behält. Allein vielfältig geſchiehet es, daß die ſchlechtere Art von Saft, deren Beſchreibung nun folgen ſoll, zugleich mit dieſem aufgekauft, mit jenem zum Handel vermiſcht, und er dadurch ſchlechter gemacht wird, als er ſeinen natürlichen Beſtandtheilen nach ſeyn ſollte.

Denn die andere und am meiſten gewöhnliche Art, ſich aus den Mohrrüben einen Saft, den man den **gemeinen Möhrenſaft** nennen kann, zur Zukoſt zu bereiten, iſt folgende: Man läßt die Mohrrüben, wenn ſie gehörig gereiniget worden ſind, nach zugegoſſenem Waſſer in einem Keſſel kochen, bis ſie ſo weich ſind, daß ſie beym Umrühren zu einem Brey werden, bringt ſolche auf die Preſſe, und kochet alsdenn das Ausgepreßte zu einem Saft ein; welches freylich etwas längere Zeit, als jenes erfordert, weil das dazu gebrauchte Waſſer erſt verdampfen muß. Man gebraucht hernach im Sommer den davon erhaltenen ſüßen Saft in die Brocken anſtatt des Syrupps und den Kindern wird es als Zukoſt aufs Brot gegeben.

Um denſelben auch zur Zukoſt für das Geſinde noch brauchbarer zu machen, bringt man dieſen Saft noch zu einem wohlſchmeckenden **Mus**, das ſo leicht niemand verſchmähet. Man ſammelt nähmlich im ſpäten Herbſt, wenn die Hahnbutten völlig reif ſind, und anfangen weich zu werden, davon ſo viele, als man habhaft werden kann.

Man

Man kochet z. B. einen halben Scheffel derſelben unter fleißigem Umrühren aus, und ſchäumet während des Kochens die oben aufſchwimmenden Hacheln ſorgfältig ab. Wenn alles von Hahnbutten abgekochet iſt, werden durch klare Siebe die Kerne abgeſondert. Nun wird zu den Hahnbutte eine gleiche Quantität ausgepreßten Saftes von Mohrrüben gebracht, und dieſes aufs neue zuſammen bis zu einem ſtarken Syrupp gekocht, womit denn ein wohlſchmeckendes Mus zur Zukoſt bereitet iſt. Denn die allzu große Süßigkeit des Möhrenſaftes wird durch den etwas herben Geſchmack der Hahnbutten gemildert. Faſt jede geringe Familie auf dem Lande, welche Gelegenheit hat, Mohrrüben zu bauen, bereitet ſich dieſes Mus auf den Winter, ſonderlich in den Jahren, wo es an Pflaumen gemangelt hat, und es iſt unſtreitig eine ſehr geſunde Zukoſt.

Noch einen vortheilhaften Gebrauch des ausgepreßten Mohrrübenſaftes wiſſen alle Bauernweiber auch dadurch zu machen, daß ſie damit ihre zu Markte zu tragende Winter- und Frühjahrsbutter verſchönern. Sie ſchaben etliche recht dunkelgelbe Mohrrüben ab, und reiben ſelbige auf einem Reibeiſen klein, drücken alsdenn den Saft davon durch ein reinliches Tuch aus, und nehmen von dieſem Safte etwa ein Nößel zu zwanzig Kannen Sahne, und gießen ſolchen zugleich mit in das Butterfaß. Dieſer Zuſatz macht die Butter, die ſonſt vom Strohhäckſel ganz weiß ausſieht, ſo gelb, als mitten im Sommer bey vollem Graſe. Er giebt ihr auch einen ſüßern Geſchmack, der außerdem bey der Strohfütterung ins Herbe fällt. Dabey verurſacht er an der Butter ſelbſt, wenn ſelbige noch ſo lange aufbehalten wird, keine nachtheilige Veränderung, als

 wenn

wenn derſelben, wie von den Holländern geſchiehet, auf eine andere Art die gelbe Farbe gegeben wird.

Man hat auch ſchon in den Jahren, wo es gänzlich am wilden Obſte zum Eſſig mangelte, Verſuche angeſtellt, ſich den nöthigen Eſſig zur Hauswirthſchaft auf dem Lande zu verſchaffen, die nicht vergelblich geweſen ſind. Man ſtampfet die Mohrrüben ſehr klein, wie man mit dem wilden Obſte zu thun pfleget, gießt verhältnißmäßig Waſſer darauf, und läßt ſolche auswäſſern. Alsdenn wird das abgezapfte Waſſer in Gefäße gebracht, die man eine Zeitlang in mäßiger Wärme liegen läſſet, bis es zum Gähren kommt. Es wird zwar kein ſo ſcharfer Eſſig, wie vom wilden Obſte, jedoch iſt er zu den gewöhnlichen Speiſen unter den Landleuten brauchbar. Die Schärfe deſſelben würde auch unſtreitig verſtärkt werden können, wenn man mehrere Mohrrüben dazu nähme, damit das Waſſer recht ſüſſe würde; denn je ſüſſer das Waſſer, deſto ſtärker der Eſſig. So iſt es auch mit dem Obſteſſig.

Endlich wird wohl keine Erdfrucht von den Kindern auf dem Lande häufiger roh gegeſſen, als die Mohrrüben, und die Erfahrung lehrt, daß ihnen der tägliche häufige Genuß nicht im mindeſten ſchadet; da ſie ſich hingegen von weißen Rüben, wenn ſie deren viele eſſen, gar bald übel befinden. Auch werden dieſelben zu einem Brey gekocht, und mit Eyern und Sahne vermiſcht zu einem Aufguß auf die Kuchen gebraucht.

So mannichfaltig iſt der Nutzen einer Erdfrucht bey der Landwirthſchaft und in der Haushaltung, die faſt in jedem Boden wächſet, der einen Spatenſtich tief gutes Land hat, und die man in Sachſen noch in weit größerer Menge in

der

der Brache erbauen könnte und würde, wenn die Sömmerungsfelder auf der Brache nicht von Alters her ſo eingeſchränkt worden wären. Es iſt ſelten ein Jahr, worin ſie ganz mißrathen ſollten und die Arbeit daran vergeblich wäre. Das meiſte kommt darauf an, daß man auf eigenen erbauten Samen hält und nicht durch Kauf von Fremden damit betrogen werde. Es beſchäftigen ſich inſonderheit ſolche Menſchen mit dem Anbau derſelben, die außerdem weder ſäen noch ärnten können. Sie verſchaffen ſich damit ſelbſt und andern ein wirthſchaftliches Produkt, das ſehr großen Einfluß auf einen gut zu unterhaltenden Viehſtand hat, das ein ſehr geſundes und nahrhaftes, auch leicht zu erhaltendes Winterfutter hergiebt, und welches man doch kaum in ökonomiſchen Schriften, weil es einheimiſch iſt, des Anführens würdiget. Wenn man berechnen ſollte, was in den zehn Jahren von 1786—96 bey dem beſtändigen Heumangel, nur in Sachſen noch durch die Mohrrüben zur guten Unterhaltung des Viehes ausgerichtet worden iſt: ſo würde man wohl zugeben müſſen, daß der ſtärkere Anbau derſelben vielen andern, ſo ſehr angeprieſenen ausländiſchen Futtergewächſen vorzuziehen wäre. Und dieß um ſo viel mehr, da noch hierbey dieſes in Betrachtung kommen muß, daß darin geringe Leute auf dem Lande noch für ſich einen ſo ergiebigen Nahrungszweig finden und ſie nunmehr dieſes Produkt weit beſſer, als ehemals bezahlt bekommen.

Denn es iſt nunmehr eine bekannte Sache, aus dieſen Rüben einen Zuſatz zu dem ſo vielen unentbehrlich gewordenen Getränke des Kaffees, wie von den Cichorienwurzeln zu bereiten. Es war wohl ganz natürlich, da von der Cichorienwurzel ſo viel Rühmens zu dieſem Gebrauch ge-

macht wurde und dieſe immer noch theuer bezahlt werden mußte, daß man auf den Gedanken gerieth, Verſuche zu machen, ob Mohrrüben nicht eben auf dieſe Art zu einem Kaffeepulver zubereitet werden könnten. Man machte den Anfang damit und fand bald mehr Geſchmack an der Süßigkeit der Mohrrüben, als an dem herben und bittern der Cichorien. Es iſt zwar bisher, ſonderlich im Reichs-Anzeiger darüber geſtritten worden, ob ein ſolches Getränk von gebrannten Mohrrüben und etwas Kaffee der Geſundheit nicht ſchädlich ſeyn möchte, aber darüber noch keine deutliche Erörterung geſchehen. Indeſſen hat ſich doch dieſe Art des Kaffees ſchon weit ausgebreitet, daß es den Mohrrübenerbauern zu nicht geringem Vortheil gereichet. Denn da vor 16 Jahren der Dresdner Scheffel ſolcher Rüben 6 höchſtens 8 Groſchen galt, wird er nun in Städten, wohin viele zu dieſem Behuf zum Verkauf gebracht werden, gern mit 10 — 12 Groſchen bezahlt und dieſer ſteigende Preis kommt den armen Leuten zu Gute, die ſich mit dem Anbau derſelben abgeben. Denn was auf großen Gütern und in Bauernwirthſchaften davon gewonnen wird, das weiß man noch vortheilhafter bey der Viehzucht anzuwenden. —

Ich füge übrigens hier noch die von dem Herrn Bergen gegebene Anleitung zum Möhrenbau im Großen, mit einigen berichtigenden Anmerkungen des Herrn Leibarztes Dr. Thaer's bey, aus welcher man ſehen wird, wie ſehr dieſer gründliche Landwirth den Möhrenbau ſchätzt und empfiehlt, obgleich er ihn noch nicht zu der Höhe gebracht hat, wie andere. Er ſagt *):

Die

*) S. Joh. Criſt. Bergen's Anleitung zur Viehzucht, oder vielmehr zum Futtergewächsbau und zur Stallfütterung

Die gelben Wurzeln, gelben Rüben, Möhren, werden wohl überall in Gärten gebauet, und in ſo fern ſie von Menſchen nicht verzehret werden, dem Vieh verfüttert. Anbau und Nutzen würden alſo bekannt genug ſeyn, als daß es einer weitläuftigen Ausführung bedürfte. Indeſſen iſt doch verſchiedenes dabey auszuſetzen, und man erlaube, mich in dieſer Abſicht einige Augenblicke verweilen zu dürfen. Der Nutzen, beſonders bey Melkkühen, iſt zu beträchtlich, als daß ich die Fehler nicht rügen, und dieſes nützliche Product dem Schlendrian zu minderm Gebrauch überlaſſen ſollte.

Arten davon.

Es giebt zwey Arten: eine von Anſehn gelblichere, im Geſchmack herbere, die lange Schwänze und viele Stacheln hat; und eine die von Anſehn röther, im Geſchmack ſüßer, von oben bis unten faſt gleich dick, und glatt iſt. Die Vorſicht erfordert alſo, die letzte Art zum Anbau zu wählen, die über hin, ihres faſt cylindriſchen Wuchſes wegen, auch in der Quantität beſſer iſt.

Anbau im Großen.

Ein milder, trockner, etwas melirter, gut verarbeiteter, und in guter Düngung befindlicher Sandacker iſt den gelben Wurzeln am angenehmſten, nichts aber widriger und ſchädlicher als ein friſch gedüngter Boden *). In dieſem werden ſie vom Roſte angefreſſen oder eiſermalig, im Wachsthume geſtöret, weniger ſchmack- und nahrhaft, und alſo auch von wenigerer Nützlichkeit. Das Düngen muß ein Jahr vorher geſchehen, und darnach ſchon eine andere Frucht gewachſen, oder mit andern Worten: der Dünger muß aufgelöſet, mit der Ackererde gänzlich vermiſcht, und in ſo feine Beſtandtheile übergegangen ſeyn, daß er kaum weiter mehr als Pflanzennahrung enthält. In Gärten, wo man gewöhnlich ein Jahr um das andere düngt, und auf den friſchen

terung des Rindviehes; mit Anmerkungen von Albr. Thaer. Berlin, 1800 S. 235 fl.

*) Dies iſt gegen die allgemeine Erfahrung der Engländer und gegen die meinige. Je ſtärker ich mit kurzem Miſte dazu gedünget habe, deſto beſſer und ſelbſt deſto ſchmackhafter ſind meine Möhren geweſen. Ohne Dünger möchte ich ſie gar nicht bauen, weil ſie dann die viele Arbeit zu kärglich bezahlen würden. Th.

ſchen Dünger wohl doppelte und dreyfache Früchte erbauet, kommen die Wurzeln allemahl in den ungedüngten Theil. Beym Anbau im Großen bringt man ſie alſo in das Gerſtenfeld, oder, wenn auf die Güte des Ackers Verlaß iſt, in die Brache. In jenem Falle wird eine Gerſten=, in dieſem allenfalls eine Winterärnte verlohren; der Verfolg wird aber zeigen, wie ſehr man dafür ſchadlos gehalten werde. Der Acker muß vor Winters geſtürzt, und im Frühjahr noch zwey bis dreymahl verarbeitet, die erſte Arbeit aber gut und tüchtig gemacht werden; je tiefer alsdann gepflüget worden, deſto länger werden die Wurzeln. Zum Glück kommt die empfohlene Art den etwanigen Gebrechen des Ackers und der Beſtellung zu Hülfe, indem ſie dasjenige in der Dikke zu gewinnen ſucht, was ſie in der Länge nicht erreichen kann *).

Der öftern Ackerbearbeitung halber, die zur Vertilgung des Unkrautes ſchlechterdings nöthig iſt, kann man nicht eher als in der letzten Hälfte des Aprils ſäen, wozu eine trockene und ſtille Witterung gewählet wird. — Von den Handgriffen dabey ſchweige ich, da ſie überall bekannt, und beym Feldbau eben ſo als beym Gartenbau beſchaffen ſind **). Eine vielleicht weniger bekannte Sache aber kann ich nicht übergehen. Man ſäet nähmlich mit den Wurzeln zugleich Mohn; welcher da er über der Erde wächſet, jenen nicht ſchädlich wird, weil ſie in der Erde wachſen. Von einem Morgen habe ich einſt ſo vielen Mohnſamen erhalten, daß daraus zwanzig Pfund des beſten Oehls gepreßt, und dieſes ſelbſt auf den Tafeln von Excellenzen und Gnaden dem Provenceröhl vorgezogen wurde ***).

War=

*) Auf einem flachen Boden rathe ich ſie nicht zu bauen. Ich laſſe dazu immer doppelpflügen, d. h. einen Pflug, der tiefer geht, dem erſten in derſelben Furche folgen. Th.

**) Auf das Säen kommt viel an, damit nicht mehrere zuſammenhängende Samen auf einen Fleck fallen. Geſchieht dies ſo müſſen die neben einander ſtehenden Pflanzen durch Aufziehen früh vereinzelt werden, oder ſie bleiben ſämmtlich Krüppel. Th.

***) Dann kann man aber auch von den Möhren keinen erheblichen Ertrag erwarten. Th.

Wartung.

Nächſt der friſchen Düngung iſt den Wurzeln nichts mehr zuwider als das Unkraut; und gleichwohl erfolget, der guten Beackerung ungeachtet, nichts gewiſſer als dieſes. — Indem der Same faſt vier Wochen in der Erde liegt, und noch vier Wochen lang nur ein ſchwaches Kraut treibt, ſo bedienet ſich das Unkraut dieſer Schwäche, und überziehet den ganzen Acker mit Heereskraft. Nichts als ein wiederhohltes Jäten kann die jungen Pflanzen vor Uebermacht und Verderben ſchützen. Dies pflegt in der Mitte des Junius zum erſtenmahl, und etwa vier Wochen ſpäter zum zweytenmahl nöthig zu ſeyn; alſo gerade zu einer Zeit, wo man in großen Wirthſchaften, der Heuärnte wegen, alle Hände voll zu haben, und alle Nebengeſchäfte hintenan zu ſetzen ſich berechtiget glaubt. — Allein die den Wurzeln zu widmende Arbeit hindert das Hauptgeſchäft ſo wenig, daß ſie im Gegentheil daſſelbe noch begünſtiget. Gemeiniglich werden die zum Heuen erforderlichen Leute, es mögen nun Dienſtboten oder Tagelöhner ſeyn, Abends vorher beſtellet. Sie finden ſich am Morgen ein; ein ſtark gefallener Thau oder ein kleiner Regen laſſen aber die Arbeit nicht zu, oder wenn der Regen anhält, hofft man gegen Mittag auf Sonnenſchein. Um die Leute nicht aus einander gehen, oder einen guten Nachmittag ungenützt verſtreichen; gleichwohl alle Hände bis dahin nicht müſſig ſeyn zu laſſen, iſt man oft um Arbeit verlegen. Dieſe findet ſich auf dem Wurzelacker, wobey eben die regnigte Witterung vortheilhaft wird. — Ueberdem iſt es bey großen Wirthſchaften von beſonderem Nutzen, wenn das Ganze ſo eingerichtet iſt, daß die Witterung auf den Fleiß des Wirths nicht immer Einfluß haben, und er auch bey der ungünſtigſten arbeiten könne. Was dabey gewonnen wird, iſt ſo gut Gewinn, als was bey der beſten zu erreichen ſteht. — Mit kleinen Wirthſchaften hat es eben die Bewandtniß; Frau, Magd und Kinder ſind ebenfalls zur Heuärnte eingerichtet. — Wo aber weder bey großen noch kleinen Wirthſchaften Wieſen vorhanden — freylich da iſt man auch nicht an die Heuarbeit gebunden. Man hat andere Beſchäftigungen, die jedoch ſelten nützlicher als das Wurzeljäten ſeyn möchten; oder man arbeitet gleich

dem geſchäftigten Müſſiggänger, das iſt, man thut im Grunde gar nichts *).

Aernte.

Wenn das Jäten zum zweyten Mahle gehörig geſchehen, ſo wachſen die Wurzeln ohne fernere Aufſicht bis Michaelis fort, da ſie denn ausgegraben werden. Zur Erleichterung dieſer Arbeit wird das Kraut vorher abgemähet und dem Rindvieh gegeben; der Mohn aber, im Fall man welchen darunter geſäet hat, wird ſchon drey bis vier Wochen früher abgeſchnitten, weil er um ſo viel früher reift. Das Verfahren beym Aufgraben iſt bekannt, ich bemerke alſo nur, daß die Wurzeln, wie die Kartoffeln und alle Erdgewächſe, gehörig abtrocknen müſſen, bevor ſie zum Aufheben in Keller gebracht, oder in die Erde gegraben werden.

Nutzen bey der Viehzucht.

Der Anbau der gelben Wurzeln erfordert, was das Jäten und Ausgraben betrifft viele Zeit und viele Menſchenhände: der Nutzen aber iſt auch ſo beträchtlich, daß dieſes Erforderniß kaum in Betracht kommt. — Sie ſind allen Vieharten, von der Taube bis zum Pferde, gleich angenehm und wohlſchmeckend. Was aber dem Vieh am beſten ſchmeckt, iſt ihm auch am nährendſten. Beſonders empfehle ich ſie für die Melkkühe. Ihre Farbe theilen ſie der Milch und Butter mit; und dieſe erhält zugleich einen ſehr angenehmen, der gewöhnlichen Maybutter nichts nachgebenden Geſchmack. Man kann alſo dieſe Erſtlinge des Frühlings und der grünen Nahrung der Kühe auch mitten im Winter haben.

Von einem Calenbergiſchen Morgen zu 120 ſechszehnfüßigen Quadratruthen habe ich eher 110

bis

*) Wenn man Leute hat, die gute Augen haben und im Behacken geübt ſind, ſo kann man das Jäten ganz erſparen. Fehlen dieſe, ſo muß man die koſtſpielige Arbeit des Jätens einmahl daran wenden. Nie laſſe ich aber ganz rein jäten, ſondern nur das größere und das dichter um die auf 1 Fuß Entfernung auszuſetzenden Pflanzen ſtehende Unkraut wegziehen; den Jätern aber auf dem Fuß die Hacker folgen, wodurch die Arbeit wenigſtens um die Hälfte verringert wird. Zwey Mahl laſſe ich aber nie jäten; dagegen wohl dreymahl behacken, welche Arbeit mit jedem Mahle leichter und ſauberer wird. Auf Düngung und aufs Behacken beruhet der Ertrag lediglich. Th.

bis 120 Himten geärndtet *); welches, auf hieſiges Land- und Kornmaß reduciret, von einem Magdeburgiſchen Morgen 64 bis 70 Scheffel beträgt. — Drey Scheffel geben den Melkkühen mehr und beſſere Milch als zwey Scheffel Gerſtſchroot. Man rechne jedoch die Aernte von einem Morgen nur zu ſechszig Scheffel, und in der Fütterung zwey Scheffel für einen Scheffel Gerſte, ſo müßte man darauf dreyßig Scheffel Gerſte geärntet haben; welches von fünf Morgen, auch in gutem Boden, kaum möglich iſt. — Die Koſten des Anbaues betragen freylich viel aber doch nicht viel mehr, als die Benutzung des Mohnſamens ausmacht. Provenceröhl gilt gewöhnlich zwölf Groſchen das Pfund. Zwanzig Pfund Mohnöhl, welches eben ſo gut iſt, ſind alſo zehn Thaler werth; und auf zehn bis zwölf Thaler möchten die Koſten des Jätens und Aufgrabens, wenn alles genau berechnet, und im Tagelohn bearbeitet wird, höchſtens zu ſtehen kommen.

Solchen Wirthen, die nach dem gemeinen Sprichworte nicht bloß aus der Hand in den Mund haben; die alſo die Koſten des Jätens und Ausgrabens eine Zeitlang, und ſo lange vorſchießen können, bis ſie ſolche durch die verbeſſerte Milchnutzung wieder erhalten; denen es gleich iſt, ob ſie Gerſte oder Butter verkaufen; und die endlich, des weniger geärnteten Gerſtenſtrohes wegen, keinen Strohmangel befürchten dürfen; rathe ich immer zum Anbau der Wurzeln in der Art, daß ſie wenigſtens einen Theil ihrer Kühe, wenn ſie friſchmelkend geworden, damit abwechſelnd füttern; ſich dadurch viele und delicate Butter zu einer Zeit, wenn es daran zu gebrechen pfleget, verſchaffen; und theils ſelbſt verſpeiſen, theils zu einem, den gemeinen Preiſen um die Hälfte überſteigenden Werth verkaufen mögen **).

*) Weniger als 400 Himten habe ich nie vom Morgen geärndtet. Oft aber 600 Himten. Eine Aernte von 376 Himten auf einen halben Morgen habe ich bey einem Freunde geſehen. Vergl. Annalen der Niederſächſ. L. 1. Jahrgang 4tes Stück S. 302. Einen ſolchen Unterſchied macht die Art der Kultur. Th.

**) In Anſehung der Güte der Milch und Butter übertrifft die Möhrenfütterung jede andre im Winter. Die Butter kommt, wenn ſie gehörig bereitet wird, der Maybutter gleich.

Zur Vergleichung des Nutzens den man von den Möhren und andern Wurzelgewächſen als Viehfutter haben kann, dient folgender Verſuch über die Möhren- und Rübenfütterung an Schweinen und Ochſen. Von W. C. Woodbine, Eſq. auf Packsfield bey Rainham in der Grafſchaft Norfolk, in England *).

(Aus dem Engliſchen **).

Fünf Morgen Landes, die ich nach einer Weizenärndte auf die gewöhnliche Weiſe zugerichtet, gepflügt und geegt hatte, und die zum Rübenbau beſtimmt geweſen waren, beſäete ich im Frühjahr 1779 mit Möhren. Im Oktober drauf fing ich an, ſie auszugraben. Meine Arbeitsleute bekamen 5 Schillinge und 3 Stüver für die Laſt ***) von 84 Scheffeln für das Ausgraben, Kräutigabſchneiden, Zuſammentragen und Aufladen.

Am 12. Oktober ſtellte ich bey meiner Schweinewirthſchaft 30 Stück auf, die in gutem Stande, und, ſo viel ſich nach dem äußerlichen Anſehn urtheilen ließ, an Größe und Gewicht einander ziemlich gleich waren, indem ich beſchloſſen hatte, ein Experiment mit Fütterung derſelben mit bloßen Möhren zu machen, um zu ſehen, wie weit ſie dabey in einer geſetzten Zeit am Gewichte zunehmen würden. Ich band ein Schwein mit den Beinen, fand es am Gewicht 8 Engliſche Steine (den Stein von 14 Pfund) ſchwer; und nachdem ich meine Schweine vier Wochen lang gefüttert hatte, wog ich das gedachte Schwein wieder, und fand, daß es um 3 Stein und 1 Pfund ſchwerer geworden war †). Die 30 Schweine wurden hierauf an die Viehhändler für den Londoner Markt unter dem Preiſe verkauft, weil ſie nicht

*) S. ökonomiſche Hefte. März 1801. S. 265—267.

**) S. Annals of Agriculture and other uſeful Arts, collected and publiſhed by A. Young, Vol. V. pag. 260 ff.

***) Die Engliſche Laſt hält im Getreide 2 Weys oder Tonnen = 4000 Pfund.

†) Dieſes Schwein nahm um 24 bis 25 Pfund an Schwere zu, welches, das Pfund nur zu 4 Stuver gerechnet, 8 Schill. oder wöchentlich 2 Schill. für ſein Futter betrug. Es gedieh folglich bey bloßen Möhren ſehr gut.

A. Young.

nicht mit Körnern gefüttert worden waren. Ich ſtellte aber nunmehr 80 andre auf, und mengte Erbſen unter die Möhren, wodurch ſie ein derberes Fleiſch bekamen, und deßhalb beſſer bezahlt wurden. Alſo iſt dieß eine Mäſtungsart, die ich andern Landwirthen noch mehr als mit bloßen Möhren empfehlen muß, ob ich gleich mit meinem Verſuche mit bloßen Möhren völlig zufrieden zu ſeyn Urſache hatte.

Im gegenwärtigen Jahre ſtellte ich wiederum 30 Schweine auf, und fütterte ſie drey Wochen lang bloß mit Kartoffeln. Eins davon wog ich am 26. Oktober, und fand, daß es 10 Stein und 4 Pfund am Gewicht hatte. Drey Wochen hernach wog ich es abermals, und es fand ſich, daß das Thier um nicht mehr als 8 Pfund ſchwerer geworden war. Woher dieſer große Unterſchied rühren mag, kann ich nicht erklären. Auch denke ich nicht, daß mein Verſuch mit den Kartoffeln völlig ſo beſchaffen geweſen iſt, daß Andre ſich darnach richten dürften.

Im November 1782 ſtellte ich 20 große Ochſen auf, die ich im Eaſt-Riding der Grafſchaft York mager eingekauft hatte, und gab ihnen Rüben zu freſſen. Sie verzehrten Tag für Tag 144 Scheffel Rüben, bis zu Anfange des Februars 1783; jeder Scheffel wog 3 Stein und 9 Pfund, oder überhaupt 51 Pfund; macht in allem auf den Tag 7344 Pfund.

Mithin kommen auf jeden Ochſen täglich	367 Pfund.
Ich hielt genau Rechnung über die Fuder von jedem Morgen Landes, und fand, daß der Morgen 20 Fuder gab,	32 Scheffel.
Summe des Gewächſes der Rüben von jedem Morgen . .	32,640 Pf.

Vor dem Erfrieren hat der Prediger J. Forby zu Fincham, in der engliſchen Landſchaft Norfolk, ſeine Möhren ſeit vielen Jahren durch folgendes Verfahren geſichert: Gleich nach Michaelis gräbt er, bey trockner Witterung, die Möhren mit einer gemeinen Miſtgabel aus, und bringt ſie an der Ecke des nähmlichen Stück Landes, in dem ſie gewachſen ſind, auf folgende Art in einen Haufen. Sechs Zoll hoch über der Flä-

che

che des Ackers wird etwas Erde 2 und 1 halben Fuß breit und etwa 60 oder 30 Fuß lang, wie es die Menge der Möhren erfordet, aufgeworfen. Auf dieſe Erdlage wird eine dünne Lage dürres Stroh gelegt, dann wird auf allen Seiten eine Reihe Möhren mit ihrem auswärts gewandten Kräutig darauf geordnet, ſo daß die Schwänze der Möhren von der einen Seite über die Schwänze derer von der andern Seite zu liegen kommen, bis der Umfang etwa 2 Fuß breit mit Möhren bedeckt iſt. Den kleinen Möhren ſchneidet man das Kräutig ab, und ſteckt ſie zwiſchen beyde Reihen mitten hinein, damit ſie die beyden Seiten dadurch zuſammen halten, in dem ſie die Laſt mehr nach der Mitte hin drücken, daher die groſſen Möhren der beyden Reihen nicht leicht auseinander fallen können. Auf 2 oder 3 Reihen Möhren über einander wird immer wieder eine dünne Lage dürres Stroh gelegt, und ſo fährt man fort, ſie etwa 4 Fuß hoch über einander zu bauen. Zuletzt bedeckt man das Kräutig ſorgfältig mit dürrem Stroh, und legt etwas Schilf- oder Riedgras, wie eine Strohhaube, darauf. Iſt man damit fertig, ſo hängt man eine andere, mit der erſten parallellaufende Linie an, und läßt zwiſchen beyden nicht mehr Raum leer, als daß ein Menſch dazwiſchen durchkommnen kann. Sind nun alle Möhren auf dieſe Art aufgelegt, ſo füllt man die Mittelgänge mit dürrem Stroh an, und verwahrt die Auſſenſeite mit aufgeſetzten und durch Hordenpfähle feſt angedrückten Strohbündeln, damit der Wind nicht das Stroh oder das Dach wegführen kann. Auf ſolche Art halten ſich die Möhren in jedem Froſte.

Siehe

Siehe Annals of Agriculture and other uſeful Arts, collected and publiſhed by A. Young, Vol. XI. p. 328 – 330.

Was den **Gebrauch der Möhren in mediciniſcher Hinſicht** betrifft, ſo verdient die Wurzel, wegen ihrer ſeifenartigen Eigenſchaft unter die ausmilchenden und reinigenden Arzeneyen gezählt zu werden. Schon in alten Zeiten hielt man ſie wider die Elephantiaſis für wirkſam [1]). Wenn man Harnblaſenſteine in den Saft oder Abkochung dieſer Wurzel wirft, ſo wird etwas, doch ſehr wenig, von ihnen aufgelöſt; daraus folgt, daß ſie denen, die mit dem Stein geplagt ſind, zuträglich iſt [2]). Nüchtern gegeſſen ſollen ſie wider die Fadenwürmer der Kinder wirkſam ſeyn [3]). Wider die Schämmchen im Munde der Kinder, iſt es heilſam, dieſelben mit einer Abkochung, oder dem ausgepreßten Safte der gekochten Möhren, mit etwas hinzugeſetztem Roſenhonig zu pinſeln, oder wider innerliche Schwämmchen zuweilen einen Theelöffel voll niederſchlingen zu laſſen [4]). Auch kann man durch eine Abkochung von ihnen, mit etwas Violenſyrup vermiſcht, den Speichelfluß in den Pocken unterhalten [5]).

In den neuern Zeiten haben ſich die Möhren, als Breyumſchlag angewandt, wider bösartige Geſchwüre ſehr berühmt gemacht. Friſche Möhren nehmlich werden geſchabt, auf einer Reibe zerrieben, und, nachdem man mit der Hand den Saft aus ihnen gepreßt, auf einem Teller oder in einer Pfanne heiß gemacht, damit ſie zu Brey werden

1) Aretaeus Cur. diut. cap. 2.
2) Lobb on diſſoluents of the ſtone p. 94.
3) Roſenſt. Bſkd. p. 353. v. d. Boſch. epid. verm. p. 352.
4) Roſenſt. a. a. O. S. 25. Darel Soken ap. p. 78.
5) Roſenſt. a. a. O. S. 144.

werden, den man auf das Geſchwür legt, ſo daß er allenthalben, gleichſam als ein Pflaſter, wohl anſchließt; damit er nicht abfalle bedeckt man ihn mit warmer Leinwand und befeſtigt ihn mit einer Binde. Alle 12 Stunden wiederhohlt man dieß, und jedesmahl reiniget man das Geſchwür mit ausgezupfter Leinwand. Dieſe Verſuche ſind zuerſt von dem gelehrten Gothaiſchen Leibarzt Herrn Sulzer gemacht, und von einem Freunde von ihm, aber ohne ſein Vorwiſſen in Journ. de medic. T. 24. p. 68. eingerücket worden; daſelbſt ihnen auch Heilkräfte wider krebsartige Geſchwüre beygelegt werden; der berühmte Erfinder aber hat dem Herrn Hofr. Murray aufrichtig geſtanden, daß er nie eine vollkommne Heilung letztgenannter Geſchwüre durch den Möhrenumſchlag habe bewirken können. Daß aber dadurch die Schmerzen geſtillt, der zu großen Eiterung und dem Geſtanke Einhalt gethan, die harten Ränder erweicht, und eine Heilung bösartiger Geſchwüre bewirkt wird, ſoll gewiß ſeyn. An einem andern Orte wird behauptet, daß ein ſolcher Umſchlag bey wahren krebsartigen Geſchwüren viel Nutzen geſchafft hätte. Gegen einen Krebs der männlichen Ruthe, wider welchen der Schierling vergeblich gebraucht worden, hat vorhingedachter Umſchlag, und Malztrank, weil man Scharbock vermuthete, vielen Vortheil verſchafft; eine gänzliche Heilung aber konnte man nicht dadurch bewirken [1]). Beyde jetzterwähnte Hülfsmittel zugleich angewandt, haben bey einer Frau ein großes um ſich freſſendes Geſchwür am Fuße, das ſie ſchon 3 Jahr gehabt, binnen 4 Monaten geheilt [2]). In einer Zeit von

2 Mo-

1) Gipſon in med. Obſ. et Inquir. T. 4. p. 178.
2) A. A. O. S. 186.

2 Monaten hat man ein freſſendes krebsartiges Geſchwür in der rechten Schambuge geheilt [1]). Eine Frau, aus deren Verwandſchaft ſchon viele am Krebſe geſtorben waren, hatte einen offenen Krebs in der Bruſt, gegen den man vorher ohne Nutzen den Schierling gebraucht hatte, gab, als man ihr den Möhrenumſchlag auflegte und zugleich die Wunde mit einer Schierlingsabkochung auswuſch, die beſte Hoffnung, die aber durch einen plötzlichen Tod vereitelt ward [2]). Man hat auch in Frankreich viele krebsartige Geſchwüre der Lippen und des Geſichts durch dieß Mittel geheilt [3]). Der berühmte Schmucker [4]) hingegen beklagt ſich, daß er durch dieſes Mittel beym Krebs weder den Geſtank, noch die Schmerzen mildern, noch die Jauche in ein gutes Eiter, und überhaupt keine Reinigung des Geſchwürs habe bewirken können. Gegen friſche Brandſchäden ſollen die zerſtoßnen Möhren ein ſchnellhelfendes Mittel ſeyn.

Der Same iſt rundlich, ſieht aſchgrau aus, iſt rauh, hat ſägenartige Flügel, riecht ſtark und gewürzhaft, und enthält ein weſentliches Oehl. Er wird vom Aretäus [5]) und vielen Andern für ein wind- und harntreibendes Mittel gehalten; wovon auch ſeine Kräfte, die er wider den Stein haben ſoll, abhangen, wider welchen man ihn oft nützlich, hauptſächlich wenn er mit Bier gekocht, gefunden hat [6]). Er giebt ein angenehmes,

1) S. 191.
2) Nicolſon T. 4. S. 263.
3) Hauſſierck Rec d'obſervations T. 2. p. 561.
4) Chir. Wahrnehm. T. 2. S. 151.
5) Curat. acut. T. 2. c. 6.
6) Helmont lith. c. 7. §. 14. p. 46. c. 1. §. 19. p. 6. Boyle util. phil. exper. exerc. 4. Charleton lithias p. 176.

mes, nach Citronen ſchmeckendes Getränk [1]). Auch noch neuerlich hat man in England durch den wäßerichten Aufguß, von ohngefähr 6 oder 7 Samendolden, die man in einen gewöhnlichen Theetopf that [2]); wie auch durch das Möhrenöhl, in verſchiedentlicher Miſchung, wider dieſe Krankheit Nutzen geſchafft [3]).

Aus dem Safte der Möhren hat Markgraf Syrupp verfertiget, aber Zucker konnte er aus demſelben nicht erhalten [4]). Den aus der gekochten Möhre, ausgepreßten und eingedickten Saft, kann man recht gut ſtatt des Zuckers, Syrups oder Honigs an die Speiſen gebrauchen [5]). Die Art ihn zu verfertigen wird unten gezeigt werden. In Thüringen weiß man auch dieſen Saft vortheilhaft zu erhalten [6]). Wider den Huſten, Schwindſucht und Würmer der Kinder iſt er zu empfehlen [7]). Sie können ihn auf Brot eſſen, oder täglich einige Mahl einen Löffel voll davon einnehmen. Dieſen Möhrenſaft, oder **Möhrenmus**, wie einige ihn nennen, macht man aus den beſten ſaftigſten gelben Möhren, worüber der Abſatz **Möhrenſaft** oder **Mohrenſyrupp** nachzuſehen iſt.

Von der Zurichtung der Möhren in der Küche.

Eine gewöhnliche **Möhrenvorkoſt.** Die Möhren werden hierzu geſchabt und geſchnitten, mit halb Waſſer und halb Fleiſchbrühe zum Feuer

1) Lewis M. m. p. 251.
2) Berliner Samml. T. 1. S. 595.
3) S. 598.
4) Mem. de l'ac. de ſc. de Berl. 1747. p. 87. und in ſeinem chem. Schriften Th. 2, S. 85.
5) Leipz. Samml. T. 4. S. 706.
6) Hamb. Magaz. Vol. 8. S. 610.
7) a. a. O.

er geſetzt, und darin weich geſotten. Zuletzt aber macht man die Brühe mit gebranntem Mehl oder geriebener Semmel ſeimig, und würzt es mit Zwiebeln Pfefferkraut und Muskatenblüthen.

Ebendieſelbe noch anders. Die ſauber zubereiteten und geſchnittenen Möhren werden in Butter gedämpft, mit einer Zwiebel und etwas grüner Peterſilie und Pfefferkraut, nebſt einem Löffel Mehl und guter Fleiſchbrühe; dann würzt man ſie mit etwas Pfeffer, Kümmel und Salz, und thut noch etwas Mehl darein, daß es dicklich wird.

Möhren mit einer Sahn-Sauce. Man ſchabt und ſchneidet die Möhren klein, und überſiedet ſie in Waſſer. Hierauf läßt man ſie, wenn ſie abgeſeihet worden ſind, in Butter päſſiren, füllt hernach Bouillon darauf, würzt es mit Pfefferkraut, und läßt es alſo damit durchdämpfen. Zuletzt quirlt man noch einige Eyerdotter mit Sahne, thut einen kleinen Löffel Mehl, etwas Zucker und Muskatenblüthen darein, und gießt es auf die Möhren, und läßt es unter beſtändigem Umrühren aufkochen.

Möhren mit kleinem Spargel. Man bricht das Eßbare von kleinem Spargel in zwey oder drey Stücke, brühet ihn, und ſeihet das Waſſer davon ab. Dann ſchneidet man kleine Möhren in Plätzchen, brühet ſie ebenfalls etwas ab, und legt ſie zu dem Spargel in einen tiefen Tiegel. Hernach röſtet man klein gehackte grüne Peterſilie in Butter, thut ſie dazu, und würzt es mit Pfeffer, Cardamom, Muskatenblüthen und Butter, gießt Fleiſchbrühe darüber, und läßt es recht mit einander aufkochen, thut vor dem Anrichten noch ein Stückchen Butter daran, und giebt es hernach auf den Tiſch.

Gebackene Möhren. Wenn man die Möhren abgeſchabt oder überſotten hat, ſo werden ſie in einen ſolchen Teig oder Klare, wie man gewöhnlich zum Spargel oder Artiſchocken macht, eingetunkt und in Butter abgebacken. Dieſes Gericht iſt bey einem Soupee recht gut zu gebrauchen, und kann ſehr geſchwind zubereitet werden.

Gefüllte Möhren. Wenn man ſie rein geſchabt und ſauber ausgehöhlt hat, ſo ſiedet man das Ausgehöhlte, vermiſcht es dann mit geriebener Semmel, ſchlägt einige Eyer dazu, thut zerlaſſene Butter, oder gehackten Speck darein, würzt es mit Muskatenblüthen, Ingber und Pfeffer, und füllt die Möhren damit. Endlich röſtet man ſie in Butter bräunlich, gießt etwas Fleiſchbrühe darauf, und thut etwas in Butter geröſtetes Brot daran, ſo iſt es fertig.

Möhrengemüſe mit Milch. Man ſiedet ſie ganz, reibt ſie alsdann auf einem Reibeiſen thut in Mehl umgewendete Butter in eine Caſſerole, gießt ſüſſe Sahne dazu, ſchüttet Muskatenblüthen, Pfeffer und Salz darein, rührt es zu einem Muße, thut noch eine Hand voll geriebene Semmel dazu, und garnirt alsdann dieſes Gemüſe mit Bratwurſt, Carbonade u. d. gl.

Möhren mit Mandeln. Die Möhren werden geſchabt, geſchnitten, alsdann gebrühet, und wenn das Waſſer wieder abgeſeihet worden iſt, klein gehackt. Während deſſen werden auch Mandeln abgezogen und klein gehackt. Dann thut man beydes in eine Caſſerolle, gießt ſüſſe Sahne darauf, läßt es mit einander kochen, thut ein Stück Butter darein, und beſtreut es endlich beym Anrichten mit Zucker und Zimmt.

Möhren auf engliſche Art zugerichtet. Man ſchabet die Möhren auf das ſauberſte ab, thut

thut ſie in den Topf, und wenn ſie weich und gut geworden ſind, nimmt man ſie heraus, und reibet ſie in einem reinen Tuche. Alsdann ſchneidet man ſie in Streifen auf eine Schüſſel, und gießet etwas zerlaſſene Butter darauf. Wenn die Möhren jung ſind, ſo können ſie innerhalb einer halben Stunde gekocht ſeyn.

Ein Möhreneyerkuchen. Man ſchabt die Möhren vorher ab, und ſchabt ſie dann bis auf den Kern recht fein, kocht das Geſchabte weich und treibt es endlich durch ein Sieb. Dann thut man einige Hände voll geriebene Semmel, Zucker und Roſenwaſſer dazu, ſchlägt hinlänglich Eyer darein, daß der Teig ſeine gehörige Dicke erhält. Endlich ſchüttet man alles wohl vermiſcht in heiſſe Butter, giebt unten und oben Feuer, und läßt es gar backen. Man giebt dieſen Eyerkuchen entweder trocken und mit Zucker beſtreut auf den Tiſch, oder man macht eine beliebige ſüſſe Sauce darüber.

Möhrenſuppe. Vorher ſchneidet man ſauber gereinigte Möhren, Sellerie und Peterſilienwurzeln in Scheiben, und paſſirt ſie mit einigen Schinkenſcheiben in Butter, thut noch etwas Mehl oder geriebene Semmel dazu, füllt Bouillon darauf, und läßt es damit durchkochen, thut etwas Zwiebeln und Muskatenblumen daran, und ſchüttet noch eine Hand voll fein geriebene Möhren dazu. Wenn nun alles gut durchkocht und weich iſt, ſo treibt man es durch ein Sieb, thut noch etwas grüne Peterſilie dazu, und giebt ſie bald darauf auf den Tiſch, weil ſie ſonſt, wenn ſie zu lange kocht, gerinnt.

Ebendieſelbe mit Milch. Die Möhren werden hierzu gerieben, oder auch wohl nur in Scheiben geſchnitten, nebſt geriebener Semmel in andert-

halb oder zwey Quart Milch, die eben im Sieden iſt, geſchüttet und damit klar gekocht. Hierauf treibt man die Suppe durch ein Haarſieb, ſetzt ſie wieder zum Feuer, würzt ſie mit Muskatenblüthen, Salz und Jngber, thut ein Stückchen Butter darein, und ziehet ſie mit einigen Eyerdottern ab, gießt ſie über gebratene oder geröſtete Semmelſchnitte, und giebt ſie auf den Tiſch.

Möhrentorte. Wenn die Möhren gekocht und die Haut davon abgezogen iſt, ſo werden ſie auf dem Reibeiſen klein gerieben. Dann rührt man ſechs Eyer eine Stunde lang immer nach einer Seite zu, thut Zucker und Zimmt, wie auch eine Hand voll geſtoßene Mandeln dazu, feuchtet alles noch mit Roſenwaſſer an, und ſchüttet die geriebenen Möhren dazu. Die Fülle thut man alsdann in eine Torte, welche von gutem Blätterteige zubereitet worden iſt, macht von dem nähmlichen Teige ein Gegitter darüber, und läßt ſie langſam ausbacken.

Ebendieſelbe noch anders. Man ſtößt ein halbes Pfund abgezogene Mandeln mit Roſenwaſſer klein; ſchabt ſodann die Möhren, und reibt ſie recht klar. Dann wiegt man von jedem ein Viertelpfund ab, und reibt es zuſammen eine Viertelſtunde lang ab; thut dann fünf Eyer und ein Viertelpfund Zucker dazu, und rührt es noch eine halbe Stunde unter einander.

Endlich miſcht man zu Schaum geſchlagenes Eyerweis nebſt einer Hand voll geriebener Semmel dazu, füllt es in die Form, und beobachtet alles, was bey dieſer Art von Bäckerey zu beobachten iſt, und beym Anrichten beſtreut man die Torte mit Zucker und Zimmt.

Möh-

Möhrentrank. Man thut einen Löffel voll von dem Möhrenſafte unter ein Glas Waſſer, und rührt es unter einander.

Sonſt werden die Möhren auch noch auf verſchiedene Weiſe in Verbindung mit anderen Gartengewächſen zubereitet, z. B. mit jungen Erbſen, mit Bohnen, mit Kartoffeln ꝛc. wie es vielleicht jeder Köchinn bekannt iſt.

Von der Zubereitung eines Syrupps aus Mohrrüben, oder des ſogenannten Möhrenſaftes.

Es iſt oben, S. 751 und 752, zwar ſchon etwas von der Zubereitung des Möhrenſaftes geſagt worden; die Wichtigkeit dieſes Gegenſtandes macht es nöthig, hiervon noch etwas ausführlicher zu ſprechen.

Obgleich alle Arten von den ſogenannten gelben Wurzeln oder Möhren zur Verfertigung dieſes Syrupps gebraucht werden können, ſo ſind doch die langen Karotten allen andern vorzuziehen, weil ſie weit mehr Saft haben, und dieſer Saft wegen ihres ſehr weichen Fleiſches mit geringerer Mühe abgeſondert werden kann. Unter dieſen aber ſowohl als unter andern, ſind zur Verfertigung des Syrupps jederzeit die größeſten auszuwählen; denn man hat durch gemachte Verſuche gefunden, daß funfzehn Stück ſolcher Wurzeln, welche ſechs Pfund gewogen, ein volles Quartier Saft, und aus dieſem, nach geſchehenem Einkochen, $\frac{1}{3}$ Quartier Syrupp gegeben haben; die ausgeworfenen kleinen Wurzeln hingegen, welche wegen Mangels der Nahrung nicht zu ihrer gewöhnlichen Größe heran wachſen können, ſind nicht ſo reich an Saft, und alſo zur Verfertigung des Syrupps um ſo weniger anzurathen, da ſie, wo

nicht mehr, doch eben ſo viele Mühe und Koſten verurſachen, als die großen, und nur wenig Syrupp geben.

Die beſte Jahrszeit zur Verfertigung dieſes Syrupps iſt der Herbſt, weil die Wurzeln alsdenn ihre völlige Größe erlangt haben. Auch wählt man am vortheilhafteſten ſolche Wurzeln, welche eben friſch aus der Erde gezogen worden, denn die Erfahrung hat gelehret, daß die, welche einige Zeit über der Erde gelegen, ſehr bald ausgetrocknet waren, und dadurch den mehrſten Saft verlohren hatten, ſo, daß ſie bey dem Auspreſſen die Mühe und Koſten, durch den erhaltenen Syrupp, nicht bezahlten.

Wenn man nun nach ſolcher Vorſchrift eine beliebige Quantität Wurzeln zum Syrupp ausgewählt hat: ſo wird 1) von ſelbigen das lange Kraut abgeſchnitten, doch in ſolcher Länge, daß die Wurzeln ſelbſt durch den Schnitt nicht beſchädigt werden. Das Fleiſch der gelben Wurzeln beſteht nähmlich aus lauter kleinen nach der Länge laufenden Röhrchen, welche mit Saft angefüllt ſind, und wenn dieſe Röhren geöffnet werden, ſo fließt ſchon von ſelbſt ein Theil Saft heraus. Wenn man alſo die Wurzeln vor dem Waſchen zu tief abſchneidet, ſo werden dieſe Röhren nicht allein geöffnet, ſondern der Saft wird durch das in ſelbige eintretende Waſſer noch mehr aufgelöſet, und fließt in großer Menge heraus. Aus eben der Urſache darf man vor dem Waſchen auch die Schwänze von den Wurzeln nicht abſchneiden, weil dadurch ebenfalls einige Saftröhren geöffnet werden, durch welche etwas Saft verlohren geht. Darnach wird der ganze Vorrath, entweder auf einmahl, oder auf verſchiedene Mahle, in einem ziemlich geräumigen Gefäß, unter genugſamen Waſ-

ſer von der anklebenden Erde völlig gereinigt, und ſo lange friſches Waſſer darauf gegoſſen, bis es nicht mehr trübe wird. Dieſes Waſchen kann vermittelſt eines abgeſtumpften Beſens am leichteſten verrichtet werden.

Einige rathen, die Wurzeln nach geſchehenem Abwaſchen, noch zu ſchaben oder zu ſchälen, welches andere hingegen widerrathen, und zwar aus der Urſache, weil dadurch vieler Saft verlohren gehe. Dieſes iſt auch nicht ungegründet. Wollte man aber dieſen Verluſt an Saft, der nicht ſo ſehr beträchtlich ſeyn kann, und die aufs Schaben zu wendende Zeit nicht achten, um einen beſſern Syrupp zu erhalten; ſo wäre dieſe Methode vorzuziehen, und insbeſondere alsdenn, wenn die Wurzeln vor dem Auspreſſen gekocht werden ſollen; denn die äußere Haut hat, ſo wie die grüne Schale, welche ſich am oberſten Ende der Wurzel bey dem herausgewachſenen Kraute befindet, einen bittern Saft, welcher durch das Kochen völlig aufgelöſet wird, und der Süßigkeit des Syrupps ſchadet. Doch iſt dieſer Nachtheil nicht ſo erheblich, wenn die Wurzeln ungekocht ausgepreßt werden, weil ſich alsdenn dieſer bittere Saft nicht ſo gut auflöſen kann.

So rathen auch einige, den Kern heraus zu nehmen, weil deſſen Saft zu wäſſerig ſey, und einen wilden Geſchmack verurſache, aber dieſes kann im Ganzen nicht ſo viel ausmachen, als die dagegen zu rechnende Mühe des Ausſchneidens des Kerns.

2) Werden von den ſo gereinigten Wurzeln die etwa auslaufenden dünnen Aeſte, oder ſogenannten Schwänze, und an dem obern Ende derſelben die grüne Schale völlig weggeſchnitten. Es iſt nothwendig, daß die Schwänze,

welche größten Theils aus der äußern Haut und dem Kern beſtehen, auch die grüne Rinde weggeſchnitten werden, weil beyde bittern Saft haben.

3) Iſt zu unterſcheiden, ob die Wurzeln ungekocht ausgepreßt werden ſollen, oder ob ſie vor dem Auspreſſen erſt gekocht werden.

Sollen die Wurzeln vor dem Auspreſſen erſt gekocht werden, ſo zerſtößt man ſie in einem reinen Troge mit einem gewöhnlichen Stoßeiſen ziemlich klein *), ſchüttet einen Theil davon in einen Keſſel, gießt ſo viel Waſſer darauf, als nöthig iſt, um das Anbrennen zu verhindern, und kocht ſie unter fleißigem Umſchütten und Umrühren (denn ſonſt würden ſie anbrennen), bis ſie ſich mit den Fingern zerdrücken laſſen. Nun ſind ſie bis zum Auspreſſen fertig, und die noch ungekochten können während des Preſſens ebenfalls gekocht werden. Einige gießen bey dem Kochen mehr Waſſer zu, und ſchütten ſolches nachmahls weg, dieſes iſt nicht rathſam, weil viel Saft dadurch verlohren geht.

Sollen ſie aber ungekocht ausgepreßt werden **), ſo reibt man die nach Nr. 1. und 2. zubereiteten Wurzeln auf einer Reibe, wie man den

*) Einige laſſen die ſchon zerſtoßenen Wurzeln noch einmal waſchen, welches aber ſehr nachtheilig iſt, weil dadurch der größte und beſte Theil des Safts verlohren geht.

**) Dieſe Art hält man für die beſte, wei durch das Kochen der in der äußern Schale befindliche bittere Saft und viele grobe Theile der Wurzeln mit aufgelöſet werden, welche letztere ſich durch das Abſchäumen nicht gänzlich wieder abſondern laſſen, und alſo der Süßigkeit und Dauer des Syrupps nachtheilig ſind. Auch muß das zugegoſſene Waſſer nicht allein mit vielem Holzaufwande wieder verkochen, ſondern es läßt die bey ſich führenden Erdichten, oder andere feſte Theile zurück, welche ſich mit dem Syrupp vermiſchen, und ſeine wahre Güte vermindern. Werden die Wurzeln aber ungekocht ausgepreßt, ſo iſt alles dieſes nicht zu befürchten.

den Meerrettig zu reiben pflegt, und preßt die ſo geriebenen Wurzeln aus.

Statt dieſes langwierigen Reibens wird von einigen auch eine andere Methode vorgeſchlagen: Man thut die Wurzeln ganz oder zerſchnitten in einen leinenen Beutel, und bricht ſie in ſelbigem unter einer ſtarken eiſernen Flachsbreche. Um den herauslaufenden Saft nicht zu verlieren, ſetzt man ein Gefäß unter die Breche, worin ſelbiger aufgefangen wird, und die ſo gebrochenen Wurzeln preßt man hernach völlig aus.

Dieſer Vorſchlag ſcheint indeſſen nur eine bloße nicht genug geprüfte Theorie zu ſeyn, und iſt vielleicht noch nie mit Vortheil verſucht; denn es würde nicht allein vieler Saft dabey verlohren gehen, ſondern der Beutel möchte ſehr bald zerſtoßen werden. Indeſſen iſt das Reiben eine ſehr beſchwerliche und langwierige Arbeit, und es wäre einem Hauswirth, der jährlich eine beträchtliche Menge Wurzeln zum Syrupp nützen will, lieber die Methode anzurathen, deren man ſich in den Rheinländern zur Zerquetſchung der zum Wein oder Eſſig beſtimmten Aepfel bedient.

Es wird ein Trog verfertigt, der etwa acht Fuß lang, und anderthalb Fuß breit ausgehauen iſt, und in ſolchen ein runder Stein wie ein Schleifſtein hin und her gerollet, welcher die untergeſchütteten Wurzeln genugſam zermalmt, ohne daß von dem Safte etwas verlohren geht. Die Größe des Steins iſt ungefähr drittehalb bis drey Fuß im Durchmeſſer und drey Viertel Fuß dick, und die krumme Fläche deſſelben wird wie ein Mühlſtein gereift gehauen.

Um dieſen Stein im gedachtem Troge gehörig hin und her rollen zu können, iſt durch ſelbigen eine eiſerne Welle gemacht, die mit ihren Enden

den, wie mit einem Paar Walzenzapfen, in zwey, nicht gar ſtarken Seitenhölzern von ungefähr ſechs Fuß lang eingelegt iſt; dieſe ſind an jedem Ende mit einem Queerholze verbunden, deſſen beyde etwas überſtehende Enden abgerundet ſind, und zur Handhabe dienen, an welcher zwey Perſonen mit nicht gar großer Kraft den Stein im gedachten Troge hin und her ziehen können.

Wollte einer nur wenig Syrupp machen, und zu Anſchaffung des Steines die Koſten nicht verwenden, der laſſe nur einen Trog von beliebiger Größe, und aus einem harten Stück Holz einen Stößer verfertigen (in dem untern Ende des Holzes werden nur zwey Reifen geſchnitten, welche ſich durchkreutzen), mit ſelbigem kann man die Wurzeln, ſo klein als nöthig iſt, zerſtampfen. Beyder Arten bedient man ſich zur Zerquetſchung der Aepfel, und dieſe Methode iſt gewiß beſſer, als das Reiben, weil dadurch die Saftröhren der Wurzeln völlig zerdrückt werden.

4) Wenn die Wurzeln auf eben gedachte Art entweder gekocht, gerieben, oder ſonſt zerquetſchet und zermalmet werden, ſo füllt man etwas davon in einen kleinen leinenen Beutel, preßt es unter einer Wachs- oder Honigpreſſe aus, und fährt damit ſo lange fort, bis der ganze Vorrath ausgepreßt iſt; man kann zwey ſolche Beutel machen, damit man unter dem Auspreſſen des einen, den andern wieder anfüllen könne. Auf die in der Preſſe zurück gebliebenen Theile oder Treber gießt man Waſſer, damit ſie nicht ſauer werden, und bewahrt ſie auf zum Futter für die Schweine. In Ermangelung einer ſolchen Preſſe bedient man ſich eines Tubbens, in deſſen Boden ein Loch iſt. In ſolchen legt man einige Tonnenſtäbe, oder andere dergleichen Hölzer, und auf ſelbige etwas

was Stroh, damit der Saft dadurch frey ablaufen kann; hierauf legt man den Beutel mit den dazu vorbereiteten Wurzeln, und auf dieſen ein gereiftes Bret, welches man mit Steinen genugſam beſchwert. Hierdurch wird der Saft eben ſo gut ausgepreßt, als unter einer ordentlichen Schraubenpreſſe. Wenn die Wurzeln vor dem Auspreſſen gekocht worden, ſo muß der Saft vor dem Einkochen durch ein Haarſieb gelaſſen werden, welches gleich beym Auspreſſen geſchehen kann, wenn man den Saft gleich aus der Preſſe durch das Haarſieb in das untergeſetzte Gefäß laufen läßt.

In Ermangelung einer Schraubenpreſſe bedient man ſich auch folgender weniger koſtbaren Preſſe mit gleichem Nutzen: Man läßt einen Trog etwa zwey Fuß lang und einen Fuß breit aushauen, und zwar auf der einen Seite etwas tiefer als auf der andern, auf der tiefſten Seite wird ein Loch ſchräge durch den Boden gebohrt, durch welches der ausgepreßte Saft abläuft, unter den Trog aber ein Paar Klötze gelegt, oder vier Füße gemacht, damit unter denſelben ein Gefäß zu dem heraus laufenden Safte geſetzt werden kann. In dieſen Trog legt man ein gereiftes und durchlöchertes Bret, und auf ſolches den Beutel mit den Wurzeln; auf dieſe wird ein Klotz, welcher genau in den Trog paßt, gelegt, und die Preſſe zugedrückt. Das Zudrücken geſchieht folgendermaßen: Man läßt in einem Stender, wo die Preſſe ihren Platz haben ſoll, in gleicher Höhe mit denſelben ein Loch ſchlagen, ungefähr drittehalb Zoll lang und breit, in dieſes ſchiebt man das ſtärkſte Ende eines etwa neun Fuß langen Hebebaums, ſo, daß ſolcher feſt auf dem Preßklotze liegt, und drückt das andere Ende deſſelben nieder, hierzu wird wenig Kraft erfordert, und

man kann ein Kind dazu gebrauchen, auch ein nicht ſehr ſchweres Gewicht daran hangen.

5) Der ausgepreßte Saft, in welchen man, wenn man will, noch klein geſchnittene friſche Citronenſchalen einwerfen kann, wird alsdenn in einem Keſſel oder Topfe auf ſchwachem Feuer ſo lange gekocht *), bis ungefähr $\frac{2}{3}$ eingeſotten ſind, oder der Syrupp ſo dick iſt, als man verlangt; welches man mit ein wenig auf einem zinnernen Teller kalt gewordenen Syrupp verſuchen kann **); die Zeit des Kochens läßt ſich nicht genauer beſtimmen, nur daß alsdenn weit weniger Zeit erfordert wird, wenn die Wurzeln ungekocht ausgepreßt worden.

Während des Kochens ſchäumet man (beſonders wenn die Wurzeln vor dem Auspreſſen gekocht worden) den Saft ab, und wenn er aufſteigt, hindert man ſolches mit der Schaumkelle; auch muß man den ſchon etwas verdickten Saft fleißig umrühren, weil er ſonſt ſehr leicht anbrennt, und dadurch ſeinen ſüßen Geſchmack verliert; das Anbrennen wird auch durch das Einwerfen einiger großen reinen Glasſcherben in etwas verhütet, weil ſelbige durch das Kochen auf dem Boden des Keſſels in beſtändiger Bewegung erhalten werden.

Je ſtärker der Saft eingeſotten wird, deſto beſſer iſt der Syrupp, man muß ſich aber hüten, daß er nicht allzu ſtark verkocht, weil er alsdenn zu hart, und zum Gebrauche untüchtig wird.

6)

*) Zu Erſparung der Feuerung kann man in einem kleinen Keſſel, ſobald ein Beutel voll ausgepreßt iſt, anfangen zu kochen, und den Saft, wie man ihn auspreßt, hinzu gießen.

**) Wenn der Syrupp kalt wird, ſo verdickt er ſich ſehr, und man kann aus der Urſache an dem kochenden Saft nicht ſehen, ob er dick genug iſt.

6) Wenn der Syrupp ſtark genug eingekocht iſt, läßt man ſelbigen in hölzernen oder irdenen Gefäßen kalt werden, und bewahrt ihn in neuen Steintöpfen, die mit Blaſe oder Papier wohl verbunden werden müſſen, an einem kühlen Orte zum Gebrauche auf. Iſt er gut, ſo kann er ſich wohl zehn Jahre halten, und wird von Jahre zu Jahre beſſer.

In der Gegend um Quedlinburg und andern nahe angränzenden Gegenden iſt dieſer Syrupp ſchon lange Zeit unter dem Nahmen Möhrenſäft bekannt geweſen, und wird daſelbſt an allen zu verſüßenden Speiſen, welche eine dunkle Brühe haben, ſtatt des Zuckers gebraucht, welchem er an Süßigkeit völlig gleich kommt. Von vielen wird er auch ſtatt Butter auf dem Brote gegeſſen.

Branntwein aus Möhren.

In dem Taſchenbuche für Gutsbeſitzer, herausgegeben von G. Brieger, 1797. S. 22. wird ein vortheilhaftes Verfahren angezeigt, wie man Branntwein aus Möhren erhalten kann, welches ſeines Nutzens wegen bekannter zu werden verdient. Die im Herbſt ausgegrabenen friſchen Möhren wogen, nach abgeſchütteltem gröbſten Schmutze, 2112 Pfund. Man ließ ſie auf einem Boden, einer Tenne, oder unter einem luftigen Schuppen drey Tage lang welken, wodurch ſie am Gewicht etwas verlohren; dann ſchnitt man von den Wurzeln die dünnen Spitzen und Faſern und das grüne Kraut ab, und kochte dieſe ganze Quantität Möhren mit 126 Quart friſchen Brunnenwaſſers, etwa drey Stunden lang, zu einem Brey, indem man die mürbe gekochten Möhren mit einem großen Holze im Keſſel zerrieb. Nun wird

aus den Möhren der Saft ausgepreßt, und dieſer Saft, nebſt der Brühe, darin man die Möhren gekocht hatte, mit etwas Hopfen gekocht, und nach fünfſtündigem Knochen ins Kühlfaß gethan. Nachdem dieſe Brühe bis zum 66 Gr. Fahrenh. oder 15 Gr. Reaumür abgekühlt war, gab man der ganzen Maſſe 6 Quart Hefen. Sie gohr in einem mäßig warmen Zimmer 48 Stunden lang, und war nun bis auf 58 Gr. Fahrenh. oder 12 Gr. Reaum. abgekühlt, da denn die Hefen zu Boden fielen. Hierauf nahm man 48 Quart noch ungegohrnen Möhrenſaft, von derſelben Bereitung, erwärmte dieſelbe und goß ſie in die bereits gegohrne Möhrenbrühe, da ſie abermals auf 66 Grad ſtieg und von neuem anfing, 24 Stunden lang zu gähren; und als ſie nun auf 58 Grad wiederum gefallen, und die Hefen zu Boden geſunken waren, faßte man alles auf vier halbe Oxhofte, welche Operation eine neue Gährung, während 3 Tagen, auf den Fäſſern zuwege brachte. So lange die Gährung vor ſich gieng, mußte die Luft im Brauhauſe auf dem 44. und 46. Grade oder 6 Grad Reaum. von Wärme erhalten werden, welchen Grad der Wärme man bey kalter äußerer Witterung durch Heizen zu erhalten ſuchte. Die gegohrne Flüſſigkeit deſtillirte man, und ſie lieferte 200 Quart Vorbrand, welcher, nach einem nochmahligen Ueberziehen, 48 Quart ſtarken Spiritus lieferte, welches gewiß eine ſehr anſehnliche Quantität iſt, indem 10 Pfund Möhren 1 Quart Vorbrand und 1 halbes Nößel Spiritus geben. Die Ueberbleibſel der ausgepreßten Möhren wogen noch 672 Pfund, welche, nebſt dem abgeſchnittenen Kraut und den Spitzen der Möhren, ſo wie auch 456 Quart Spülig, den Schweinen zu einem guten

ten Futter dienen, welches bey Berechnung des Nutzens auch mit in Anſchlag gebracht zu werden verdient. Da ein Morgen Landes gewiß 10000 Pfund Möhren liefert: ſo würde man daraus 1000 Quart Vorbrand und 240 Quart ſtarken Spiritus erhalten, wobey ſich alſo ein Morgen Landes, der mit Möhren beſäet wird, höher ver⸗intereſſiret, als beym Fruchtbau; beſonders ver⸗dient dieſer Vorſchlag befolgt zu werden, wenn Mangel an Getreide vorhanden iſt.

S. Buſch's Almanach oder Ueberſicht der Fort⸗ſchritte in Wiſſenſchaften, Künſten ꝛc. von Oſtern 1796 bis Oſtern 1797. oder zweyter Jahrgang. Erfurt bey Keyſer 1798. 8. S. 575 fl.

Eben dieſe Vorſchrift befindet ſich auch in Hochheimer's allgemeinem Haus⸗ und Kunſt⸗buch ꝛc. II Th. Leipzig 1797. 8. S. 98—89. III. Th. Leipzig 1800. S. 693—95.

Dieſe Anleitung Branntwein aus Möhren zu brennen, welche von dem vor einigen Jahren in Halle verſtorbenen berühmten Joh. Reinh. Forſter, Prof. der Naturgeſchichte herrührt, und in noch mehreren Schriften abgedruckt iſt, hat in⸗deſſen an dem Herrn G. F. Wehrs in Hanno⸗ver einen Prüfer gefunden, der manches dagegen einwendet, und deſſen Berichtigungen man nicht übergehen kann. Er ſagt *);

Das neue Subſtitut, welches Herr D. J. R. Forſter im 88ſten Stück (dieſes Magazins von dem Jahre 1790.) zum Branntweinbrennen vor⸗ſchlägt, ſind die bekannten gelben Wurzeln, Möhren, Mohrrüben, oder Carotten (Daucus Carota. Linn.).

So wie es die Pflicht eines jeden guten Patrio⸗ten iſt, ſeine Kenntniſſe ſeinen Mitbürgern mitzu⸗theilen, wodurch ſie ſich wichtige Vortheile in ihrer Wirthſchaft verſchaffen können, eben ſo ſehr iſt es Pflicht, dergleichen neue Vorſchläge erſt gehörig zu prüfen, und zu unterſuchen, ob ſie auch würklich den gerühm⸗

*) S. Hannov. Magaz. 1790. Col. 1529 fl.

gerühmten Vortheil gewähren; das Reſultat davon aber früh genug ſeinem Mitbürger bekannt zu machen, ehe er noch durch ſeine Verſuche im Großen in Schaden geſetzt iſt.

Herr D. Forſter giebt in obigem Aufſatze eine umſtändliche Anweiſung, wie man den Carotten-Branntwein verfertigen müſſe. Er ſagt, daß 2112 Pfund vom Schmutze gereinigter Carotten 200 Quart Vorbrand geliefert haben, von welchem man nach einem nochmahligen Ueberziehen 48 Quart ſtarken Spiritus erhalten, mithin hätten 10 Pfund Möhren ein Quart Vorbrand, und ein halbes Nöſſel Spiritus gegeben.

Der vom Herrn Forſter gethane Vorſchlag, aus Carotten Branntwein zu brennen, iſt nicht neu. Noch kürzlich machte die Geſellſchaft der Künſte und des Ackerbaues in London bekannt, daß ſie Verſuche angeſtellt, aus Kartoffeln Branntwein zu brennen, und daß dieſe Verſuche gut ausgefallen wären. Eben dieſe Geſellſchaft zeigte ſchon im Jahre 1773 ein gleiches von den Carotten an, und im Frühjahre 1773 wurde dieſe Nachricht der Landwirthſchaftsgeſellſchaft in Celle von einem ihrer Mitglieder des engern Ausſchuſſes mitgetheilt. Nach ſelbiger werden aus 20 Buſhel Carotten (ungefähr 25 Himten) drey Gallons (oder 13 Quartier) Branntwein gewonnen, der ſo gut und wohlſchmeckend ſeyn ſoll, wie Rum aus Zuckerrohr.

Der Anzeiger hat ſo, wie Herr Forſter, der Landwirthſchaftsgeſellſchaft nur die Vortheile des Carotten-Branntweins, nicht aber auch zugleich die dabey eintretenden Schwierigkeiten, und die den Gewinnſt weit überſteigenden Unkoſten angezeigt; und dieſerwegen ſcheint es, als habe er entweder gar keine, oder nur Verſuche im Kleinen gemacht.

Die Rechnung ſoll jetzt nach ſeiner eigenen Angabe, und zwar nur ſo niedrig wie möglich gemacht werden. Aus 25 Himten Carotten, ſagt er, können 13 Quartier Branntwein gezogen werden. Wenn der Himten Carotten alſo nur ganz geringe wenigſtens zu 3 mgr. gerechnet wird, da er doch im Durchſchnitt vier, fünf, ſechs mgr. koſtet, ſo betragen

gen 25 Himten : : :		2 Rthlr.	3 mgr.	
Den Arbeitslohn ſchlage ich nur ganz gering an zu . : :		—	18	—
Für Malz, welches dabey unentbehrlich iſt, rechne ich : : :		—	9	—
Für Geſte zum Fermentiren :		—	6	—
Für Blaſenzins : : :	1	—	—	—
Für Feuerung : : : :	1	—	—	—

Dreyzehn Quartier würden alſo zum allerwenigſten koſten : 5 Rthlr.

beträgt das Quartier 13 mgr. $6\frac{10}{13}$ pf., wäre alſo gegen gegenwärtigen guten Kornbranntwein (der den von Carotten verfertigten doch immer an Geſchmack und Stärke übertrift) beynahe 7 mgr. theurer, mithin würde der ganze Verſuch zu weiter nichts dienen, als eine Sache unnöthiger Weiſe zu verſchwenden, die zu einem nützlichern Gebrauche da iſt. Ich will nicht einmal der Unkoſten des großen kupfernen Gefäßes, worin 25 Himten Carotten eingekocht werden können, erwähnen, denn man könnte dagegen einwenden, daß man den Satz verringern könne, obgleich alsdenn wieder auf der andern Seite die Unkoſten der Feurung und der Arbeitslohn erhöhet werden würden, anderer Inconvenienzien nicht einmahl zu gedenken, die einem Jeden, der nur ein wenig in der Oekonomie bewandert iſt, ſchon bekannt ſind.

Es iſt möglich, faſt aus jeder Frucht Spiritus zu ziehen; ja man kann auch aus dem Blute eines jeden Thieres dergleichen erkünſteln; aber die mehrſten Verſuche dieſer Art, laufen alle mit dem aus Kieſelſteinen Gold zu machen, auf eins hinaus.

Weit vortheilhafter wie zum Branntweinbrennen, können wir unſere überflüſſigen Carotten zur Bereitung eines Syrups nutzen, deſſen Verfertigung uns Grotjan in ſeinem immerwährenden Gartenkalender von 1765. Seite 277 bis 280, die coburger Auszüge vom Jahre 1752. Nr. 35. und mehrere lehren. Auf dem Eichsfelde, in Langenſalze, in und um Quedlinburg, im Mecklenburgiſchen u. ſ. w. macht man dergleichen Carottenſyrup, und gebraucht ihn nicht nur in der Haushaltung zur Verſüßung der Speiſen, ſondern ißt ihn auch ſtatt Butter oder Zwetſchenmußes auf Brot geſchmiert.

 Fünf=

Funfzehn Wurzeln, welche ungefähr ſechs Pfund wiegen, geben vollkommen ein Quartier Saft; dieſer kocht in drey und einer halben Stunde, und der übrig bleibende Syrup beträgt ⅓ Quartier.

Daß ſich an den gelben Saatmöhren, welche man den Winter über im Keller aufbewahrt, oben in den ausgeſchlagenen Kronen, ordentlicher Möhrenſame erzeugen ſolle, der, wenn er auf gut bereitetes Land geſäet wird, aufgehet und gute Möhren hervorbringt, wie es im Reichsanzeiger 1794 Col. 939 behauptet wird, iſt wahrſcheinlich eine Täuſchung, die durch irgend eine flüchtige Beobachtung veranlaßt ſeyn mag. Man findet im Frühlinge an den Stängeln und Blättern verſchiedener Kräuter und Gartengewächſe, welche den Winter über gelegen und gemodert haben, ein kleines Pilzgewächs, das erſt weiß, dann bräunlich, und endlich braunſchwarz wird, und etwas größer als der gewöhnliche Kohlſame iſt, ja wohl einen Durchmeſſer von 1 bis 1½ Linien erlangt. Dieſes kleine Gewächs, welches Dickſon Sphaeria Braſſicae, Tode aber Sclerotium Semen nennt, haben Unkundige ſchon oft für wahren Kohlſamen angeſehen, und einige wollen es auch ausgeſäet und Kohlpflanzen davon erhalten haben. Wie wenig man in dieſem Verſuche aber glücklich zu ſeyn Hoffnung habe, ergiebt ſich aus der einfachen Bemerkung, daß dieſes kohlſamenähnliche Gewächs auf allen Arten von faulenden Kräutern, wo man es findet, immer ganz gleich geſtaltet iſt. Ich habe es wenigſtens an Kartoffelſtängeln, Kohlſtrünken ꝛc. immer ganz gleichförmig gefunden. Wie läßt ſich nun vermuthen, daß alle dieſe Gewächſe, die ſonſt doch ſo verſchieden ſind, ganz gleiche Samenkörper hervorbringen ſollten? — Ich wünſchte in dieſer Hinſicht zu wiſſen, wie der Same,

den

den der Einſender jener Anfrage in dem Reichsan⸗zeiger an den Möhren gefunden hat, beſchaffen ge⸗weſen? Sehr wahrſcheinlich werden es eben dieſe kleinen Pilze geweſen ſeyn; denn daß ſich der ſo ausgezeichnet geſtaltete Möhrenſame bloß durch Fäulniß der Blätter ſollte bilden können, wird kein Naturforſcher glauben, ſo viele Beyſpiele von ſich fortpflanzenden Bulben und Knollen an lebendigen Gewächſen ihm ſonſt auch bekannt ſind. —

Gelbe Möhren im Winter auf ein Artiſcho⸗ckenbeet eingegraben, halten die Mäuſe von den Artiſchockenpflanzen ab. S. im Art. Cynara, Th. 8, S. 491.

Dieſelben um und neben Eicheln mit einge⸗graben, ſollen die Mäuſe ebenfalls von den Ei⸗cheln abhalten. S. im Art. Eiche, Th. 10, S. 238.

Zur nähern Kenntniß des Möhrenbaues, be⸗ſonders des engliſchen, und der Benutzung der Möhren ſind noch nachfolgende Abhandlungen zu empfehlen.

Ueber den Möhrenbau in England und Flandern. Aus dem Engliſchen von Lord Findleder. S. Oekonomiſche Hefte für den Stadt⸗ und Landwirth. VIII B. III Heft März Leipzig 1797. S. 253—264.

Etwas von Möhren. Ein Schreiben an Arthur Young, von dem Prediger Carl Onley. Aus den Annals of Agriculture and other uſeful Arts, collected and publiſhed by A. Young. Vol. XII. p. 169 ff. S. Oekonom. Hefte. XIII. B. VI H. oder Decemb. 1799. S. 561—63.

Geſammelte Nachrichten über den Nutzen des Möh⸗renbaues zum Futter für Pferde und anderes Vieh. Aus The preſent State of Husbandry in Scotland. By Mr. Robert Wight, of Orm-ſtown, Eaſt Lothian, Scotland; und Annals of Agriculture pp. by Young. Vol. I. p. 359 f. V. II. p. 124 f. und p. 137 f. S. Oekonom. Hefte. Jun. 1799. S. 539—548.

Bemerkungen über die Möhren. Vom Hrn. Mouron zu Calais. Aus den Annals of Agriculture pp. Vol. III. p. 8 f. S. Oekonom. Hefte. Jun. 1799. S. 548 — 551.

Ueber Möhrenbau und Werth der Möhren; von F. P. Eliot Eſq. auf Shenſtone Moß bey Litchfield. Aus den Annals of Agriculture pp. Vol. IV. p. 414 ff. S. Oekonom. Hefte. Jan. 1800. S. 60 — 72.

Möhrenbau. Von dem Prediger Carl Onley zu Stiſted-Hall. Aus den Annals of Agriculture pp. Vol. V. p. 414 f. S. Oekonom. Hefte. Febr. 1800. S. 166 — 171.

Ueber den Möhrenbau. Schreiben des Predigers Carl Onley an Arthur Young. Aus den Annals of Agriculture pp. Vol. IX. p. 652 ff. S. Oekonom. Hefte. Jul. 1800. S. 60 — 66.

Sonſt gehören außer den ſchon genannten Schriften über den Anbau der Möhren auch insbeſondere noch folgende hierher:

Oekonomiſche Nachrichten. IV. S. 577 ff.

Schriften der Berner Geſellſchaft. 1767. II. S. 131 ff.

Möhre (Buſch-), ein Nahme des gemeinen Kälberkropfs, Chaerophyllum ſylveſtre Linn. S. im Art. Kerbel, Th. 37, S. 11.

— (Carotten-), ſ. oben, S. 717.

— (cretiſche), iſt ein Nahme der Gebirgs-Hirſchwurz, Athamantha cretenſis Linn.

— (Erd-), ein Nahme, welchen einige der Pflanzengattung Aſtragalus Linn., welche ſonſt Tragant heißt, beylegen. S. im Artikel Aſtragalus, Th. 2, S. 619.

— (Feld-), ſ. oben, S. 721.

— (franzöſiſche), ſ. oben, S. 714.

— (frühe), ſ. oben, S. 717.

— (Früh-), ſ. eben daſelbſt.

— (Garten-), ſ. oben, S. 711.

— (gelbe), ſ. eben daſelbſt.

— (gemeine), ſ. eben daſelbſt.

Möhre (gemeine gelbe), ſ. oben, S. 711.
— (glänzende), ſ. oben, S. 714.
— (glattſamige), ſ. eben daſelbſt.
— (goldgelbe), ſ. oben, S. 711.
— (holländiſche), ſ. oben, S. 717.
— (Klingel= oder Klingen=), ſ. Zucker=wurzel, im Art. Merk, Th. 89, S. 61.
— (lange gelbe), ſ. oben, S. 721.
— (languedockiſche), ſ. oben, S. 714.
— (levantiſche), ſ. oben, S. 714.
— (mauritaniſche), ſ. oben, S. 713.
— (Nadel=), ein Nahme des langſamigen Kerbels, Scandix Pecten Linn. S. im Art. Kerbel, Th. 37, S. 27.
— (rothe), ſ. oben, S. 711.
— (Schnabel=), iſt eben ſo viel als Nadelmöhre. S. hier oben.
— (ſtachelſamige), ſ. oben, S. 715.
— (weiße), ſ. oben, S. 711.
— (wilde), ſ. eben daſelbſt.
— (Winter=), ſ. oben, S. 718.
— (zahme), ſ. oben, S. 711.
— (Zahnſtocher=), ſ. oben, S. 714.

Möhrenbau, ſ. oben, S. 715 ff.

Mohrenbauch, der Nahme einer Schnecke, welche zu den Porcellan=Schnecken gehört; Cypraea Caput ſerpentis Linn.

Mohrenbinde, oder Mohren=Turban, der Nahme einer Art Schnecken, welche Linné Murex Morio nennt.

Möhrenbranntwein, ſ. oben, S. 781. Hier will ich noch einige literäriſche Nachweiſungen hinzufügen.

Hannöveriſches Magazin 1773. Col. 978 ff.
Schwediſche Abhandlungen. XXXVIII. S. 266.
Braunſchweigiſche gelehrte Beyträge. 1773. Col. 207—216.

Sprenger's Calender. 1777. S. 39.
Die Hausmutter IV. S. 69.
Nachrichten für den Nahrungsſtand. I. S. 26.
Anzeige der Leipziger ökonom. Societät. Michaelis-Meſſe 1788. S. 56.
Gothaiſche Handlungszeitung. 1790. S. 300.
Gren's Journal der Phyſik. II. B. 1790. 2. H. S. 163.
Piepenbring ökonomiſche Nützlichkeiten. III. S. 27.
Von Mons. In Crell's Annalen der Chem. 1795. 9. St. S. 294.

Mohrenbreme, der Nahme einer Breme, welche bey Linné Tabanus Morio heißt. Man findet ſie in der Barbarey.

Möhrenbrey, ſ. im Art. **Möhre**, oben, S. 754.

Möhreneſſig, ſ. im Art. **Möhre**, oben, S. 754.

Möhreneyerkuchen, ſ. im Art. **Möhre**, oben, S. 771.

Mohrenflügel, der Nahme eines Schmetterlings, Papilio Ancaea Linn.

Möhrengemüſe, ſ. oben, S. 770.

Mohrengrau ſ. unter **Grau**, Th. 19, S. 787.

Mohrenhuhn, der Nahme einer Art Faſane, welche von den Mohren auf der Inſel Maſambique zu uns gebracht worden; Phaſianus Morio Linn.

Mohrenjahr, ſ. im Art. **Jahr**, Th. 28, S. 604.

Möhrenkaffee, ſ. im Art. **Möhre**, oben, S. 755. Vom Möhrenkaffee geben auch folgende Schriften einige Nachricht:

Leipziger Intelligenz-Blatt. 1779. S. 37.
Hannov. Magaz. 782. 37. St. Col. 589.
Gothaiſches Wochenbl. 2r Jahrg. S. 89.
Leipziger Magaz. 1781. S. 340.
Schubart ökonom. cameral. Schriften. I. S. 112.
Oekonom. Portef. III. S. 248.
Wittenb. Wochenbl. 1796. 19. St.

Möhrenkoch, in den Küchen, ein Koch, d. i. eine aufgelaufene Speiſe, welche aus zerriebenen gelben

Möhren, Eyern, Semmel und Butter bereitet wird. S. im Art. aufgelaufener Koch, Th. 2, S. 736.

Mohrenkopf, eine im gemeinen Leben übliche Benennung verſchiedener Arten Thiere, welche einen ſchwarzen Kopf haben. So wird ein weißes Pferd oder Eisſchimmel, welches einen ſchwarzen Kopf und ſchwarze Füße hat, ein Mohrenkopf genannt. Eine weiße Taube mit einem ſchwarzen Kopfe führt gleichfalls dieſen Nahmen, ſo wie auch eine Art Blaukehlchen oder vielmehr Grasmücken, welche eine ſchwarze Platte auf dem Kopfe hat; Motacilla atricapilla Linn., in einigen Gegenden auch Mönch, Schwarzkopf ꝛc.

Möhrenkuchen, oder Carotten-Kuchen. Reibet rein geſchabte Carotten oder gelbe Mohrrüben auf einem Reibeiſen recht klar, und da ſie viel Waſſer oder Saft bey ſich haben, müſſen ſie in einer Pfanne oder Kaſſerolle ganz trocken abgerühret werden. Schlaget hierauf fünf Eyer dazu, und haltet mit dem Rühren ſo lange an, bis ſie ganz treuge ſind. Schüttet ſie nun in eine Reibeſatte, rühret ſie darin glatt ab, und thut etwas über dem Feuer zergangene nicht ſehr geſalzene Butter, nebſt zehen Eyern, unter ſtetem Umrühren, dazu. Nehmet ferner noch zehen Eyerdotter, etwas in Milch eingeweichte, und wiederum wohl ausgedrückte Semmel, und rühret dieſes nebſt drey Viertelpfund Zucker eine gute Viertelſtunde unter einander. Schüttet endlich dieſen Teig in einen zubereiteten blechernen Reif, ſetzet ihn in einen Ofen, oder in eine Tortenpfanne, daß er gemächlich abbacken könne.

Je ſüßer und röther die Carotten oder Mohrrüben ſind, deſto lieber ſind ſie zu Kuchen zu nehmen. Man muß ſie nach dem Abſchrapen nicht

ins Waſſer werfen, damit ihr Süßes nicht ausgezogen werde.

Wenn man will, kann man auch Korinthen und fein gehackte Mandeln, nebſt Zimmt, unter den Teig ganz zuletzt mengen, damit die erſtern Gewürze nicht klein gerieben werden.

Weil die Mohrrüben, wenn ſie groß und ſüße geworden ſind, eine ſehr wenig geachtete Speiſe in den meiſten Häuſern abgeben, ſo wird der Carotten-Kuchen nur in die dritte Klaſſe der Kuchen geſetzet; ob er ſchon werth wäre, daß er, um ſeines guten Geſchmacks und ſeiner Dienlichkeit halber, den Kuchen vom zweyten Range zugezählet würde. In ſolchem Range wird er von vielen gegeſſen, die ſeine Beſtandtheile nicht wiſſen. Sobald man ihnen aber Carotten oder Mohrrüben nennet, ſo verliert er gleich ſeinen Rang. Uebrigens aber kann dieſer Kuchen ſowohl warm als kalt gegeſſen werden.

Mohrenkümmel, ſ. unter **Kümmel** Th. 55, S. 28. und **gemeine Möhre**, oben, S. 711.

Mohrenland, ein jedes Land, welches von Mohren, d. i. ſowohl von ganz ſchwarzen, als auch von braunen Menſchen bewohnt wird. In engerer Bedeutung und ohne Plural pflegte man ehedem **Aethiopien** nur **Mohrenland** zu nennen, welche Benennung aber wegen der Vieldeutigkeit des Wortes **Mohr** jetzt veraltet iſt.

Möhrenmus, ſ. oben, S. 752 und S. 768.

Mohrenmütze, eine Art Taucher mit einem ſchwarzen Kopfe und Halſe und einer oberhalb weißen Haube, welche ſich in Nordamerika aufhält; Mergus cucullatus Linn.

Möhrenöhl, ſ. im Art. **Möhre**, oben, S. 767.

Mohren-Papillon, ein Tagſchmetterling, welcher im

im Linnéiſchen Syſteme den Nahmen Papilio Phereclus führt und in Amerika gefunden wird.

Mohrenpfeffer, ſ. unter Pfeffer.

Möhrenſaft, ſ. im Art. Möhre, oben, S. 751. 752. 768. und S. 773.

Mohrenſalbey, ſ. ungariſche Salbey in S. Es iſt Salvia Aethiopis Linn.

Möhrenſame, von der mediciniſchen Kraft deſſelben, ſ. im Art. Möhre, oben, S. 767.

Mohrenſchwarz, eine gedämpfte ſchwarze Farbe, welche neben dem Braunen auch ein wenig Blaues in ihrer Miſchung hat. S. Prange's Farben-Lexicon, S. 538 und Taf. 31. n. 49—64.

Möhrenſuppe, ſ. im Art. Möhre, oben, S. 771.

Möhrenſyrupp, ſ. im Art. Möhre, oben, S. 768. 773 und anderwärts, wo vom Möhrenſafte die Rede iſt.

Mohrentaube, eine weiße Taube mit einem ſchwarzen Kopfe, ſ. im Art. Mohrenkopf.

Möhrentorte, ſ. im Art. Möhre, oben, S. 772.

Möhrentrank, ſ. daſelbſt, S. 773.

Mohren Turban, ſ. Mohrenbinde, oben, S. 789.

Möhrenvorkoſt, ſ. im Art. Möhre, oben, S. 768.

Mohrenwachs, ſo nennt man diejenigen Wachstafeln, welche ſich oben im Stocke befinden, und eine braune ins ſchwarze fallende Farbe bekommen.

Mohrenwaſſerhuhn, ſ. unter Waſſerhuhn.

Mohrenweitzen, ſo nennen einige die Pflanzengattung Melampyrum; ſ. Kuhweitzen, Th. 54, S. 697.

Mohrenzopf, Plica polonica, ſ. Weichſelzopf.

Mohrerde, ſ. im Art. 3 Mohr, oben, S. 705.

Mohrfahrer, ſo heißt in und um Bremen ein Schiffer, welcher den Torf aus dem Mohre die Weſer herauf nach der Stadt führet.

Mohrgras, eine Art Riedgraſes, welche in den

Mohren

Mohren und Sümpfen wächſt; Carex caeſpitoſa Linn.

Mohrgrund, ein mohriger Grund.

Mohrhirſe, richtiger Mohrenhirſe, eine Art des Honiggraſes, Holcus Sorghum Linn. S. im Art. Gras, Th. 19, S. 742. Nach Herrn Adelung belegt man auch einige andere Arten der Gattung Holcus mit dieſem Nahmen, nähmlich Holcus ſaccharatus, H. Halepenſis und H. bicolor Linn.

Mohrhirſenbrot, ſ. in dem eben genannten Artikel, S. 744.

Mohrig aus Mohr oder Sumpf beſtehend, Mohr enthaltend. Ein mohriger Boden.

Möhringie, Moehringia, eine Pflanzengattung, welche in die zwente Ordnung der achten Claſſe des Linnéiſchen Syſtems, Octandria digynia gehört, und wovon bis jetzt nur eine Art, M. muſcoſa, bekannt iſt, welche in den Alpen des ſüdlicheren Europas wächſt aber klein und unbedeutend iſt.

Mohriſche Figuren, in der Baukunſt, ſ. Arabesken, in den Supplement-Bänden.

Mohriſche Münze, Cypraea Moneta, eine etwa einen Zoll lange Porcellan-Schnecke, die beſonders auf den Maldiviſchen Inſeln häufig gefunden und von da in ganzen Schiffsladungen verführet wird, um einigen mohriſchen Völkern als Scheidemünze zu dienen.

Mohrländereyen, Gegenden, die ganz oder zum Theil aus Mohrgründen und Sümpfen beſtehen. S. 3. Mohr und Sumpf.

Mohrmeier, in einigen niederſächſiſchen Gegenden, ein Meier, welcher in einem Mohre wohnt.

Mohrmeiſe, 1. in einigen Gegenden ein Nahme der Sumpfmeiſe, welche auch das Mohrvögelchen genannt wird. S. im Art. Meiſe, Th. 88, S. 26.

2. An andern Orten führt die Schwanzmeiſe dieſen Nahmen. S. daſelbſt, S. 29.

Mohrpflanze, Pflanzen, welche in mohrigen und ſumpfigen Gegenden wachſen, und nachdem ſie verfaulet ſind, den Torf liefern. S. unter Torf.

Mohrquappe, eine Art des Kabliaus, welche im Däniſchen Moerquabbe, oder Knollquabbe genannt wird; Gadus Muſtela Linn.

Mohrrübe, ein Nahme der angebaueten Spielarten der gemeinen Möhre; andere legen der ganzen Möhrengattung dieſen Nahmen bey. S. den Art. Möhre, oben, S. 710 fl.

Mohrrübenbau, **Mohrrübenbranntwein**, **Mohrrübenbrey**, **Mohrrübeneſſig** ꝛc. ꝛc. ſ. Möhrrenbau, Möhrenbranntwein ꝛc. ꝛc. oben, S. 789. fl.

Mohrſchnepfe, eine allgemeine Benennung aller derjenigen Schnepfen, welche ſich gewöhnlich in Sümpfen und Mohren aufhalten, und wohin die Doppelſchnepfe, Himmelsziege, Haarſchnepfe, und Rietſchnepfe gehören, zum Unterſchiede von den Waldſchnepfen.

Mohrſeide, Eriophorum Linn. ſ. Flachsgras im Art. Gras, Th. 19, S. 750 fl.

Mohrſtein, **Moraſtſtein**, ſ. Modererz, oben, S. 586.

Mohrtorf, ſ. unter Torf.

Möhrung, ſo heißt im Oeſterreichiſchen ein Canal zur Ableitung eines Mohres oder Moraſtes.

Mohrvogel, 1. eine im Niederſächſiſchen übliche Benennung eines Waſſerhuhnes, Fulica Linn. Engl. Moorhen. S. Waſſerhuhn. 2. Die braune Grasmücke wird von einigen das Mohrvögelchen genannt; vielleicht wegen ihrer braunen Farbe. 3. In andern Gegenden führet die Mohrmeiſe dieſen Nahmen.

Mohr=

Mohrvogt, im Niederſ. der Vogt, oder Aufſeher eines Torfmohrs.

Mohrwaſſer, eine Art des Sumpfwaſſers, welches über einem mohrigen oder torfigen Boden ſtehet, Bruchwaſſer; zum Unterſchiede von dem Moderwaſſer. — Durch zufällige Ausgrabung ſehr gut erhaltener menſchlicher Körper im Torfmohr, wo ſie, allen Umſtänden nach, Jahrhunderte gelegen, hat man entdeckt, daß das Mohrwaſſer beſſer, wie alle andere koſtbare Arten zu balſamiren, dienen könne, Muminen zu bereiten. Die näheren Umſtände ſind indeſſen noch nicht gehörig ins Licht geſetzt worden. Aus eben dieſem Grunde hat man den Verſuch gemacht, das Mohrwaſſer zum Gärben des Leders anzuwenden, wovon in den Supplement-Bänden das weitere nachzuſehen iſt.

Mohrweitzen, ſ. **Mohrenweitzen**, oben, S. 793.

Mohrwurz, ſ. **Paſtinak**.

Mohur, der Nahme einer Münze in Calcutta in Bengalen. Man hat daſelbſt Gold-Mohurs, à 16 Siccka Rupien, 1 Siccka Rupie à 12 Annas. Ein Viertel-Gold-Mohur iſt 3½ Grän ſchwer, und gilt 4 Silber-Rupien.

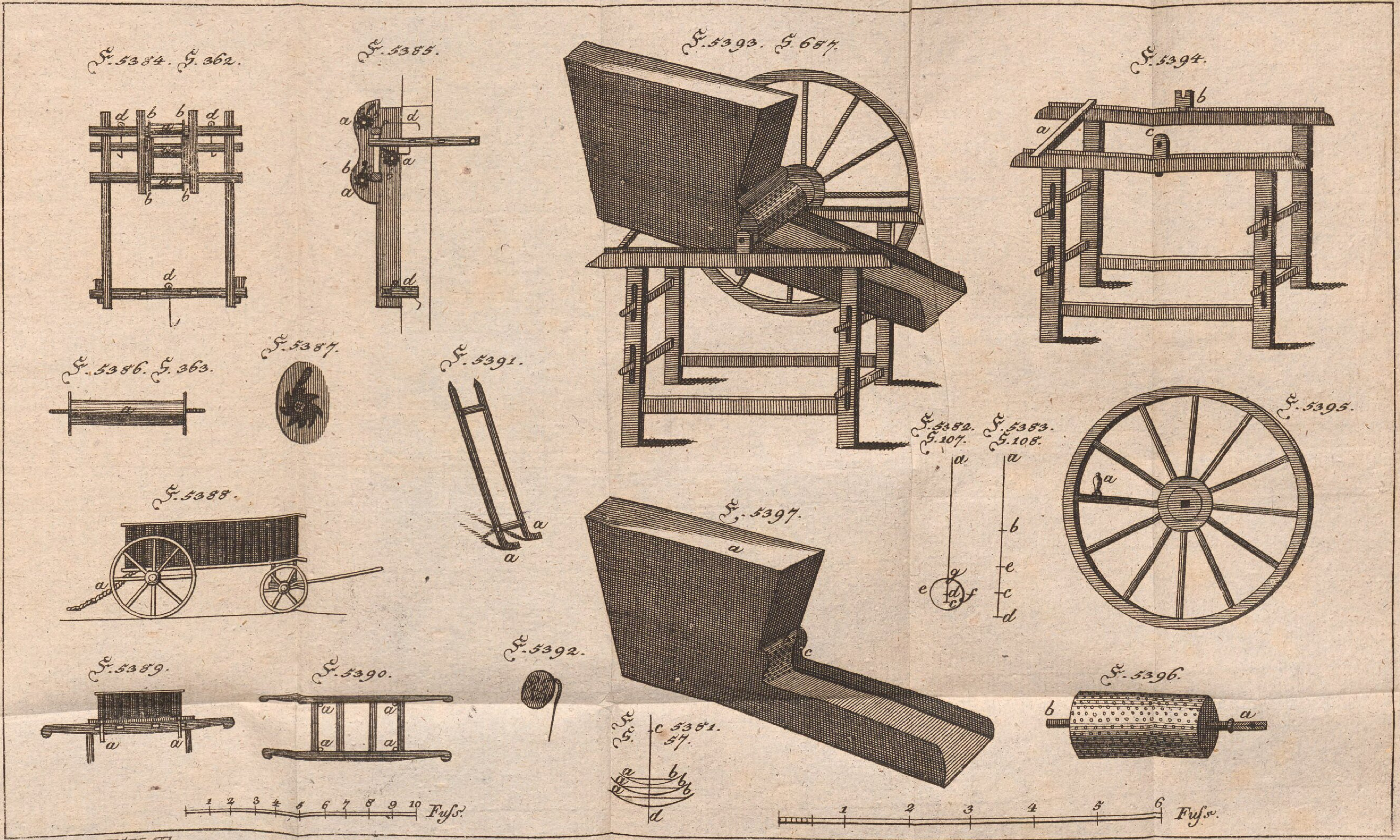
S. Journal für Fabrik, Manufactur ꝛc. Auguſt, 1797. S. 126 und Tab. II. wo ein Viertel-Gold-Mohur mit arabiſchen und perſiſchen Buchſtaben abgebildet iſt.

Ende des zwey und neunzigſten Theiles.

Nachricht für den Buchbinder.

Die Kupfer werden, nach Ordnung der oben auf jeder Platte zur rechten Hand befindlichen Zahlen, hinten an das Buch, an ein Blatt Papier angekleiſtert, damit ſie bequem heraus geſchlagen werden können.

Die Tabellen werden, nach Anweiſung der darauf befindlichen Seitenzahlen, im Buche ſelbſt befeſtigt.



Oec. Enc. XCII Th.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Krünitz, Johann Georg, / Floerke, Friedrich Jakob, / Flörke, Heinrich Gustav,

D. Johann Georg Krünitz ökonomisch-technologische Encyklopädie, oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft, und der Kunst-Geschichte in alphabetischer Ordnung
Bd.: 92

Berlin 1803

Oecon. 1032-92
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10296682-6
VD18 90038509